

Zeitung



Unterhaltungsblatt

zur

Neuen Münchener Zeitung.

Herausgegeben

von

Friedrich Wolf.

I. Jahrgang.

München, 1860.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.

Inhalt.

I. Romane und Novellen.

II. Bilder aus Leben und Geschichte.

III. Aus der Natur.

IV. Gedichte.

V. Vermischtes.

17. Juni 1860.

I. Jahrgang. Nro. 1.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

An unsre Leser.

Mit dem Guten ringt das Böse,
Mit dem Glauben der Verrath;
Drohend klingt die Tageskunde,
Und noch warten wir der Stunde,
Wo der Sieg des Rechtes naht.

Doch wenn Alles wankt und weichet
Wechselnd in der Thaten Lauf,
Bauet ewig doch das Schöne,
Daß es tröste, mild versöhne,
Seine Tempelhallen auf.

Denn die Kunst, die frei geborne,
Fraget nicht nach Nord und Süd;
Fantasie und Liebe thronen
Ueberall wo Menschen wohnen,
Wo ein Herz im Busen glüht.

Leih't denn, um von Müh'n zu rasten,
Dem Erzähler gern das Ohr,
Und aus fremder Sitte Spiegel,
Trete hell des Geistes Siegel,
Seine Bildnerkraft hervor.

Wenn wir dann aus fernen Gärten
Duft'ge Blüthen dargereicht,
Laßt Euch aus entlegner Erde
Führen zu dem trauten Herde
Heimischer Vergangenheit.

Blickt dann in des Vaterlandes
Alte Zeit mit uns zurück!
Wuchs doch auf aus ihr die neue,
Wurzelt doch in ihr die Treue,
Bürgertugend, Bürgerglück!

Aber was wir Euch auch bieten,
Ernste Forschung, heitres Spiel,
Sei es Wahrheit, sei es Dichtung,
Fest und klar ist unsre Richtung,
Eure Gunst bleibt unser Ziel!

Eine Schnepfe.

Bild aus dem Leben der russischen Gesellschaft.
Nach E. Grebenko von H. Noë.

Jede Schnepfe lobt ihren Sumpf.
Russisches Sprichwort.

I.

Rußland ist ein reiches Land; es hat Ueberfluß an Gewässern, Wäldern und Weiden. Es besitzt viel Gold und Silber, viel Edelsteine und noch viel mehr verabschiedete Lieutenants.

Ich will Euch mit einem aus der unendlichen Anzahl dieser Lieutenants bekannt machen: mit Makar Petrowitsch Medwjedeff. Er hatte anderthalb Jahre als Cornet in in der Cavalerie gedient, und nahm seine Entlassung als Lieutenant, auf Grund folgender Erwägung:

Der Dienst hat keinen großen Vortheil von mir, Feldmarschall will ich auch nicht werden, ist auch ziemlich schwer. — Es gibt eine Menge armer Teufel, die sich um einen Posten reißen. Ich habe mein anständiges Auskommen, ich heirathe, gehe aufs Land und lebe als gnädigster Gutsbesitzer!

Beschlossen, den Abschied genommen, in einen Wagen gesetzt und davon gefahren.

In seiner Gegend angekommen, entledigte sich Medwjedeff seines modischen Costüms, brachte seine Jagdgewehre in Ordnung, kaufte sich in Romny eine zweisitzige Droschke und heirathete eine ziemlich hübsche Brünette, Anna Alexandrowna, die Tochter des benachbarten Gutsherrn.

Jetzt ist Medwjedeff verheirathet, unabhängig, zufrieden; jetzt kann er dick und rund werden! — Beneidenswerthe Perspective! — Fürwahr beneidenswerth!

Lächle nicht so boshaft, mein Freund mit der vergilbten, abgenutzten Physiognomie, du hassest alle Dickbäuche, weil du selbst vor Bosheit so dürr geworden bist, wie ein Käfer. Du streitest, verläumdest, klatschest immer, wie eine alte Jungfer. Mach dir nur selbst Vorwürfe, du bist selbst Schuld — warum mühst und quälst du dich so ab? Gestehe zu, daß ein ländliches Stillleben etwas werth ist: ein schattiger Garten, mit seinen goldnen, röthlichen Aepfeln; der klare See, auf dem sich so lustig dein Schiffchen tummelt, der Teich mit Trauerweiden umpflanzt, auf ihm gegen Abend

die scheuen Schaaren der Wildenten; jenseits des Teiches die schallenden Gesänge der Bauern, die vom Felde nach Hause zurückkehren, und die Fluren mit ihren duftenden Wiesen? Und ein junges schönes Weib, welches nicht eintönige Bälle in den ersten Tagen von deiner Seite reißen, ein Weib, das dein Nachhausekommen mit einem Kuße begrüßt, und welch frischer, keuscher Kuß! ach, ach! wie viel Poesie, wie viel — doch, weit besser ist Schweigen.

Ihr kennt jetzt den verabschiedeten Lieutenant Medwjedeff; ihr wißt, daß er verheirathet ist, — ihr kennt vielleicht Alles dort. Verzeiht! Noch eine bedeutende Persönlichkeit fehlt: Petruschka, der Diener des Makar Petrowitsch, einer seiner Bauern und zugleich Pathe. Makar Petrowitsch war fast zugleich mit Petruschka aufgewachsen. Als er zum Regimente abging, bat er seinen ruhigen Vater, Petruschka in die Bezirksschule zu schicken. Der alte Barin *) gab nach, der Leibeigene bekam Unterricht. — Makar Petrowitsch fand als er nach Hause zurückkehrte, Petruschka als hübschen achtzehnjährigen, gut unterrichteten und flinken Jungen wieder. Er liebte ihn wie einen Bruder, und verzog ihn sogar, wie wenigstens die Nachbarn sagten, nicht wenig, indem er ihm erlaubte, alle Bücher seiner ländlichen Bibliothek zu lesen. —

2.

Moltschalin: Mein Vater hinterließ mir — — —
Gribojedoff.

Medwjedeff trank am Anfange Novembers, ungefähr um sieben Uhr Abends, mit seiner Frau Thee. Sie saßen auf dem Divan vor einem großen runden Tische, auf dem ein glänzend bronzirter Theekessel zischte. In den schweren Leuchtern brannten zwei Kerzen. An der Thüre stand, einen Präsentirteller in der Hand, Petruschka. Auf dem Teppiche zu den Füßen des Makar Petrowitsch saß Tresor, ein großer Hühnerhund.

Im Zimmer war Alles still. Selten war irgend ein gedehnter Zuruf vernehmlich, worauf man wieder einige Secunden lang Tresor Zucker essen hören konnte, dann abermals Stille. Anna Andrejewna fischte, um nur irgend etwas zu thun, sehr emsig mit dem Theelöffel die kleinen Theeblättchen in der Tasse auf. Makar Petrowitsch schlürfte den Rauch seiner Pfeife ein, und ließ ihn auf besondere Art wieder durch den Bart streichen.

Die Ehegatten, mit Erlaubniß so zu sagen, langweilten sich. Nicht etwa, als ob eine Hälfte über die andre sich gelangweilt hätte, Gott bewahre, nein, nein, sie langweilten sich schlechtweg. Der Herbstregen schlug gegen die Fenster, die Theemaschine summte schläfrige Geschichten, die Kerzen brannten düster — in solchen Augenblicken ist es auf dem Lande besonders angenehm zu gähnen. Dann ist ein Fremder willkommen, von unschätzbarem Werth, eine Segnung des Geschickes.

Im Wohnzimmer des Makar Petrowitsch dauerte die Stille fort. Plötzlich erhob Tresor unruhig den Kopf, streckte den Hals aus, fing an zu knurren und stürzte mit lautem Gebell ins Vorzimmer.

Hierher, Hierher, Tresor! Ruhig; ruhig! rief Medwjedeff: wer ist da, Petruschka?

— Beunruhigen Sie sich nicht, ich bin es, sagte lächelnd ein schmächtiger Fremder in dunkelblauem Frack, sich höflich verbeugend.

*) Barin, oder Bojarin, Gutsbesitzer.

Ei, ei, Julian Astafjewitsch! Gehorsamster Diener! Woher, woher, Theuerster?

— Gehorsamst aufzuwarten, Makar Petrowitsch aus P...w, gerade aus der Kanzlei des Gouverneurs als Kurier nach P. geschickt. Sie sind doch wohl und gesund?

Gott sei Dank! Gott sei Dank!

— Bin sehr erfreut!

— Meinen schönsten Gruß, Anna Andrejewna, Sie befinden sich wohl?

Gott sei Dank!

Sind Sie jetzt bald mit Komplimenten fertig? Diese Herren vom Gouvernement schläfern Einen auch noch mit ihren Redensarten ein. Frau gib ihm doch Thee, er ist ganz erfroren vom Wege.

— Sie haben Recht, Sünder! da, wie groß, wie rüstig Petruschka geworden ist; nun komm her, laß Dich umarmen, wir sind alte Freunde, mein Junge! im vorigen Jahre, als wir miteinander auf die Wahlen gingen, sah er noch viel jünger aus.

Ach Tresor! kennst du mich nicht, schlimmer Hund? erlauben Sie, daß ich ihm ein Stückchen Zucker gebe?

Hören Sie nicht auf, mit dem Hund zu scherzen? Sie verziehen mir ihn noch; trinken Sie Thee und erzählen Sie uns etwas aus der Regierungswelt? keine Neuigkeit?

— Entschieden nichts. Von Krieg hört man nichts, ebensowenig von Aushebung.

Von Aushebung auch nichts?

— Nein!

Das ist vortrefflich. Wie geht es Katharina Fedorowna?

— Gut, sehr gut! Sie hat mir aufgetragen, Sie zu grüßen. Ihre Tochter hat einen Bräutigam von Auszeichnung .... nun wen meinen Sie, gnädige Frau?

Einen Militär?

— Ja, einen Militär, und noch dazu sehr reich. Seine Weinberge im Gouvernement Olonez. —

Was Sie sagen, welch beneidenswerthe Partie!

— Ja, und man sagt auch, er habe noch einen schiffbaren Kanal bauen lassen; jeder Nachen der durchgeht — ein Griwnik*) in der Tasche; jede Barke oder sonstiges Fahrzeug — zwanzig Kopeken. Solche Geschäfte!

Ist es möglich?

— Jawohl, meine Gnädigste! Alle sagen es, unser Rath Gorod Dorochowitsch und Uljana Uljanowna — und — Alle sagen es; und er ist ein Junge, sage ich Ihnen, seine Epauletten glänzen wie Kohlen —

Welcher Rang? fragte Makar Petrowitsch.

— Offiziersrang, er ist schon im achten Monate Fähnrich.

Nun, das heißt noch nicht viel Dienst.

Er wird noch in diesem Jahre Lieutenant, sagt man.

Nun, um in einem Jahre als Lieutenant zu quittiren, vermuthe ich. — Uebrigens mag er wirthschaften, wie es ihm gefällt, uns geht es nichts an. Und Katharina Fedorowna selbst?

— Nichts Neues; sie lebt wie früher, vor Kurzem hat sie von einem Händler einen Grauschimmel gekauft, der nicht übel trabt.

*) 10 Kopeken.

Und Peter Potapowitsch? fragte Maria Andrejewna.

— Tanzt Masurka.

Wie mag man nur Lust haben, nach diesem Dummkopf zu fragen, fuhr Medwjedeff dazwischen.

Wie steht es mit unserm verehrtesten Tus Iwanowitsch?

— Der wurde in der vergangenen Woche begraben.

Begraben?

— Ja, begraben. Uebrigens hat er die ganze Stadt belustigt. In seinem Testament hat er seiner Frau verboten, sich einen Wagen anzuschaffen.

Wie so?

— Nun, er schrieb einfach nieder: Da meine Frau nicht nur aus einer prahlerischen Familie stammt, sondern auch im Laufe unserer vieljährigen Ehe immer eine unglaubliche Hinneigung zur Eitelkeit und zum Großthun zeigte, was sich mehr als einmal durch ihr unpassendes Verlangen nach dem Ankauf eines Wagens zeigte, so verbiete ich, zur Wahrung des Vortheils meiner Kinder, die ich nicht mit der Zeit als Bettler wissen will, derselben unter Androhung meines Fluches die Anschaffung eines Wagens, nicht nur eines neuen, sondern auch eines gebrauchten, als eines Gegenstandes, der als Anfang zur Verschleuderung meines hinterlassenen Eigenthums dienen könnte.

Ha, ha, ha, der Schelm? Der Herr schenke ihm das Himmelreich!

Was macht denn seine arme Wittwe? fragte Maria Andrejewna.

Darüber ist doch nichts zu fragen mein Schätzchen! gewiß schimpft und schmäht sie.

— Sie haben es zu errathen geruht, sie schimpft furchtbar, sie schimpft über den Seligen zu Hause, auf Besuch und auf der Strasse. Sie war so erbittert — noch gar nicht lange bereitete sie dem Bräutigam der Tochter der Katharina Fedorowna eine wüthende Scene.

Laßt ihn in Ruhe, ich kann die Fähndriche auf Freiersfüßen für den Tod nicht leiden — warum heirathen denn Sie nicht?

— Das ist das einzige Ziel meines Lebens. Ich wäre sehr froh es zu können; aber Sie wissen, ich habe zu wenig Vermögen —

Und wenn ich Dir, Freund, eine Braut mit Geld gefunden hätte?

— Ach, Scherze!

Nein gewiß nicht. Erinnerst Du Dich der Obristin Fernambuk, die das ganze Jahr mit ihrer Tochter in der Gouvernementsstadt lebte?

— Wie, ich hatte ja die Ehre, sie oft bei Katharina Fedorowna zu sehen, und mit ihr ihre Tochter, eine wahre Grazie.

Ach was Grazie; es ist ein Mädchen, gerade nicht häßlich, mit 300 Seelen Aussteuer. Aber jene Dame selbst lebt und stirbt für Dich. Als sie auf das Land herauskam, wiederholte sie immerwährend: Julian Astafjewitsch, welch ein artiger, gefälliger, kluger Mann — sie ist verliebt in Dich, genug!

— Sie scherzen! Uebrigens ist sie, wie es scheint, bereits gesetzten Alters.

Ach Gänsekiel! Sie ist über sechzig Jahre alt, Du heirathest ihr Töchterchen.

— Wo bin ich? Solches Glück hätte ich mir im Traume nicht gedacht.

Was für ein Glück? Du bist jung, Du bist hübsch, bist von Adel. Was will das Kind sonst noch?

— Sie hätte doch leicht einen Offizier finden können.

Schäme Dich, Bruder, einen Offizier. Bist Du etwa nicht soviel, wie ein Offizier? Welchen Rang hast Du?

— Gouvernements-Secretär.

Der Teufel hole Euch! Uebersetze Brüderchen, wie das auf militärisch heißt.

— Lieutenantsrang.

Sehr gut, warum kannst Du also nicht Bräutigam sein? Willst Du, ich verheirathe Dich?

— Sie werden mein Wohlthäter! aber nein, mich packt das Lachen, nein, ha, ha, ha! Das nenne ich einen Zufall! — übrigens thun Sie, was Sie wollen.

Also fertig? Wohin gehst Du als Kurier?

— Nach P — w.

Wie lange kannst Du bei mir bleiben?

— Zwei Tage.

Abgeschmackt! Du mußt eine Woche über dableiben.

— Unmöglich, Makar Petrowitsch!

Warum? Wann mußt Du denn Deine verkritzelten schlechten Wische abgeben? Das läßt sich doch leicht machen? Ich schicke den Boten Waſ'ka nach P — w, er gibt sie an ihre Adresse und am andern Tage bringt er die Antwort. P — w ist in Allem 50 Werste entfernt. — Bleibst Du? morgen fange ich zu handeln an — und ich bin nicht Medwjedeff, wenn ich dich nicht mit der jungen Fernambuk verheirathe; — gehst Du fort, ist's Deine Schuld.

— Thun Sie was Sie vorhaben, antwortete Julian Astafjewitsch.

Ich liebe die alte Sitte, gib mir die Hand, mein Freund! Sei dankbar, Weib, jetzt werden wir uns nicht die ganze Woche langweilen, bei dem elenden Wetter! Und ich verheirathe den Jungen. —

Wenn Gott sein Gelingen dazu gibt, wie nahe werden Sie dann bei uns wohnen! Die Besitzung der Fernambuk ist im Ganzen nur drei Werste von uns entfernt, gleich jenseits des Flusses.

Ich werde nicht nur Ihr Nachbar, sondern Ihr immerwährender gehorsamster Diener sein.

Das wäre schon etwas, vor Allem Unterhaltungen und Kurzweil auf dem Lande, darum werde ich Sie bitten, sagte Anna Andrejewna.

— Wie Sie befehlen Gnädigste.

Wenn Sie sich verheirathen, müssen sie vor Allem den Damm und die Brücke ausbessern lassen, denn jedesmal wenn ich bei den Fernambuks über den Damm fahre, nehme ich von der lieben Welt Abschied: ich meine immer, der Wagen stürzt über den Damm hinunter oder bricht durch die Brücke.

— Sie werden sich überzeugen, daß auf der Welt kein zweiter solcher Damm da sein wird, ich arbeite Ihnen zu gefallen selbst mit.

Welches Elend, solche Albernheiten von den Gouvernements-Stutzern mit anhören zu müssen! Genug Freund, meine Frau hast du sattsam amüsirt, ich aber bedinge mir das Recht aus, auf allen Deinen Gütern umsonst und ohne Abgabe zu jagen.

— Natürlich, Makar Petrowitsch. Was thue ich mit dem Wild? Ich haben

im Leben keine Flinte in der Hand gehabt, und weiß nicht wie eine los geht. Alles Wild ist — das Ihrige. Meine Verehrung für Sie war immer unwandelbar, und wenn Sie meiner Existenz durch eine so glänzende Heirath aufhelfen, so — — so — —.

In dieser Weise dauerte die Unterredung bis zum Abendessen fort.

Viermalvierundzwanzig Stunden schwelgte Makar Petrowitsch in dem freudigen Gefühle, einen Gast vom Gouvernement gefangen zu halten, und jeden Abend fragte ihn der Gast vom Gouvernement fast unter Thränen: Mein Gott! Wann werden wir um Mlle. Fernambuk freien? Gedulde Dich, Bruder, antwortete Medwjedeff, wir haben noch Zeit vor uns, Morgen gehn wir unabänderlich hin. Das Morgen kam und mit ihm wieder dieselbe Geschichte

Endlich am fünften Tage stellte Medwjedeff seinen Gast der Familie Fernambuk vor, und am nächsten Tage machte er sich selbst mit dem entscheidenden Antrage auf den Weg.

Es war der verhängnißvolle Tag für Julian Astafjewitsch.

Tiefsinnig ging der arme Gouvernements-Sekretär im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit schnalzte er mit den Fingern, sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, ein gezwungenes Lächeln auf seinen dünnen Lippen verwandelte sich mitunter in krampfhafte Zuckungen. Manchmal richtete er seine Augen auf die Heiligenbilder; dann ging er wieder ans Fenster und trommelte ganz regelmäßig ein damals modisches Lied auf die Scheiben:

Kathinka war im ganzen Dorf
Die Schöne nur geheißen.

Er fühlte sehr wohl, daß in diesen Augenblicken das Schicksal seiner ganzen Zukunft entschieden wurde; von dem Ja oder Nein hing es ab, ob er ein begüterter Mann sein, oder in der Kanzlei mit der Perspective weißer Haare und der Schwindsucht im Glücke eines Sekretärpostens fortvegetiren sollte.

Vergebens suchte Anna Andrejewna Tschurbinsky (Dieß war der Familienname des Julian Astafjewitsch) mit ihren Scherzen zu erheitern; er schien sie, gegen seine Gewohnheit nicht zu verstehen, kümmerte sich nicht darum, die Pointe irgend einer im ganzen Gouvernement längst bekannten Anecdote mit lachender Verwunderung oder schallendem Gelächter anzuhören. Julian Astafjewitsch war sich selbst nicht mehr ähnlich.

Es kam die Zeit des Mittagessens — kein Makar Petrowitsch, es wird Abend — er ist nicht da; schon steht die Theekanne auf dem Tisch — er ist noch nicht zurück! — Unerträglicher Tag; unerträglicher Mensch, dieser Makar Petrowitsch.

Aber horch, da ertönt ein Glöckchen, eine leichte Troika hält vor der äußeren Treppe, und Medwjedeff tritt ins Zimmer.

Beim ersten Blicke war zu erkennen, daß ihn die Fernambuk's günstig aufgenommen hatten; das Gesicht des Makar Petrowitsch glühte vom Roth des Vergnügens, die Augen blitzten, er trippelte herum und rieb sich die Hände.

— Nun wie ist's, verehrtester Makar Petrowitsch? Entscheiden Sie mein Schicksal! Abgefahren! Reden Sie, reden Sie, ich weiß es doch im Voraus.

Gewiß, Brüderchen ohne Uniform und Pension!

So, also, ich wußte es. Meine Seele hat es geahnt! sie haben mich ausgelacht! — Und ist es nicht Sünde von Ihnen, mich, eine schutzlose Waise in solche Geschichten zu

verwickeln, als ob ich nicht wüßte, wer ich bin, und was sie sind? Gott ist mein Zeuge, ich hätte nie an die Fernambuks gedacht, Sie selbst haben es unpassender Weise angestiftet. Sie lachen, aber was soll ich jetzt anfangen? Vielleicht werde ich noch gar in Arrest gesetzt.

Welcher Freund hat dich denn ausgemustert*) ha?

— Es steht Ihnen gar gut an, zu scherzen, daß man mich, wie einen zu nichts mehr tauglichen Gaul ausschießt, und ich —

Ha, ha, ha! Der Verstand ist bei Dir mit der Angst davon gelaufen. Wer spricht denn von Wegwerfen? Ha, ha, Frau merke dir das Calembour: Wir haben ihn weggeworfen d. h. in den rechtmäßigen Ehestand hinein! Da schau her! Gib mir deine Hand! Ich gratulire! Die Alte und die Tochter hatten, weißt du, am Anfang kein sonderliches Courage; wie ich ihnen aber Alles gründlich erklärte: was du für ein Mensch bist und so weiter, und so weiter — nun, da haben sie nachgegeben, und wir haben den Vogel im Hute, wie ein Eskadronschef sagte, verstehst du? Morgen gehn wir zu den Fernambuks und statten den Nachbarn miteinander einen Besuch ab, und übermorgen und so immerfort. Schmiede das Eisen, so lange es warm ist! Nun?

— Verstand ich, was Sie mit Ihrem „Wegwerfen" wollten? Ich wenigstens habe keinen Anlaß zu Scherzen gegeben, die Schuld liegt an Ihnen, Makar Petrowitsch!

Du bist wahrhaftig eine niederträchtige Vogelscheuche, Brüderchen! — du brummst noch! Bitte unterthänigst um Verzeihung! wenn du nicht willst — sogleich fahre ich ich zur Braut, in einer halben Stunde stoße ich alles um, und koche einen Brei, daß das ganze Haus zu oberst zu unterst gekehrt wird. He, Petruschka einspannen!

— Hören Sie auf, was ist Ihnen? wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte nehmen soll, mir ist Alles so unwahrscheinlich. Wäre es möglich — ein so großes Glück —

Ein so großes Glück, daß ich sogar mit Baumöl Gekochtes dort mit aß — und Herr verzeihe mir meine Sünde — ein ganzes Glas elender Naliwka**) hinabstürzte. Uebrigens Verabredung ist besser als Gold: Eine Stunde nach der Hochzeit bitte ich, im ganzen Hause den Gebrauch des Baumöls zu verbieten und den gewöhnlichen Trunk zu verbessern.

— Wie sie doch nur so reden wollen! Was und wie es Ihnen gefällt, mein Wohlthäter, mein zweiter Vater —

Julian Astafjewitsch umarmte Medwjedeff, küßte Anna Andrejewna die Hand, stolperte zufällig über Tresor, faßte ihn bei der Schnauze und lispelte: Verzeihe, meine Seele, verzeihe!

Makar Petrowitsch, ein von Natur sehr gutmüthiger Mensch, war mit dem Schicksale seines Bekannten sehr zufrieden, um so mehr, als diese Ehe ihm Unterhaltung auf die langweiligen Herbsttage versprach, wenn das schlechte Wetter ihn hinderte, auf die Jagd zu gehen.

Er besorgte die Equipagen, die Pferde, rief seine Musikanten zusammen, und

*) Unwiedergebliches Wortspiel: wpjatit' w brak, sowohl „verheirathen" als „wegwerfen, in den Ausschuß thun, ausmustern". A. d. Ueb.

**) Ein schlechter Branntwein.

gab ihnen den Auftrag, die Ouverture aus dem „Chalifen von Bagdad und den Zwei Blinden“ einzustudiren. Hörr, Weib, sagte er, Julian Astafjewitsch ist unser Gast, wir verheirathen ihn. Nach der Hochzeit ist bei uns Ball, sehe zu, daß wir nicht mit dem Gesichte in den Schmutz fallen, lasse Alles gehörig herrichten, Früchtepyramiden, Gefrornes und sonstiges Zeug?

Für den Keller werde ich sorgen. — Warum schon wieder so düster, Julian Astafjewitsch?

Wissen sie was? sagte Julian Astafjewitsch, indem er leise Medwjedeff beim Rockzipfel faßte, und ihn ans Fenster führte, wo er halblaut wiederho.te: Wissen Sie was?

Nein Bruder, ich weiß nichts?

— Schreien Sie nicht so laut, mir scheint, ich kann mich noch nicht so bald trauen lassen.

Und warum?

— Ja, sehen Sie, es ist mir unmöglich.

Was bedeutet das? sagte Medwjedeff, mit dem linken Auge blinzelnd. Ich vermuthe, wieder irgend ein schlimmer Streich.

— Nein, nein, Gott behüte, glauben Sie ja nicht, daß ich irgend Etwas derartiges vorhätte. —

Nun was sonst.

— Nun sehen Sie, ich bin so ganz flügge aus P...w gegangen, ich habe keine entsprechende Kleidung bei mir.

Possen, Bruder! Das verlohnt sich wohl der Mühe, darüber nachzudenken! heute schicke ich noch Jemanden fort, der d.e ganze Nacht unterwegs ist, und Morgen Abends soll Alles hier sein.

— Zu was fortschicken! Das ist unnöthige Störung, eher gehe ich selbst fort, und in einer Woche bin ich wieder zurück.

Leerer Wind, ich lasse dich nicht fort! He, wer ist da? Dienerschaft!

— Ich bitte, machen Sie keinen Lärm, schicken Sie Niemanden fort, ich weiß noch nicht ganz sicher, hat mein Freund die Abänderung meines Frackes besorgt oder nicht; ausgezeichnetes Tuch, ich habe die Arschine mit 18 Rubel bezahlt, aber die Façon ist nicht hübsch. Wenn der Bote am Ende ihn unverändert brächte, wäre es noch schlimmer! —

Offen gesagt, du hast überhaupt keinen Frack, das hättest du längst sagen können! Beunruhige dich nicht, ich habe ein ganzes Dutzend Eurer verfluchten Fracks, wähle einen beliebigen; und wie es scheint, hast du auch keine Wäsche und so weiter — o, werde nicht roth — sage Petruschka, er soll herrichten, was du nur immer brauchst, soll es aus meiner Garderobe nehmen. Zu was denn dieses Zieren? Nein, Ihr seid doch ein sonderbares Volk, Ihr Herren von der Regierung! —

3.

Verehrtester Herr, Werther Freund,

Kusma Demjanowitsch!

Durch gewisse Umstände veranlaßt habe ich ein sehr schönes Frauenzimmer aus der bekannten Familie Fernambuck geheirathet. Bereits in P...w habe ich diese Dame

durch meine weltmännische Gewandtheit bezaubert, und hier kam im Vorübergehen das Angefangene zum Abschluß. Die Hauptsache ist, ich habe eine Mitgift von 300 Bauern erhalten. Ich habe jetzt hinlänglich zu leben, kümmere mich um keinen Dienst mehr und fungire nur bei den Wahlen des Adels.

Ich habe eine Bitte an Sie, nämlich: Sie wissen, daß ich Katharina Fedorowna zu Liebe ein Billet in das dortige Casino auf den ganzen Winter genommen habe, und mich für 25 Rubel als Mitglied einschreiben ließ. Da ich jetzt wegen der Weite der Entfernung, dasselbe nicht benutzen kann, habe ich mich an Grigorij Michailowitsch erinnert, der sich einmal, wenn ich mich recht erinnere, vor Ihnen ausließ: „Ich hätte ein Billet auf den Winter genommen, aber es ist verflucht theuer, wenn es für unser Einen nur 15 Rubel kostete, das ginge noch an.“ Da ich Grigorij Michailowitsch sehr liebe, habe ich mich entschlossen, ihm das Billet für 15 Rubel abzutreten, obwohl ich noch einen Schaden von 10 daran habe.

Sie thun mir auch noch vielleicht die Gefälligkeit: in meiner Wohnung steht noch ein Topf voll Butter, den mir Katharina Fedorowna geschenkt hat. Die Butter ist vortrefflich, von ausgezeichneter Qualität und angenehmen Geschmack. Es waren 10 Pfund; ich habe zwei Pfund davon gebraucht, folglich bleiben noch acht. Außer durch mich kann sie sich nicht vermindert haben, denn vor meiner Abreise habe ich den Topf mit meinem eigenen Namenspetschaft versiegelt. Da Sie die Mühe gefälligst über sich nehmen wollen, so sehen Sie vor Allem doch nach, ob das Siegel nicht verletzt ist; dann nehmen Sie den Topf und sagen Ihrem Petka;*) er möge die darin enthaltene Butter verkaufen. Ich wiederhole noch einmal, die Butter ist sehr gut, damit sich Petka die Mütze nicht abnehmen läßt.**) Sie glauben kaum: ich vermuthe, mein Hausherr wird Absichten auf die Butter haben; er war immer ein Grobian. Sagen Sie ihm, wenn es nöthig sein sollte, ich hätte ihm etwas von der besagten Butter überlassen, wenn er sich höflicher betragen hätte, und nicht mit der Nachtmütze auf mein Zimmer gekommen wäre. Ich hoffe, Sie werden nicht anstehen, mir den Betrag für das Billet und auch für die Butter zu übersenden, sowie meine übrigen Effecten, nämlich meinen alten Frack, die Schuhbürsten, die zwei Paar Messer mit den steinernen Griffen u. s. w

Seien Sie meiner Ankunft gewärtig; ich werde sowie die Schlittenbahn da ist, mit meiner Frau in P...w vorsprechen.

Ich habe die Ehre, lieber Herr, mich zu zeichnen als Ihren ergebenen Freund

18—7, 12. November

Gut Fernambuk. Julian Astafjewitsch.

PS. Für den Fall, daß dieser Brief verloren gehen sollte, habe ich einen andern ganz desselben Inhaltes, an Mark Titowitsch adressirt, geschrieben und mit derselben Post abgeschickt. Darin habe ich bezüglich oben angeführter Aufträge ihn gebeten, im Falle einer Krankheit (was Gott verhüte) oder sonstigen Hindernisses von Ihrer Seite, dieselben zu übernehmen —

Noch eine Bitte. Schon im vorigen Jahre habe ich Annuschka, die meine Hemden wusch, ein paar goldene Ohrringe versprochen. Ich bitte Sie nun: Von dem Erlös aus den genannten Gegenständen nehmen Sie achtzig Kopeken***) und kaufen Sie

*) Peterchen. **) d. h. sich nicht betrügen läßt. ***) ungefähr 1 fl. 24 kr.

ihr Ohrringe aus der Metallmischung, die man Semilor nennt; dieses Metall ist zwar sehr wohlfeil, nimmt sich aber im Tragen sehr hübsch aus und glänzt vorzüglich. Ich glaube, der letztere Auftrag wird für Sie nicht ohne Annehmlichkeit sein.

4.

Meine liebe Schwester Anisia Paramonowna!

Gott hat mir eine Strafe auferlegt, Schwesterchen, daß er mir mein Erbe in dieser dummen Gegend anwies, keine Fichte, keine Tanne, keine Menschen — nur Vogelscheuchen, unbärtige Bauern, keine Eisbahn, am Semik*) kein Tanz. Ein Mensch aber wie es scheint ist unter den Nachbarn, Medwjedeff, der, wie ich erfahren habe, hinter den Karten lacht. Ich habe Dir schon geschrieben, Theuerste, daß ich an einen gewissen Tschurbinskij mein Kind verheirathet habe, einen netten Burschen. Er ist in Nichts gehindert, er liebt uns, er schenkt mir Kleider, er stellt mir den Schemel unter die Füße kümmert sich nicht um die Geschäfte und sagt: es ist Euer Eigenthum, und ich bin der Eurige — thut, was Ihr wollt. Und wir mit der Tochter, was wissen wir? unsere Geschäfte sind weibliche. So haben wir ihm schon unsere ganze Besitzung ausführlich schildern und zeichnen wollen, um ihm mehr Lust zu den Geschäften einzuflößen.

Neulich bat mich mein Schwiegersohn, ja nicht anständig über diesen Medwjedeff zu sprechen. Und warum? fragte ich. Da erzählte er mir die ganze Wahrheit: „Medwjedeff sei nicht im Mindesten ein Freund unseres Hauses, er mache sich über unser Salz und Brod lustig, er habe gesagt, in unserm Essen sei immer schlechtes Baumöl" — solche Dinge hat er gesagt, es ist zum Schaudern! Es hat mich wie ein Fieber gepackt. Darauf fuhr er fort: „Unsere Heirath hat er in seinem eigenen Interesse gestiftet, damit nämlich seine Frau gut auf dem Damm fahren kann, u. s. w. Mit mir geht er um, wie mit einem Bedienten, und nennt mich „du," sogar „Bruder" und erniedrigt mich vor dem Publicum."

Am dritten Tage aß dieser verwünschte Medwjedeff bei uns, ich selber hatte das Baumöl an die Speisen gethan, nun was geschah? er aß gar nichts, zupfte an seinem Bart, und saß wie ein Stör da. Warum essen Sie nicht, Nachbar? fragte ich. Man sollte glauben, bei uns verstehe man nicht zu kochen. O nein, antwortete er, aber ich habe Kopfweh und bin auch erst nach dem Mittagessen von Hause fortgegangen.

Sieh! meine liebe Schwester, so habe ich wenigstens auf einen einzigen Nachbar gerechnet und auch mit dem ist es gar schwer.

Ich habe meinem Schwiegersohn schon empfohlen, sich nicht auf den Fuß treten zu lassen. Ja meine Theuerste! es ist eine häßliche Gegend! Bald ist St. Peters Tag. Die Erdbeeren sind bei uns reif und sind groß ausgefallen. Die Vogelkirschen sind übel gerathen, die weißen, die rothen, die schwarzen, alle sind erbärmlich.

Die Kirschen sind im Reifen, auch die Maulbeeren. Moosbeeren, Preißelbeeren, Sumpfhimbeeren gibt's nicht, nicht einmal säuerliche Moosbeeren.

Der Zucker ist bei uns theuer; ich koche viel Honiglatwerge für die Fasten ein. Ich bitte Dich, liebe Schwester, schicke mir das Recept, wie man den moussirenden Meth macht, mir ist das meinige abhanden gekommen. Lebe wohl, liebe Schwester!

Gut Fernambuk, 18–8. 26. Juni. F. Fernambuk, Obristin.

*) Siebenter Sonntag nach Ostern A. d. Ueb.

(Schluß folgt.)

Ein Jubelfest.

S. Im Jahre 1695 wurde in Sulzbach ein seltenes und schönes Fest gefeiert: Vor 50 Jahren, nämlich im Jahre 1645 noch unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges, hatte der Pfalzgraf Christian August aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher die Regierung angetreten.

„Und in Erwägung so vieler göttlicher Gnaden, die ihm während dieser langen Zeit zu Theil geworden, wollte er Gott ein öffentliches Lob- und Dank-Mahl, seinen Unterthanen aber ein kleines Denk-Mahl stiften, dabei aber allen eitlen, äußerlichen Ruhm verhüten". Und er beschloß, an einem bestimmten Tage alle seine Unterthanen, die über siebenzig Jahre alt im Sulzbacher Ländlein wären, zu einem feierlichen Mahle zu sich versammeln und dabei selbst den Wirth zu machen. In der Stille wurden alle Personen jenes Alters verzeichnet und es fanden sich deren über dreihundert. Nach dieser Ermittelung beschloß der Herzog, sowohl sich, als alle Eingeladenen bei dieser Gelegenheit aus irdenen Geschirren als dem Symbol ihrer Vergänglichkeit speisen zu lassen, und es wurde für die fürstliche Tafel ein ganzes Service Majolik-Geschirr, für die übrigen aber die hinlängliche Anzahl Krüge aus Kreussen bestellt, diese mit Zinn sauber beschlagen, eben so viele Löffel von Zinn in Silberform verfertigt, dann noch 200 große und 100 kleinere Schüsseln, 500 Teller und 50 Salzfässer, Alles von sauberem Hemauer Geschirr herbeigeschafft, dazu noch die 300 nöthigen Bestecke, Messer und Gabeln.

Anfangs war der 73. Geburtstag des Fürsten, der 26. Juli, als der Tag des Festes bestimmt. Weil aber an diesem Tage das Gedächtniß der hl. Anna in Sulzbach ganz besonders gefeiert wurde, bestimmte der väterlich gesinnte Fürst den 20. Juli zur Feier seines Festes, damit weder die Einen in ihrer Andacht gehindert würden noch die Andern glauben dürften, man habe den 26. Juli mit Fleiß zur Störung des kirchlichen Festes gewählt.

Am bezeichneten Tage war die fürstliche Tafel im Erker des Rathhauses zu Sulzbach zugerichtet und zwar auf einem erhöhten Antritte, um von da aus die Tafel-Reihen im Saale überblicken zu können. Weil aber dieser Platz für alle Geladenen zu klein war, wurden im Ballhause noch andere zehn Tafeln aufgestellt. Die Geladenen erschienen am 19. Juli in Sulzbach und erhielten für diesen Tag ein Stück Geldes. Der folgende versammelte sie zu einem feierlichen Gottesdienste, die Katholiken und die Protestanten mit der fürstlichen Familie besonders. Darauf zogen Alle in das Ballhaus, wo auch der Fürst mit seiner Familie wieder gegenwärtig war. Hier hielt der Hofrath Andreas Lazarus Im Hoff von Merlach die Fest-Rede, in welcher er die Freuden des hohen Alters, dieses seltenen Geschenkes Gottes zumal für die Fürsten pries, wofür man dem Höchsten billig danken müsse, und schloß dieselbe mit den Worten: „Seine Durchlaucht wissen wohl, wie sonst in dergleichen Begebenheiten es an anderen Orten gehalten wird, da man nämlich das Fest gleichsam mit Maien schmückt, und den Tag solcher Freuden mit Einladung hoher Personen, mit Anstellung großer Bankette und Vorzeigung kostbarer Freuden-Spiele herrlich machet. Sie aber haben dießfalls einen anderen Weg antreten wollen und sich erinnert der Lehre Christi, welcher bei Lucas 14. ermahnet, daß wenn man eine Mittag- oder Abend-Mahlzeit machen will, man nicht seine Freunde noch Brüder noch Nachbarn, die da etwa uns wieder laden, und es ver-

gelten könnten, sondern fürnehmlich die Armen, Geringen und Mangelhaften einladen solle, die es nicht zu vergelten haben. In diesem Absehen nun haben Sie die Meisten unter euch . . . zu diesem Jubelfest und Gedächtniß-Mahl berufen lassen, und wie Derselben diese neuere willige Erscheinung zu gnädigstem Dank und Gefallen gereicht, so verlangen Sie von euch hingegen nichts Anderes, als Erstlich: ein eifriges Gebet zu Gott; zum Andern: daß ihr den Eurigen mit gutem Exempel vorgehet und sie anweisen möget, wie sie mit Gehorsam gegen Gott auch Treue und Liebe gegen ihre Landes-Obrigkeit sich zu bezeugen haben, und dann Drittens: daß ihr euch dermalen freudig und vergnügt bezeiget, Kummer und Betrübniß aus euerem Herzen bannet, der Gaben Gottes mit Danksagung geniesset und damit verlieb nehmet. Ich schließe mit den Worten Davids, welche auch Seine Hochfürstliche Durchlaucht auf die Gedächtniß-Pfeninge hat prägen lassen, die nächstens der Jugend sollen ausgetheilt werden: Senes cum junioribus laudent nomen Domini. Alte und Junge sollen loben den Namen des Herrn!"

Darauf begaben sich alle Geladenen nach dem Schloßplatze Paar und Paar, ihnen wurde nachgeführt ein schöner gemästeter Ochs mit vergoldeten Hörnern und eine Kuh mit versilberten Hörnern. Auf jenem Platze standen zwei Tische, neben jedem zwei Schiedsrichter, an dem Einen würfelten die Männer um den Ochsen, an dem Andern die Weiber um die Kuh. Von dort begaben sich die Einen auf das Rathhaus, die Anderen in das Ballhaus zur Tafel. Jeder bekam seinen Rang nach seinen Jahren. Einige waren über 100 Jahre alt, Mehrere zählten über neunzig, viele über achtzig Jahre. An der fürstlichen Tafel saß neben dem katholischen Pfarrer, dessen Alter nicht angegeben ist, der sieben und siebenzigjährige Pfarrer Augsburgischer Confession zu Neukirchen Der Tisch war mit vier Speisen, die zu fünf Malen aufgetragen wurden und sechs Commenteln, dann mit vier aufgehäuften Confekt Schüsseln besetzt, und allen anwesenden Gästen Freiheit gegönnt, so viel sie wollten von Wein und Bier zu trinken. Die Mahlzeit dauerte bis gegen acht Uhr, um welche Zeit die fürstliche Herrschaft von der Tafel aufstanden und von Tisch zu Tisch Ihre Gäste besprachen, da es denn zu Zeiten gar lustige Discurse und gar vertrauliche Expressiones zu Ihrer Vergnügung gab.

Vom Rathhaus begaben des regierenden Herzogs Durchl. Sich auch in das Ballhaus und besuchten Ihre Gäste. — Nachdem er sich zurückgezogen hatte endigte sich die Mahlzeit und allen Geladenen wird die Freiheit gegeben, daß zum Gedächtniß ein Jeder seine Krüge, Messer, Löffel, Teller und Servietten und von den übrig gebliebenen Speisen mit sich nach Hause nehmen, um die Tischtücher aber das Loos werfen durfte. Zuletzt sollte noch ein Tanz angestellt werden; allein das etwas zu reichlich genommene starke Getränk von Wein und altem Bier machte die Meisten untüchtig dazu, so daß man mehr auf ihre Heimbringung bedacht sein mußte. Damit ging denn Alles auseinander und zur Ruhe, am folgenden Tag erhielt Jeder noch ein Stück Geld zur Heimkehr, die Jugend aber die Schaupfenninge zum Andenken an dieses Fest.

Historisches Schatzkästlein.

I. W. Ein bayerisches Gesetz über die Schönschreibkunst. Unter den Lehrern, welche die Erziehung des Churprinzen Max Emanuel leiteten, befand sich auch der später kurbayrische Geheimrathspräsident Freiherr von Prielmayer. Um den Chur-

prinzen in den Gang der Staatsgeschäfte einzuweihen, hielt er es für nothwendig, daß dieser alle Einläufe selbst lese, um desto unabhängiger in seiner Entschließung von den Ministern zu sein. Der Churfürst fügte sich der Anordnung seines Lehrers, fand aber bald in der Unleserlichkeit der meisten Einläufe ein großes Hemmniß seiner Bemühungen. Es wurde nun verordnet, daß am Rande der kurze Inhalt der Schreiben mit deutlicher Kanzleischrift vorzutragen sei, doch auch dieses nützte nur wenig, und nun that Prielmayer einen Vorschlag, wodurch die Schrift binnen Jahresfrist gebessert werden sollte. Der angenommene Vorschlag fand in folgender Verordnung seinen Ausdruck: „Alle chur-„fürstlichen Bediente, vornehmlich diejenigen, welche in Kanzleien oder Gerichten und „Kammern säßen, sollen ihre Hand nach zu der solchem Ende in Kupfer gestochenen „Vorschrift ändern, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, auf ihre Kosten Substituten „zu erhalten, oder gar ihrer Dienste entlassen zu werden, wie denn in Zukunft niemand „in churfürstliche Dienste aufgenommen werden solle, wenn er sich in der baierischen „Kanzleischrift nicht geübt hätte.“ Prielmayer selbst ging mit gutem Beispiele voraus, und schrieb in seinem 70sten Lebensjahre noch so schön, daß man glauben konnte, es sei in Kupfer gestochen. Nach einem Jahre hatte sich, wie aus den Archivalien jener Zeit zu ersehen, das unleserliche Schreiben verloren, und alles, was schreiben konnte, schrieb in Bayern nach bayerischer Kanzleivorschrift. Die Schrift erhielt sich noch bis in die Regierungsjahre Karl Alberts, erlosch aber während des unglücklichen Successionskrieges bis auf den heutigen Tag gänzlich. (Westenrieders Beiträge.)

I. W. Was oft der Name thut. Die Stadt Rothenburg an der Tauber schickte im Jahre 1356 an den Kaiser Karl IV. nach Nürnberg in wichtigen Angelegenheiten drei Gesandte; der eine hieß Heinrich Zuckmantel, der zweite Ulrich Mördter, der dritte Heinrich Vetter. Als sie dem Kaiser vorgestellt wurden, fragte er sie um ihre Namen. Als Zuckmantel den seinigen nannte, sagte der Kaiser: das ist ein böser Name, von Zuckmantel kommen gerne Mörder, Dieb und dergleichen her; dem Mördter, als er sich nannte, antwortete der Kaiser gleichfalls ungnädig: Zuckmantel und Mördter sind böse Namen. Nun fragte er auch den dritten. Allergnädigster Herr Kaiser, ich heiße der Vetter, antwortete dieser. Willkommen lieber Vetter, seid ihr nun aller Welt Vetter, so sollt und müßt ihr auch unser Vetter sein, entgegnete der Kaiser, und wann hernach der Kaiser eines Raths Botschaft begehrte, schrieb er immer um Heinrich Vetter, und so oft er kam, war er im Pallast wie im Zelt dem Kaiser höchlich willkommen. Dieser Vetter hat manche gute Freiheit der Stadt erworben. (Manuskr. einer Rothenburger Chronik.)

*** Curiosum. Im Besitze eines Münchener Sammlers befindet sich ein Holzschnitt, welcher das Portrait eines jungen Mannes, Namens Christoph Fellner, aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts in der originellen Weise vorstellt, wie er in der Oberpfalz in Verhaft genommen ward. Derselbe hatte sich nemlich „aus vorgeblicher Veranlassung eines ihm erschienenen Geistes“ auf bloßem Leibe und an allen Gliedmassen, ja selbst an Nase, Kinn, Stirne und Wangen über dreihundert weis und blaue Mäschlein annähen lassen!!

Miscellen.

— [Predigten in Londoner Theatern.] Wenn in Londoner Kirchen einerseits so tumultarische Szenen, wie seit Wochen in St. George-in-the-East, vorgekommen und

sich Wochen lang wiederholen können, so ist auf der anderen Seite als eine Neuerung zu erwähnen, daß seit einigen Wochen religiöser Dienst und Predigten in Londoner Theatern stattfinden. In den Concertsälen von Exeter-Hall und von Surrey Gardens hatte man schon lange an Sonntagabenden Predigten anhören können, auch in St. James-Hall werden alle Sonntage statt der Concerte Predigten ausgeführt. Aber es war den englischen Geistlichen noch vorbehalten, an Sonntagen, an denen alle Schauspielhäuser und öffentlichen Belustigungslokale geschlossen sind, auch die Theater zu miethen und das Publikum ohne Bezahlung einzulassen. Die Vorgänge sind dieselben wie bei gewöhnlichen Theatervorstellungen, nur daß die Musik fehlt. Wenn der Vorhang aufgeht, erscheinen zwei oder drei Prediger, von denen einer nach dem andern das Wort ergreift, und dieß währt von 7 bis 12 Uhr Nachts — die gewöhnliche Theaterzeit in England und Frankreich. Auf dem Continente würde das selbst für ein religiös gesinntes Auditorium zu viel des Guten sein, aber im englischen Blute steckt noch der ganze finstere verbissene, fanatische, blinde Puritanismus Cromwells und der alten Rundköpfe. Indessen kommen natürlich viele Leute in diese Theater oder Concertsäle nur in der Absicht, daselbst eine Art Zeitvertreib zu finden. Die englischen Predigten sind von der Art, daß sie auch solchen Bedürfnissen dienen können. Manche derselben, die wir nach stenographischen Noten in den Zeitungen gelesen, erinnern an Abraham a Sancta Clara humoristischen Angedenkens oder an seine Idealisirung in Wallensteins Lager. Hauptsächlich müssen aber die Prediger sich dazu verstehen, Anekdoten in ihren religiösen Reden anzubringen, und man glaubt wohl ohne viel Versicherung, daß diese Anekdoten, sowie überhaupt der ganze Styl der Reden, nicht eben an Bossuet oder Zimmermann erinnern. Selbst die berühmtesten englischen Prediger, z. B. Gough und Spurgeon, sind theatralisch nicht blos in ihrer Deklamation, sondern namentlich in den Stellungen, die sie einnehmen, in der Mimik u. s. w. Um nur ein Beispiel anzuführen, wie weit dergleichen hier getrieben werden darf, ohne die Andacht zu stören, brauchen wir nur zu erwähnen wie Spurgeon, den man den Virtuosen im Predigen nennen kann, einst auf der Kanzel ausrief: „Meine Brüder, der Weg zur Hölle ist gleich diesem“ — und dabei machte er eine Schwenkung auf das Geländer, das von der Kanzel an der Treppe hinabführte und ließ sich hinuntergleiten; unten aber angelangt, rief er: „Und der Weg zum Himmel ist mühselig gleich diesem“ — und schleppte sich die Treppe wieder hinauf. — Spurgeon ist ein schöner junger Mann und hat sein Vermögen durch die Allotria im Predigen gemacht, denn es darf nicht vergessen werden, daß er während des Predigens Geld sammeln läßt. In diesem Augenblicke ist er nach Paris gegangen, um daselbst seinen Landsleuten zu predigen. Erinnert dies nicht an die Gastrollen der Schauspieler? — Noch sonderbarer sind die zahllosen Prediger in der freien Luft. In allen Straßen, Plätzen und Gärten Londons findet man solche Redner mit versammelter oder nicht versammelter Gemeinde. Auch Nachts predigen Leute in den Gassen.

Den enormsten Honorarsatz, von dem wir je gehört haben, hat in London Herr Alfred Tennyson, der poëta laureatus für sein neuestes, in „Macmillon's Magazine“ erschienenes Gedicht „Seeträume“ erhalten. Es ist, wie Alles, was Tennyson seit mehrern Jahren schreibt, eine sogenannte „Idylle“, ein Stoff voll Affectation und süßlichen Unsinns, der einem deutschen Leser wenig idyllisch erscheinen würde. Dies unsäglich abgeschmackte und geistlose Machwerk ist dem poëta laureatus mit 10 Pfd.

St. pro Zeile bezahlt worden. Diese Summe für jeden glatt gefeilten fünffüßigen Jambus und dreifüßigen Trochäus klingt fast unglaublich; wir finden jedoch die Angabe so allgemein in der englischen literarischen Presse, daß wir an ihrer Wahrheit nicht zweifeln können. Ein amerikanisches Blatt nimmt hiervon Gelegenheit, um unter dem Titel „Werth von Seeträumen" den Preis der verschiedenen Phasen dieser magern Idyllenhandlung zu berechnen. Die Einleitung, in der wir von den Vermögensumständen eines Handlungsdieners, des Helden des Gedichtes, und der Ursache seiner Seereise unterrichtet werden, kostet 750 Doll. Die Passage, in welcher die Frau ihren Gatten bittet, einem Feinde zu vergeben, kostet 550 Doll., und die Antwort des Mannes wird auf 800 Doll. abgeschätzt Die gute Frau singt ihr Kind auf Kosten der Herren Macmillon im Belaufe von 800 Doll. in Schlaf, und schließlich vergiebt der Ehemann seinem todten Feinde in der kostspieligsten Weise; Alle sinken in Schlaf, und kein Mittel würde den Herren Macmillon erlauben, sie wieder aufwecken zu lassen. Demnach würde das Verlagsrecht dieser 313 Verse enthaltenen Idylle den Herren Macmillon 15,000 Doll. oder 37,560 fl. kosten.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860) Die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland. Von Otto Jahn. — Der Dresdener Bilderraub im Jahre 1788. Von F. von Boetticher. — Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Hermann Hettner. — Tag und Nacht. Eine Geschichte in 24 Stunden. Von F. W. Hackländer 2 Bde — Arvor Spang. Roman von Theodor Mügge. Erster Theil. — Bilder und Büsten. Von Moritz Hartmann. — Novellen von Karl Frenzel. — Intimes Leben. Novelletten von Hieronymus Lorm. — Neue Geschichten aus dem Ghetto. Von L. Kompert. — Laute Welt — stilles Herz Novelle von L. Burow. — Resi Zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen von Johannes Scherr — Aus Egypten. Von L. A. Frankl. — Donau-Sagen vom Ursprung bis zur Mündung des Stroms. Von L Foglar. — Giordano Bruno. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Aderholdt. — Novellen von A. Bernstein. — Elemente der Psychophysik Von G. Th. Fechner. — Die britischen Colonien in Australien in ihrer gegenwärtigen Entwickelung. Von H. Meidinger. — Das Buch der Reisen. Von Hans Wachenhusen. Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer. — Die Macht der Frauen und ihr Einfluß auf Familie, Haus und Gesellschaft. Von M. v. Hagen. — Erinnerungsblätter. Von A v. Sternberg. Sechster Theil — Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1860. — Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Von Wilhelm Beseler. — Die schweizerische Rütli- und Schillerfeier am 10. November 1859. — Singen und Minnen. Ein Liederbuch von Robert Hamerling. — Beranger's letzte Lieder. Deutsch von Karl Walter (Forts. folgt)

*** In Würzburg ist soeben die erste „Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg", 27 Bogen stark, erschienen. Der Verfasser dieser sehr tüchtigen Arbeit ist der bereits durch mehrere kunsthistorische Schriften, namentlich aber durch seine Geschichte des Mönchthums in Bajuwarien rasch bekannt gewordene A Niedermayer, Priester der Diöcese Regensburg.

*** (Todesfälle.) In Wien starb der als Zoologe rühmlichst bekannte Custos des k. k. zoologischen Hofcabinets Vincenz Kollar; in Pavia der bekannte Mathematiker und Physiker Prof. Belli; in Florenz Senator Prof. Taddei, bekannt als Chemiker.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Eine Schnepfe.

Bild aus dem Leben der russischen Gesellschaft.

Nach E. Grebenko von H. Noé.

(Fortsetzung und Schluß)

5.

Eine strahlende Julisonne stand bereits hoch am Himmel, es war um 10 Uhr Morgens. Die große abgemähte Wiese des Julian Astafjewitsch war weithin mit dem blaßgrünen Ueberzuge bunter dichter Heuhaufen bedeckt, auf welchen hie und dort, sich putzend, kleine Steppensperber saßen. Am Rande der Wiese zeigten sich dunklere Büschel von Röhricht, dort waren kleine Weiher; über ihnen flatterte, wie eine leichte, jeden Augenblick ihre Gestalt verändernde Wolke eine Schaar Staare. Jenseits des Weihers weidete ein dünnbeiniges, graues Pferd. Im Umkreise von einer halben Werst waren die Bauern beschäftigt, das Heu zusammenzurechen, um es auf einen großen Haufen zu vereinigen. Auf dem Wege nach den Weihern bewegte sich eine Art von bewaffneter Kutsche, wie ein Fahrzeug der weiland spanischen Armada. Sah man näher darauf hin, so entdeckte man eine breite, feste und tiefe Brigg ohne Obertheil; auf dem Bock saß der Kutscher und zwei Männer mit Gewehren; hinten waren ebenfalls zwei mit Gewehren Bewaffnete. Aus dem Innern der Brigg selbst lugten fünf oder sechs Köpfe mit Mützen, ebensoviele Flintenläufe und vier Hundsschnauzen. Die Brigg hielt am ersten Weiher; aus ihr sprang ein Mensch, mit Stiefeln bis an die Gürtel, in grüner Jacke und ebensolchen Hosen; über der rechten Schulter hing ihm eine Jagdtasche mit Netz für das Geflügel, über der linken an einer grünen Schnur eine hölzerne tscherkessische Pfeife mit kurzem Rohr.

Kaum, kaum, war in diesem grünfarbigen Ritter Makar Petrowitsch zu erkennen. Hinter Makar Petrowitsch sprang Tresor heraus; dann wurden die Freunde und Jäger Medwjedeffs ausgeladen. Im Ganzen mochten ungefähr zehn Leute so bei einander sein.

— Ich empfehle Ihnen, meine Herren, diesen prächtigen See, sagte Medwjedeff. Hier trifft man auf eine Unzahl junger Enten. Ach, wie Schade, daß die Beccassinen noch nicht gut sind! Uebrigens lassen wir doch keine hingehen, wenn wir auf eine stoßen.

Die Freunde betrachteten schweigend ihre Gewehre.

— An die Arbeit, nicht wahr? fuhr Makar Petrowitsch fort. Nehmen wir einen Schluck auf den Weg und Gott befohlen! Petruschka die Feldflasche!

Petruschka reichte seinem Bojarin eine flache, mit rothem Saffian überzogene Flasche. Medwjedeff schraubte an ihr einen silbernen Deckel ab, der ganz die Form und die Geräumigkeit eines wirklichen Trinkbechers besaß, füllte das Gefäß, trank es aus und gab es dem Nächststehenden.

Der verabschiedete Kapitain Sdraw mit dem gelben Kopf, nahm einige Bissen Schwarzbrod mit Salz zu sich; der Deutschrusse Liebenstanz nahm eine trockene holländische Käsrinde aus der Jagdtasche, nagte ein wenig daran, wickelte sie in Papier und steckte sie wieder ein. Die übrigen aßen, was ihnen in die Hand kam.

Nach dieser Erfrischung ging es an die Besichtigung der Gewehre. Es wurde frisches Pulver auf die Pfanne geschüttet, man stellte sich der Reihe nach auf und stieg mit abgemessenen Schritten in den Sumpf; die Hunde wedelten vor ihren Herren umher, packten manchmal ein paar erschrockene Enten aus dem Röhricht und schwammen, begleitet von Schüssen über den Teich.

Unterdessen verließ eine Anzahl halbbetrunkener Bauern ihre Arbeit. Sie kamen mit wildem Rufen und Schreien an den See, mit Rechen und Gabeln bewaffnet. In einer Minute war der Weiher umstellt.

— Halt, halt, schrieen die Bauern. Nehmt Eure Gewehre ab und geht mit zum Vorsteher. So ist's befohlen.

Das Schießen hörte auf.

— Was wollt Ihr? schrie Medwjedeff.

Tschurbinskijs Bauern hätten, wenn sie nicht betrunken gewesen wären, Medwjedeff schon längst erkannt, jetzt erwachte die Ehrfurcht, die das Volk von jeher gegen adelige Familien hegte, plötzlich wieder in ihnen; der Haufe nahm die Mützen ab und stand da, und der Vorsteher Potapowitsch, im blauen Kaftan mit buntem Gürtel, ging auf Medwjedeff zu, glättete seinen langen Bart, und sagte unter tiefen Verbeugungen:

— Verzeiht, Herr, wir haben euch nicht erkannt, aber seht, das Schießen ist unmöglich, ich bin nicht Schuld daran.

Und wer zum Teufel denn?

— Es versteht sich, Ihr seid gelehrte Leute und wißt, daß der Teufel, wenn er kommt, menschliche Gestalt annimmt, denn die Gewalt des Bösen ist groß; aber hieran ist nicht der Teufel ohne Körper, sondern unser hochgeehrtester Bojarin Schuld.

Pack dich mit deinem Blödsinn, und störe uns nicht in unserer Jagd.

— Was thut Ihr aber auch in diesem Sumpfe? es ist so scheußlich hier, nur Frösche — Ihr geht viel besser drei Werst weiter in die Sümpfe der Generalin Doglo-blina. Dort findet Ihr Alles, was hier nicht ist! Auf jedem Schritte wimmelt es in der Lage von Wild.

Genug Bruder, uns ist es hier gut genug; vorwärts, Kinder!

Nein, um's Himmelswillen nein! ich werde zur Verantwortung gezogen. Es ist nicht meine Schuld, und das Schießen geht nicht, es ist nicht erlaubt. Der Bojarin sagt: laß die Vögel in Ruhe; vielleicht lasse ich mir, wenn ich einmal ein Gewehr in die Hand nehme, von einem Bekannten etwas schießen, oder gehe auch selbst auf den See hinab. Bis dahin ist das Geflügel frei, und ein Schuß fällt mir nicht ungestraft —

Einen Andern sollst du nicht lassen, aber mir wird es dein Bojarin gewiß nicht verbieten.

— Wäre es jemand Anderer gewesen und nicht Euer Gnaden, hätten wir ihn schon längst ins Dorf abgeführt — so ists befohlen. Er sagt: Fange sie alle, Potapowitsch, ich sage dir's: Aufs Gericht damit, aufs Gericht damit und wenn es mein Vater wäre, sagt er, auf das Gericht mit ihm, mein ist der Grund, nicht sein!

Ist er denn verrückt geworden?

— Ganz gewiß ist das meiner Herrschaft Wille, und ich kann darüber Nichts sagen; wenn Ihr wollt, will ich einen Burschen hineinschicken, sich zu erkundigen, ganz gewiß wird es der Bojarin Euch erlauben.

Der Sumpf war ungefähr zwei Werst von der Wohnung Tschurbinskijs entfernt. Die Jäger setzten sich auf die kleinen Mooserhöhungen in dem Sumpfweiher und erwarteten die Rückkehr des Sohnes des Vorstehers, eines flinken Jungen, der aus allen Kräften das Pferd seines Vaters nach der Wohnung des Bojarin spornte, und ihnen den sehnlich erwünschten Firman bringen sollte

Vier Stunden später sprengte der Junge heran, sprang vom Pferde, wischte sich mit den Händen Schweiß und Staub aus dem Gesicht, bekreuzte sich und sagte: Es ist unmöglich, es ist unmöglich, ich will zu Grunde gehen, wenn es möglich ist!

Tölpel, du hast gewiß nicht recht gehört, sagte Medwjedeff.

— Wie? Nicht recht gehört? Ich komme hin, der Bojarin steht in seinem rothen Schlafrock an der Scheune, wo die Dirnen den Weizen aufschütten, — es war ganz lustig — nun ich sage zu ihm: Befehlt, was Euer Wille ist, bei uns unten schießen sie auf dem Sumpfe Vögel.

Warum bist Du zu mir gekommen? sprachen der Herr Bojarin, fangt sie, die Tagdiebe, die Schmarozer, auf's Gericht damit.

— Ich verbeugte mich tief und sprach: es ist Jemand dabei, den wir nicht festnehmen können, Herr.

Etwa der Gouverneur?

— Ich weiß nicht, wir nennen ihn Alle Medwjedeff.

Dummkopf! sagten der Herr Bojarin und stampften mit dem Fuße, ich bin gerade so vornehm, als Medwjedeff, wenn nicht viel mehr. Sage, er soll sich augenblicklich aus dem Sumpf fort machen. — Wo hat denn dein Vater seine Augen; ich werde dem alten Esel —

— So, so, so! ich habe es mir gedacht, brummte Potapowitsch.

Weiter! fragte Medwjedeff.

— Nichts; der Bojarin wendeten sich zu Feska, der Tochter unseres Schmiedes, griffen ihr ans Kinn und sprachen: warum bist du denn so roth geworden, Feodosia? — ich sah, daß mich das nicht mehr anging, saß auf und sprengte davon.

Makar Petrowitsch kaute wüthend an seinem Bart.

— Wie es Euch beliebt, sagte sich verbeugend der Vorsteher, ist's Euch nicht gefällig herauszugehen? Es ist mein Wille nicht; ich bin wie der Nagel, der an der Wand locker wird, man treibt ihn mit dem Beilrücken auf den Kopf ein.

Schweigend verließen Medwjedeff und seine Gefährten den Weiher. Die Bauern

sahen sich bedeutungsvoll untereinander an, und sannen nach: Wie war es doch möglich, Medwjedeff aus dem Sumpf zu jagen? —

Nach meiner Meinung ist die Schnepfe der characterloseste Vogel; manchmal sieht sie einen Menschen in der Entfernung einer Werst, erhebt sich vom Platze, kreist über einem Sumpfe, pfeift, schreit, durchlärmt alles Umliegende; dann steckt sie manchmal ihren Schnabel in den Sumpfschlamm und setzt sich höchst vergnügt in das hohe Ufergras. Dann darfst du sie in die Seite stoßen, sie stutzt nur, schlägt mit den Flügeln und jammert wie — nun, wie ein Mensch, der in seiner Behaglichkeit gestört wird.

Petruschka stieg aus dem Sumpfe, plötzlich flatterte unter seinen Füßen eine Schnepfe auf, und erhob sich mit Klagerufen über die Steppe; Petruschka schoß und der arme Vogel fiel in der Luft kreisend vor dem Vorsteher nieder.

Seid keine Dummköpfe, rief Medwjedeff, und ging unter den Haufen der Bauern. In diesem Augenblicke hob der Vorsteher die erschossene Schnepfe auf, und sagte, indem er sie betrachtete: ach, welches Leiden!

Wißt Ihr was, Kinder, sagt Eurem Herrn daß es nicht gut war, so zu handeln, er mißgönnt mir einen Strichvogel, und ich habe ihm die Kleider zu seiner Hochzeit gegeben und — nun, vielleicht habt Ihr es gehört!

— Wir sind nicht ohne Kenntniß davon, sagten die Bauern; — aber Potapowitsch drohte ihnen mit dem Finger, und Alles verstummte.

Lebt wohl, Kinder, hier ist ein Silberrubel, trinkt ein Schälchen Branntwein; es ist sehr heiß heute.

— Und die Schnepfe, ist die Euer? rief der Vorsteher, indem er Petruschka die getödtete Schnepfe hinreichte.

Nehmt sie Euerem Bojarin mit, Väterchen, er soll daran —

Die Jäger fuhren weiter, die Bauern entfernten sich, die Staare flogen fort und am Weiher weidete wieder einsam die angebundene scheckige Stute.

6.

Zwei Monate vor der Hochzeit Tschurbinskijs war Medwjedeff mit seiner Frau bei den Fernambuks auf Besuch. Im Wohnzimmer erzählte die alte Fernambuk vom gestrigen Whist, und wie sie den Verwalter Schlemm gemacht habe und wie sie zu vieren spielten: sie, ihre Tochter, der Verwalter und ihr Nachbar, ein ehemaliger Junker, wie sie immer den valet gehabt u. s. w. Gott sei ihr gnädig, sie erzählt immer langweiliges Zeug. Die junge Fernambuk zeigte Anna Andrejewna ein Fläschchen mit der Aufschrift: Extrait triple à la violette, als aus Paris gekommen, roch daran, erhob die Augen zum Himmel und sagte, tief aufseufzend: Ach, welcher Wohlgeruch! Ach, wie herrlich muß es in Paris sein!

Medwjedeff schnitt dermalen sonderbare Grimassen, unterdrückte ein Gähnen und schaute seine Frau an, als ob er fragen wollte: ist es noch nicht Zeit, nach Hause?

Im Vorzimmer war es lustiger. Petruschka saß auf einer langen, grünen Bank und schilderte Filka, dem Lakaien in der zwilchenen Jacke, wie die Nüsse blühen, und warum auf den Nußbäumen Blüthen von zweierlei Geschlecht sind.

— Ei, Petruschka, du machst Wind! sagte langsam Filka, indem er aus seiner Dose schnupfte.

Wenn der Frühling kommt, so sieh selbst.

— Bevor ich es selbst nicht sehe, glaube ich es nicht, und du sollst den Büchern nicht so Viel glauben, denn, da drinn ist Alles so, so beschrieben — Filka wirbelte mit der Hand in der Luft.

Sie können nicht anders blühen.

— So, und die Nüsse bitten dich nicht um Erlaubniß, es anders zu machen? Sie thun, es nicht, weil —

— Ha, ha, ha, nu! warum?

Weil — höre, Filka, was ist denn da für ein Fräulein durch das Zimmer gegangen?

— Ach, da habt Ihr ihn, ihn und seine Gelehrten! Da weiß er wie die Nußbäume zweifach blühen, und wann sie blühen — und unseres Gleichen nennt er ein Fräulein! Das, Bruder, war Mascha, das Zimmermädchen des Fräuleins.

Genug, Filka! wer ist sie?

— Ich bin kein Gelehrter, ich kann keinen eiteln Dunst machen, ich rede nach Recht und Wahrheit, es ist kein Wunder, daß du sie zum ersten Male siehst. Sie hat 6 Jahre lang in Addesta bei einer Mamsell das Frisiren gelernt, weißt du, das Haare-flechten auf dem Kopf. Jetzt, wo unser Fräulein einen Mann bekommt, haben sie auch gleich an Mascha wegen des Putzes geschrieben. Jetzt ist sie schon die zweite Woche da, und flink ist sie dir, Bruder, und Bücher liest sie, und Tag für Tag trägt sie ein Zitzenkleid, und unser Einen schaut sie nicht an. Unser Vorsteher Potapowitsch, ein gelehrter Mann, und angesehen, ging am dritten Tage zu ihr und fing an zu schäkern, da schlug sie ihn auf die Hände. „Ihr habt graue Haare auf dem Kopfe, sagte sie, und habt Nichts mit Mädchen zu schaffen", und lachte ihm unter die Nase und lief davon.

Da, da, sagte Potapowitsch, für dich wird auch kein Schiffseigenthümer wachsen! Da, Jungen, seht einmal die an — —, wir waren da und wälzten uns auf dem Boden vor Lachen. Potz tausend! Das ist ein Mädchen! Und sie ist nicht älter als die Tochter Iwans, des Roßarztes. — Warum bist du so nachdenklich.

Nichts, ich meine nur, daß sie eine herrliche Dirne sein muß, diese Mascha!

— Du mußt nicht glauben, daß sie nicht sauber ist, nur ein wenig mager.

Mascha war sehr hübsch, sie zählte 17 Jahre. Ein hoher, schlanker Wuchs gab ihr eine besondere Erhabenheit; die schwarzen, mit rothen, vollen Mohnblumen gezierten Haare, das etwas dunkle Gesicht, von leichtem Roth durchschimmert, ein ächtes Zeichen reinen Ukrainer Blutes, lange dichte Augenwimpern, große, himmelblaue Augen, leichter Gang, ja der Zuschnitt des Kleides selbst, ganz verschieden von dem hiesigen — Alles bezauberte Petruschka. Beim ersten Blicke auf Mascha zitterte er vor Vergnügen; ein unruhiges, doch angenehmes Gefühl regte sich in seiner Brust.

Die Leute reden viel von der Sympathie der Seelen; ich glaube den Leuten wenig; aber für diesen Fall stimme ich halb bei.

Während Petruschka und Filka sich miteinander unterhielten, trug eine große, dicke Leibeigene einen Korb voll Aepfel in das Vorzimmer. Zwei Minuten später kam Mascha heraus, ging an den Korb, und rief, ohne sich nach irgend Jemanden umzu-

sehen: Dunka, trage diesen Korb in das Mägdezimmer, die Barina hat befohlen, die Aepfel zu zählen.

— Sie erlauben wohl, zu sehen, ob dieß Sauer- oder Süßäpfel sind? fragte Petruschka, an den Korb hintretend, und erröthete, ohne zu wissen, worüber.

Ich weiß nicht, antwortete Mascha, welche Petruschka anblickte und selbst noch mehr als dieser erröthete. Sie nahm einen Apfel aus dem Korb und fing an, ihn zwischen den Händen zu drehen.

— Wir können ihn versuchen, hier ist ein prächtiges kleines Messer. Petruschka zog das Jagdtaschenmesser seines Bojarin aus der Tasche und bot es Mascha an.

Mascha durchschnitt den Apfel, und reichte die eine Hälfte, sammt dem Messer, Petruschka.

— Es ist eine herrliche Klinge, bemerkte Petruschka, und ist von einem großen Meister von uns, von Rußland, in Tula.

So? antwortete Mascha.

— Hier sehen Sie ein deutsches Taschenmesser, wie künstlich Alles angebracht ist: da ist die große, hier die kleine Klinge, da ein Pfropfzieher, Feuerstahl, Pfeifenräumer und Ohrenlöffel.

Während er dieß sprach, legte Petruschka das Messer offen hin und zeigte jeden Bestandtheil einzeln.

Freund! lege dein Messer zusammen, und Ihr mit Euerem Apfelessen, macht, daß Ihr weiter kommt; wenn die alte Barine merkt, daß Ihr Aepfel eßt, bekommt Ihr Makrelen*) und ich als Zeuge dazu. Hört? Sie kommen.

Die Mädchen gingen zur Seitenthüre hinaus, Medwjedeff kam in das Vorzimmer und bestellte die Pferde.

So lernten sich Petruschka und Mascha kennen, und so begann, wenn Ihr wollt, ihre Liebe.

Von dieser Zeit an fand Mascha, so oft Medwjedeff die Fernambuks besuchte, immer irgend einen Vorwand, um in's Vorzimmer zu gehen. Petruschka seinerseits hatte Mascha immer etwas Merkwürdiges zu geben, und nach und nach wurden sie so vertraut, daß Petruschka anfing, Mascha aus der Bibliothek seines Herrn Romane zuzuschleppen: Natur und Liebe von Lafontaine, Alexis oder die Hütte im Walde von Dumesnil und andere ähnliche.

7.

Haben Sie, meine Leser, schon bemerkt, daß bei einem Hochzeitsschmause junge, unverheirathete Leute besonders aufgeräumt erscheinen; sie sind lustiger, schwärmerischer, kühner, gesprächiger, beredter als sonst — Wahrhaftig! Ist es die Musik, welche das menschliche Gemüth so bewegt, oder sind es die fröhlichen, glückstrahlenden Gesichter der Neuvermählten — ich weiß es nicht. Aber ich versichere Sie, meine Bemerkung ist richtig.

Bei der Hochzeit Tschurbinskijs ging das Gastmahl eben zu Ende; die Musik spielte eine Masurka. Julian Astafjewitsch tanzte mit seiner Gemahlin, als erstes Paar; dann kamen Makar Petrowitsch mit Helena Pawlowna, dann Basilij Alexandrowitsch mit Alexandra Iwanowna, dann noch viele Paare. — Könnt Ihr Euch vorstellen, wie lustig es war?

*) Prügel.

Die Bedienten und Leibeigenen der eingeladenen Herrschaften drängten sich gegen die Thüre des Saales, und sahen zu ihrer Verwunderung, wie der Lehrer der Mathematik an der Kreisschule, den man wegen seiner Geschicklichkeit und seines Verständnisses der Tanzkunst eingeladen hatte, seine ihm von Gott gegebene gewöhnliche Menschengestalt in ein ausländisches S verwandelte und unaufhörlich im Saale von einem Winkel in den andern flog; an der rechten Hand führte er, mit den Fingerspitzen, eine ungeheure, stattliche Dame, in der linken hielt er, am Zipfel, ein großes weißes Taschentuch, welches in der Luft bei der Bewegung flackerte und wehte, und hinter seinem Herrn wie ein Kometenschwanz daherflog. Ein lächerlicher Anblick, und nicht nur für Leibeigene!

Mascha war nicht im Gedränge der neugierigen Zuschauer; Petruschka hatte schon früher solche Tänze gesehen, deßhalb drängte er sich auch nicht vorwärts, sondern kreuzte die Arme über dem Rücken und stellte sich an die Thüre, die in die Hausflur führte. Plötzlich glaubte er hinter sich das Oeffnen einer Thüre zu vernehmen; er sah hin — Niemand da. Eine Minute später zupfte ihn etwas an seinem Ueberrocke — er schaut sich um: wieder Niemand. Kurz darauf drückte eine zarte Hand leise die seinige. In einer Sekunde war Petruschka vor der Thüre in dem großen, dunkeln Vorplatze. Da kam ihm eine weibliche Gestalt entgegen, warf sich ihm um den Hals und umwand ihn mit glühenden Armen.

Bist du es, Mascha?

— Ich bin es, Petruschka.

Ich glaube mir selbst nicht, Wunderliebliche! Was ist dir? Du weinst?

— Mir ist schwer ums Herz, Petruschka! Drinnen tanzen sie, ergötzen sich, und mir ist so bange, so bange. — Bald möchte ich vor Thränen vergehen, bald nur mit dir reden, an deinen Lippen hängen. Wie ich dich liebe, Petruschka! Lache über mich, ich habe es dir schon so lange sagen wollen!

Petruschka antwortete durch einen langen Kuß.

Ach, Petruschka! Wie gut bist du! Heute habe ich den ganzen Tag nur dich angeschaut, bis sie anfingen, über mich zu lachen. Die Dunka war so schlimm, sieh, daß sie sagte: Mascha Iwanowna schaut gar nicht auf die Herrschaften, die drinnen tanzen, sondern immer auf Petruschka und verwendet kein Auge von ihm. Und ich denke mir: Petruschka ist es werth, und ich will mit Fleiß nur ihn ansehen, und wenn es eine Schande wäre; und ich ging ins Mägdezimmer und sah von dort durch eine Spalte immer auf dich. Du bist besser als Alle!

Ich liebe dich seit langer Zeit, aber ich habe mich gefürchtet, es zu sagen, denn du bist so klug, und hättest es vielleicht mit Lachen aufgenommen.

— Es ist Sünde von dir, Petruschka, daß du so etwas sagst! fürchte mich nicht, ich bin nicht boshaft! die stille Eule ists, die den Vogel erstickt, aber die Schwalbe flattert den ganzen Tag umher, und zwitschert, und lobt nur Gott, thut aber Niemanden etwas Böses. Sage mir noch einmal, daß du mich liebst, es ist so schön, das zu hören — vor Freude, glaube ich, erlebe ich den morgigen Tag nicht mehr.

Ich liebe dich, ich liebe dich, meine Freude! und ich habe immer nicht geglaubt daß du mich liebst, obwohl es Filka hoch beschworen. — Wenn ich dir einmal irgendwo etwas habe sagen wollen, dachte ich daran, wie du den Vorsteher ausgelacht hast, und die Zunge verstummte mir.

— Gott sei mit dir! Der Vorsteher ist ein grauer, häßlicher Narr, und du bist meine kleine Schwalbe, mit dir will ich leben und sterben. —

Höre! Morgen, wenn du willst, sage ich meinem Bojarin, er soll uns heirathen lassen und wir werden glücklich leben.

— Thue, wie du es verstehst, meine blaue Taube.

Die Musik hörte auf, zu spielen; durch die Vorhalle ertönte ein schallender Kuß. Mascha lief in den Garten hinab, Petruschka kehrte ruhig ins Vorzimmer zurück.

Nach zwei Tagen sagte Petruschka zu Mascha, Makar Petrowitsch sei für den Augenblick nicht gesonnen, ihn zu verheirathen: Man würde wieder sagen, ich hätte Tschurbinskij geflissentlich zu einer Partie verholfen, um durch ihn von den Fernambuks ein geschicktes Mädchen zu erhalten, und Du, sagte der Bojarin, bist jung und sie ist jung, wartet bis zum Herbst — es ist kein Jahr, dann werbe ich selbst für Euch, und wenn sie nicht einverstanden sind, kaufe ich das Mädchen und gebe ihnen dafür was sie wollen.

Wie? er sollte nicht einverstanden sein! antwortete Mascha, du hast ja selbst gesagt, Tschurbinskij habe weder Zaunpfahl noch Hof gehabt, und dein Bojarin hat ihm eine so reiche Braut zugebracht; und was sollte ihm an mir liegen? nichts. Er wird sich nicht widersetzen, wollen wir hoffen, und beten wir zu Gott.

Das wollen wir, antwortete Petruschka! ach wie lange dauert's bis zu jenem Herbst! Winter, Frühling, Sommer und dann erst Herbst!

8.

Ich liebe den Anfang des Herbstes sehr, besonders in der Ukraine. Die ermattende Hitze des Sommers hat sich abgekühlt, die Natur belohnt die Arbeit der Menschen mit ihren Gaben, überall heitere Gesichter. Gehst du über das Feld: zur Rechten und zur Linken des Weges ziehen sich in langen Schwaden die Garben des Getreides hin — hie und da steht noch später Buchweizen auf dem Acker und beugt seine schweren, schwarzen Aehrentrauben nieder und die zweigigen, purpurrothen Halme neigen sich gegen die Erde — es wird Abend.

Lärmende Schaaren von Kranichen schmausen dort auf der Steppe, lange Züge wilder Enten rauschen über dich — vor dir erhebt sich leichter Rauch in die reine Luft. Ihr nähert Euch der Hütte eines Baschtannik (so heißen bei uns die Greise, welche als Aufseher der Melonenfelder aufgestellt sind). Der Greis hat sich vor seiner Hütte ein Feuer angezündet und kocht sein Abendessen, die Kascha.*) Die Flamme ergreift zitternd die Zweige des Steppen-Linsenkrautes,**) eine tiefblaue dünne Rauchsäule steigt empor und verweht in der Luft — gegenüber dem Greise sitzt sein Enkel, ein Knabe von zehn Jahren; er hat soeben eine Wassermelone***) zertheilt, durchwühlt mit den Händen ihr rosenrothes, zuckersüßes Fleisch, ißt und kichert vor Vergnügen — vor der Hütte liegt ein zottiger, grauer Hund und folgt aufmerksam mit den Blicken dem Fluge eines Abendkäfers; weiter drinnen liegen Haufen von Arbusen und Melonen — und dieses kleine Gemälde ist von dem feurigen Gold der untergehenden Sonne übergossen.

Auf der Straße holst du Wägen ein, die mit den schweren Garben beladen sind; hinter den Hütten des Dorfes erheben sich die goldenen, aufgestappelten Garbenberge, als

*) Ein Brei von Grütze. **) Cytisus Laburnum. ***) Arbusen, cucurbita citrullus.

Unterpfand des Wohlergehens vieler Menschen — in den Gärten pflücken ganze Familien Aepfel, Birnen und Bergamotten; der Wohlgeruch der duftenden Früchte weht Euch an, Ihr hört das Lachen und das Singen der Mädchen in den Gärten — Schön, reich bist du, Natur! — Unwillkürlich nimmst du deinen Hut ab, und bekreuzest dich aus voller Seele. Verdient der Mensch die herrlichen, göttlichen Gaben?

Ueberdieß ist der Herbst die Zeit der Hochzeiten; die Landleute, die ihr Brod eingesammelt haben, wollen jetzt ausruhen, sich belustigen. Und wo läßt sichs besser essen und trinken, als auf einer Hochzeit?

Die Alten*) umwickeln sich bis über die Schulter mit Gürteln und wagen sich auf die Strasse. Mehr als ein schwarzes Mädchenauge schaut ihnen, als ersehnten Gästen entgegen; mehr als ein üppiger, voller Busen zittert zwischen Furcht und Zweifel bei dem „ich will“ oder „ich will nicht“, geht es um einen Bräutigam.

Der August nahte seinem Ende. Im Dorfe Medwjedeffs zogen haufenweise von Gasse zu Gasse die Hochzeitsgäste, unter Musik, unter Gesängen, mit rothen Fahnen — Petruschka grämte sich. —

Seit dem verhängnißvollen Tage der Jagd auf dem Weiher Tschurbinskijs hatte er Mascha zweimal in der Kirche gesehen; aber Mascha hatte so traurig zu ihm gesprochen: es fühlt mein Herz, wir werden nicht glücklich sein — unser Bojarin möchte den Eurigen vor Zorn fressen, er wird mich dir nicht geben. —

Petruschka tröstete sie, soviel er konnte, aber in seiner Seele hatte auch er Angst. Er fürchtete sich auch, seinen Bojarin an sein Versprechen zu erinnern — er grämte sich, litt an Sehnsucht und legte sich aus innerer Langweile ins Bett.

Medwjedeff erkannte die Ursache der Krankheit des Petruschka und schrieb an Tschurbinskij einen Brief, in welchem für Mascha tausend Rubel oder mehr angeboten wurden, wenn Julian Astafjewitsch einverstanden wäre. Zur Antwort erhielt er auf einen Fetzen Papier die paar Worte: Ich mag nicht, und es wird nichts daraus.

War Petruschka von seiner Krankheit genesen, oder nicht — Gott weiß es — aber er stand auf, nahm sein Gewehr und ging auf die Jagd. Er ging an den Fluß und verfolgte leisen Schrittes dessen Ufer gerade nach dem Dorfe Tschurbinskij's.

Die Morgensonne schien warm; Schaaren von Geflügel stieg vom Fluße auf und kreiste über dem Kopfe Petruschka's — er sah nichts, er hörte nichts. —

Da ist das Dorf Tschurbinskijs, da ist auch das Gehölz über dem Fluß — auf dem Wasser schwimmen Enten, am Ufer unter einer Staude sitzt ein barfüßiges Mädchen in Lumpen.

— Petruschka sieht und sieht nicht — er geht weiter.

Petruschka! rief es hinter seinem Rücken. Der Arme kommt zu sich, ein schwerer Traum entfliegt aus seinen Augen. „Das muß die Stimme Maschas sein“ dachte er und sah sich rund um. Das Mädchen in den Lumpen stand vor ihm, — es war Mascha.

Das Gewehr fiel Petruschka aus der Hand. Das bist du? stieß er mit einem Jammerruf hervor.

— Ich bin es, mein Geliebter, Einziger! antwortete Mascha, ihn umarmend, und du hast mich nicht erkannt. Nicht wahr, mein Anzug hat mich so verändert, und

*) Als Brautwerber.

ich liebe Dich doch immer noch gerade so; je mehr sie mich quälen, desto mehr liebe ich dich — laß sie, Gott sei mit ihnen. — Du warst krank, mein Täubchen, ich habe Alles gehört, und mich ergreift die Krankheit nicht. — Schluchzen erstickte die Stimme Maschas.

Sei ruhig, mein Fischchen, — laßt uns niedersitzen; aber sage mir, was geht denn bei Euch vor — und warum bist du so bloß?

— Ach, ich habe viel erlitten — ich wäre schon lange ein Fisch, ja ich würde schon lange da unter dem Wasserfall schwimmen, wenn ich dich nicht noch einmal hätte sehen wollen. —

Mascha umarmte Petruschka, lehnte ihren Kopf an seine Brust und weinte leise.

Gott sei mit dir, meine Turteltaube, tröste dich doch, Alles wird gut werden.

Mascha schüttelte den Kopf.

Setze dich doch hierher, fuhr Petruschka fort; hier ist es stiller — Gott, du hast bloße Füße! — jetzt, bei dem kalten Herbstreif, auf dem kalten, feuchten Ufersand — nimm doch meine Mütze, stelle deine Füßchen darauf, daß sie erwärmen —

— Es ist schrecklich, daran zu denken, wie wüthend der Bojarin wurde, als er den Brief deines Herrn erhielt. Das ist, sagte er, elender Hohn! Er beleidigt mich noch und will mein Mädchen an den Hund verkuppeln, der mir öffentlich wünschte, ich solle an einer Schnepfe ersticken. Er brüllte, brüllte, fluchte und schrie: ich weiß Mascha einen andern Bräutigam als diesen Galgenstrick, ich will sie glücklich machen, holt mir Mascha.

Ich trat hinein, nicht lebendig, nicht todt.

— Höre Mascha, sagte der Bojarin, ich will schon lange dich für deinen Dienst belohnen, und dir eine Parthie verschaffen. Potapowitsch, unser Vorsteher, wünscht sehr, dich zu heirathen, ich von meiner Seite bin damit einverstanden — warum schweigst du?

Verzeiht, Bojarin, sagte ich, der Vorsteher hat Kinder von seiner ersten Frau, die älter sind, als ich; Potapowitsch paßte wohl zu meinem Vater, aber nicht zu meinem Manne.

— Dummes Weibsbild! — und sein Reichthum bedeutet vielleicht Nichts?

Seinen Reichthum kann er für sich behalten, ich bin desselben nicht benöthigt.

— Oho! mein Fräulein, Sie wollen wohl, ich soll einen Bräutigam aus der Gouvernements-Hauptstadt verschreiben? —

Seid barmherzig, rief ich und warf mich ihm zu Füßen, trennt mich nicht von Petruschka; entweder ihm oder sonst Keinem werde ich angetraut. — Wie er mich mit dem Fuße stieß! gerade in's Gesicht! wie er schrie! — mir verging Hören und Sehen. — So, also du bist auch im Bunde mit meinen Feinden! sie haben dich auch zu meiner Schande erkauft. So, ich selbst suche dir einen Bräutigam, und — he, Potapowitsch! herab mit dem herrschaftlichen Anzug, fort in den schweren Robot!*)

Wie sich Potapowitsch über diesen Befehl freute! —

„Erinnerst du dich, Maria Iwanowna, sagte er zu mir, du hast gesagt, ich hätte nichts mit Mädchen zu schaffen — wir wollen sehen; jetzt heißt es Galuschkas**) für die Leibeigenen kochen; weiter an die Arbeit! Ich bin ein harter Mann, das weißt du vom Starosten, hüte dich, ich habe die väterliche Züchtigung in Händen. Dabei wies er lächelnd auf seinen langen Stock.

*) Frohndienst der Leibeigenen. **) Schwere Mehlklöße.

Drei Tage und Nächte kochte ich Galuschkas, trug Wasser in schweren Eimern, wusch die gußeisernen Geschirre — wegen der Ungewohntheit ging mir nichts recht von Statten, der böse Potapowitsch schlug mich wegen jeder Kleinigkeit unbarmherzig — gestern stieß ich unversehens einen großen Topf voll siedendem Wasser um, und sieh, meine linke Hand ist ganz verbrüht. Dafür bin ich noch geschlagen worden, und muß jetzt, bis die Hand wieder gut ist, die Enten der Herrschaft hüten.

Meine arme Mascha! seufzte Petruschka, ihre verwundete Hand küssend.

— Es ist noch nicht Alles — heute — als ich die Enten hieher trieb, begegnete mir Potapowitsch — und sagte: — ich bin alt, Maria Iwanowna, und dumm, und bin nicht tauglich, dein Mann zu sein. Doch liebe ich dich noch immer und habe dir einen Bräutigam gesucht und der Bojarin hat befohlen, Euch morgen Abend zu trauen — du kennst doch Fomka, den Blöden, der die Schweine hütet. Er kann zwar die Finger an seiner Hand nicht zählen, dafür aber ist er jung. Bereite dich auf die Hochzeit vor.

Er hat dich nur erschrecken wollen! sagte Petruschka.

— O, nein! noch gestern befahl der Bojarin, Fomka zu scheeren und zu waschen und ihm ein neues Hemd zu geben — das ganze Gesinde wunderte sich über diese Barmherzigkeit gegen den Tölpel — aber jetzt weiß ich — ich überlebe mein Elend nicht! —

Nein, Mascha! nein es ist unmöglich, diese klaren Augen, dieses schwarze Haar, diese weiße Brust, dieses Herz so gut, das mich so sehr liebt — das soll dem schmutzigen Thier gehören, — er, der Ungewaschene, soll dich lieben, soll dich küssen — nein Mascha — das geschieht nicht!

— Es wird geschehen, sprach kaum hörbar Mascha.

Stillschweigen —

— Höre, sagte Mascha, du liebst mich und ich liebe dich mehr als Alles auf der Welt — wir können noch gerettet werden, Niemand soll uns trennen, höre mich! Und sie zog Petruschka an ihr Herz und flüsterte ihm etwas zu —

Petruschka ging fröhlicher, ruhiger nach Hause zurück; ungewöhnliche Freude blitzte aus seinen Augen. —

Ist es dir besser, Petruschka? fragte Medwjedeff.

Besser, Bojarin, ich bin ganz wohl.

Am nächsten Tage, frühe Morgens, als kaum die Sonne über die Wälder heraufstieg, war Petruschka mit seiner Jagdtasche über den Schultern und dem Gewehr in der Hand bereits im Haine Tschurbinskij's am Ufer des Flusses. Bald darauf kam Mascha heran. Sie trug ein langes, weißes, gesticktes Hemd, durch ein rothes Band zusammengehalten. Die Haare waren als schwarzer Kranz auf dem Kopfe geflochten und zwischen ihnen schienen weiße Herbstastern hervor.

Ist deine Braut schön? sagte Mascha, an Petruschka herantretend.

Petruschka warf sich ihr entgegen, sie zu küssen.

Sieh dich vor, Petruschka, küsse mich nicht, wir wollen zu Gott beten, daß er uns im künftigen Leben nicht trennt.

Sie fielen auf die Knie und beteten leise; im Röhricht des Flusses sang ein Seidenvogel. Heiter trat die Sonne an den Himmel herauf — die Flur fing an zu erwachen.

Nachdem sie gebetet, ging Petruschka zu Mascha hin, umarmte sie und ihre Lippen vereinigten sich in einem langen, langen Kusse.

Höre, sagte Mascha, sie werden erwachen, hieher kommen — und Alles wäre verloren. Eile, meine Freude, wir sind ungetrennt — auf Wiedersehen! —

Sie fiel auf die Knie, und entblößte ihre Brust von dem langen Gewande. Siehe, mein Theurer, schieß gerade in das Herz, hier ist es, hier schlägt es, hieher schieße, und wenn ich sterbe, sei gleich hinter mir, ohne dich ist mir auch ein Augenblick öde — ach wie fröhlich bin ich, von deiner Hand zu sterben!

Petruschka erhob das Gewehr und zielte. Was zögerst du? Ich fühle in meiner Seele, sie werden hieher kommen! sie werden mich zu Fomka schleppen!

Der Schuß entlud sich, Mascha stürzte auf das Gras — Komm schnell zu mir — waren ihre letzten Worte — das rothe Blut quoll warm aus der Wunde — die glänzenden Augen umflorten sich mit dem Nebel des Todes.

Petruschka fing eilends an, das Gewehr wieder zu laden. Unterdessen erscholl im Haine eine Stimme: Wer wagt zu schießen? fangt ihn, fangt ihn, aufs Gericht: auf meine Verantwortung, wer es auch sein mag — es ist herrschaftlicher Boden! und Potapowitsch nahte sich mit drei Leibeigenen vor Petruschka. —

Siehe schon sind sie nahe, Petruschka beeilt sich, die Ladung einzutreiben, er zieht den Hahn auf, stemmt die Mündung gegen seine Brust, neigt sich nach vorne, und drückt ab — ein Klaps! — kein Schuß! Petruschka hatte in der Uebereilung vergessen, Pulver auf die Zündpfanne zu schütten.

Die Knechte faßten Petruschka.

Nicht einmal sterben lassen sie mich, stöhnte Petruschka. Lebe wohl, Mascha, ich halte Wort. Wir sehen uns bald wieder!

9.

Es war ein Herbstabend. Im Wohnzimmer Medwjedeffs zischte, wie von jeher auf dem runden Tische die Theekanne und brannten zwei Kerzen in schweren Leuchtern. Auf dem Diwan neben dem Tische schlürfte Anna Andrejewna ihren Thee, im Lehnstuhle saß Medwjedeff. Tresor war nicht da. Vor dem Hausherrn saß ein Nachbar mit großem, rundem Gesicht. An der Thüre, an der Stelle Petruschkas, stand ein dicker Lakai von schwarzer Gesichtsfarbe.

— Wahrhaft elendes Wetter, sagte, sich schnäuzend der Fremde, jetzt war es lange warm und wird nun auf einmal kalt! Es ist noch nicht Zeit, erst Ende September dünkt mir.

Ist es wirklich recht kalt? fragte Anna Andrejewna.

— Nein, nicht kalt, aber es regnet, Sie wissen, so ein heimtückischer Regen; Alles wird durch und durch naß, und doch regnet es nicht stark, dünkt mir.

Wie Sie doch so sonderbar reden, fiel Makar Petrowitsch ein.

— Es ist nicht möglich sich anders auszudrücken! wenn man vom Wege kommt und Punsch wünscht.

So, so, das war es; ach, Eugar Panteleimonowitsch, ihr alle redet die Wahrheit nicht. Da heißt es immer suchen und suchen, und erforschen, was Einer haben will. Woher führt Euch Gott?

— Aus unserer Kreisstadt.

Was gibt es dort Neues?

— Neues — hm! gerade nichts. Etwa das Ihr Petruschka gestern gestorben ist.

Der Herr schenke ihm das Himmelreich! sagten mit einer Stimme sich bekreuzend Medwjedeff und seine Frau.

Ja — er starb — und sehr sonderbar, müssen sie wissen. Vom Tage seines Eintritts in den Kerker an, zehrte er ab und fing an auszulöschen, wie ein Licht. Man schickt nach dem Doktor — der kennt sich nicht aus. Ich, sagte der Bursche, bin ganz gesund. Und doch schwindet er von Tag zu Tag und wird immer elender, und gestern ist er gar gestorben. — Nun und was glauben Sie? — Alles Brod, das sie ihm gegeben hatten, wurde unter seiner Bettlade gefunden; er hat nichts gegessen und starb vor Hunger! Sie sind sehr viel Schuld daran — warum haben Sie ihm Bücher zu lesen gegeben?! — von selbst wäre er nicht auf solche Streiche gekommen! da hat er irgend etwas gelesen — basta.

Medwjedeff versank in Schweigen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Warum sind Sie denn nach der Stadt gegangen? fragte Anna Andrejewna.

— Um einen neuen Richter zu wählen, an der Stelle unseres verehrtesten Zwirinkowski, der im vorigen Monat gestorben ist.

Und wer wurde gewählt?

— Einstimmig Julian Astafjewitsch.

Andreas Wunhart,
ein Münchner Bildhauer.

—d. Je mehr wir in unseren Tagen wieder auf die Werke der mittelalterlichen Kunst zurückkommen, desto erwünschter muß es auch sein, die Namen der alten Meister zu gewinnen, die in rührender Bescheidenheit so weit über ihren Werken standen, daß ihre eigene Subjectivität neben denselben völlig verschwand. Nun hat zwar Herr Dr. Nagler in seinem vortrefflichen „Künstlerlexikon" den Namen unserer braven Meister längst gerettet, ja ihnen sogar mehrere noch erhaltene Werke vindicirt; die ganze Historie, die sich aber gerade an Wunhardt's Namen knüpft und wodurch nur derselbe erhalten blieb, ist so merkwürdig, ja romanhaft, daß wir uns billig verwundern müssen, wie noch keiner unserer Novellisten darauf kam, den ganz fertig vorliegenden Stoff zu verarbeiten.

Da die Scene zum großen Theil in einem unserer ältesten Klöster spielt, so wird uns der Leser wohl eine kleine abschweifende Einleitung gütigst erlauben.

Bereits im Jahre 1295 hatte Heinrich Ridler, ein reicher Stadtrath in München, eines seiner Häuser, das in der (nachmals sogenannten) Schwabingergasse lag, zu allgemeinem Nutz und Frommen bestimmt und deßhalb fromme Frauen hineingelegt, damit sie der Kranken warten und pflegen sollten. Ein anderes Mitglied dieser angesehenen Familie, Herr P. Vincenz Ridler, der selbst die Welt verlassen und in den armen Orden der Barfüßer getreten war, gab diesen Frauen (im Jahre 1369) eine Vorschrift im Geiste des von der frommen und vielgefeierten Landgräfin Elisabeth (1235) gestifteten „dritten Ordens", die sie der klösterlichen Verfassung näher brachte, daher man sie auch bald Elisabethinerinnen, oder auch Seel- und Betnonnen

nannte. Ihre Anzahl war anfänglich bloß auf dreizehn beschränkt, allein bald meldeten sich ihrer so viele, die um Aufnahme baten, daß ein Enkel des Stifters, Namens Gabriel Ridler, ein Gebäu in der inneren Schwabingergasse (oder Hofgasse) von den Pinzenauern erkaufte, selbes gehörig zurichten ließ und darauf den Schwestern mit der Verpflichtung zum ewigen Gebet für die aus der Familie Verlebten übergab.

Ihre Gelübde waren anfangs nicht unlösbar, erst im Jahre 1400 wurde ihnen durch Papst Bonifaz IX. untersagt, aus diesem Hause in den Ehestand zu treten, was vorher häufig geschehen war; denn Männern aber wurde unter Androhung des Kirchen-Bannes verboten, aus diesem Convent sich eine Hausfrau zu holen. Im Jahre 1409, den 4. Brachmonat, wurde ihre neue, zu Ehren Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten gebaute Kirche vollendet und eingeweiht.

Um diese Zeit lebte zu München unser vorgenannter Andreas Wunhart, ein gar friedlicher Bürger und Bildhauer, der von seiner Ehefrau Barbara ein Töchterlein gewann, das sie Maria nannten und gar fromm, andächtig und unschuldig erzogen. Nun wäre das Mägdelein aus Wohlgefallen am klösterlichen Wandel gerne in das Ridlerkloster getreten und hatte im voraus mit einem wohldurchdachten Gelübde gegen Gott dazu sich verbunden. Dem aber widersetzten sich die Eltern und verlobten das überaus schöne Mägdlein mit einem jungen Maler; das Töchterchen aber war ganz geistlichen Sinnes und flehte zu Gott mit heiligen Zähren, er wolle sich ihrer doch erbarmen. Inzwischen starb ihre Mutter, und der Vater schien die Angelegenheit ihrer Verehelichung nur desto ernstlicher zu betreiben. Schon war die Hochzeit angesetzt, da ward die Braut Tags vorher plötzlich von der Pest befallen und „umb das Hertz mit drey vergifften Peuggen (Beulen) angegriffen“, wie auch ihre Mutter kurz vorher daran gestorben war. Sie rief also an ihr Sterbebettlein den Vater und den Bräutigam, entdeckte ihnen ihre heiligen Gedanken und Absichten und bat den Bräutigam um der Liebe Gottes willen, die Welt zu verlassen und in einem geistlichen Ordensstand dem Himmel nachzustreben. So lag sie in einem armseligen Zustand noch drei ganzer Tage, empfing die heiligen Tröstungen, erzählte von vielen früher gestorbenen Bekannten und Freunden, die sie in den Visionen ihres Sterbelagers gesehen hatte, und ermahnte mit fröhlichen Geberden die sie Besuchenden, keine Scheu vor ihr zu tragen, denn sie werde weder lebendig noch gestorben Jemanden die Sucht oder Todesgefahr übermachen, wie zu einem besonderen Absehen von Gott mildiglich über sie verhängt worden. Nachdem sie ihre unschuldige Seele ausgehaucht hatte, wurde ihr Leib in der gewünschten Ordenstracht am 12. Wintermonate 1417 bestattet. Der Bräutigam zog freiwillig „ins Elend“, d. h. in die Fremde und trat in Oesterreich in ein Kloster des hl. Dominicus. Der Vater aber, der bereits an Jahren weit vorgerückt war, hat sein Hab und Gut zu wohlgefälligen Nutzen und Diensten des Ridlerklosters „verbannt“. Er hatte früher, weil er ein Bildhauer war, seinem lieben Töchterlein ein Bildniß ihres gekreuzigten Bräutigams, ungefähr bei anderthalb Spannen lang, geschnitten, hatte von ihren Haaren genommen, und solche dermaßen künstlich in des Gekreuzigten Haupt hinein „verhültzet“, daß es das Ansehen bekommen, als ob die Haare wirklich von dem Haupte hervorwüchsen. Die Jungfrau hatte das Crucifix zu ihrer herzlichen Andacht gebraucht, davor oft ihr Gebet verrichtet und die Sorgen ihrer Seele mit Thränen ausgeschüttet und war, als sie das Kreuz auf ihrem Todbett mildiglich umarmt hatte, selig zu Gott verschieden.

Dieses Kreuz brachte der Vater nun auch zu den Ridler Nonnen, die es in großen Ehren hielten; bald entstand die Rede, daß dem hölzernen Bilde ganz eigentlich die Haare wuchsen, auch wenn selbe gänzlich wieder abgeschnitten wurden. Das wurde länger als ein Menschenalter immer beobachtet und von den ältesten Schwestern bejaht und erzählt.

Das „Wunder-Geschray" erstreckte sich bis auf das Jahr 1601, da erschien einsmal die durchlauchtige Herzogin Elisabeth und besuchte das Kloster. Zwei ihrer Edelfrauen kamen über das Bild und schnitten, um der Sache klar zu werden, dem Bilde auf einer Seite die langen Haare völlig ab, und brachten sie in Fröhlichkeit der Herzogin, sagend, sie hätten selbst dem Crucifix die Haare abgeschnitten und sei nunmehr selbiges auf einer Seite ganz abgeschoren, so daß man für künftig wirklich vermerken könne, ob die Haare an dem höltzenen Crucifix wachsen oder nit. So seynd aber die abgeschnittenen Haar bald wiederumb gewachsen, vnd ist das alte Wunder neu beståttigt worden", wobei der Chronist bemerkt: „Ja, wann die Haar gar stark werden, wöllens die geistliche Ordensschwestern für ein gutes Vorbedeuten annehmen".

Wir haben diese Geschichte, ohne eigene Zuthat einfach erzählt, wie sie in der Chronik des Klosters verzeichnet ist*) und lassen natürlich jedem Einzelnen seine Meinung darüber frei. Thatsache ist, daß die Ridler Nonnen von dieser Maria Wunhart, oder vielmehr von ihrem Vater, noch zwei weitere Schnitzwerke erhalten hatten, einen „Christus an der Rast" (der wenn wir nicht irren, jetzt in unserem Wittelsbacher Museum sich befindet) und ein Ecce homo Bild, denen das gleichfalls eingesetzte Haar gewachsen sein soll. Einer unserer gründlichsten Kenner altdeutscher Kunst, Herr Dr. Nagler (XXII. 131.) glaubt, daß das wunderthätige Kreuzbild in der Kirche zu Dorfen, welchem (wie jenem zu Miesbach und bei St. Afra in Landshut) Haare und Bart wachsen sollen, wahrscheinlich von unserem Wunhart herrühren; ebenso könnte der große Christus am Kreuz auf dem Altar in der Kirche zu Forstenried gleichfalls von Wunhart, wohl dem ältesten Bilderschnitzer Münchens, gefertigt sein. Uns genügt, den Namen dieses interessanten Künstlers dem Vergessen entrissen zu haben.

Historisches Schatzkästlein.

R. Aegidius Albertinus schreibt in seinem Buche „der Zeitkürzer", München 1603 (S. 72) über das Schachspiel: „Fast alle Spiel sind schädlich und ärgerlich, aber das Schachspiel ist rühmlich und nutzlich. Denn wer den Schach hat erfunden, der hat ein Modell gemacht der Kriegskunst. Denn es werden in diesem Spiel eigentlich und zum Grund repräsentirt alle die Päß und Contemplationes des Kriegswesens. Dann gleich wie dieses Spiel nicht wird regiert vom Glück und daher der Ueberwinder sich nicht halten kann für glücklich, noch der Ueberwundene für unglücklich, eben also soll man den obsiegenden Capitan nennen einen Weisen und den überwundenen soll man nennen einen ignoranten und gar nicht einen glücklichen oder unglücklichen. Wer in diesem Spiel des Anderen König zum ersten Schach oder Matt gibt, der hat gewonnen. Dadurch wird bedeutet, daß die ganze Stärk eines Kriegs-

*) Lob- Dank- vnd Ehrenreiches Gedächtnuß von dem Geist- vnd Löblichen Jungfrauen-Kloster des III. Ordens St. Francisci. München 1696. 4°.

heeres bestehet an einem guten Obristen, der es regiert. — In diesem Spiel hat ein jeder Theil so viel Soldaten und Stuck, als der ander, damit der verlustige Theil nicht sagen könne, daß ihm das Glück sey zuwider gewest, sondern daß er des Verstandes zu wenig gehabt. — In diesem Spiel ist geordnet, daß die Peonen oder Soldaten (d. h. Bauern) nit können wieder zurückweichen, denn es wird der Hauptmann dadurch avisirt, daß er die Felder zuvor wohl betrachten und in Acht nehmen sollen, ehe und bevor er seine Soldaten heraus schicke. Dann wofern sie sich zu weit hinauswagen, so können sie keineswegs wieder zurück, sondern müssen auf'm Platz bleiben. Denn es ist keinem Soldaten erlaubt zu weichen oder zu schlagen, wann's ihm gefallt, sondern er muß der Ordnung seines Hauptmanns geleben und sein Ort bewahren bey Pön und Verlierung seiner Ehr. — Ferner bringt die Ordnung dieses Spiels mit sich, daß derjenige Soldat, welcher sieben Felder sicher passirt, die Gestalt der Königin an sich nimmt, und daß er hin und wieder laufen könne, wohin er will, er darf sich auch beim König niedersetzen als ein befreiter und edler Soldat. Hierdurch wird zu verstehen geben, daß viel daran gelegen ist, daß man öffentlich preconiren und ausrufen lasse, daß alle Soldaten, welche sich wohl halten und dem Feind einen merklichen Abbruch thuen, stättlich begabt, verehrt, zu Rittern geschlagen und sie und ihre Kinder geadelt werden sollen. — Denn vor Zeiten pflegt man nur diejenigen zu Ritter zu schlagen und zu adeln, welche die tapferste und tugendsamste Thaten begiengen und nicht, die das meiste Geld haben, wie an jetzo geschieht." —

Notizen.

H. Herr August Mariette berichtet aus Aegypten, daß er einige Schritte von der großen Sphinx entfernt einen ungeheuren Pallast entdeckt hat, welchen er für den Chephrem's, des berühmten Erbauers der großen Pyramide hält. Ferner hat er in diesem versandeten Gebäude sieben vortreffliche Statuen dieses Fürsten aufgefunden.

** Die oberösterreichischen Stände haben dem Dichter Stelzhammer in Rücksicht seiner Verdienste einen Jahresgehalt von 600 fl. zugewendet.

*** Director Lessing hat von dem Museum in Köln den Auftrag erhalten, ein Historienbild für den Preis von 4000 Thlr. zu malen. Der Meister hat das Sujet entweder der rheinischen Geschichte im Allgemeinen oder der Geschichte Kölns insbesondere zu entnehmen.

** Die Architekten Deutschlands haben ihrem am 19. Sept. 1856 in Berlin verstorbenen genialen Kunstgenossen Prof. Wilhelm Stier über seinem Grabe zu Alt-Schönberg bei Berlin ein Denkmal errichtet, welches am 8. Mai eingeweiht worden ist.

*** Der Bildhauer Professor Drake in Berlin ist jetzt mit Modellirung der Reiterstatue des Prinz-Regenten, welche die Köln-Mindener Eisenbahn-Direction zur Aufstellung vor der Kölner Eisenbahnbrücke bestellt hat, und der Melanchthon-Statue für Wittenberg beschäftigt.

** In Bautzen erscheint vom 1. Juli ab die vierte der für die Wenden der Oberlausitz bestimmten Zeitschriften unter dem Titel: „Luzican" Herausgeber sind J. E. Schmaler und M. Hornick. Das Blatt wird monatlich erscheinen und Fabeln, Erzählungen, Novellen, Historisches 2c. bringen.

—* Der Dichter des „Heinrich von Schwerin", Gustav von Meyern, ist zum Intendanten der Hofbühne von Gotha und Coburg ernannt. Derselbe hat soeben ein Lustspiel „Prinz Eugen" vollendet

---

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

1. Juli 1860.

I. Jahrgang. Nro. 3.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Die Nixe und der Fischer.

(Zum Regensburger Jubiläum.)

Nixe.

Fischer! Fischer, laß Dich fragen:
Blumen seh' ich, Kränze tragen,
Brausend wogt das Volk am Strand;
Fahnen wehen, Züge wallen,
Schüsse dröhnen, Glocken hallen —
Feiert ihr ein Fest im Land?

Fischer.

Drang hinab zum stillen Grunde,
Wo du hausest nicht die Kunde,
Weßhalb jubelt jedes Herz?
Wisse! Was wir heute feiern
Ist der Tag, der einst mit Bayern
Uns vereint zu Lust und Schmerz.

Nixe.

Lieber Fischer, laß dich fragen:
Eine Burg seh' stolz ich ragen
Und ein Fenster offen steh'n;
Und ein Antlitz voll der Güte
Blickt heraus, und ihre Hüte
Schwenken, die vorüber geh'n.

Fischer.

Das ist Er, der Fürsten Zierde,
Der mit flammender Begierde
Seines Volkes Glück erstrebt;
Er, dem alle Herzen schlagen,
Den wir auf den Händen tragen,
Der im Traume uns umschwebt.

Nixe.

Aus der Ferne bin ich kommen,
Hundert Meilen hergeschwommen,
Wo mein Fluß in's Meer sich gießt;
Aber bei den Völkern allen
Will mir's nirgends mehr gefallen,
Seit ich Bayern! Euch begrüßt.

Adalbert Müller.

Der Sonderling.

Erzählung von Nikolaus Jósika.

Aus dem Ungarischen von C. Braun.

I.

Wer sollte nicht das sogenannte „Madenwirthshaus“ mitten in den Sümpfen und Rohrgebüschen der Pußten kennen? sowie den schmucken Wirth desselben, meinen lieben Herrn Johann Csiribiri?

Ein Herbstabend breitete seinen dunklen Schleier aus, der Regen fiel in Strömen, und eine solche Finsterniß verbreitete sich, daß der verdienstvolle Pächter des Madenwirthshauses es bereits um sechs Uhr für nothwendig hielt, in seiner großen Trinkstube eine jener beliebten, gelben Talgkerzen anzuzünden, welche sowohl wegen des Glanzes ihres Lichtes, als ihrer Gestalt halber so bekannt sind, und stets gar mächtig zu niesen pflegen.

Um eilf Uhr Nachts, wenn unser Auge und unsre Milz sich ein wenig an das Knistern des Talggestirnes gewöhnt haben, erblicken wir in diesem Hôtelgarni eine absonderliche Gesellschaft.

Ein langer schmaler Tisch streckte sich dem Hofe gegenüber unter den Fensterlöchern der Trinkstube hin, welche theils mit Papier, theils mit nichts und etwas wenig Glas verklebt waren. Auf dem Tische selbst lag fingerdicker Schmutz, Fett, Pfeifensaft, Asche, Ruß und Schichten von allerlei Speiseüberresten, dazwischen ein zierlicher, mit Metallknöpfen und Riemenfransen reichlich versehener Tornister und neben ihm ein Theil seines Inhaltes: ein artiger Schinken, junger Käse, Brod, einige Zwiebel und ziemlich seltsam in deren Mitte wie ein sich in das Madenwirthshaus nicht ziemender vornehmer oder noch größrer Herr, eine Flasche Champagner, während aus dem Tornister selbst noch die bleiumwickelte Nasenspitze zweier weiteren herauskokettirte. Um den Tisch saßen — warum es bemänteln — Räuber. Die angenehmen Herren waren ihrer vier und darunter einer jener berühmten, nur bei uns zu treffenden, ein wenig duftenden und sehr fettigen Exemplaren von Taschen ausleerenden Helden, genannt Spinnenpeter.

Dieser edle Herr, oder besser dieses Thier sah ganz so aus wie unsere einheimischen Räuber, wenn sie sich hervorthun wollen, und sie lieben es stets sehr schön auszuschauen, obwohl sie vom Hineinschauen noch größere Freunde sind.

Am Kopfe trug der liebenswürdige Spinnenpeter einen Hut, etwas auf die Seite gedrückt, so daß er eine überraschende Aehnlichkeit mit einem traurigen Pilz besaß, wenn er nach langer Regenzeit seinen Rand aufgestülpt hat; im Antlitz hatte er einen bewundernswerthen kleinen Schnurrbart, sehr steif mit etwas schwarzem Wachs hinausgedreht, unter dem ein kurzes Rohr hervorstand, an seinem Ende mit einem Meerschaumkopfe versehen. Weiter unten sehen wir ein vollkommenes Negligé: ein prächtiges, dünnleinenes Hemd mit weitflatternden Aermeln; um den Leib trug er einen breiten Geldranzen, auf seiner Schulter aber hing ein so schwerer und mit allerlei Fett verschmierter Bauernmantel, daß er mit seinem Gewicht irgend einen Pesther Lion vollkommen platt gedrückt hätte.

In der Nähe des Räubers lag ein Karabiner und ein so großes Handbeil, daß, wäre dieses Beil ein Wecken gewesen, die ganze artige Gesellschaft hätte damit satt werden können.

Mit der einzelnen Beschreibung der übrigen wollen wir uns nicht ermüden; mit dem Pinsel der Phantasie kann man sie sehr leicht an die nächstbeliebige Wand schmieren: denn im Anzug wie in der Haltung glichen sie sehr dem Zweikreuzerbildniß Bandi Angyal's; ja sie schienen sogar mit noch größerem Selbstbewußtsein als er, sich als höchst liebenswürdige Gesellen zu betrachten. Diese Ansicht schien auch des Herrn Csiribiri großfüßige, veilchenblaue Magd zu theilen, denn, indem sie ihrer Kartoffelnase und ihren aufgeschwollenen Lippen einen unaussprechlich freundlichen Ausdruck gab, machte sie sich unermüdlich darum zu schaffen, drehte sich links und rechts, blinzelte, seufzte, kam

und ging, vollkommen von der holprigen Idee erfüllt: ihre fortwährende Gegenwart sei unumgänglich nothwendig.

Haben sie sich endlich einmal gelegt? frug Spinnenpeter.

Das Licht haben sie bereits ausgelöscht! antwortete schnurrend die veilchenblaue Magd: sie schlafen schon ein.

Schau hinab in den Stall, Marci! sagte Spinnenpeter zu einem seiner drei Genossen sich wendend. Hoho! hört ihr nichts?

Ja, gewiß! rief jeder Räuber sich erhebend.

In diesem Augenblick erscholl Pferdegetrapp, und bald darauf hielten zwei Männer vor dem Wirthshaus. Ein brauner Pelz schützte beider Glieder, von welchem sowie von deren breitkrämpigen Hüten der Regen herniedertroff.

Die in der Trinkstube befindlichen Räuber kamen in die Hausflur heraus.

Grüß Gott! bewillkommnete sie einer der Angekommnen, welcher vom Pferde steigend in die Hausflur trat.

Behüt' Sie Gott! entgegnete der Wirth, der bei der Küchenthüre stand.

Ist ein Zimmer frei? frug der Neugekommene.

Nein, mein Herr! entgegnete rauh der Wirth, in dem einzig brauchbaren befinden sich bereits Damen. Dann brummte er in sich: Den hat der Teufel jetzt hergeführt!

Fräulein Széplaki, nicht?

Ja! antwortete der Befragte.

Ich muß ein Zimmer haben! fuhr der Fremde fort: ein 20—22 Klafter langes Gebäude und kein Gastzimmer! dann müßt ihr Eures räumen! rührt Euch! laßt den Pferden Heu und Hafer geben!

Der Wirth schleuderte einen zornigen Blick auf den Ankömmling, dann ging er mit unsagbarer Langsamkeit gegen den Stall!

Inzwischen prüfte Spinnenpeter beim Licht der Laterne, welche die Magd herausgebracht, die Pferde der nächtlichen Gäste.

Wie alt ist dieses Thier? frug er, sich zu dem Fremden wendend, der seinen Pelz ausschüttelte und eben zur Trinkstube ging.

Der Gefragte betrachtete Spinnenpeter vom Kopf bis zum Fuß; dann griff er in die Seitentasche, als ob er etwas suchte, und entgegnete stolz: Was glaubst du, lumpiger Räuber? du sitzest noch nicht drauf, und ständen dir auch noch zehn solcher schmieriger Maulaffen zur Seite, wie diese Vogelscheuchen hier! Auf die Seite, wenn's beliebt! Jancsi! führ' die Pferde in den Stall und wenn von diesen Schuften einer nur mit der Nasenspitze den Pferden naht, schieß' ihn nieder!

Versteh, capir! sagte der mit dem Fremden gekommene Diener, ein Bursch von der Länge einer Klafter mit verhältnißmäßig großem Schädel.

Spinnenpeter wurde durch diese Geringschätzung, mit welcher des Fremden Auge ihn trotz seiner hohen Persönlichkeit flüchtig maß, ihn, den berühmten Räuber, vor dem die benachbarten Gerichtstafelbeisitzer Fieber und Husten befiel, so außer Fassung gebracht, daß er anfangs kein Wort fand, aber nach einigen Minuten rief er wüthend aus: Komm' doch, heraus auf den Platz, wenn du ein Kerl bist! soll ich deine Seele herauspressen, du übermüthiges Füllen? ich will dir bald Mores lehren!

Der Fremde ging indessen in die Trinkstube, nahm am Tische seinen Hut ab,

legte seinen Pelz weg und drehte sich gegen den wüthenden Spinnenpeter, der mit seinen Genossen an der Thüre sich hereindrängte.

Auch der Wirth trat ein und bemühte sich auf alle Weise, den Frieden wieder herzustellen. Ei was! rief er: streiten Sie nicht, edle Herren! es wird besser sein, wenn wir ein paar Halbe Wein auf den Tisch stellen.

Vorher wird noch eine kleine Belustigung hier stattfinden! schrie Spinnenpeter, dessen Augen vor Wuth heraußstanden.

Beleidigen Sie ihn nicht, theurer edler Herr! sprach der Wirth, stets zu versöhnen suchend.

Der Fremde, welchen man jetzt bei der Beleuchtung der Trinkstube gut betrachten konnte, war ein mittelgroßer, äußerst hübscher Jüngling von ungefähr 23 — 24 Jahren. Man kann sich nicht leicht ein Gesicht denken, in welchem Tapferkeit, ja Tollkühnheit schärfer ausgeprägt wäre. Seine regelmäßigen Züge zeigten jene widerspenstige, kalte Entschlossenheit, welche sogar daran Vergnügen findet, nicht blos die Gefahr nicht zu fürchten, sondern sie sogar herauszufodern. Sein Anzug bestand in einem kurzen, dunkelfärbigen Rock, ebenso die Hose; das Halstuch hatte er nachläßig um seinen schneeweißen Hals geworfen; und so dem erbosten Räuber gegenüber konnte man kaum etwas schöneres sehen als diesen Jüngling, dessen Augen jetzt zu funkeln begannen.

Hast du wirklich Lust, Lümmel, mit mir Finger zu ziehen? rief er jetzt, indem er mit unbeschreiblicher Verachtung auf den seiner nicht mehr mächtigen Spinnenpeter sah, welcher ohne alle Antwort seinen Mantel abwarf und auf den Jüngling losstürzte.

Während dieß im Trinkzimmer vorfiel, näherten sich vom Stalle drei Männer der Trinkstube: Jancsi, ein Jude und noch ein sehr sonderbar angezogenes Individuum, welche drei in der Hausflur den Raum vor dem Fenster der Trinkstube einnahmen.

Waih! lispelte der Jude: dieser Sphinnen-Pheter wird sogleich des edlen Herrchen Thod sain!

Braucht Euch nicht zu fürchten, sagte Jancsi, indem er seine Pfeife hervorzog und sie mit echtem Phlegma ausklopfte.

Aber warum khommt Ihr Eurem edlen Hherrchen nicht zu Hhilfe?

Rühr' mich blos, wenn man mich's heißt! sprach Jancsi, mit seinem großen Auge durch's Fenster hinein starrend.

Wie wir sahen, stürzte Spinnenpeter gerade auf den Fremden los, welcher, als er ihn gegen sich anstürmen sah, eine jede seiner Fäuste zusammenballte, so daß nur der Daumen davon hervorstand, und indem er mit unbeschreiblicher Schnelligkeit und Kraft diesen in das Auge des Räubers stieß, versetzte er mit seinem Fuße den Beinen Spinnenpeters einen solchen Schlag von hinten nach vorn, daß der schmierige Rinaldo Rinaldini sogleich rücklings auf den Boden plumpste. Im nächsten Augenblicke schlug der Fremde einen sich nähernden Räuber mit der geballten Faust so in das Gesicht, daß aus Nase und Mund zugleich das Blut herniederströmte. Dann ihm das Beil mit einem Ruck aus der Hand reißend und mit einem Fuß den dicken Hals des halb ohnmächtigen Spinnenpeters auf den Boden drückend schlug er den dritten Räuber auf die Stirne, und so lagen alle drei in einem Büschel auf dem mit Lehm bestrichenen Boden.

Der Schrecken der Anwesenden ist nicht zu beschreiben; der Wirth kroch hinter den Ofen, die Magd unter den Tisch. Der vierte Räuber erstarrte bei dieser plötzlichen

Execution, denn sie dauerte kaum acht bis neun Sekunden, aber sogleich faßte er sich wieder und sprang nach Spinnenpeters Karabiner.

Der Fremde zog rasch einen sechsläufigen Revolver aus der Tasche, und rief: Noch einen Schritt und deine Seele fährt zur Hölle! — Jancsi!

Der Räuber zauderte ein wenig, dann auf der Ferse sich drehend stürzte er gegen die Thüre.

Jancsi jedoch, welcher wie wir sahen, bisher neben dem Fenster stand, erschien plötzlich vor der Thüre des Trinkzimmers, und mit einem: versteh! capir'! packte er den Räuber bei der Brust, schüttelte ihn sehr heftig und ihn einmal bogenförmig drehend warf er ihn mit solcher Kraft in die Stube, daß er von selbst auf die Nase fiel und seine Beine gegen Himmel streckte. Ergib dich Schuft! rief Jancsi: und wär't ihr auch noch mehr!

Nachdem Spinnenpeter und seine Gehilfen am Boden lagen, befahl der Fremde Stricke herbei, und nicht lang hernach waren die vier Herren seine so verbundenen Diener, wie sich's gehörte.

Wirth! sagte er nach seiner Arbeit, sein Haar ein wenig in's Gleichgewicht bringend: habt Ihr einen guten Keller?

Wie Sie be.. befehlen! stammelte der Wirth, seine rothe Nase zur Hälfte hinter dem Ofen hervorstreckend.

Habt Ihr auch einen Laufbuben, den man zum nächsten Stuhlrichter schicken könnte?

Auch der ist . . .

Also her damit! Diese erbärmlichen Schurken sind in den Keller zu schleppen und dort in einen Winkel zu werfen, bis der Stuhlrichter mit seinen gelbschnürenverzierten Lictoren kommt.

Draußen kamen noch ein Paar Männer aus dem Stall, deren einer meinte, daß dieser kräftige Herr, welcher den Spinnenpeter sammt seinen drei Gefährten so brevi manu abtakelte, niemand anders sein könne, als Sobri. Sobald dieser Name ausgesprochen und von Lippe zu Lippe ging, sträubte sich das Haar des Wirthes, und ganz aus dem Concept gebracht warf er sich zur Erde, faltete seine Hände und verdrehte seine Augen derart, daß sie, wären sie Heuschrecken gewesen, wenigstens zwei Klafter weit weg von seinem Kopfe herausgesprungen wären.

Die Magd dagegen, als sie gehört, daß der Fremde kein wohlgeborner Herr, sondern ein Schurke sei, fühlte jenes unaussprechliche Interesse, welches beim gemeinen Volk, besonders bei Küchenmägden so auffallend jedem gegenüber ist, den man einen armen Schlucker und Räuber nennt. Sogleich kroch sie unter dem Tisch hervor, schniegelte sich zusammen und begann auf das freundlichste zu lispeln, herumzutappen, hinzustehen und sich um ihn schaffen zu machen.

Es schien, daß der berühmte Sobri, gesetzt, daß er es war, incognito reiste, und seine hohe Persönlichkeit nicht verrathen wollte.

Wirth! rief er: laß er ein Bett aufschütteln, ich will ausruhen.

Herr Sobri belieben zu befehlen! sagte der Wirth, sehr unterthänig seine Mütze herabziehend: Herr du mein Gott! welch großes Glück Sie bei mir zu sehen! Aniska bring Wein in mein Zimmer, oder belieben Sie vielleicht Spinnenpeters Champagner?

Schweig Esel! sagte der Fremde: Sobri ist der Sohn eines schmutzigen Schweine-

hirten und ein elender Schuft, Dummkopf, welcher früher oder später baumeln wird, oder den sie einmal niederpuffen. Schaut mich nur nicht für einen Dieb an, weil ich vier solcher Lümmel vor Euren Füßen niederschlug! Rührt Euch! Jancsi!

Hier bin ich, Herr!

Wie viel ehrlicher Leute seid ihr hier?

Mit dem Wirth zusammen, antwortete Jancsi, sind wir unser sieben.

Den Wirth brauchst du nicht dazu zu rechnen. Also euer sechs: gut!

So ists Herr!

Gut ist's Jancsi! jetzt befehle ich. Ein jeder von den sechs wird vor dem Quartier der hochgebornen Damen wachen.

Dieß könnte auch ihr Diener thun, bitt ich ergebenst, sprach Jancsi. Aber diese da zittern wie Gallerte, sowohl der Kutscher als auch Abraham, fuhr Jancsi fort, gegen den Juden sich wendend, welcher außer Fassung mit zitterndem Bart seine Molkenaugen auf den Fremden haftete.

Ich khann nicht umgehn mit den Fhlinten, Euher Gnaden! stammelte der Jude.

Stell' nur den Herrn Abraham dorthin! wenigstens wird er in seiner Angst gewiß der erste sein, welcher die Räuber bemerkt, wenn noch welche da sind. Du aber sei vernünftig, und wenns was gibt, wecke mich gleich! — Aniska gewahrend, daß der Gast doch kein Spitzbube sei, sah mit unaussprechlicher Verachtung auf ihn und begann stark zu seufzen.

Der Fremde drehte sich rasch um und auf die Magd deutend sprach er: diese Vogelscheuche sollte man in irgend ein Loch sperren, damit sie nicht in den Keller gelangen kann und zuletzt jene Tölpel losbindet.

Mich! kreischte Aniska laut auf, ihre Hände auf die Hüften stemmend.

Jancsi! sprach der Fremde artig: hebe jene interessante Dame auf und stecke sie in's Ofenloch, dann verschließe die Thüre!

Jancsi nahm ohne ein Wort die strampfende Magd in seine Arme, und nach einigen Minuten war die Ofenlochthür fest verriegelt.

II.

Der Fremde näherte sich jetzt dem Zimmer der Damen. Hier bin ich! rief er.

Sie da! Gott sei Dank! tönte eine melodische Stimme; warten Sie einige Minuten, nur um uns etwas umzuwerfen, auch wir haben unsere Augen nicht geschlossen; daß Sie nur da sind.

A l l e s i s t i n O r d n u n g! betonte der Jüngling.

Einige Minuten darauf, als die Damen Licht gemacht, trat der Jüngling hinein.

Kaum konnte man sich etwas hübscheres denken als diese drei Mädchen, wovon die beiden ersten, welche in leichtem, geschmackvollen Negligé von dem überstandenen Schrecken sowie der gefolgten Freude erröthet waren, dem Jüngling entgegen kamen, während die dritte, in ein großes, rothes Umschlagtuch gehüllt, sich in die Fensternische zurückzog, züchtig zusammenkauernd, damit ja der große Shawl nicht zum Verräther des sehr einfachen Negligé's werde.

Liebster Eugen! sagte das Eine der Mädchen, welche um ein Gutes jünger als das andre war. Was sagen Sie, daß in Ordnung ist? wir standen einen gräßlichen Schrecken aus; sind Räuber hier?

Ja, im Keller unten gebunden und unter Schloß und Riegel! sagte kaltblütig Eugen. Spät erhielt ich Ihren Brief, sonst wäre ich schon lange hier. Denken Sie Sich nur, mein Diener legte ihn ohne jedes weitere Wort auf meinen Schreibtisch, wir spielten Karten, wir rauchten, und erst als jene sich entfernt hatten, fand ich ihn.

Du hast ihn doch gelesen? sagte die ältere.

Sobald ich aus dem Brief ersah, daß Ihr Euch endlich doch einmal entschlossen habt, ließ ich sogleich satteln, um in Eurer Nähe zu sein.

Hast du Schlaf? frug die ältere den Jüngling.

In aller Welt nicht, theure Thekla! antwortete Eugen: wer könnte es wohl in der Nähe meiner Hermine, meines einzigen Engels!

Gut dann! meinte Hermine: also laßt uns ein wenig plaudern. Begriffen Sie so recht den Inhalt meines Briefes?

Von Wort zu Wort! antwortete Eugen: es ist wahr, meine süße Hermine, es ist mir unmöglich vor diesem närrischen Mann so zu erscheinen, wie ein vernünftiger Mensch soll.

Auf keinen Fall! sagte Thekla: wir haben auch Michael und Lieschen so angekleidet, damit . . .

Den Herrn Michael sah ich in seinem langen Dolman — sagte Eugen — ein prächtiger Kerl!

Aber wir mußten es unfehlbar thun — fuhr Thekla fort. Wann kömmst du nach Seregély?

Ich glaube morgen oder übermorgen.

Nur sobald wie möglich! du kennst das Testament, und weißt, daß Hermine ihren Oheim schonen muß, welcher den ganzen Nachlaß des alten Seregélyer Kalmann geerbt hat und nur dann verpflichtet ist, die Hälfte davon für Hermine herauszugeben, wenn sie mit seiner Einwilligung heirathet. Verflucht sei das Gesetz, welches den Todten noch das Recht ertheilt über die Lebenden zu verfügen! rief Eugen. Da dem einmal so, ist es noch ein Glück, daß der launische, mit Sonderbarkeiten angepropfte alte Wunderkäfer Herminen und Adalbert als den Kindern seiner zwei Geschwister noch irgend ein Vermögen hinterließ Es war sogar einmal die Rede davon, daß er nach Honolulu zur Königin Pomare wandern will.

Na dort hätte er gewiß noch einen Komödianten gemacht, meinte Eugen.

Genug davon! sagte Hermine: wir brauchen seine Zustimmung, und deßhalb entschlossen wir uns mit Thekla ein paar Wochen bei ihm zuzubringen.

Deßhalb, sprach Thekla, aus Scherz ihre Hand zum Kusse ausstreckend, verdiene ich gewiß von meinem lieben Bruder einen Handkuß, als ehrsame Brautwacht, die sich für euch Kinder selbst der Gefahr aussetzt.

Tausend für einen! sagte Eugen, seiner Schwester Hand abküssend. Für wen auch sollte dieses Amt besser passen, als für dich, die nächste Verwandte der Mutter Herminens!

Auf jeden Fall, meinte Thekla: doch wenn alles wahr ist, was ich gehört, denn ich war noch nie in Seregély, wirst du, liebe Hermine, große Geduld von Nöthen haben.

Wir! willst du sagen, ergänzte das jüngere Mädchen.

Sorge nicht um mich: ich, seit ich mich entschlossen habe zu deinem Oheim zu gehen, will alles von der scherzhaften und schnurrigen Seite betrachten, und ich hoffe, dabei sehr viel Vergnügen zu haben.

Ich danke ergebenst, sagte Hermine. Sein Zorn, seine Leidenschaftlichkeit aber?

Kleinigkeit! entgegnete Thekla; es gibt kein frömmeres verträglicheres Geschöpf Gottes, als solche gleich einem Truthahn zornige, bei jedem Pfifferling aufbrausende Männchen, glaub's mir! Ein ernster Mann, den du selten zornig siehst, und der nicht bei allem auflodert, hat einen größeren Rückhalt, als so ein fortwährend im Gähren begriffener Zornkrater, in dessen Geknister man blos eine kleine Dose kaltes Wasser zu schütten braucht

Wie Thekla, kaltes Wasser? Ich hoffe doch nicht, daß du es auf seinen Hals gießest, wenn er erzürnt ist? sprach Eugen mit den Mädchen zugleich sich auf die tannenholznen Stühle setzend

Hahaha! lachte Thekla: nicht um die Welt! unter kaltem Wasser verstehe ich kaltes Blut; und in dem Punkt werde ich Herminen als glänzendes Beispiel vorleuchten. Wenn dein Onkel gleich vor Wuth entzwei platzt, ich setze mich gemächlich in einen Armstuhl, wenn es einen solchen gibt, und mit meinem Fächer verschaffe ich mir die größtmögliche Abkühlung, meine Augen auf ihn so starr, wie der Vogel der Minerva heftend.

Doch wie um Gotteswillen! Fürchtest du dich nicht vor ihm, wenn er so wüthend geworden, daß er dir etwas an den Kopf wirft?

Nicht im Geringsten! und hier die Aufklärung: Nur um ein Haar breit Furcht und verloren ist deine Sache.

Dieß ist wahr! sagte Eugen.

Aber dieß ist bereits mehr als Spaß, liebe Thekla! rief Hermine sehr verdrießlich aus: Das ist ja reine Blocade! so werde ich auf stetem Kriegsfuß mit dem Hitzkopf stehen. O Herr, erbarme dich mein!

Schöne Hermine, mein liebes Schätzchen, hab' keine Angst! ist es möglich mit solch großen, blauen Augen, mit einem solchen Gesichtchen vor was immer für einem Manne zu erschrecken? Geh, du kennst die guten Herrn noch nicht! fürchte nicht das Geringste: Ich für meinen Theil mit deinen achtzehn Jahren hätte keine Sorgen! ich würde mir nicht den Kopf zerbrechen, wie seinen Zorn zu meiden oder mich vor seiner Wuth zu vertheidigen als seine unterthänigste Dienerin! Nicht um die Welt, im Gegentheil, ich würde den Stiel umdrehen und darüber nachstudiren: wie ihn auf die beste Art so recht zu quälen.

Ihn quälen? sagte Eugen

Ja, peinigen, foltern. Ich verstehe nicht darunter, daß ich an seine Daumen Schrauben legte oder mittelst einiger Spannen ihn in die Länge zöge, sondern ich würde ihn mit demselben Maß messen, womit er andere zu messen pflegt.

Das ist nur billig! meinte der Jüngling.

Doch leichter zu sagen als zu thun! sagte Hermine dazwischen, an deren Mienen man ersah, wie Theklas Rede sie belustigte. Dann fuhr sie fort: Alles ist sehr schön in der Theorie, doch die Praxis!

Ei, was thut's! sieh, es ist noch viel leichter, als du glaubst.

Wollen wir das Beste hoffen, theure Hermine, sagte Eugen: auch ich bin noch da!

Hermine reichte Eugen ihre kleine Hand, welcher sie voll Gluth an seine Lippen preßte. Ja! hoffen wir das Gute. Wir sprachen so viel und stritten von Pesth bis

hieher über diesen Gegenstand, und ich gestehe, erst jetzt beginne ich die lustige Seite der Sache zu betrachten.

Siehst du?

Jawohl, aber, man sagt, wenn er in Zorn kömmt, legt er auch das Gewehr auf die Leute an!

Natürlich, ein närrischer Mensch weiß nicht, was er thut.

Dank schön! wenn er es aber für gut findet, mich todt zu schießen, dann kann ich gut den Fächer vorhalten.

Dem muß man vorher zuvorthun, mein Schatz, vorher! sprach Eugen. Nur kaltes Blut, es gibt nichts besseres als dieß!

Der Himmel lohne dein heroisches Opfer, theuerste Thekla! sagte Hermine: mit solch klaren Köpfen verbündet fühle ich, wie meine Schreckbilder allmählig verdunsten.

Ei! sagte Eugen: das ist ja schon ein kleines Zeichen von Muth; es scheint, daß es auch ihr fester Wille ist. Solch zwei kluge Mädchen, o! es wäre Schande sich zu ängstigen!

Und vor wem? warf Thekla inzwischen ein: wenn es noch ein launiges altes Mütterchen wäre; aber vor einem Mann! zwei Mädchen wie wir!

Wahrhaftig! lachte Hermine sehr gut aufgelegt: du hast mich ganz aufgeheitert!

Jetzt ruht ein wenig aus, sagte Eugen: ich muß noch zum Stuhlrichter schicken. Um wie viel Uhr brechen wir auf?

Um acht Uhr habe ich versprochen in Seregély zu sein, sagte Thekla.

Also muß der Kutscher vor vier Uhr einspannen, sagte Eugen. —

Nachdem der Junker einen Laufbuben zum Stuhlrichter gesandt, dann den ganzen Hofraum nochmals genau durchsucht hatte, legte er sich halb entkleidet nieder. Die Nacht verlief ohne weitere Störung, und bereits früh vier Uhr bestiegen die Mädchen den Wagen. Da inzwischen der Stuhlrichter angelangt, übergab ihm der Junker seine Arrestanten und begleitete alsdann zu Pferd die Damen bis zur nächsten Station wo er Abschied nahm, sie aber rasch ihren Weg weiter setzten.

Lassen wir unsere lieben Bekannten dem vorgesteckten Ziel entgegen steuern, um ihnen vorauszueilen und einen Blick in das Schloß zu Seregèly zu werfen —

Der Grafen von Seregély alter Wohnsitz lehnt sich an einen Berg, hat jedoch nichts von jenen abgelebten Zierrathen, welche noch manchen unserer Schlösser aus Lehenszeiten ankleben. Von ferne ähnelte es mehr einem langen Getreidemagazine mit seinen verwitterten Mauern, davon schmale, schwarze Oeffnungen, erst in Augesnähe als Fenster sich ausweisen; er hat nur ein Stockwerk, vor ihm stehen Reihen von hochbetagten, etwas vernachläßigten Bäumen, welche den Vorhof mit einem unangenehmen kaltfeuchten Schatten bewerfen. Rechts erkennt man kaum die unter dem Grün sich ausdehnenden Ställe und Schuppen, links wo die Baumgruppen noch etwas verkommener erscheinen, bietet sich den oberen Räumlichkeiten des Gebäudes eine Aussicht auf die wald- und teichbedeckte Ebene. Die Landschaft rückwärts sieht sich lieblicher an, indem die eine Hälfte von einer langen Bergkette begrenzt wird, dießseits aber, einige kleine Hügel ausgenommen, ein weites Flachland sich ausbreitet.

Betreten wir jetzt das ziemlich altmodische Schloß, so sehen wir aus dem abgeblaßten Hauptthor desselben einen stämmigen untersetzten Mann mehr herausstürzen als

kommen; hinter ihm ein junger Bursche, diesem aber folgte ein kaum vier Fuß hoher Zwerg mit einem enorm großen Schädel.

Der Teufel halt' es aus! rief der erstbeschriebene starke Mann, mit seinem Hut herumfuchtelnd und schnaubend vor Zorn! So soll man alles lothweis abmessen!

Aber beßter Herr! sagte der ihm folgende Jüngling: nehmen Sie's nicht zu Herzen!

Wer kann auch — fiel hinten der Zwerg ein — den Namen von vierzig Katzen sich merken.

Aber Euer Gnaden können doch nicht an alles denken! meinte der Junge, fortwährend den Kopf schüttelnd.

Daß doch der Blitz dreinschlag! sagte der kleine Großkopf.

Damit entfernten sich alle drei nach verschiedenen Seiten. Der erste ging gegen das Hofthor, der Junge schritt zu den Seitengebäuden, der kleine Großkopf aber näherte sich dem Schloßthor, einen großen Knotenstock aufhebend, und er begann, wie es schien ohne allen Zweck im Hof herum zu spazieren; manchmal erhob er seinen Stock wie um zu drohen, dann drehte er seinen großen Schädel von vorn nach hinten und ließ jede dritte Minute einen kurzen Fluch ertönen.

Inzwischen vergieng die Zeit und die Sonne breitete bereits zwischen den dicken Laub der Baumgruppen ihr Strahlennetz aus.

Der Hof war, die unermüdliche Zwerg-Schildwache ausgenommen, ganz leer, nur eine Schaar Katzen schlich zwischen den Bäumen hin und her, und manchmal wälzte sich mit englischem Pflegma ein Jagdhund auf dem Rasen. Die Ruhe wurde nur durch einige Miau und Wauwau unterbrochen.

So mochte eine gute halbe Stunde verflossen sein, als plötzlich im oberen Stockwerk sich ein Fenster öffnete, ein zornglühendes Gesicht heraussah, in ein kurzes Waldhorn blies, dann sich sogleich aus der Mitte des Fensters zurückzog und es wieder verschloß.

Beim Schall des Waldhorns eilte das knotenstockbewaffnete Persönchen in gerader Richtung und mit möglichst großen Schritten gegen das Nebengebäude, während die Hunde und Katzen erschrocken auf die Seite sprangen.

Kaum war er den Augen entschwunden, als das Fenster aufs Neue sich öffnete aufs Neu jener zornige Kopf herausschaute, und das Horn ertönte. Fast unmittelbar nach dem zweiten Hornsignal führte man aus dem Dickicht vor den Ställen einen kräftigen, fetten Pony hervor. Der Reitknecht, welcher ihn am Zaum hielt, war reinlich und hübsch gekleidet. Sein Gesichtsausdruck war zugleich erschrocken und zornig; gerade so wie in kleinerem oder größerem Maß alle, die wir bisher sahen. Er führte das Pferd vor das Schloß, während ungefähr zehn Schritte hinterdrein der Zwerg, die Thorwache, daher kam, von der rechten Seite des Gebäudes aber eilten zwei andere Personen herbei. Bald waren alle beim Hauptthor des Schlosses angelangt. Drei bis vier Minuten vergingen, schweigend standen die Herbeigekommenen da, da trat aus dem Hauptportal ein ziemlich überraschend aussehender Herr heraus. Von Kopf bis zum Fuß war er so gelb wie ein Strohbündel, am Kopf trug er einen breitkrämpigen Strohhut, sein Oberkleid bestand aus einem nankingenen bon jour, seine Füße aber waren mit gelblich gefärbten hirschledernen Gamaschen bekleidet, so daß von der Hose fast nichts zu sehen war, Sein Antlitz ließ auf ungefähr 34 — 35 Jahre schließen. Seine Züge waren sehr regelmäßig und ausdrucksvoll, aber zornig glühten seine Wangen.

Wie viel Loth Haber fraß Polynesia?

Hier ist die Marke! gnädiger Herr! sagte der Dickleib, für sich brummend, wie kann man ein Roß Polynesia nennen! — schauderhaft!

Habt Ihr gut gemessen?

Mit der neuen Pesther=Wage, gnädiger Herr! sagte der Junge.

Damit näherte sich der Gelbe dem Pferde, stieg darauf, und ohne ein weiteres Wort sprengte er so rasch aus dem Hof als ob er verfolgt worden wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. Die Stadt Schwandorf zeigt in ihrem Wappen unter dem pfälzischen Leuen im schwarzen Grunde, einen bespornten Reiterstiefel in weiß und blauem Felde, über dessen Führung nachstehende Sage herrscht. Friederich der Neuburger Pfalzgraf, in der Nähe des sumpfumgürteten Kreuzberges dem mannlichen Waidwerke nachgehend, erspähte plötzlich von der Höhe ein gar edel Wild. Anmuthige Jungfrauen des Städtleins waren es, welche eben in den kühlen Fluthen der Naab die schlanken Glieder badeten und den fernen Lauscher nicht ahnend, allerlei muthwilliges Gespiele trieben. Fürbaß wohl mochte dem edeln Herrn ein so reizend Bild gefallen; es mehr aus der Nähe zu betrachten, kam ihm bald ein eitel Gelüste. Er wählte hiezu den nächsten Weg; durch Dick und Dünn eilte er gar oft stolpernd dahin auf ungebahnten Pfaden, bis er urplötzlich in moorigen Sumpf gerathen war. Vergebens suchte er aus diesem sich wieder herauszuarbeiten, trotz alles Abmühens hielt die Tiefe ihn fest umstrickt. In größter Gefahr endlich erblickten den hohen Waidmann Bürger des Städtleins, welche eben das Feld bebauten, und befreiten ihn mühsam aus des Sumpfes tückischer Umarmung. Beim Herausziehen aber waren seine schweren Lederstiefel im Untergrunde stecken geblieben und also barfuß mußte der gar zu neugierige Fürst heimwärts ziehen. Zum Danke für die gute Hilfe, wie des bestandenen Abenteuers zur Erinnerung, schenkte er der Stadt wohlwollend einen schwarzen Reiterstiefel in ihr Gewappen. — Noch ein merkwürdiges Andenken bewahrt Schwandorf in mehren langgehalsten Zinnkrügen, angeblich geschenkt vom kühnen Reiterführer Johann von Werth, nachdem er hier mit einer Gräfin von Sparra (oder Sporra) sein eheliches Beilager gefeiert.

R. Napoleon I. über den Selbstmord. Am 12 Mai 1802 wurde vom ersten Consul dieser Parolbefehl erlassen: „Der Grenadier Gobain hat sich aus Liebesursachen entleibt. Er war sonst ein gutes Subject. Dieß ist der zweite Vorfall dieser Art, der sich seit einem Monat bei dem Corps ereignete. Der erste Consul befiehlt, Folgendes bei der Parole der Garde bekannt zu machen: — „Ein Soldat muß den Schmerz und die Melancholie der Leidenschaften zu besiegen wissen. Es zeigt eben so viel wahren Muth, standhaft die Leiden der Seele zu ertragen, als unbeweglich unter dem Kartätschenfeuer einer Batterie zu halten. Sich ohne Widerstand den Kummer zu überlassen, sich tödten, um ihm zu entkommen, heißt das Schlachtfeld räumen, ehe man gesiegt hat!"

Darin liegt gewiß mehr, als in bogenlangen moralischen Abhandlungen gesagt werden kann. Es ist leichter, sich im Drange ungünstiger Umstände eine Kugel vor den Kopf

zu geben, als mit Gleichmuth und Standhaftigkeit das ganze weite Feld aller Unglücksfälle und drohender Gefahren zu überschauen, und im Hintergrunde der Zeit die noch immer bereiten Hilfsmittel zu erblicken.

— (Behandlung deutscher Fürsten durch Napoleon I.) In seiner Selbstbiographie erzählt L. Spohr folgendes Geschichtchen: Im Jahre 1808 hielt Napoleon den Fürstenkongreß zu Erfurt. Um jene Zeit übernachtete derselbe auch einmal im Schlosse zu Gotha, bei welcher Gelegenheit Spohr mit seiner Gattin vor ihm spielte und einige freundliche Worte von ihm zu hören bekam. Dabei erzählt Spohr folgendes Erlebniß, das auch jetzt wieder als lehrreiche Erinnerung an jene schmachvolle Zeit dienen kann. „Damals stand der Herzog von Gotha sehr in Gunst bei ihm und man hoffte davon viel Gutes für das Land. Später mußte er sie sich aber durch irgend etwas verscherzt haben: denn es ereignete sich bei einer spätern Durchreise des Kaisers eine Scene, welche die Bewohner Gotha's mit Ingrimm gegen den Tyrannen erfüllte. Man erwartete den Kaiser um 11 Uhr. Es war daher im Schloß Friedrichsthal, wo der Hof im Sommer wohnte, ein Frühstück vorbereitet und der Hofstaat in Galla versammelt. Die Postpferde warteten bereits angeschirrt im Schloßhof, um den Kaiser sogleich nach eingenommenem Frühstück weiter zu befördern Endlich ertönte oben am Friedenstein der erste Salutschuß, deren bei jeder Durchreise des Kaisers 101 abgefeuert wurden. Bald darauf rollte sein Wagen heran. Der Herzog, vom Hofstaat umgeben, stand entblößten Hauptes bereits am Gitterthor, nahte sich demuthsvoll dem Wagen und bat, daß Se. kais. Maj. geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes: „non!“ und der Befehl an den Mameluken, die Pferde vorhängen zu lassen, war die Antwort. Ohne den Herzog weiter eines Wortes oder eines Blickes zu würdigen, lehnte er sich im Wagen zurück und ließ den Fürsten in der peinlichsten Verlegenheit am geschlossenen Schlage stehen. Der Herzog erblaßte vor innerem Grimm, daß er sich in Gegenwart seines Hofes und Volkes so beschimpft sah, und hatte dennoch nicht den Muth, sogleich ins Schloß zurückzukehren. So vergingen in lautloser Stille fünf bis sechs fürchterlich lange Minuten, bis endlich die Pferde angespannt waren. Bei dem ersten Anziehen derselben wurde der Kopf des Kaisers noch einmal sichtbar und mit einem kalten Nicken fuhr er von dannen. Der Herzog kehrte wie vernichtet ins Schloß zurück und die Bürger äußerten laut ihre Wuth, daß der übermüthige Korse ihren Fürsten so beschimpft habe.“

Miscellen.

** Am Bodensee wird jetzt eines der ältesten und merkwürdigsten Baudenkmale Schwabens zum Verkaufe ausgeboten, das alte Schloß zu Meersburg nämlich, das mit seinem „Berfried“ oder Donjon, dem sogenannten Dagobertsthurm, bis ins siebente Jahrhundert hinaufreicht; denn als Leuchtthurm, oder Schutz des Hafens soll der Frankenkönig Dagobert I. zwischen 630 und 638 den aus großen Findlingen aufgebauten Thurm errichtet haben, und ein eingehauenes C. M. mit einem Hammer daneben ist von Alterthümlern auf Karl Martell gedeutet worden. Gewiß ist, daß Konradin zwei Mal auf der Burg wohnte, als Gast des Bischofs von Konstanz, dessen gewöhnliche Residenz Meersburg war. In neuerer Zeit diente es Behörden zum Sitz; als diese es 1836 verließen, stand es verödet und vom Untergang bedroht, bis es der

bekannte Frhr. v. Laßberg durch Kauf an sich brachte und in den ehemaligen Archivsälen des Schwäbischen Kreises seine berühmte Manuscripten- und Büchersammlung aufstellte. Er restaurirte und verschönerte es, und bis zu seinem Tode, im Jahre 1855, wurde die alte Meersburg das Ziel manigfacher Wallfahrten für die Schriftsteller und Gelehrten des Schwabenlandes. Uhland, Kerner, Wessenberg, Schwab, dann Lachmann, die Grimm, Mone, G. Görres, Reuchlin u. s. w. verkehrten unter dem gastlichen Dache des ritterlichen Burgherrn, der allen aus dem reichen Schatze seines Wissens, oder durch die Fundgrube seiner gelehrten Schätze, worunter bekanntlich der beste und älteste Nibelungen-Codex war, Anregung und Förderung bot. Am 24. Mai 1848 starb auf der Meersburg des Frhrn. v. Laßberg Schwägerin, die westphälische Dichterin Annette von Droste. Nach dem Tode des Besitzers sind jene wissenschaftlichen Schätze nach Donaueschingen gewandert, vom Fürsten von Fürstenberg unzersplittert acquirirt.

— (Einen eigenthümlichen Preßprozeß) hat die in Wiesbaden erscheinende „Rhein-Lahn-Zeitung". Zu St. Goarshausen war ein das dortige Echo-Schießen beschränkendes Verbot ergangen. Einige Zeit darnach standen in der „Rhein-Lahn-Zeitung" folgende Verse, angeblich aus Heinrich Heine's Nachlaß:

Es wird nit mehr geschosse,
Der Amtmann will's nit han:
Die Echo sind verschlosse,
Weil's Kind nit schlafen kann.

Wand'rer, frag' hier nicht das Echo,
Ohne Antwort wirst Du bleiben.
Daß es Antwort wieder gebe,
Mußt Du erst dem Amtmann schreiben.

Darum geh' nach Oberwesel,
Dort ist noch das Echo frei.
Frag' es, wie er heißt, der Strenge:
Du wirst hören, wer er sei.

Der Amtmann Nullmann in St. Goarshausen hat nun eine Injurienklage gegen die Zeitung erhoben. Er behauptet, in der zweitletzten Zeile sei nur zum Schein gesagt „der Strenge"; in Wirklichkeit solle es heißen „der Esel", und mit diesem „Esel" könne unmöglich jemand Anderes gemeint sein, als er, der Amtmann.

— Ein gewaltiger Schauer von Meteorsteinen fiel am 1. Mai d. J. zu New-Concord unweit Zanesville in Nordost-Ohio in Nordamerika. Mehr als dreißig Steine sind schon aufgefunden, einer derselben 103 Pfund schwer, mehrere fünfzig Pfund und kleiner. Ein Stein von 55 Pfund wurde im Falle gesehen und noch so warm aus der Erde gegraben, daß man ihn nicht mit der Hand anfassen konnte. Der größte Stein wurde erst drei Wochen nach dem Ereignisse gefunden. Er hatte am Fuß einer Eiche drei Fuß tief in die Erde geschlagen. Er wird als nahezu fünfseitig, sehr fest, und ganz überrindet beschrieben. Zerbrochene Steine sind grau, feldspathartig, mit Kügelchen. Das Ereigniß fand am hellen Tage um 12 Uhr 46 Minuten statt. Man hörte auf 50 Meilen Entfernung zu Marietta am Ohio einen so lauten Schall, daß die Häuser erbebten.

** Jules Janin schreibt über Alex. Dumas: Ein Roman im Constitutionnel! Ein Roman im Siecle! ein Roman im Univers illustré! die Memoiren von Garibaldi! die Memoiren von Horaz in 12 Octavbänden! ein Drama in acht Tableaux in der Porte St. Martin! eine Komödie in fünf Acten im Vaudeville! eine Corvette inmitten des Oceans zu führen! und alle diese Werke, diese Erfindungen, dieses

Gelächter, dieses Mitleid, diese Theatercoups, diese Dolchstiche, Lämmer und Löwen, Tiger und Tauben, Pruderie, Schaffotte, Gefängnisse, Serenaden, Geschichte und Dichtung, Pariserjournal, Schiffsjournal alles das so viel als das . . . denselben Tag, zur nämlichen Stunde mit demselben Dampfer und mit einem einzigen Klappendrucke! ist es möglich? ist es machbar? Was sagen wir! Es ist gemacht! bewundern wir, betrachten wir, erzählen wir!!!

* Denkspruch in Wales. Dreizehn Dinge sind, welche die Welt verderben, und welche immer darin bleiben werden, von welchen sie nie erlöst werden wird: 1) ungerechte Könige; 2) schwache Fürsten; 3) willkürliche Richter; 4) verheirathete Priester; 5) kopflose Gehülfen; 6) ein Volk ohne Unterricht; 7) Ein Land ohne Gesetze; 8) Bischöfe ohne Wissenschaft; 9) alte Leute ohne Religion; 10) Jünglinge ohne Bescheidenheit; 11) filzige Reiche; 12) großthuende Arme; 13) die Landplage streitsüchtiger Schelme.

— Nach den genauesten Nachforschungen hat es sich herausgestellt, daß seit der Einführung der Eisenbahnen in Frankreich unter 2 Millionen Reisenden ein Einziger getödtet, und unter 500,000 ein Einziger verwundet worden ist; dagegen wurde als die Postwagen noch im Gange waren, unter 356,000 Reisenden Einer getödtet, und unter 30,000 Einer verwundet. In Belgien ist unter 9 Millionen Reisenden Einer getödtet, und unter 2 Millionen Einer verwundet worden. In Preußen und Baden hat sich unter 17½ Millionen Reisenden ein Todesfall, und unter 1,200,000 eine erhebliche Verletzung gefunden.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band. — Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte. Von F. Kobell. — Melanchthon. Eine Denkschrift zur dritten Säkularfeier seines Todes. Von A. Planck. — Böhmisches Märchenbuch. Von A. Waldau. — Der westgothische Arianismus und die spanische Ketzergeschichte. Von A. Helferich. — Zur österreichischen Frage. Von Wilhelm Beseler. — Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Von Friedrich von Raumer. — Die Vorzeit des sächsischen Volkes in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern. Von Th. Flathe. — Religion und Liebe. Aus dem Tagebuch eines Anonymen. — König Erich. Trauerspiel in 5 Aufzügen von F. Rittweger. — Die Hasmonäer. Historisches Drama in fünf Aufzügen von L. Stein. — Ueber Walter von der Vogelweide. Von F. Pfeiffer. — Melanchtons Leben und Wirken. Von C. S. F. Schultz. — Redende Bilder. Ein Traum. — (Forts. folgt.)

Die geographischen Mittheilungen von Dr. A. Petermann, Heft VI. (Gotha J. Perthes), unterrichten uns über Ostasien, welches unter allen Regionen der Erde gegenwärtig am meisten im Vordergrund steht. Ein englisch-französisches Kriegsgeschwader bewegt sich gegen die Küsten des himmlischen Reiches hin, während eine glänzende Gesandtschaft des Friedens von Japan nach Nordamerika geht und eine preußische Expedition nach japanischen Gewässern unterwegs ist. Tausende von Handelsschiffen aller seefahrenden Nationen durchkreuzen sich im ostasiatischen Meere Jahr ein, Jahr aus, um einen großartigen Verkehr zwischen diesen so lange abgeschlossenen Reichen und der übrigen Welt zu entwickeln; doch beschränkte sich der ganze Verkehr bisher auf wenige Handelshäfen, unter denen Canton, Schanghai und Nangasaki die besuchtesten waren. Es sind aber nunmehr in Japan, China und den Philippinen im Ganzen schon 20 Handelshäfen eröffnet worden. Ueber diese interessanten Punkte, von denen man die bloßen

Namen vieler auf den besten und neuesten Karten oft vergeblich suchen würde, bringt das obige Heft die neuesten Nachrichten sowie eine Uebersichtskarte und sieben specielle Pläne von Dr. Petermann. — Von dem berühmten ungarischen Reisenden in Inner-Afrika, Ladislaus Magyar, erhalten wir in demselben Hefte endlich nähere Mittheilungen über die von ihm in den Jahren 1850, 1851 und 1855 bereisten Länder Moluwa, Lobal u. a, nebst einer von Dr. Petermann gezeichneten Originalkarte, auf welcher die dreifache interessante Route des Reisenden zwischen Bihe und der Residenz der Muati-janvo verzeichnet ist. — Nächstdem finden wir einen umfangreichen Originalbericht über die russische Expedition nach Khorassan und Persien in den Jahren 1858 und 1859. Auch über die zur Unterstützung und Ausrüstung von geographischen Reisen gegründete „Ritterstiftung" in Berlin wird Näheres mitgetheilt und im Namen des Comités von Prof. Ehrenberg und Dr. Barth zu Beiträgen aufgerufen, die an J. Perthes abgegeben werden können. Bei dem großen Aufschwunge, dessen sich die Geographie heutzutage erfreut, steht zu hoffen, daß sich eine dem Manne und dem Gegenstande würdige Theilnahme kund geben wird.

Zur Theilnahme an dem Congrès archéologique de France, welcher vom 16. bis 25. August d. J. in Dünkirchen statthaben wird, haben sich bereits 342 Männer der Wissenschaft aller Nationen gemeldet. Die Fahrpreise auf den Eisenbahnlinien Frankreichs und Belgiens sind für die Mitglieder des Congresses auf die Hälfte ermäßigt worden. An den Herausgeber des Deutschen National-Werks „Germaniens Völkerstimmen", Johannes Matthias Firmenich, ist ein nochmaliges Einladungsschreiben ergangen, da die Ergebnisse dieses Werkes für die Wissenschaft in sprach- und naturgeschichtlicher Beziehung auf dem Congreß zur Sprache kommen sollen. Der bekannte Herausgeber der Chants populaires des Flammands de France, E. de Coussemaker, hat einen Vortrag über „Germaniens Völkerstimmen" auf dem Congreß angekündigt. Firmenich ist auch für den Fall, daß er nicht persönlich erscheint, Mitglied des Congresses.

Der regierende Großherzog von Sachsen-Weimar weilte vor einigen Wochen bei dem Frhrn. Adalbert v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein ob Bonnland als Gast. Sein Besuch bildete den würdigen Abschluß der Huldigung, die der edlen Gemahlin des Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm, Schillers einzig noch lebenden Tochter, in Folge des Schillerfestes aus allen Theilen des Erdkreises dargebracht wurden. Der Großherzog brachte bei diesem Besuche im Hause des Enkels von Schiller, des Frhrn. Ludwig von Gleichen-Rußwurm auch einen Enkel Goethe's mit, so daß sich auf Schloß Greifenstein die drei Enkel jener drei erhabenen deutschen Landes und Dichterfürsten die Hand reichen konnten, auf die Deutschland allezeit stolz sein wird — Karl August's, Goethe's und Schiller's.

* Das „Athenäum" zeigt einen englischen Commentar zu Goethe's Faust an, von einem gewissen Dr. Zerffi. Darin erhalten die englischen Faustleser wunderbarliche Belehrung; z. B. zu Mephistopheles' Worten; „Du nennst mich Herr Baron" u. s. w. bemerkt Zerffi: „Das ist eine Anspielung auf die verdorbene französische Aristokratie, welche durch Schwelgerei und furchtbare Verschwendung die gräßliche Katastrophe von 1792 und alle nachfolgenden blutigen Kriege veranlaßte, in denen über drei Millionen kräftige Männer umkamen" Zu Branders Lied: „Es war eine Ratt' im Kellernest", docirt Dr. Zerffi: „Dieses Lied, so wie das nachfolgende vom König mit dem großen Floh, scheint Goethe in einer Stunde großer geistiger Aufregung geschrieben zu haben." Die Stelle: „was ihr den Geist der Zeiten nennt," ist „zunächst eine Satyre auf den bekannten Historiker Luden." (Der im Jahre 1790, wo das Faust-Fragment erschien, 10 Jahre alt war) „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben." Zerffi: „Das ist einer von jenen epigrammatischen Einfällen, an denen Goethe so reich ist."

** Wien. Da der Concurs zur Erhaltung einer Skizze für das weiland dem Feldmarschall Fürsten Karl Schwarzenberg zu errichtende Monument zu einem befriedigen-

den Resultat nicht geführt hat, so wurde von dem Kaiser Franz Joseph der Bildhauer Ernst Jul. Hähnel, Professor an der k. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, mit der Anfertigung einer Skizze für das genannte Monument beauftragt. Der Guß wird seiner Zeit in den für Kunstgüsse adaptirten Localitäten der hiesigen ehemaligen k. k. Kanonengießerei stattfinden und das Modell soll in der Größe der Thorwaldsen'schen Reiterstatue des Churfürsten Max zu München angefertigt werden.

* In einer Handschrift der Bibliotheca Palatina in Florenz befindet sich ein Bildniß Dante's nach einer aquarellirten Federzeichnung (vielleicht Giotto's), welches als Beigabe der jetzt im Druck erschienenen palatinischen Handschriften um so mehr von Interesse ist, als es den Sänger der „göttlichen Comödie" im reifen Mannesalter darstellt, dessen Züge wir bis jetzt nur den traditionellen Porträts seiner Todtenmaske und dem Giotto'schen Fresco in der Kapelle des Palastes del Podesta, das den jungen Dante zeigt, kennen. Von diesem Giotto'schen Fresco wird in nächster Zeit ein durch Perfetti ausgeführter Kupferstich erscheinen.

* Signora Ristori mit ihrer Truppe ist vom Grafen Saburoff, Intendanten der kais. russischen Theater, für St. Petersburg auf die Monate November, December und Januar engagirt; das Honorar beträgt 300,000 Francs.

** Herrmann Grimm arbeitet an einem „Leben Michelangelo's"; der erste Band, welcher bis zum Tode Raphaels geht, soll in Kurzem herauskommen.

** Die Bücher, welche in England den größten Absatz haben, sind die Bibel und der Shakespeare. Man druckt dort jährlich gegen drei Millionen Bibeln; die Zahl der durchschnittlich im Jahr verkauften Ausgaben des Shakespeare wird auf 20,000 angeschlagen.

** Der Dichter Moritz Hartmann hat sich mit der Tochter eines Pensionsvorstehers in Genf, Berta Rödiger, verheirathet. Zeugen auf Seiten des Poeten waren General Klapka, Karl Vogt, Ludwig Simon und James Fazy.

** Der frühere Mozartkeller in Prag ist jetzt der Industrie verfallen, doch hat der nunmehrige Besitzer an der Stelle, wo Mozart zu sitzen pflegte, eine Marmortafel anbringen lassen, welche einen deutschen und einen böhmischen Vers trägt.

*** Der seit dem Jahre 1846 an der k. k. Hof- und Staatsdruckerei angestellte Xylograph Friedrich v. Exter hat vom Kaiser wegen seiner Verdienste um die Xylographie in Oesterreich das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten. (Hr. von Exter hat in der hiesigen berühmten xylographischen Anstalt von Braun und Schneider seine technische Ausbildung erhalten und ist eine noch vielen Münchnern wohlbekannte und werthgehaltene Persönlichkeit.)

*** Hannover. Dieser Tage soll es der hiesigen Polizei gelungen sein, einen berüchtigten Helfershelfer der Diebe, einen „Flebbenmacher" (Fabricant von falschen Pässen) der in der Gegend von Nenndorf einen großen Gaunertag abgehalten hat, wobei nachweislich ungefähr 60 Diebe und Vagabunden wieder mit neuen Pässen versehen wurden, zur Haft zu bringen. Dieser Mensch hat in Hannover in einem der ersten Hotels logirt.

** [Heilige im ungarischen Costume.] Die „P. M." schreiben: Am letztverflossenen Pesther Markt bot ein italienischer Bilderhändler Marienbilder feil, auf denen die hl. Jungfrau in ungarischer Mente und Haube dargestellt war, daneben war der hl. Joseph in ungarischem Dolman und Kalpak mit der Feder zu sehen. Auch die Spornstiefel fehlten nicht. Wie „Uestökös" erzählt, soll der pfiffige Bilderhändler mit diesen Bildern ein gutes Geschäft gemacht haben.

*** (Todesfälle.) Der englische Generalconsul in Venedig, G. P. R. James, der bekannte Romanschriftsteller, ist gestorben. — Am 22. Juni starb in Stuttgart, 86 Jahre alt, der pensionirte Hofmusikus Kohler, einer der sehr wenigen noch lebenden Zöglinge der ehemaligen Karlsakademie.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

8. Juli 1860.

1. Jahrgang. Nro. 4.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Sonderling.

Erzählung von Nikolaus Jósika.

Aus dem Ungarischen von C. Braun.

(Fortsetzung.)

III.

Während dieß zu Seregély vorfiel, kamen unsere bisherigen Reisegenossen schon um ein Gutes dem Schlosse näher.

Ziemlich hübsch ausstaffirt rückte der möglichst große, geräumige Reisewagen rasch vorwärts. Fünf Pferde waren eingespannt, und trotz dem nicht gar guten Wege rührten sie sich sehr rasch. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher in grüner Livree Herr Michael in sonderbarem Aufzug. Er trug einen langen, schwarzen Bart, bis auf den Knöchel reichte sein brauner Dolmany, mit kleinen Knöpfen zusammengehalten, so daß er eher einem Talar als einer Bedienten-Livree glich, obwohl sein Besitzer, welcher sehr oft genöthigt war den Bock zu verlassen, damit er auf dem schlechten Weg das Gleichgewicht der Kutsche aufrecht hielt, einigermassen sich selbst behilflich war; nämlich er schlug des Dolmany's untere Zipfel auf und band sie mittels eines giftscheckigen Taschentuches nach hinten. In der Kutsche selbst saß neben den hübschen, munter ausschauenden Damen eine Zofe, zierlich aufgeputzt, jedoch in ganz schwarzem Anzuge; ihre Stirne bekränzte ein blaues, gestärktes, handbreites Leinenband, hinter diesem saß eine Art schwarzer Haube, von welcher man nicht klar behaupten konnte, ob es mehr Hut oder Mütze war. So ausgestattet ähnelte das Persönchen so ziemlich einer wandernden Nonne.

Die Kutsche, die Pferde und die zwei Damen sahen ziemlich gewöhnlich aus, doch auch bei ihnen allen war der ganze Aufputz, so wie man zu sagen pflegt, eigenthümlich, was sogleich vermuthen ließ, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, und daß jener bestimmte Kreis des Gewöhnlichen, an so manchen Orten außer Acht gelassen, auch hier übertreten wurde.

Ueber den zusammengewachsenen spitzigen alten Bäumen schaute jetzt der Seregélyer Thurm mit seinem traurigen Knopf heraus. Sein Kreuz hing etwas auf die

rechte Seite, und sein Blechdach war so aufgesprungen wie eines ergrimmten Parteimannes Lippe nach langem Geschrei. Nichts war an diesem veralteten Seregélyer Thurm interessantes zu sehen; um so größeren Effect machte daher Herrn Michaels Ausruf: Der gnädige Herr kommt!

Der gnädige Herr aber kam auch nicht um so viel eher, als sein scharf gesporntes Reitpferd, obwohl Seine Gnaden mit Hand und Fuß arbeitete.

Hermine! rief Thekla jetzt rasch, dein Onkel kommt, laß uns bei Verstand sein! Gar viel hängt vom ersten Eindruck ab.

Die schöne Hermine bemühte sich auf alle Weise, ihren Täubchenaugen das möglichst freundliche Aussehen zu geben und wollte eben ihrer Tante antworten, als der Graf auf seinem kleinen schaumbedeckten Wallachen sich der Kutsche nahte.

Halt! rief er schon von weitem, worauf der Kutscher sogleich die Zügel kürzer hielt, und nach einigen Minuten hielt der Seregélyer bei dem offenen Kutschenfenster.

Seid willkommen! rief er freundlich: habe ich nicht die Zeit gut berechnet? dabei zog er, ohne der Mädchen Antwort zu erwarten seine Uhr heraus: halb acht — sehr brav — nur eine Minute fehlt.

Sei gegrüßt lieber Onkel! sagte Hermine mit ihrem Silberstimmchen, aus dem Kutschenfenster ihre sehr weiße kleine Hand herausstreckend.

Nun, sind wir nicht auch pünktlich? frug Tekla, ihren Handschuh gemüthlich abziehend und ebenfalls ihre schneeweiße, weiche Hand dem Ankömmling entgegenstreckend.

Prächtig! alles ist in seiner Ordnung! rief der Graf, seinen äußerst zufriedenen Blick auf den Bedienten werfend, welcher, noch ehe der Graf die Kutsche erreicht hatte, das giftscheckige Taschentuch herabgerissen und seinen vorsündfluthlichen Dolmany in die normale Stellung gestrichen hatte. Hierauf nahm der Seregélyer die Pseudononne in Augenschein, als er so ein paar Secunden lang Revüe gehalten, sagte er sehr rasch: vor acht Uhr noch muß ich im Schloß sein, es ist die Zeit meiner Beutelprüfung. Ich komme euch vor; also auf Wiedersehen! damit spornte der gelbe Magnat seinen Bucephalus und gallopirte mit Blitzesschnelle nach Haus.

Ein reiner Narr! sagte Thekla: seine Beutelprüfungszeit? Was für ein Gotteswunder mag nur dieß sein?

Ei sprach die Pseudononne, ich weiß, was es ist, ich diente zwei Jahre in der Nachbarschaft beim Herrn Strassencommissär. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, Seine Gnaden hat zweihundert Beutel, und in jedem ist ein zu einem besondern Zweck bestimmtes Geld. Zum Beispiel: es gibt Vereinsbeutel, Almosenbeutel, dann Pferdbeutel, Hundbeutel, Katzenbeutel u. s. f. Seine Gnaden prüft nun alle Wochen an einem Tage mit dem Secretär der Reihe nach dieselben, und sie schreiben in ein Buch, wie viel in jedem sich befindet. Wenn dann irgendwo was fehlt, geht's darunter und drüber.

Ha — ha — ha! lachte Hermine: ein wahres Original! doch das sind ja unschuldige Possen; und dann scheint mir eine solche Beutelprüfung gar nicht übel zur Unterhaltung.

Ja, wenn es nur das wäre! aber wie dann, wenn Seine Gnaden die Erdbeer- oder Knödelwoche hat?

Knödelwoche? riefen beide Mädchen zugleich aus.

Gewiß! sagte die Zofe. Einmal, erinnere ich mich, hatte Seine Gnaden die Himbeerwoche; am Ende der Woche nun gingen die Himbeeren aus! Nein war das eine Komödie.

Knödelwoche und Himbeerwoche? sprach Hermine dazwischen: erklär' uns das Lieschen.

Ei nun, das ist so; der Herr Graf, wenn es ihm einfällt, lebt eine ganze Woche lang mit einerlei Speise. Das eine Mal ißt er die ganze Woche Kartoffeln und sonst nichts; hierauf ein ander Mal Gurken oder Pflaumen. Das Beste ist, wenn Seine Gnaden die Dachswoche hat, denn dann leben sie alle gut.

Seine Dachswoche? Was ist das wieder für eine Rarität?

Ich weiß es nicht; aber in der Dachswoche ißt Seine Gnaden gierig alles untereinander und lebt wie ein Prälat. Dieß nennt seiner Gnaden die Liederlichkeitswoche; denn eine Woche im Jahr müsse jeder vernünftige Mensch närrisch leben, sonst verroste sein Verstand.

Ah! ah! dieß ist ja schauderhaft, meinte Hermine. Sag doch, Lieschen, muß dann jeder als Narr herumlaufen?

Ganz gewiß! erwiderte die Kammerjungfer.

Aber um Gotteswillen, wenn da einer kein Narr werden will? sagte Thekla.

Na ja, der müßte aus eignem Holz geschnitten sein, der dann nicht närrisch würde, meinte Lieschen; denn noch keinem blieb da sein Verstand richtig. Herrje, was treibt da nicht alles Seine Gnaden! Vergangenes Jahr band er die Jagdhunde an die Stuhllehnen und ließ ihnen eine Serviette um den Hals binden. Gott sei mein Zeuge, Seine Gnaden selbst wartete ihnen auf und der Herr Amtmann, der Herr Secretär, und Timotheus, der kleine Pförtner, hätten bald die fallende Sucht bekommen. Dann stellte er einen großen Hasenbraten auf den Tisch und löste die Bande der Hundegäste. Na, nur Gott vermag es zu sagen, was sie alles trieben!

Nein! das ist ja verrückt! sagte Hermine, indem sie das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte.

Andern Tags ließen sie des gnädigen Herren Zugrosse im Speisesaal am Zaume wettrennen und berauschten sie dann.

Wie? frug Thekla!

Wie? mit Wein! ich habe nie ein betrunkenes Pferd gesehen, aber damals kam eines los und lief gerade ins Pfarrhaus zu seiner Ehrwürden; auch ich war dort, eben speiste man zu Mittag, als es zur Thür hineinrannte. Aber was wahr ist, ist wahr! Als aber seine Ehrwürden aufstand und lateinisch damit sprach, lief es sogleich davon.

Hermine! sagte Thekla, vor Lachen sich die Hüfte haltend, hier sind wir im Dorfe, der Herr sei mit uns! Ich sage nur dieß, halten wir zusammen und haben wir den Verstand stets an seinem Orte.

IV.

Als der Wagen gegen des Schlosses Hauptthor kam, stand dort die ganze Hofdienerschaft beisammen. Nur der Graf und sein Secretär waren nicht anwesend, der Graf hatte sich wahrscheinlich zur Beutelprüfung zurückgezogen.

Der Pförtner schritt zur Kutsche und öffnete dessen Thüre, während der Bediente den beiden Damen aus dem Wagen heraus half.

Wo ist der Graf? frug Thekla den ihr entgegeneilenden Amtmann, welcher kein anderer war als der vor kurzem gesehene beleibte Herr.

Seine Gnaden befindet sich mit dem Secretär in seinem Schreibezimmer.

Gehen wir, sagte Hermine. Sie, Herr Amtmann, wie ich vermuthe, führen uns dahin!

Sehr — stotterte der Beamte, sehr gerne; aber ich denke, es ist besser wenn Ihre Gnaden noch vorher ihre Zimmer besichtigen.

Dazu haben wir später auch Zeit, entgegnete Thekla. Lisette! trage die Sachen hinauf, wir kommen gleich nach. Ich bitte, gehen Sie voran, wir wissen den Weg nicht.

Sehr gerne, sehr — aber vielleicht wird es Ihro Gnaden ungelegen sein, denn wie ich höre, ist heute der Tag des Herrn Secretärs.

Des Secretärs? frugen beide Mädchen, ihn groß anstarrend: aber ist denn nicht jeder Tag sein?

In der That sollte es so sein! sagte der Amtmann mit saurer Miene.

Nun was ist das für ein Tag? sprechen Sie! frug Thekla.

Der Narrentag! antwortete der Amtmann mit dem möglichst ernsten Gesichtsausdruck.

Wirklich? schrie Hermine auf.

In diesem Augenblick erscholl im obern Stockwerk ein großes Getöse, und die beiden Mädchen blieben ein paar Minuten stehen. Da haben wir's, Hermine! rief lachend, doch auch mit etwas Beklommenheit Thekla: heute oder morgen, wir müssen diesen bittern Kelch ausleeren, also nur vorwärts!

Bevor wir den zwei interessanten Mädchen, welche der Amtmann begleitete, folgen, sei es erlaubt, ihnen um eine Viertelstunde zuvorzukommen. —

Der Seregélyer Graf kam um ein Gutes früher nach Hause als seine Nichten, und ging direct in seinen Schreibsaal, denn dieser Raum war so groß und weit, daß er diesen Namen verdiente.

Sein Secretär war in einem scheckigen Schlafrock und mit einer enormen Meerschaumpfeife bereits erschienen. Schauen wir uns dort ein wenig um.

In der Mitte dieses Saales stand ein großer Schreibtisch mit einem imposanten Tintenfaß und einer eben so großen Streusandschüssel, aus welcher acht Heumäher hätten satt werden können! Vom hübsch gemalten Plafond hingen statt der Kronleuchter allerlei Meeres- und sonstige ausgestopfte Ungeheuer herab, die Wände aber waren von oben bis unten theils mit Oeltincturen, welche Wesen von jedem Alter und aus jeder Zeit vorstellten, theils mit tausenderlei Waffen und Werkzeugen, welche sich durch ihre Alterthümlichkeit oder vollkommene Nutzlosigkeit auszeichneten, versehen. Dazwischen und daneben kam ein beinahe unbeschreiblicher Haufen von den eigenthümlichsten Gegenständen zum Vorschein: ein ganzes Kartenspiel, mehr als fünzig Rebus, Pferde, Hunde, Zeichnungen von Pflanzen, eine lange Reihe Jahreszahlen, welchen irgend ein Monatstag angehängt war, ein enormer Globus, auf welchem nur einzelne Punkte zu sehen waren; weiters allerlei vorsündfluthliche und mythologische Thiere, Büchertitel, Porträte ohne Unterschrift, eine Wortsammlung, deren Buchstaben aus Pfeilen bestehen. Nur die einzige Wand, welche links von der auf den Hof gehenden Fensterreihe herabging, zeichnete sich vor den übrigen drei aus: denn sie war beinahe ganz leer. Doch quer durch sie liefen sieben, parallel von der rechten zur linken und von der linken zur rechten sich schlängelnde breite Linien von oben bis unten, auf welchen zu unterst irgend einige Zeichen angebracht waren; da und dort war ein kupfer- oder eisenknopfiger Nagel eingeschla-

gen und verschiedene Zahlen und chinesischen Schnörkeln ähnliche Zeichen zu sehen. Ueberraschend waren manche kaum halbhandbreite Fähnchen, welche aus den bandartigen Abschnitten herausstanden und deren Griff vergoldet war.

Der Zimmerboden ist in vier gleiche Quadrate getheilt; das eine davon ist mit dem feinsten Teppich bedeckt, das andre Viereck bildet ein glänzend polirtes Parquet, diesem folgt ein weiteres, welches aus gewöhnlichen Tannenbrettern besteht, während das vierte mit Lehm verschmiert war und so schmutzig wie in irgend einer Bauernhütte. An den Meubeln war fast dieselbe Ordnung sichtbar, und sie athmeten ganz den Geist jener Vierecke, in welchen sie standen. Auf dem Teppich stand eine aus den bequemsten und kostbarsten Meubelgeräthen bestehende Colonie von solchem Geschmack, daß sie irgend einem fürstlichen Salon zur Zierde gereicht hätte. Nichts war vergessen; Sofas, Armsessel, alle Arten Stühle, Statuen, die allerliebsten Nippsachen und Kleinigkeiten, welche theils die Mode, theils die verzärtelste Bequemlichkeit und Gewohnheit nothwendig macht. Auf dem Parquet waren ebenso theure, aber altmodische mittelalterliche Meubel zu sehen, mit reichen Vergoldungen und allerlei Zierrathen und Anhängsel, welche den Geist des Mittelalters an sich trugen. Auf dem Tannenboden ruhten enge, schmale und ziemlich unbequeme Kanapee's, schwache Fußschemmel, enge runde Tische und allerlei wunderliche Geräthschaften, welche man bei sehr anspruchsvollen, stolzen und ungebildeten Geldprotzen sowie Provinzlern zu treffen pflegt, die aber enormes Geld kosten. Endlich in dem Lehmviereck stand ein schlechtes, altes, gemeines, schmales eichenes Bett mit armseligem Inhalt ein paar morsche Bänke, ein schlechter Tisch, sehr ärmliche Gefäße und Geräthschaften; weiters ein großer Leuchter, in welchem eine dünne, spitzigendende, halbabgebrannte gelbe Talgkerze steckte, während unter dem Tisch und da und dort Holzgeschirre, Stroh, alte Lumpen und Hühnerknochen lagen.

Alles in des Grafen Schreibsaal hatte einen so ganz seltsamen Anstrich, daß es den Betrachter vorerst vollkommen aus dem Geleise brachte und verstummen machte.

Wo sich das Quadrat mit seinen immer besonderen Theilen berührte, da stand des Grafen Schreibtisch, zur rechten ein kleineres Tischchen, zur Linken ein Kästchen mit zahllosen Schublädchen.

Als der Graf in das Zimmer trat, saß sein Secretär am kleineren Schreibtisch, hatte seinen Fuß auf einen Stuhl gesetzt und blies aus seiner Meerschaumpfeife einen sich kräuselnden Rauch empor.

Der Graf warf einen mürrischen Blick auf ihn, dann blieb er wie angewurzelt stehen. Was treiben Sie? frug er zornig auflodernd: Wo ist das Markenbuch? ich habe Sie nicht rauchen heißen, sondern über die Beutel Musterung halten.

Der Secretär stieg still vom Tisch herab, klopfte seine Pfeife aus, legte sie nahe dem Schreibtisch auf den Samtüberzug eines vergoldeten Armstuhles; dann des Tisches Schublade herausziehend, nahm er daraus ein ziemlich großes Buch, zog einen Sessel hervor und setzte sich darauf. Alles geschah mit nicht zu sagender Langsamkeit und ohne ein Wort; zu dem schaute er noch mit der schläfrigsten und sauertöpfischesten Miene von der Welt auf den Grafen.

Träum' ich denn? sagte dieser, seines Zornes nicht mehr mächtig: lesen Sie die Marken, oder . . . . hier blieb Seregélyi stehen und schaute sich um; wahrscheinlich hielt er eine Musterung über die ihn umgebenden Gegenstände, ob nicht etwas ohne

Schaden zu leiden ein zum Werfen geeignetes Werkzeug wäre. Im folgenden Augenblick schlug der Secretär das Buch auf und las: für den Tischler Johann Koppandi zwanzig Gulden aus dem dritten Beutel.

Halt! Sie unordentlicher Mensch! unterbrach ihn der Graf: der dritte Beutel ist ja der Wäscherinbeutel.

Richtig! sagte der Secretär: ich verbessere es. Damit tauchte er seine Feder in das Tintenfaß und schrieb etwas in das Buch.

Hollah! schrie Seregélyi: was thun Sie! der vierte Beutel ist ja aufzuschreiben; nehmen Sie Sich in Acht, denn kaum mehr kann ich mich bezähmen — was machen Sie? das ist ja das Tintenfaß!

Doch schon war es zu spät; Der Secretär begoß den zur Ausbesserung bestimmten Ort statt des Sandes mit dem Tintenfaß bis an's Ende. Ha ha ha! lachte er dann sehr zufrieden: na, das hab ich in der That nicht übel gemacht.

Das ist mehr als zuviel! schrie Seregélyi, die kupferne Sandschüssel aufhebend; doch in diesem Moment, als er damit nach des Secretärs Kopf zielte, zog dieser ein kleines rothes Fähnchen aus seiner Tasche und bevor noch der Graf den gefährlichen Wurf machen konnte, begann er es vor dessen Augen mit großer Lebhaftigkeit zu schwingen wie ein Madator vor dem ergrimmten Stier.

So steht's? sagte auf einmal mit besänftigteren, doch noch immer funkelnden Augen der Graf: warum sagten Sie es nicht?

Ich brauche es nicht zu sagen, unterbrach ihn mit geringschätzendem Ton der Secretär. Na gewiß! ein großes Unglück, so ein kleines Tintenbad! Wie viel deutsche Brüder sitzen in der Tinte, und wenn nur soviel Gefahr passirt, als dieser Tintenkleks verursacht hat, dann ist es noch ein kleines Uebel. Dabei erhaschte der Secretär des Grafen Taschentuch, welches dieser eben auf den Tisch vor sich hingelegt hatte und begann damit die Tinte aufzuputzen.

Sind Sie ein Narr? schrie auf's Neue Seregélyi, für was halten Sie mein Taschentuch!

Na, was thut's sprach der Secretär mit großem Phlegma; freuen Sich Euer Gnaden, daß bei uns nur so viel beschmutzt wurde, daß ein schlechtes Foulardschnupftuch genügt, es aufzuputzen. Bah, welche Decken und Vorhänge thäten anderswo noth, aber besser schweig ich, s'ist nicht der Mühe werth über solchen Pfifferling zu reden.

Gut! gut! rief Seregélyi, in bitterem Lächeln seine Lippen zusammenkneifend: sehr herrlich, prächtig.

Ich melde Euer Gnaden, sagte der Secretär: daß es uns heute nicht beliebt über die Beutel Musterung zu halten.

Sie wagen es die ganze Hausordnung umzustürzen! platzte neuerdings der Graf los: solchen Zorn hat noch keiner mir erregt, meine Geduld wird gleich ein Ende haben.

Ich bedaure es, sagte der Secretär.

Hören Sie, Herr! dieß ist schon mehr als genug!

Wenn Euer Gnaden nur sich sehen könnte! sprach der Secretär seine Hand auf seine Hüften stützend, mit doctorlichem Pathos: Wenn es noch um was ginge, wie zum Beispiel Napoleon bei Waterloo oder Julius Cäsar unter den cilicischen Räubern, aber wegen eines lumpigen Taschentuches!

Hier riß Seregélyi's Geduld; die große Papierscheere am Tische packend stürzte er auf den Secretär los.

Es war klar, auf irgend eine Art oder geflissentlich wollte dieser den Grafen zu irgend einer Gewaltthat oder zum Aeußersten treiben, oder es nahm sein Verstand selbst ab; es war eben, wie der Amtmann sagte, sein Narrentag. Eben so sonderbar war jenes schalkhafte rothe Fähnchen, welches irgend ein uns unbekanntes Geheimniß verbarg. Denn sobald Seregélyi zwei Stühle überspringend auf's höchste gereizt mit der Scheere in der Nähe des Herrn Secretärs angelangt war, zog dieser jenes kleine rothe Fähnchen hervor und fuchtelte damit unter der Nase des Grafen herum.

Uff! schrie der Graf mit schäumenden Lippen: gehen Sie, entfernen Sie Sich — wahrhaft — Sie sehen — schrie er außer sich — daß ich nicht zornig bin — nicht wahr amice! Freund, Donner — ! lieber Secretär, nicht wahr mein Freund, ich bin nicht zornig — ha — ha — Sie müssen es selbst bezeugen, daß nur Ihr freches Betragen mich auf einen Augenblick in Wuth brachte.

Es ist wahr, Euer Gnaden haben sich musterhaft gehalten, sagte der Secretär mit mißbilligendem Kopfschütteln: aber wenn diese scharfspitzige Scheere in mein Herz gebohrt —

Was glauben Sie? ha — ha — ha lachte mit blitzenden Augen und vor Wuth zitternd der Graf; es kam mir ja auch nicht in den Sinn, ich wollte Sie blos erschrecken. Seien Sie, bitte, doch kein Narr! glauben Sie mir, heute habe ich Sie sehr nothwendig. Seien Sie gefällig, bitte, kommen Sie Amice, wir wollen vorerst die Beutel durchnehmen — sehen Sie — ich bin in der That nicht zornig — na kommen Sie setzen Sie Sich sogleich — hören Sie nicht? alle Teufel — ich bröckle Sie gleich zusammen!

Morgen, morgen! sagte gähnend der Secretär und machte dabei eine sehr starke Bewegung gegen die Thüre: Brate Euer Gnaden Seine Beutel! Heute schreibe ich nicht eine Zeile, ich hab' keine Lust, kurz: ich mag nicht.

Seregélyi hörte jetzt das Gerassel der Kutsche, und obwohl der Secretär hinfort sein mächtiges und wie wir sahen zauberkräftiges Fähnchen nicht schwang, unterdrückte der Graf dennoch seine Wuth, obwohl seine Augen noch davon funkelten, und sprach fast ziemlich gelassen: Guter Freund, wies beliebt, Gehen Sie zum Teufel!

V.

Nicht lange nach Seregélyi's letzten Worten traten die beiden Mädchen ins Zimmer.

Hier sind wir, lieber Onkel! sprach Thekla.

Aber was ist das für ein Zimmer? rief Hermine aus, es sieht ja so aus wie das grüne Gewölb in Dresden oder wie irgend eine Industrieausstellung!

Seregélyi erstickte mit der Seelenkraft eines Riesen, welche er, wenn es sein mußte in seiner Macht hatte, seine Wuth; ein wenig sich sammelnd antwortete er dann nicht ohne alle Verlegenheit: Liebe, süße Kinder! wie euch auch mein Schreibsaal überrascht haben mag, wenn ihr einmal die Wesenheit und Bestimmung der hier geordneten Gegenstände kennen lernt, werdet ihr mich um so besser beurtheilen. Ich bitte euch, Platz zu nehmen; hieher meine Herzchen auf dieses Teppichquadrat. So; jetzt, bevor ich euch in eure Zimmer geleite, nur ein paar Worte über meine Ansichten. Ihr seht, schöne Nichten, der Mensch bringt neben allerlei erhabenen Ideen über seine Selbstherrlichkeit

mit einer nicht anders als sehr leicht ins Stocken zu bringenden Maschine und mit ziemlicher Unvollkommenheit ausgerüstet, noch einen Haufen Ballast mit sich auf die Welt, welche ihm hauptsächlich zur Last ist, obwohl auch manchmal sehr zu seinem Nutzen. Alsdann ist seine Idee über den Kreislauf der Vervollkommnung, welcher einmal in den Weltall vorhanden ist, so natürlich, daß er nach und nach so lang an sich selbst herumraspelt, bürstet und staubt, manchmal auch die steckengebliebenen Räder mit Oel bestreicht, bis er zur möglichst nützlichen Schraube, Zugwinde, Hebel oder Rad sich bildet.

Ha — ha — ha! lachte Thekla: du hast ja eine ganz originelle Denkweise. —

Auch Hermine mußte lachen. Lieber Onkel sprach sie, nach dieser Lehre über die Maschinerie des Weltalls bin ich neugierig, wie du damit in Verbindung bringen wirst — zum Beispiel — na — warte nur, laß mich ein wenig herumschauen ja, zum Beispiel jene faserartigen Linien an der Wand dort?

Es schien, daß die Anwesenheit der beiden Mädchen die mürrisch aussehenden Züge des Grafen allmälig aufheiterte; die Organisation dieses Wesens, so original und so sonderbar, wie man es nie sah noch beschrieb, reizte aber auch augenscheinlich die Neugier der lieblichen Gäste.

In diesem Augenblick ertönte unter dem Fenster eine nicht zu schildernde Musik. Auf irgend einer schauerlichen Geige, der Himmel weiß es, begann irgend ein Künstler ein so trübseliges, quickendes, ohrzerreißendes und herzrührendes Lied abzukratzen, daß die beiden Mädchen unwillkürlich die Ohren zuhielten, der Graf aber vor Zorn einen ganzen Fuß hoch aufsprang.

Himmel, was ist doch das? rief Thekla: o! wie grausig, weh! wer vermag das zu hören!

Ich halte es nicht aus! sagte Hermine, ihre kleinen Fingerchen ganz in die Ohren steckend.

Das ist der entsetzliche Secretär! schrie Seregélyi, während der Secretär unter dem Fenster mit unbeschreiblichem Ingrimme eine so zerrissene Melodie spielte, daß ein Stein hätte dabei erweichen müssen.

Was wollen Sie? haben Sie den Verstand verloren, Habari? schrie der Graf das Fenster aufreißend und seinen Kopf hinausstreckend. Wenn Sie mich nicht verschonen, berücksichtigen Sie doch meine theuren Nichten.

Doch der Secretär befand sich in speciell künstlerischer Selbstverblendung; er schien keine Notiz von der musikfeindlichen faden Antipathie Seiner Gnaden zu nehmen, und anstatt aufzuhören, übertraf er sich selbst, er stampfte mit den Füßen, schmiegte seinen Kopf an die Geige und begann eine Melodie so kläglich und herzspaltend herabzuleiern, daß die im Hofe befindlichen Jagdhunde und Katzen sich aufgefordert sahen ihn mit ihren melodischen Stimmen zu begleiten.

Um des Himmelswillen! schrie Thekla auf: wir sterben, aber wie magst du nur diesen wahnsinnigen Menschen bei dir behalten?

Es ist sein Tag! sprach Seregélyi in verzweifelndem Ton.

Sein Tag? frugen rasch die Mädchen?

Sein Tag — sein Tag — sein Tag! rief mürrisch der Graf; dann ging er aufs Neue an's Fenster, um zu parlamentiren. Amice! rief er hinab, während er mit dem rechten Fuß vor Wuth auf den Boden stampfte: lieber, guter Habari! ich bitte Sie.

Weh! rief Thekla, denn in diesem Augenblicke arbeitete Hadari als Zeichen seiner besondern technischen Fertigkeit mit seinem Bogen hinter dem Geigensattel herum.

Amice . . . hol Sie doch gleich der Teufel! schrie Seregélyi: Hadari! halten Sie doch, ich bitte Sie, lassen Sie mit sich handeln: womit kann ich Ihren Tag einlösen? hören Sie doch auf, oder was ich erwische, werfe ich Ihnen an den Kopf.

Gehen wir! sagte Hermine halb lachend, halb zornig: ich halte es nicht mehr aus.

Thekla, welche der Auftritt neben der Leidenschaft des Grafen nicht wenig belustigte, nahm Herminen's Hand und sagte: Bleib! er hört ja doch auf — weh — es ist aber schon unaushaltbar!

Hadari! rief Seregélyi hinab: was wünschen Sie? reden Sie, vergleichen wir uns; ho! ist denn der Teufel in Sie gefahren? Sie zerreißen mein Ohr, Sie bringen mich in Wuth!

Der Secretär nahm jetzt für einen Augenblick seine Geige unter den Arm, dann rief er: Wenn Euer Gnaden mir die halbblütige, fahle Stute gibt, verspreche ich, daß . . .

Sind Sie ein Narr? rief Seregélyi wüthend.

Der Secretär zog mit vollkommener Ruhe sein kleines, rothes Fähnchen hervor, und fuchtelte mächtig damit; sodann packte es ihn auf's neue, und wenn er bis jetzt weinerlich gequickt hatte, that er es jetzt erst so arg, daß sowohl der Graf als die beiden Mädchen mit zugestopften Ohren aus dem Saal flohen.

Gehen wir in eure Zimmer! sagte Seregélyi.

Kaum waren sie dort angekommen, als bereits der rasende Secretär mit seiner gräßlichen Geige unter dem Fenster stand, und den Rakoczy-Marsch so jämmerlich zu kratzen begann, daß kein Zweifel obwalten konnte, daß Rakoczy selbst davor ausgewichen, ja sogar geflohen wäre.

Dieß halte aus, wer kann — sagte wüthend der Graf; damit packte er eine auf einem Tische stehende Blumenvase, riß das Fenster auf und goß deren ganzen Inhalt sammt der grünlichen Blumenbrühe auf Hadari's Kopf.

Der Secretär schüttelte auf diese Demonstration seinen Kopf, hob den herrlichen Thalienstrauß auf, schob ihn unter seine Achsel und begann so wüthend zu geigen, daß der Graf ganz auseinander trotz des rothen Fähnchens eine broncene Zange vom Kamine ergriff und damit in den Hof stürzte. In eben demselben Moment machte der Secretär eine schnelle Wendung auf seiner Ferse, und indem er eine nahe Schneckenstiege rasch hinaufkletterte, war er bereits beim Fenster des obern Stockwerks, als der Graf in den Hof kam. Er hatte eine Gefährtin der Blumenvase, deren Inhalt der Graf vorher auf des Secretärs Kopf geleert hatte, in der Hand, und als dieser voll Wuth um sich schaute, goß der Secretär ebenfalls deren Inhalt auf seinen Kopf.

Was thun Sie? welche Kühnheit? riefen die Mädchen.

So muß es sein: quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris! sprach davonlaufend der Secretär. Fünf Minuten darauf sprang der Graf in das Zimmer, der Secretär aber, welcher doch Argwohn schöpfte, ritt auf der vorher vom Grafen verweigerten, halbblutfahlen Stute aus dem Hofe.

Dort ist er! brüllte der Graf, er führt die Fahle — sattelt! ich schieß ihn todt, wenn ich ihn erwische! —

In selbem Augenblicke rannte er zum Fenster, wo das rothe Fähnchen flatterte,

welches der Secretär während seinen Operationen wahrscheinlich absichtlich zwischen die Wand und das äußere Fensterkreuz geklemmt hatte.

Ich zerreiße ihn! rief halb erstickend vor Wuth Seregélyi. Ist das ein Mensch! noch keiner hat sich so betragen — und — alle Teufel! noch hundert Conventionsgulden muß ich ihm bezahlen! Ach, ich bin caput! Damit warf sich Seregélyi zitternd vor Zorn in einen Armsessel, dessen zwei Ueberzüge er vollkommen mit der Thalienbrühe ruinirte.

Jetzt eilten die beiden Mädchen ihm bei, sich bemühend, ihn auf alle Weise zu besänftigen.

Ich bin nicht zornig! sagte nach Luft schnappend der Graf, während er vor Grimm die Zähne aneinander schlug. Es ist schon vorbei — und — wenn ich bedenke, wer ist jener Mensch, der mir so in's Gesicht zu trotzen wagt?

Herrliche Eigenschaft! sagte Thekla; ich würde einem solchen Secretär den Weg weisen. Eine solche Ungezogenheit! das ist ja echte Katzenmusik — und die Blumen!

Es ist noch gut, meinte der Graf, daß er mir nicht die Vase an Kopf warf. Es ist vorbei, es ist geschehen, man muß des Menschen Leidenschaftlichkeit überwinden. Seht — ich bin ganz — ah — ah — uff — beruhigt, ich lächle — aber jetzt Verzeihung! so kann ich mich nicht zu Tisch setzen, ich gehe mich anzukleiden — und wenn jener ergrimmte, rasende Secretär kommt — beweise ich ihm, daß ich mich zu beherr — schen weiß.

Damit grüßte Seregélyi die Mädchen und entfernte sich.

VI.

Ich kann es nicht begreifen! sagte Hermine, was hier vorgeht; dieß übersteigt bereits allen Begriff. Betrachte nur diesen schimmligen Hof, diese närrischen Menschen, am Ende bewirthen sie uns noch Mittags mit Kartoffeln oder Gurken. Thekla! laß es uns bedenken, noch sind wir unter diesen vielen Narren die Einzigen bei Trost.

Hermine! sagte Thekla, noch immer lachend: zuletzt ist dieses alles kein großes Uebel, und eine Wahrnehmung habe ich gemacht.

Laß hören! sagte Hermine, sich ein wenig bequemer machend.

Weißt du, daß dein Onkel einer der hübschesten Männer ist, die ich sah?

Wirklich? sagte Hermine: ei! ei! dieß wagte ich doch nicht zu behaupten! aber wenn es wahr ist, daß er trotz seiner Narrheiten bei allen vaterländischen Angelegenheiten, Vereinen theilnimmt, daß er wohlthätig, großmüthig, muthvoll — so wäre es ein Verdienst, ihn einer Radicalkur zu unterwerfen, ihn unter die Aufsicht irgend eines geschickten Arztes zu stellen.

Glaubst Du? sagte Thekla: aber sieh nur, unser Zimmer ist wirklich äußerst reizend! Diese bequemen Meubel, diese hübsche Ordnung, die Tapeten, die Vorhänge! siehst du, Hermine! wenn dieß Alles Resultat des Geschmackes deines Oheims, so kann ich sein Nankincostüm nicht begreifen, worin er gerade aussieht wie eine reife Gurke!

Laune! meinte Hermine, Sonderbarkeiten! Aber sieh doch, dieses Boudoir! fuhr sie fort, vor einer Seitenthüre haltend. Dieß ist wahrhaft eine kleine morgenländische Oase! O komm! welche liebliche Beleuchtung! diese glasgemalten Fenster — und wie viele allerliebste Nippsachen! welche schöne Blumen!

Prächtig! rief Thekla aufs Angenehmste überrascht; dann setzten sie sich auf ein breites, mit Springfedern versehenes Sofa. Welche herrliche Rosen und Thalien sind in dieser Alabaster Vase! schau doch Hermine!

Wirklich unbegreiflich! sagte Hermine; aber laß uns nicht trauen! Wer bürgt dafür, daß dieß alles nicht plötzlich verschwindet, und wir auf einmal in eine schmutzige Bauernstube versetzt werden!

Ah — Narrheiten! lachte Thekla.

Wenn doch — begann auf's Neue Hermine mit einem Anflug von Angst — wenn diese Oase hier auf dieser verwirrten Pußta gerade so ist, wie die lichten Momente des wahnsinnigen Mannes! Mir, ich gestehe es, scheint dieß noch nicht das Aeußerste zu sein!

Doch, unterbrach sie Thekla, welche die Bequemlichkeit des Cabinets nicht nur ausgesöhnt sondern in gute Stimmung versetzt hatte, ich gewahre doch etwas Logik, wie unsere Journalisten sagen, in allen diesen Gegensätzen. Es ist war, das Ganze macht einen wirren albernen Eindruck, aber deiner Aufmerksamkeit konnte doch nicht entgehen, daß in den einzelnen Theilen eine gewisse, obwohl sehr eigenthümliche Ordnung herrscht.

Bei erster Gelegenheit, sagte Hermine, ungläubig den Kopf schüttelnd, muß dein Onkel uns sein System mittheilen; das heißt, wenn es welches gibt, fuhr Hermine fort, das Kinn auf ihre Fingerchen stützend: doch wenn wir hier einer steten Blocade ausgesetzt sein werden, wenn wir alle Früh wissen sollen, mit welchem Fuß der Tamerlan des Hauses aufgestanden, welches Gesicht er macht, ob man ihm nahen kann oder sich verstecken muß, dann gebe ich zu, wird es uns wenig Nutzen bringen, sein ganzes System erfahren zu haben.

Kurz Hermine! meinte Thekla: wir sind Alliirte, getreulich offensiv wie defensiv halten wir zusammen; dann glaube mir, es ist um vieles leichter, als du denkst, gegenüber einem leidenschaftlichen und in seiner jähen Leidenschaftlichkeit sich selbst vergessenden Mann einen Erfolg davonzutragen. Denn wenn man schon auf seinem Ausflug durch das eigenthümliche Haus von irgend Jemanden, von irgend welchen Erbärmlichkeiten und keine Erwähnung verdienenden Kleinigkeiten sich kläglich beeinflussen läßt, so ist dieß ein unabstreitbares Zeichen von Schwachheit. Mit einem solchen Wesen und absonderlichen Mann, machen zwei kluge Köpfe, wie wir sind, — doch vernünftig müssen sie sein, — gerade was sie wollen.

Dieß hörte ich bereits! das ist deine Lieblingsidee, liebe Thekla; doch ich sage blos: ich danke für diese Unterhaltung. Die Mühe ist ihren Lohn nicht werth; ich bildete mir darüber eine ganz andere Ansicht. Rathe einmal!

Hundert Gelehrte errathen in ihrem ganzen Leben nicht, mein Schatz! was ein kleines närrisches Frauenzimmerköpfchen in einer einzigen Stunde denkt.

Ha — ha — ha! lachte Hermine, weil halt die hundert Gelehrten so fern als möglich die Nuß suchen würden, während der Kern ganz in ihrer Nähe liegt: Was glaubst du, wäre es nicht gerade eine wahrhaft weibliche Aufgabe, unsern Onkel aus seinen Albernheiten zu reißen und ihn auf die gewohnten Pfade der frommen, toleranten Erde zu bringen? zwar eine schreckliche Aufgabe! fuhr die lustige Hermine etwas zusammen schaudernd fort: aber ein um so größeres Verdienst!

Das will ich gerade nicht bezweifeln, sprach Thekla, daß mit einem solchen Gesichtchen, wie du besitzest, man ein paar Philosophen zu Narren machen könnte, aber

einen Narren zu einem Philosophen umgestalten, scheint mir wahrhaft etwas schwieriger zu sein!

Ich wüßte ein Mittel dafür! sagte Hermine, mit muthwilligem Lächeln auf Thekla starrend.

Und das wäre? frug Thekla, während eine kaum bemerkliche Röthe ihr Gesicht durchzuckte.

Die Liebe, lieber Herr Doctor! sagte Hermine, ihre Augen von Thekla nicht abwendend.

Man klingelt, hörst du, rief Thekla, erfreut, das Gespräch auf etwas andres bringen zu können. Ich bin hier noch ein solcher Neuling, daß mich jedes Zeichen erschreckt, ich halte es stets für eine neue Posse.

Höchstens klingeln sie zu Mittag! sagte Hermine.

Jetzt um zwölf Uhr?

Warum nicht? So viel Häuser, so viel Sitten, denn wer um zwei Uhr Morgens aufsteht, kann ebenso gut um zwölf Uhr hungrig sein, wie wer um zehn Uhr aufsteht, es erst um fünf oder später ist.

Jetzt hörten sie die Thüre des Salons sich öffnen, und sich rasch erhebend eilten beide Mädchen aus dem Boudoir. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

✗ (Diplomatie und höhere Symbolik der französischen Küche.) Wenn der Fürst von Ligne über den Wiener Congreß schrieb: „il danse mais il ne marche pas,“ so war doch der Tanz nicht das einzige Hinderniß auf dieser großen diplomatischen Rennbahn; denn man kochte mit fast noch größerem Eifer. Auf dem Herde aber brannte damals das Feuer des französischen Ruhmes, nachdem es an anderen Stellen so ziemlich erloschen war, ungestört fort, und Talleyrand war es, der an diesem unscheinbaren Licht das alte Prestige Frankreichs aufrecht erhielt und, um desto heller leuchten zu lassen, den lichten Tag mit allerlei Nebeln umschleierte. Es ist bekannt welche Geschäftigkeit und welche Eifersucht er damals durch die Käsefrage zu erregen wußte, wie alle Diplomaten ihre besten heimathlichen Producte durch Couriere kommen ließen, und wie endlich Frankreich durch den Fromage de Brie den Sieg davon trug. Da aber einer der wichtigsten und scharfsinnigsten Männer des Congresses, der Herr v. Gentz, sich bei der Käsefrage, vermuthlich weil ihm wie manchen anderen großen Männern diese Verdickung von verdorbener Milch zuwider war, nicht besonders lebhaft betheiligt und deshalb ziemlich nüchtern erhalten hatte, so galt es, ihm eine andere schwache Seite abzugewinnen. Diese bestand darin, daß er sich auf die treffliche Bouillon welche bei ihm gereicht wurde, viel zu Gute that, und so ist es Talleyrand gelungen, ihm durch eine Nonplusultra-Bouillon, Oylle genannt, gerade zu einer Zeit, wo besonders wichtige Fragen vorlagen, eine gründliche Diversion zu machen. Herr v. Gentz war entzückt von dieser seltenen Kraftbrühe, konnte aber, da dem Küchenpersonal das strengste diplomatische Schweigen auferlegt war, ihrer geheimnißvollen Combination nicht auf die Spur kommen. Dieß setzte ihn, da auch alle Versuche durch eigenes Nachdenken etwas ähnliches hervorzubringen, fehlschlugen, in solche Verzweiflung, daß er einige

Wochen lang die Politik laufen ließ, wie sie wollte, und gerade in dieser Zeit soll Talleyrand große Erfolge erreicht haben. Das Recept zu jener verhängnißvollen Kraftbrühe, welche Cambacères erfunden oder doch wenigstens verbessert haben soll, ist nach brieflicher Mittheilung eines alten Diplomaten, der mit dem Küchenpersonal der französischen Gesandtschaft auf besonders vertrautem Fuße stand, folgendes: Ein Kalbsschlegel, ein von allem Fett gereinigter Schöpfenschlegel, ein Carré von einem Frischling, ein Auerhahn, ein Truthahn, zwei Fasanen, vier Kapaunen, sämmtlich kurz und rasch am Spies gebraten, zwei eben angebratene Hasen, sechs Rebhühner, zwölf Krammetsvögel, vier und zwanzig Hühnerlebern, ein Schock Froschkeulen, und zwei Pfund magerer Westphälischer Schinken werden mit sechzehn Maß starker Rindfleischbrühe, in welcher die nöthigen feinen Gemüse ausgekocht sein müssen, und zwei Maß Brühe von vier zweipfündigen Hechten, item mit anderthalb Pfund bestem Reis, etwas Concassé, sehr wenig Muscatblüthe und feinem Zimmet und einem Gliedchen Rocambolle (eine Art feinem Knoblauch, allium ocorodoprasum), vier Stunden auf ein gelindes Feuer gesetzt, die Brühe alsdann, nachdem sie schließlich bis auf die Hälfte eingekocht, und von allem Fett befreit ist, durch ein Haartuch geseihet und heiß in Kaffebechern servirt. Diese Bouillon soll äußerst glatt hinunter gegangen sein, und — mit ihr noch verschiedene andere, von Talleyrand selbst eingerührte politische Gerichte. — Ein anderer Beitrag zur Geschichte der französischen Küchen-Diplomatie, welche hier sogar zur mystischen Symbolik sich erhebt, ist folgender: Als es sich nach der Niederlage in Rußland um die Schöpfung eines neuen, französischen Heeres handelte, und als man auf den Gesichtern der fremden Gesandten einige heimliche Schadenfreude zu erblicken glaubte, gab, wenn wir nicht irren, Cambacères, es kann aber auch Fouché gewesen sein, ein großes diplomatisches Diner. Das Prachtstück war eine ungewöhnlich schöne und große Lachsforelle, und als dieselbe aufgetragen wurde, gab der maître d'hôtel selbst ihr zur Erhöhung der Feierlichkeit das Geleit. Allein der Träger stolperte, und die kostbare Forelle fiel zur Erde. Während nun die ganze Gesellschaft in Aufruhr gerieth und das Unglück beklagte, stand der maître d'hôtel fest wie ein Fels im Meere und rief mit Stentorstimme: „qu'on apporte une autre!“ Der Sturz war, anders als in Rußland, ein absichtlicher gewesen, und die in der Küche bereit gehaltene zweite Lachsforelle, schöner als die erste, hatte nur die Bestimmung gehabt, die Unerschöpflichkeit der französischen Hülfsmittel, auf welche das Gespräch sofort gerichtet wurde, sinnbildlich darzustellen. Gerade zu jener Zeit soll in den Berichten der fremden Gesandten an ihre resp. Höfe sehr viel die Rede gewesen sein von der Unerschöpflichkeit der Hülfsquellen Frankreichs, von der Unerschütterlichkeit seiner Macht und von der Unmöglichkeit, ihr zu widerstehen.

* Monsieur Léotard, der Luftspringer und Seiltänzer, erregt in Paris einen unglaublichen Enthusiasmus, namentlich in der Damenwelt. Dieser Mensch welcher von Trapez zu Trapez, wie ein gut geschleudeter Ball von Netz zu Netz springt, dieser geflügelte Mensch, diese Luftperson hat einen wahren Vogelkopf. Der Vater war der Triat von Toulouse, der Stadt der Schöffen. Balken, Stricke, Leitern waren für den jungen Léotard das erste Alphabet und in einem Alter, wo wir buchstabirten, las er bereits fließend in der väterlichen Gymnastik. Seit seinen zartesten Jahren nicht minder sorgfältig zum Schwimmen angehalten, verblüffte er die Fische der Garonne durch seine Kunststücke und heute, wo er das Wunder der Welt ist, erregt er nicht selten die

Frage, wie es möglich war, daß er sich zur Zeit, wo er diese Touren auf den Trapezen einübte, nicht hundertmal den Schädel eingeschlagen und die Beine gebrochen hat. Man muß dergleichen selbst gesehen haben, um es für möglich zu halten und man kann immerhin sagen, daß man Anfangs die Trapeze nur in geringer Höhe über dem Boden aufhing; auch dann mußte ein Fall noch außerordentlich gefährlich sein, und nur sein combinirtes Talent als Gymnastiker und Schwimmer konnte Léotard ohne gar zu viel Gefahren und unverletzt auf die Höhe der Vollkommenheit bringen, wo wir ihn jetzt sehen. Die ersten Trapeze nämlich, auf denen er seine Wunder zu verwirklichen suchte, wurden nicht über dem Boden, sondern über dem Wasser aufgehängt. Fiel er, so verschlug das weiter nichts. Er fiel mit dem Kopfe in's Wasser, sein zweites Element. Er begann aufs Neue, fiel aufs Neue, abermaliges Untertauchen — das war bloß eine Vergnügenspartie, und je mehr er ohne Gefahr fiel, desto sicherer lernte er, gar nicht zu fallen, und auf diese Weise von Fall zu Fall, von Fortschritt zu Fortschritt allmälig König des Trapezes zu werden. Dejean, Director des Circus der elyseischen Felder, hat diesem Tamberlick der Gymnastik vergeblich 120,000 Francs jährlich angeboten, damit er fortführe, durch seine schrecklichen Sprünge von Trapez zu Trapez hoch in der Luft die reizenden Pariserinnen mit einer Gänsehaut überlaufen zu lassen. Der junge, vielgeliebte Léotard, 22 Jahre alt, hat es abgeschlagen, diese goldene Brücke, deren Bogen ihm nicht massiv genug scheinen, zu passiren. In Paris zu Ruhm und Triumphen gelangt, schickt er sich an, die übrigen Hauptstädte nach und nach auszubeuten und Europa zu seinem Californien zu machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Ernte der nomadischen Trapeze jährlich auf 2—300,000 Francs belaufen wird.

⁂ Das definitive Programm für das am 22., 23. und 24. Juli in Mainz stattfindende vierte mittelrheinische Musikfest ist jetzt aufgestellt und verspricht eine Reihe eben so schöner als angenehmer Tage. Es werden im ganzen zwei Concerte gegeben. Das erste bringt Beethoven's große Ouvertüre in C, op. 124 und Händel's „Israel", das zweite: C-moll-Symphonie von Beethoven, Ouertüre, Soli und Chöre aus Gluck's „Alceste", Mendelssohn's „Walpurgisnacht" und Chöre a capella. Die Chöre zählen ungefähr 900 Sänger, sämmtlich seit Monaten mit Einstudiren beschäftigt, darunter die Hälfte Mainzer. Das Orchester wird gebildet von den Capellen von Darmstadt, Mannheim und Wiesbaden, wozu noch eine Menge anderer Künstler aus der Nähe und Ferne kommen. Die Solopartien werden von den Damen Dustmann-Mayer und Schreck sowie den Herren Schnorr und Kindermann gesungen. Die Leitung des Ganzen ist dem Dirigenten der Mainzer Liedertafel und Capellmeister des Theaters, Herrn Marpurg übertragen worden. An den rein musikalischen Theil des Festes schließen sich zur Erholung und Unterhaltung der Theilnehmer und Gäste eine Dampfboot-Fahrt den Rhein abwärts am ersten Tage, ein Frühstück auf dem herrlichen Plateau der neuen Anlagen am zweiten Tage, und eine Partie nach dem eine entzückende Aussicht auf das Rheingau bietenden Leniaberge am dritten Tage. Die Krone dieses, namentlich für den Fremden, welcher hierbei ein gutes Stück des echten rheinischen Lebens sehen wird, anziehenden Amusements wird jedenfalls das für den Abend des dritten Tages projectirte Volksfest auf dem Plateau der Anlagen sein, welches zu einer wahren italienischen Nacht zu werden verspricht. Illumination, Gasbeleuchtung, Erleuchtung des Rheins und seiner Ufer, Feuerwerk auf hin- und herfahrenden Dampfschiffen, Musik, Gesang, Tanz —

nichts fehlt, um den Tausenden von Menschen, welche herzuströmen werden, für jede neue Minute eine neue Ueberraschung zu bieten.

v. M. (Die Giftschlange Fer-de-lance.) In Martinique, der reichsten unter den französischen Colonien der Antillen, haust eine Giftschlange, die der Schrecken der Bevölkerung ist. Sie unterscheidet sich von den meisten andern ähnlichen Ungeheuern durch die angreifende Natur ihrer Feindseligkeit; denn sie springt auf den Menschen und auf viele Thiere und versetzt schnell hinter einander mehrere Bisse. In der Bevölkerung von Martinique, welche 125,000 Seelen stark ist, rechnet man jährlich 50 Todesfälle, außerdem aber viele Verstümmelungen und langwierige Krankheiten die im Gefolge des Bisses eintreten. Große Absceſſe, unheilbare Geschwüre, Krebs, Nekrose der Knochen, Verhärtungen des Zellgewebes, bei Negern zumal das fürchterliche Leiden der Elephantiasis, chronisches unheilbares Kopfweh, Paralysen, Blindheit, ja sogar Verlust der Stimme hat man aus diesen giftigen Bissen einer Schlange hervorgehen sehen, welche ausgewachsen eine Länge von sechs Fuß hat und in ihrer ganzen unheimlichen Erscheinung das Gepräge eines wilden, bösartigen Ungeheuers an sich trägt. Es geht die Sage, daß die ersten Europäer, welche auf der Insel eine Niederlassung versuchten, durch die außerordentliche Häufigkeit des Thieres sich genöthigt gesehen hatten, von ihren Colonisations-Planen abzustehen, und sich wieder einzuschiffen. Auch ist die Vermehrung ungemein rasch. Man hat bei der Reinigung einer Grundfläche von 3 oder 4 Hectaren schon 300 Thiere getödtet. Aber in den uncultivirten Theilen der Insel ist sie unverfolgt und daher waren die Einwohner noch nie im Stande, selbst die Grundstücke in der Nähe der Wohnung, ja diese selbst zu befreien. Obgleich das Huhn, der Hund, das Schwein, ja sogar die Ratte im Instinct von der Bösartigkeit ihres Feindes die Eier und ganz jungen Schlangen mit Heftigkeit verfolgen, kann man doch sagen, daß der eine, unbebaute Theil der Insel noch ganz unter der Tyrannei dieses Thieres liege. In neuester Zeit hat man daher ernstlich daran gedacht, es durch die Principien zu bekämpfen, welche in den angebornen Feindseligkeiten der Geschöpfe als Motiv im großen Drama der unvernünftigen Geschöpfe walten. Die Société impériale zoologique d'acclimatation beschäftigt sich daher mit der Einführung von folgenden Thieren als Schlangentödtern: Dem ägyptischen Ichneumon (Viverra Ichneumon), (Viverra Mungo) aus Indien; dem Igel (Erinaceus europaeus); dem Capischen Schlangenvogel (Serpentarius reptilivorus), und dem Dicholopteus eristatus aus Brasilien.

** Man schreibt aus Paris, 20. Juni: In Fontainebleau unterhalten sich die hohen Herrschaften, die bei dem schlechten Wetter weder jagen noch sonst lustwandeln können, mit Aufführung von Rebus in lebenden Bildern. Dieser Tage wurde das Wort „Gargantua“ dargestellt. Der Vielfraß erschien unter den Zügen Cavour's in einer Restauration. Er setzte sich behaglich zu Tische und verschlang mit wahrem Heißhunger den Parmesan-Käs, die Modeneser Schweine-Füßchen (Zampini), die Bologner Wurst (Mortatella), welche ihm der wälsche Kellner vorstellte, und begoß Alles tüchtig mit Florentiner Wein (Alcadico). Zum Nachtisch endlich ließ er sich etliche Sicilianer Orangen vortrefflich schmecken. Als der Hunger Gargantua's gestillt schien, kam der Kellner nochmals um zu fragen, ob er ein vortreffliches Gericht neapolitanischer Maccaroni, welches er vergessen habe, noch bringen dürfe. Gargantua-Cavour schmunzelte, betastete seinen hochaufgedunsenen Leib und sagte schmatzend: „Die Maccaroni — auf morgen“.

Notizen.

** Die „Deutsche Pariser Ztg." meldet: Wie wir vernehmen, wird binnen Kurzem in der französischen Hauptstadt ein deutsches Theater ins Leben gerufen werden. Zwei deutsche Schauspieldirectoren, die Herren Lang und Whit, haben nämlich von der hiesigen Regierung die Ermächtigung erhalten, mit ihrer Truppe eine Reihe von Schau-, Lust- und Singspielen zu geben. Findet dieses Unternehmen Anklang, was man wohl bei der Tüchtigkeit der beiden Schauspieldirectoren annehmen darf, so wird Paris höchst wahrscheinlich ein stehendes deutsches Theater erhalten.

† Der bekannte Reisende Dr. Alexander Ziegler (gegenwärtig in Dresden wohnhaft) gedenkt in Kurzem eine neue Reise nach dem Norden, dießmal aber nach Island, anzutreten um die durch seine früheren nordischen Reisen angeregten historischen Studien über die Reisen des Pytheas aus Massilia, der Wikinger und des Columbus zu vervollständigen und, wenn möglich, neue Beobachtungen über die Meeresströmungen (Golfstrom) und über die Züge der Fische zu machen. An Ziegler's hierauf Bezug habende, kleine aber höchst interessante Schrift „Martin Beheim (Behaim) aus Nürnberg, der geistige Entdecker Amerikas", welche im verflossenen Jahre erschienen ist, wird sich das in nächster Zeit in den Buchhandel kommende größere Werk: „Meine Reisen im Norden, in Norwegen, auf den Orkney- und Shetland-Inseln, in Lappland und Schweden" reihen, während eine Untersuchung über „die Reise des Pytheas von Massilia nach Ultima Thule" im nächsten Jahre aus Zieglers Feder zu erwarten ist.

— In Brügge wird dem Jakob Van Maerland, dem Niederländischen Bearbeiter des ergötzlichen Till Eulenspiegel, eine Statue errichtet und hat die Regierung einen Concurs für die beste Lobrede in Prosa oder in Versen auf denselben ausgeschrieben.

*** Aus Hannover im Juni Zwischen Timen und Sprakel ist etwa 3 Fuß unter der Oberfläche eines Moores eine etwa $^2/_3$ Meilen lange Brücke von eichenen Bohlen aufgefunden. Die Bohlen sind 2 — 3 Zoll dick, ohne Verbindung unter einander oder mit ihrer Unterlage erweicht, erhärten aber an der Luft. Aus allen Umständen wird geschlossen, daß es eine Römerbrücke aus der Zeit des Drusus sei.

*** Michels Versucher. Eine kleine aristophanische Zeitkomödie vom Dichter der Sturmvögel," ist der Titel einer soeben in der Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl) in München erschienenen politischen Satyre, die wir hiemit unsern Lesern empfohlen haben wollen. Witz, Laune und beißender Spott nach allen Seiten hin sind darin reichlich enthalten und dienen nicht blos zur Unterhaltung, sondern sind auch recht geeignet, zu ernsterem Nachdenken anzuregen.

** In der Musikalienhandlung von Falter und Sohn in München ist dieser Tage eine Novität erschienen, welche für Künstler und Dilettanten eine höchst willkommene Erscheinung genannt werden darf: Eine Composition des schönen Gedichtes „das Herz am Rheine" von H. Dippel, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Wilhelm Brandes, Prof. am hiesigen kgl Conservatorium für Musik. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diesem Liede einen Platz unter dem Schönsten und Lieblichsten anweisen, was seit langer Zeit in dieser Art in Deutschland erschienen ist, und sind überzeugt, daß dasselbe in sehr kurzer Zeit sich in allen Kreisen, wo man den Gesang pflegt, eingebürgert haben wird.

*** (Todesfälle.) Wir haben in Nro. 3 dieser Blätter angezeigt, daß Hr. v. Exter in Wien vom Kaiser mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone wegen seiner Verdienste um die Xylographie in Oesterreich ausgezeichnet worden ist. Heute erfüllen wir die traurige Pflicht, seinen am 27. Juni nach langem Leiden erfolgten Tod ankündigen zu müssen.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

15. Juli 1860.

I. Jahrgang. Nro. 5.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Festhymne.

(Gedichtet zu Bayreuth's Jubelfeier.)

Was heut' die Stadt so prangen mag?
Welch' Fest dies Erzbild ihr verkündet?
Das ist der fünfzigjähr'ge Tag,
Der uns mit Wittelsbach verbündet!
Baruthia, dein Preis sei groß!
Schlag hell der Freude Leiern!
Wo fiele dir ein beff'res Loos,
Als unter'm Schild von Bayern?
O Bayern, Bayern hoch!

O horcht im deutschen Land umher!
Wo wird ein off'ner Wort gesprochen?
Wo wird für deutsche Macht und Ehr'
Die Lanze freudiger gebrochen?
Wo sehnt man sich mit rein'rer Gluth,
Der Einheit Fest zu feiern?
O deutscher Sinn und deutscher Muth —
Ihr wohnt im kern'gen Bayern! —
O Bayern, Bayern hoch!

Wo wird noch also lichten Scheins
Des Rechtes Banner hoch geschwungen?
Der König und sein Volk sind Eins,
Von innerm Frieden fest umschlungen.
Welch' Land trägt also leichte Last?
Welch' Volk zählt zu den freiern?
Der Wohlfahrt Frucht reift ohne Rast —
Ein glücklich Land ist Bayern!
O Bayern, Bayern hoch!

D'rum zeuge dieses Königsbild,
Wie wir den Bund mit Bayern segnen!
Hoch halten wir des Löwen Schild.
Mög' seinem Herrn nur Heil begegnen!
Und wandellos, wie dieses Erz,
So steh'n wir zu den Scheyern.
Dem König unser ganzes Herz!
Hoch König Max von Bayern!
Herzog von Franken hoch!

Oskar v. Redwitz.

Der Sonderling.

Erzählung von Nikolaus Jósika.

Aus dem Ungarischen von C. Braun.

(Fortsetzung.)

Im Salon stand Seregélyi und mit freundlicher Lustigkeit ging er beiden Damen entgegen. Keine Spur von der Nankinhülle mehr an sich, war der Graf so hübsch und ohne alle Gesuchtheit so geschmackvoll gekleidet, daß er allerorten in der Welt hätte erscheinen dürfen.

Die beiden Mädchen waren davon überrascht, und je unangenehmer des ersten Begegnens Eindruck auf sie war, um so lieblicher war der jetzige.

In einigen Minuten speisen wir, sagte Seregélyi, in dessen Gesicht nicht die geringste Spur seines gehabten Jähzornes zu erblicken war. Gar viel, liebe Kinder, hätte ich vor euch zu entschuldigen; doch jede Entschuldigung hinkt und deßhalb schweige ich lieber. Aber dafür will ich sorgen, daß ihr euch hier so angenehm als möglich unterhaltet.

Wirklich! lieber Onkel, sagte Thekla lächelnd, wir erwarten, daß die heutigen Vorkommnisse sich nicht wiederholen werden; kurz etwas muß geschehen, was ermöglicht, daß Damen bei dir leben können.

Seregélyi faltete eine Secunde lang seine Stirne, glättete sie jedoch sogleich auf's Neue und er sprach halb im Ernst und halb im Scherz: Wenn in meinem Naturell etwas schwer zu Begreifendes ist, so bin ich daran nicht Schuld, das habe ich mit mir auf die Welt gebracht; dagegen alles, was ich systemathisch treibe um diese Fehler zu zu überwinden und mein Gemüth zu mildern, das ist mein Verdienst. Wenn wir uns ein wenig kennen gelernt, hoffe ich, werdet ihr nachsichtiger sein.

Oh! rief Hermine: Nachsicht! das ist ja eine Eigenschaft der Mädchen.

Darüber dürft ihr beruhigt sein, sagte Seregélyi; in meinem Haus ist überhaupt nur von Geduld die Rede, nicht von mehr.

Auf jeden Fall, meinte Thekla: behalten wir uns das Wahlrecht vor, und wie wir deine Launen nicht beschränken wollen, so bleiben wir auch bei den unsrigen.

Wie es beliebt! entgegnete der Graf, während er die Augenbraunen ein wenig zusammenzog, mit freundlichem artigem Ton: wenn es Euch gelingt, daß alles so geschieht, wie Ihr es wünscht, dann seid ihr sehr glücklich. Ich für meinen Theil erinnere mich nicht an Einen Augenblick in meinem Leben, wo ich mit mir oder mit Anderen, oder mit den Umständen so ganz zufrieden gewesen wäre.

Oh! sagte Hermine, mit scherzhaftem Unwillen: So sind auch wir nicht so glücklich, deine volle Billigung gewinnen zu können, — und was ist denn an uns so sehr auszusetzen —

Auszusetzen? rief Seregélyi, einen durchbohrenden Blick auf die beiden Mädchen werfend — Gott bewahre, es ist nichts auszusetzen! Alles ist so schön, so herrlich, daß ich mit Prometheus Hand zufrieden bin; aber wenn auch nichts auszusetzen ist, fuhr er sehr ernst fort, so ist reichlich, sehr reichlich, zum verbessern, zum ordnen vorhanden, dieß dürft ihr glauben.

Wir danken schön für das Compliment, sagte Thekla: doch gegen einen Einwand haben auch wir unsere Antwort, also hören wir was zu ordnen ist.

Ah! sprach Seregélyi artig — wie könnt ihr von mir annehmen, daß ich gegen so liebenswürdige Damen die Rolle einer Bonne oder eines Kindsmädchens beanspruche, dieß bedeutet nur soviel, daß es billig sein wird wenn wir wechselseitig Nachsicht mit unseren Mängeln haben, da wir alle sämmtlich damit behaftet sind.

VII.

In diesem Moment öffneten sich die Thürflügel und ein sehr hübscher, in vollkommen modische Livree gekleideter Diener trat ein, meldend daß aufgetragen sei.

Sogleich bot Seregélyi seinen hübschen Gästen den Arm an und führte sie in den benachbarten Speisesaal, dessen Meublirung, dessen hübsch gedeckter Tisch, sowie die glänzende Dienerschaft die Mädchen vollends bezauberte.

Was sonst immer sie an diesem Orte erwartet hatten — dieß erwarteten sie doch nicht. Kaum halten wir es nöthig zu bemerken, daß die beiden Damen eine äußerst geschmackvolle Tafel erwartete und sie fanden, daß Seregélyi auch seine guten Launen hat, und man bei ihm auch zu leben versteht, nur gegen sich war er strenger als gegen andere.

Seregélyi aß nichts als eingemachte Gurken, und auf Thekla's Befragen, welche es nicht unterlassen konnte, ein wenig über sein absonderliches Mahl zu scherzen, antwortete er ausweichend:

Es liegt in meinem Interesse euch ein für alle Mal die Ursache alles dessen wissen zu lassen, was ihr für Sonderbarkeit und Laune anseht. Dazu jedoch laßt uns eine andere Zeit wählen: heute ist der Himmel rein, also wollen wir, damit zwischen uns alles aufgeklärt werde, den Nachmittag hiezu benützen; doch wenn es euch anders beliebt, so kehren wir auch nicht mehr auf diesen Gegenstand zurück. Bis jetzt kann ich nur soviel davon mittheilen, daß ich gegenwärtig einer Cur unterworfen bin. Mancher Mensch lebt jahrelang nach hydropathischer, homäopathischer und Gott weiß was für einer ärztlichen Methode, um eines seiner Glieder zu curiren; ich, Gott sei Dank! habe ziemlich gesunde Glieder, aber mein Naturell ist fehlerhaft, oder war es vielmehr, denn ich verspüre bereits in vielen Theilen Besserung und bleibe deßhalb bei meinem System. Doch genug; soviel jetzt davon. —

Warum läßt du diese buschigen Bäume hier in der Nähe der Fenster nicht abhauen? bemerkte Hermine: sie benehmen die ganze Aussicht, und die Zimmer würden dadurch sehr gewinnen.

Liebe Hermine! entgegnete Seregélyi sehr ernsthaft, im Leben rührt eine Masse Kummer daher, daß wir die Gegensätze nicht zu ertragen wissen; glaube mir, wenn in der menschlichen Natur nicht jener Trieb, Alles über einen Leist schlagen zu wollen, begründet wäre: um wie vieles leichter und angenehmer könnte man leben. Ein vernünftiger Mensch soll die Einfaltspinsel leicht ertragen können! Guter Gott! Gibt es doch ganz gewiß mehr einfältige Leute im Leben als verständige; und dabei darf man erst noch nicht vergessen, daß unter den vernünftigen, ja sehr vernünftigen Menschen sich wieder viele langweilige, launische und manchmal jähzornige Persönlichkeiten vorfinden, so daß es zuweilen unberechenbar angenehmer sein kann, mit einem sehr großen Esel als mit einem gelehrten Herrn beisammen zu sein.

Das gebe ich dir zu, sagte Thekla. Aber was hat dieß mit den Bäumen im Hofe zu schaffen?

Dieß paßt alles zusammen, meine Freundinnen, sagte Seregélyi. Nicht wahr schöne Hermine, dir sind die Bäume unangenehm? du findest, daß sie im Gegensatze zu dem Saale stehen, oder die schöne Gegend verdecken. Du bist unduldsam und bedrohtest deßhalb das hundertjährige Leben dieser armen Bäume, weil sie einen Augenblick zwischen dir und einer schönen Gegend stehen; wenn du sie aber von einem andern Punkte sehen könntest, so ließest du die armen Bäume fortleben.

Verzeih! lachte Hermine: diese Sentimentalität gegen alte Bäume mag zwar sehr gemüthlich sein, aber so ist sie der Tod aller Verschönerung.

Halt, gute Hermine! sagte Seregélyi: nicht darin liegt das Uebel, sondern darin, daß die menschliche Natur so bedauernswerth unbehülflich und armselig ist, daß sie das nicht zu ertragen vermag, was zwischen ihr und irgend etwas steht, sitzt oder geht, was ihr angenehm ist. Aber bereits im Leben und besonders unter so originell weisen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, hat unsere absonderliche Weisheit allmälig alles so geordnet, daß zwischen uns und dem was gefällt, was wir lieben, wonach wir uns sehnen, so oft als möglich so ein schattiger Baum oder was immer für eine andere spanische Wand zu stehen kommt. Mich ärgern nicht blos, mich quälen sogar diese Bäume, und doch lasse ich sie leben; aber eben deßhalb, ja gerade deßhalb, weil diese Bäume das Glück nicht haben, den hohen Beifall Seiner Herrlichkeit des Grafen Seregélyi zu gewinnen — werden sie hier stehen bleiben.

Gott macht es ja selbst nicht anders! fuhr Seregélyi weiter — und vieles, worüber wir die Nase rümpfen, bewegt sich deßhalb wahrlich auch nicht um ein bischen von seinem Platz. Es ist auch nichts kläglicher und unmännlicher als so ein Gifthahn, welcher wegen alles aufbraust wie ein hungriger Pintscher; deßhalb, wer an sich bemerkt hat, daß er nicht allein wegen europäischer oder weltlicher Sachen, sondern über einen brandigen Pfannkuchen oder Gott weiß über welche Nichtigkeit zürnt und in Wuth kömmt, wie leider ich an mir selbst beobachtet habe: der wird sehr klug handeln, sich systematisch daran zu gewöhnen, zu erdulden, was immer zwischen ihm und etwas anderen, wonach er gelüstet, sich befindet — auch im Fall des Kampfes noch erreicht der eher das Ziel, welcher nicht über alles aufbraust.

Ein originelles System! meiner Treu! sagte Thekla lächelnd, doch mit mancher Ueberraschung dem eigenthümlichen Ideengang Seregélyis folgend.

Siehst du, Thekla, fuhr Seregélyi fort, welcher bei seinem Lieblingsthema war: es gibt kein zweckmäßigeres Ding auf der Welt, als eine eigenthümliche Verbesserung unserer selbst, und ich glaube, daß Gott nicht ohne Ursache uns in diese sonderbare Welt gesetzt hat, wo die meisten Dinge ganz verkehrt gehen, und wo er etwa alles darauf zu berechnen schien, daß unser Verstand aushält und wir zu jener heilsamen obwohl etwas demüthigenden Ueberzeugung kommen, daß wahrlich — denn Dulden ist sich verleugnen — unter uns eben jene, welche die Nase sehr hoch tragen und mit großer Geringschätzung auf andere herabschauen, meistentheils erbärmliche Kerle sind und am nächsten daran sind, wie hartmäulige Rosse an die Wände zu rennen, obwohl solche Bursche manchmal scharf aufgezäumet und gehalten sind.

Gut also — sagte Hermine: Aber zum Beispiel in welchem Zusammenhang mag nun dieses Gurkengericht mit deinem Seelenzustand und mit den Beschlüssen der ewigen Weisheit stehen?

Sehr einfach entgegnete der Graf, ein wenig erröthend und mit einen großen Gurkenschnitte auf der Spitze seiner Gabel: ich beobachtete an mir, daß irgend welche krepirte Fasanen und Hühner — denn mit solchen nähren wir uns — mehr reizen als schicklich. —

Natürlich! fiel Thekla dazwischen: wenn du bei gutem Appetit und gesund bist; doch wer wird sie so nennen: krepirte Vögel!

Deßhalb, weil, wenn man ihre Hälse abschneidet, sie krepiren; also wenn es euch besser gefällt: gestorbene Thiere! Doch dieß ist alles eins — der Mensch verschlingt ja

alles durcheinander — ja er verspeist sogar Seinesgleichen! Ich verdamme nun die schlechten Geschmack verrathende Lüsternheit nach Speise und will sie abtödten, damit sie sich nicht muckst. Deßhalb nun, sobald ich bemerke, daß ich sehr gastronomische Laune habe, strafe ich mich zuweilen mit den undankbarsten Nahrungsmitteln.

Also eine Strafe? sagte Hermine: á la bonheur!

Natürlich eine Strafe! fuhr Seregélyi weiter: wer äße wohl aus Vorliebe ganze Tage lang Gurken, Topfen oder Himbeeren?

Aber sag' mir doch, lieber Freund! sprach Thekla: wie lang dauert diese Quälerei? und ist die Arznei nicht schlimmer als das Uebel?

O nein! fuhr Seregélyi weiter: die Natur hat manchen Menschen die Krankheit zur Unterhaltung gegeben. Dieß ist kein so sehr schlimmer Scherz. Kann zum Beispiel einem leidenschaftlichen Hydropathen oder Homöopathen etwas angenehmeres widerfahren, als die Gelegenheit einen glänzenden Erfolg seines Lieblingssystems zu beweisen? Ich kannte eine zweizentnerschwere Dame, welche sich für so abgemagert hielt, daß sie eines ihrer Kammermädchen fortschickte, deßhalb, weil jenes zu sagen sich erkühnte; daß ihre Gnaden **geht**, während sie doch nur tanze und schwebe. Es kann sein, daß ihr darüber lacht; mich doch ergötzt es einigermaßen, euch selbst curiren zu müssen.

Aber dieß ist schon etwas sonderbar! rief Thekla aus.

Sonderbar! sei es so! entgegnete Seregélyi: doch der Gedanke, mir es auch geistig verdanken zu können, wenn ich ein Mensch bin, ist sehr wohlthuend. Zum Beispiel jener wüthende Secretär von mir — es ist nicht gut, daß es mir einfällt — hat mich heute sehr stark gepeinigt, und doch ärgert nicht er mich, sondern allein das, daß ich meine Geduld fahren ließ und der Blumenvase Inhalt auf seinen Kopf goß! Heute werden wir daher keine Fahne ausstecken.

Eine Fahne? frug Hermine.

Ja; die Fahne ist ein Siegeszeichen! Doch später davon, und jetzt, wenn es so beliebt, können wir uns erheben.

Wirklich war während ihres Gespräches die Mittagstafel vorübergegangen, und Seregélyi führte seine holden Gäste durch eine Thüre zu einer Altane dem Garten gegenüber, wo dieselben wie bezaubert stehen blieben. So alt, schimmelig, düster der Hof aussah, eben so heiter, reinlich, aufgeräumt sah der Garten aus, welcher hier von den beiden Mädchen seine Blumenteppiche ausbreitete, seine Laubflügel auseinander faltete und seine schimmernde, silberne Wasserspiegel ausgoß. Eine andre Welt war das!

Ah! riefen beide zugleich: das ist ja ein Paradies!

In strengem Gegensatz zur Hölle jenseits — meinte Seregélyi lachend und übernahm den Cafe von seinem Diener: jetzt sollt ihr es versuchen auf den Hof zu blicken!

Seregélyi winkte dem Bedienten und in einigen Augenblicken standen die beiden großen Thürflügel offen.

Hermine und Thekla sahen durch drei geräumige Zimmer ein viereckiges Bild des Hofes.

Wahrhaftig! sagte Thekla unwillkürlich voll Abscheu sich umdrehend: eine große Selbstverläugnung gehört dazu solchen Gegensatz zu ertragen.

So verhalten wir uns mit den Menschen und bei Allem im Leben! sagte etwas triumphirend Seregélyi. Ich habe mich daran gewöhnt; und da selten ein weiser Mann

aus meiner Rolle fallen kann, so habe ich mir auch gegen äußerst dumme Leute die möglichste Geduld verschafft. Es gibt nur eine Art Menschen, welche zuweilen einen kleinen Hahnenkamm auf meinem Kopf wachsen machen — und das sind die, welche sich für Ausnahmen halten.

Ausnahmen? sprach Hermine: wie verstehst du das?

Unter Ausnahmen, ergänzte der Graf, verstehe ich: wenn jemand über andre aburtheilt oder andern was übelnimmt oder bei andern etwas lächerlich findet; sauber vergißt der sich selbst und seine eigenen Fehler.

Vergessen? sagte Thekla: vielleicht auch kennt er sie nicht?

Das eben ist der Fehler! sprach Seregélyi, und das weiß ich von mir; denn eben an dieser Krankheit siechte ich, — vielleicht — und das ist ein Zeichen der Besserung — weiß ich, daß ich auch gegenwärtig noch daran leide.

Wie wär' dieß möglich? meinte Thekla.

Sehr leicht meine schöne Nichte! entgegnete Seregélyi. Hast du nie sehr eitle, vielleicht lächerlich eingebildete Menschen über den Dünkel andrer losziehen hören?

O sehr oft, davon könnte ich soviel Fälle du nur willst, herzählen! fiel Hermine ein.

Saht ihr nie verliebte Personen, aber auch nur solche, und zwar nicht mit dem besten Geschmacke gegen gleich alte, vielleicht jüngere Verliebte eifern?

Nur zu oft, meinte Thekla: welche spitzige Bemerkungen könnte man nur über den Ehestand machen! Ich habe solche gekannt, welche später sehr sonderbare Ehen schlossen. Gibt es ferner nicht solche Wunderkäfer, welche, möchte ich sagen, unverschämt solcher Kleinigkeiten wegen, die sie in größerem Maße ausüben oder früher ausübten, jedoch mit merkwürdiger Eigenliebe nur zu gerne wieder vergessen — jene peinigen können, die das Schicksal unter ihre Macht gestellt hat.

Du hast Recht — sagte Seregélyi zustimmend — eben weil solche Leute auch nicht eine Minute Zeit darauf zu verwenden gewöhnt sind, sich folgende Frage vorzulegen: Herr N N. Sie wollten eben diesen unglücklichen Herrn auszanken! gestehen Sie offen — wenn dieser jetzt Herr und Sie Küchenjunge wären, würde er nicht, wenn er seinen Verstand sehr aufdrehen würde, an Ihnen reichlich bis zum Eckel genug vorfinden, weßhalb er, so wahr mir Gott helfe, Sie ausschelten könnte? — — Daher kommt es, daß mancher Leute Gesellschaft, in der Jeder zwischen zwei Walzen gemahlen wird, wahrhaftig unausstehlich ist.

Ha — ha — ha! lachten die Mädchen.

Doch ich bitte, gehen wir in den Garten hinab. Welch herrliche Baumgruppe steht dort! rief Thekla.

So gehen wir! fiel Seregélyi ein, das Wetter ist prächtig, und im Garten erkläre ich euch in Kürze mein System! Vielleicht werdet ihr es albern finden; aber wer nur vor einigen Jahren meinen verschrobenen Kopf gekannt hat, wird dessen Wirkung erkennen müssen.

VIII.

Als Seregélyi mit seinen holden Gästen in den Garten gekommen, führte er sie in ein reichlich versehenes Treibhaus; dann zeigte er ihnen des Gartens schönere Theile

endlich nahmen sie unter einer prächtigen Oleandergruppe auf einer glänzendweißen vergitterten Bank Platz.

Hier war die Aussicht wahrhaft bezaubernd. Sechs erhabene Riesenbäume, in Eine Krone ihr Laub verschmelzend, waren auf einen Hügel gepflanzt und glichen von fern mit ihren herrlich langen Blättern einer Palmengruppe. Der Blick schweifte unterhalb des kühlen Schattens dieses Zufluchtsortes in eine weite Ebene, auf deren einer Seite sich ein dunkler Wald hinzog, während unter ihm ein großer See mit seinem Saum von Rohrgebüschen im herrlichsten Grün sich ausbreitete; jenseits aber streckten sich wogende Weizen- und Roggenfelder hin, soweit das Auge sah. Da und dort konnte man Baumgruppen, hie und da einzelne Feldhütten und in der Ferne verschwindend fünf Dorfschaften erblicken.

Während die Damen von dieser reichlichen, im Sonnenglanz schimmernden Aussicht ganz entzückt eine Zeit lang verstummten, begann Seregélyi folgendes zu sprechen:

Meine Damen! ich werde mich kurz fassen: es gibt nichts langweiligeres als von sich selbst reden zu müssen. Nur zweierlei Arten Menschen pflegen es gern zu thun, der eitle Geck und der Einfaltspinsel. Der erste, um die staunende Welt stets mit seinem schätzbaren Ich zu ergötzen, der andere aus Dummheit, weil er unaufhörlich etwas treibt, woran er ewig herumflicken, entschuldigen und ausbessern muß, hiemit jedoch meistentheils die Sache ganz verdirbt.

Sonderbar! sagte Thekla, daß einfältige Leute so gern reden.

Die Zeit, welche der Vernünftige durch Denken erspart, verbrauchen sie durch Schwätzen, das ist klar! sagte Seregélyi: hört jedoch weiter. Ich, wie ihr hier seht, bin vierunddreißig Jahr alt und bin in der Welt viel herumgekommen, habe viel beobachtet und erfahren; im Alter von fünfzehn Jahren war ich bereits Soldat, mit zweiundzwanzig umsegelte ich mit einem englischen Schiffskapitän die Welt. Ich war gesund, ich war krank, ich war frei und launisch, aber ich war auch unglücklich. Mit einem Wort es gibt keine Lage, von der ich nicht einen reinen Begriff aus Erfahrung hätte.

Mit neunundzwanzig Jahren, als ich endlich die Welt genug genossen hatte, kam ich mit einfältigen Schulden und vollkommen blasirt nach Seregély zurück — mit ziemlich guter Gemüthsart, jedoch mit gefährlichen Fehlern. Ueber eines nur freue ich mich, und das ist, daß ich mich nicht auch nur einen Augenblick durch Täuschungen einlullen ließ. Sobald ich mich hier ein wenig in meinem Nest eingewöhnt hatte, habe ich, das darf ich behaupten, mit musterhaftem Phlegma mir alle jene verfehlte Schritte und jene Reihe Dummheiten, die ich im Leben begangen, vorgerechnet. Ich überzeugte mich davon, daß ich — was wahrhaft echte Selbstverläugnung ist, — trotz aller meiner Reisen und Beobachtungen doch einer der kläglichsten Gesellen sei. Und damit ihr seht, daß ich sehr streng und auch nicht im Geringsten nachgiebig gegen mich war, hört das Resultat dieser Prüfung.

Ah, mein Freund! sprach Thekla: du bist der erste Mann, der Damen mit seinen eigenthümlichen Fehlern und Gebrechen unterhält.

Auf jeden Fall wird es unterhaltlicher sein, als wenn ich nach der Manier großer Männer von Heute fortwährend meine eigenthümlichen, großartigen Eigenschaften eurem Gedächtniß eintrichtern würde. Doch wenn es euch langweilt, sprecht!

Nein — nein — nein! sagte beschwichtigend Hermine: da wir einmal die nächsten Verwandten sind und weil das Schicksal es fügte, daß wir ein paar Wochen lang Ein

Salz und Ein Brod zu essen haben, so will ich wissen, mit wem ich zu thun habe. Aber wenn du uns so deine Gebrechen vorzählst, wird es nicht so gehen, wie in jener Fabel, in welcher im vordern Theil des Mantelsackes Jemand die Fehler anderer eingepackt hatte, während die seinen hinten waren.

Ihr irrt euch ganz und gar, sprach sehr ernst Seregélyi: hört! Erstens habe ich erkannt, daß ich einseitig bin und meine Ideen verwirre.

Wie verstehst du das? frug Thekla.

Wenn zum Beispiel die politischen, religiösen oder literarischen Ansichten irgend Jemandes nicht nach meinem Geschmacke oder im Widerspruch mit den meinen waren, so war ich blind gegen was immer für andre gute Eigenschaften einer solchen Person.

Ist dieß möglich? sagte Thekla verwundert.

So war es, und diesen Fehler habe ich jetzt noch zuweilen. Doch hört weiter: ein andrer Fehler von mir war, daß ich über einen meiner zwei Lieblingsgegenstände keines Andern Meinung ertragen konnte. Zum Beispiel bin ich ein leidenschaftlicher Botaniker; wenn nun es jemanden einfiel etwas zu behaupten, was ich nicht glaubte kam ich sogleich in Wuth.

Wegen einer Kartoffel? rief Hermine, oder einer Anemone? das ist nicht sehr tragisch.

Doch, und dann beleidigte ich sogar meinen besten Freund. Mein Naturell war durchaus so verschlimmert, daß ich es bereits für traurige Nothwendigkeit hielt, die Menschen im Voraus für irgend welche künftige Kränkungen um Verzeihung zu bitten, falls ich in Wuth kommen sollte.

Dieß war aber sehr schön von dir — meinte Thekla.

Schön! sagte Seregélyi verächtlich: ich meinerseits halte es für sehr traurig Jemanden vorsätzlich im Voraus abbitten zu müssen, daß man ihm die Nase abbeißen will.

Hast du noch viel im Hintergrund? sprach lachend Hermine, das geht ja prächtig, doch hören wir!

O! ich bin noch lang nicht zu Ende. Ein weiterer großer Fehler war meine Zartlosigkeit. Ich konnte mit Niemanden einen Vertrag oder Freundschaft schließen, ohne ihm die ganze Wichtigkeit und den ganzen Belang davon stets mit krankhafter Umständlichkeit wie ein zweites zu Stein verzauberndes Medusenhaupt vor das Auge zu führen; weiters wußte ich nicht, was ich jetzt bereits weiß, nämlich, daß eben darin das Wesen der echten Zartheit besteht, worin sie der rohe Mensch nicht nur nicht sucht, sondern sogar nicht begreifen kann.

Erlaube! sprach Thekla staunend: das kann ich kaum von dir glauben; oder kam es vor, so kam es vielleicht daher, daß du dir nicht Zeit nahmst, zu bedenken, wie viele Schattirungen in der menschlichen Natur liegen, und daß es Ausnahmswesen gibt, welche mit ihren so belästigenden, fortwährenden, augenscheinlichen Verbindlichkeiten für zwar stumme, doch stets lebendige Anfordrer sich halten und um solchen Preis auch nicht vom Tod erlöst zu werden wünschen würden.

Du hast es sehr richtig errathen, liebe Thekla: wahrhaftig ich that es nicht aus schlimmem Herzen, aber um so trauriger, wenn mit guter Absicht und mit nicht einfältigem Kopf der Mensch solches thut, was andre tief verwundet und gegen was seine Stimme zu erheben doch so schwer ist. Wenn ein schlechtgesinnter, halbgebildeter Mensch

solches thäte, wer könnte sich darüber wundern; ich aber halte dieß für einen meiner schlimmsten Fehler.

Hast du noch mehr? sagte Hermine, welche Seregélyi's Offenheit und diese wahrhaft liebenswürdige Gemüthlichkeit, womit er seine so eigenthümlichen Gebrechen ans Licht zog, ungemein zu belustigen schien.

Wir sind noch nicht am Ufer, sprach Seregélyi, sich selbst auslachend: der Mensch ist ein sehr — sehr fehlerhaftes Geschöpf des lieben Gottes: also fahren wir fort.

Doch es ist ein gutes Zeichen, wenn man es einsieht: unterbrach ihn Thekla, was nicht immer passirt. Es halten sich meistens häßliche Mädchen für äußerst angenehm; ebenso glaubt meistens der Sonderling ein sehr liebenswürdiges, ja sogar ein Ausnahmswesen zu sein.

Auch ich siechte an dieser Krankheit, meine schönen Nichten! aber ihr dürft es glauben, daß in diesem Stück alle meine Täuschungen aufgehört haben, und ich jetzt gegen meine Fehler einen hartnäckigen unaufhörlichen Vernichtungskrieg führe.

Daß nur nicht die Arznei zu stark wird, lieber Onkel! meinte Hermine: denn wenn wir für ein wenig Gesundheit fortwährend alle Gifte der Welt einnehmen und für ein wenig Güte durch das ganze Leben so schlimme Experimente machen wie du, so ist dieß kein Scherz! Ich danke für solches Vergnügen.

Davon ist nicht die Rede, meine Freundinnen! was angenehmer, sondern was Pflicht ist. Doch hört weiter! sagte Seregélyi: der Vorrath geht zu Ende, und alsdann will ich auch ein paar Worte über das Heilungsverfahren sagen.

Dieß interessirt mich hauptsächlich — sagte Thekla, welche mit großer Aufmerksamkeit auf Seregélyi horchte.

Seht meine Nichten! ich habe mir vieles erlaubt, was ich bei andern für Fehler ansehen würde. Ich habe es nicht geliebt, wenn jemand die Ruhe störte, sobald es mir eben einfiel Ruhe herbei zu sehnen, ich selbst aber frug keinen Menschen, ob es seinem Wunsche gemäß war, wenn ich laut aufschrie. Damit habe ich sonst noch viel, was ich zu thun pflegte, vollkommen vergessen, doch eben dieß, oder noch weniger bei Andern für Schuld angesehen.

Vergrößere nur nicht die Dinge! mein Freund! sagte Thekla.

Vergrößern? du irrst dich bedeutend, meine Liebe! ich vergrößere sie nicht, sondern ich bleibe sogar sehr strenge neben der Wahrheit; was sage ich denn so unglaubliches? gibt es nicht Viele, die, wenn sie etwas thun, was in der civilisirten Welt nicht vorkommen soll, zu ihrer Rechtfertigung die plausibelsten Ausreden zu gebrauchen wissen, unablässig darauf zurückkommen, daß, was sie thun, etwas anderes, daß es in ihrer Lage etwas ganz anderes sei. Kurz, wie man sagt: sie wissen sich herauszustreichen wie die Italiener den hl. Antonius. Damit habe ich den größten Theil gebeichtet. Einige meiner kleineren Fehler will ich euch nicht vorzählen, wie z. B. meine Sucht über andere als echter Aristokrat zu befehlen und zu disponiren; gegen andere den catonischen Censor zu spielen, während ich einem gewissen Herrn Ich die Zügel manchmal zu sehr — kurz daß ich nicht um die Welt mich zu den Werktagsmenschen rechne, denn ich glaube, daß ich im Zwilchkittel nicht so aussehe wie im Attila und der Pelzmütze, und — doch ich denke es ist genug — nicht wahr?

Ueberaus! entgegneten die Damen, wir sind mit dir zufrieden.

Doch, fuhr Thekla weiter: nach dieser interessanten Prämisse macht uns die Curmethode jetzt bereits doppelt neugierig, wie die Erklärung aller jener Sonderbarkeiten, die uns hier aufstoßen.

Gern komme ich der billigen Neugier nach! sagte Seregélyi. Und nach einigen Minuten begann er:

Die vier Quadrate in meinem Schreibsaal bedeuten vier verschiedene bürgerliche Abstufungen und Lebensweisen und sind dazu bestimmt, daß ich stets den Unterschied dieser vier vor Augen habe und ihn zu ertragen vermag, damit mein Auge wie mein Geist sich daran gewöhne, ohne Verblendung die fürstliche Pracht neben der Armuth und Einfachheit der Bettlerhütte anzuschauen.

Eine eigenthümliche Idee! sprach Hermine: aber nicht übel! Wie mancher Mensch wäre weniger geringschätzig, und wie viele Menschen gäbe es weniger, welche die größere Bequemlichkeit anderer in ein Nervenfieber oder in neidische Wuth bringt, wenn sie stets so beisammen auf dem Tische die Würfel des Geschickes sähen.

Alsdann mein Schätzchen! fuhr Seregélyi lustig fort, Alles hängt von Täuschung und Einbildungen ab. Das Auge, ihr dürft es mir glauben, gewöhnt sich an die größten Gegensätze. Ich kann behaupten, daß bei mir — und dieß macht die Gewohnheit! — die Abstufung dieser vier Hauswesen sich so aneinander schmiegt, daß ich kaum mehr den Unterschied bemerke.

Das ist doch eine etwas kühne Behauptung! meinte Thekla.

Warum? sagte Seregélyi. Wenn der Mensch sich an so viele langweilige, unangenehme, manchmal sogar schlimme Dinge gewöhnt, wenn er vollkommen taub und blind gegen seine eigene, hohe Person werden kann, warum sollte er sich nicht an einen Lehmboden neben einem persischen Teppich gewöhnen können?

Ich bin mit dieser Auseinandersetzung einverstanden — sagte Hermine: aber jetzt erkläre uns auch, was bedeuten jene vielen schreckliche allerlei vorstellende Dinge auf den drei Wänden deines Schreibzimmers, zusammengestellt ohne Ordnung und ohne Regel?

Dieß ist das Feld einer kleinen Gedächtnißübung! sagte Seregélyi. Mein Erinnerungsvermögen war nicht am stärksten, und das fortwährende Imsinnbehalten so vieler verschiedenartiger Gegenstände hat es so gestärkt, daß ich jetzt im Stande bin bereits zwei Zeitungen nach einmaligem Lesen herzusagen; und ich hoffe, in Bälde bringe ich es noch auf mehr.

Das ist ja merkwürdig! meinte Thekla

Beobachtetet ihr nicht, daß jene vielen, verschiedenartige Sachen auf den drei Wänden meines Zimmers auf verschiebbare Vierecke gezeichnet sind? wenn ich in einer bis zwei Wochen mein Gedächtniß so einstudirt habe, daß ich im Stande bin, den Haufen der ganz verschiedenen Gegenstände in der Ordnung herzusagen, wie sie auf der Wand hängen: dann lasse ich die Würfel verändern.

Alles hersagen! unmöglich! rief Hermine aus.

Willst du wetten? sprach Seregélyi — daß ich nicht ein Wort oder einen Buchstaben auslasse? obwohl es nur fünf Tage sind, daß ich die Würfel in ganz anderer Ordnung aufhängen ließ?

Es sei! sprach Hermine: wir glauben dir auf dein Wort! Aber sag uns doch was bedeuten jene breiten, verschiedenfarbigen Striche an jener einen Wand deines Zimmers, welche die ganze Wand wie Flüsse durchschlängeln?

Die Erklärung darüber ist ganz einfach. Ich habe an mir bemerkt, daß ich leidenschaftlich, zänkisch und melancholisch bin; daß ich zuweilen wegen Kleinigkeiten aufbrause, alsdann nichts und niemanden schone, und dann stets wieder aushobeln und ausfeilen muß, was ich verdarb. Deßhalb habe ich mir vorgesetzt, mich zu gewöhnen sogar das zu ertragen, was wahrhaft Aerger bereiten kann, und was einen wirklichen Grund zum Zorn in sich trägt; denn der Zorn ist im besten Fall eine sehr schlimme Arznei.

Und das willst du mit jenen Bändern zu Stande bringen? sagte Thekla.

Geduld! mein Engel! höre nur weiter! Damit ich dazu komme, meine Leidenschaftlichkeit zu überwinden, habe ich jeden in meinem Hause ermächtigt, sich einmal des Jahres einen Tag nach Belieben auszuwählen, ohne mich davon zu benachrichtigen, welchen er gewählt, und an diesem Tage soll er mich auf jede ihm mögliche Weise ärgern. Wenn ich meinen Zorn bemeistere, dann bin ich der Sieger, dann pflanze ich auf dem Zornesfluß (denn dieß ist der Name eines jeden der breiten Bänder auf der Wand) ein Fähnchen auf.

Ah, jetzt verstehe ich — sagte Thekla — vortrefflich! viele Fähnchen sah ich dort, aber auch gelbe und weiße Nägel — was bedeuten wohl diese?

Diese, mein Schatz, bedeuten, daß ich mehr oder weniger in Aufregung kam.

So? lachte Hermine: nun an Nägeln ist gerade auch kein Mangel. Aber wie dann, wenn diese durch dich aufgestellten Quälgeister einen Schaden anstiften?

Dieß ist ihnen bis zu hundert Conventionsgulden erlaubt. Acht Leute habe ich im Dienst, und achthundert Conventionsgulden Strafe verdient mein Truthahnzorn. Ja sogar, wenn ich meine Geduld verlor und thätlich werde und nicht einmal beim Vorzeigen des kleinen rothen Fähnchens mich besänftigen kann: dann zahle ich noch hundert Conventionsgulden Buße.

Jetzt begreife ich des Secretärs Fähnchen — sagte Thekla: aber das geht hoch!

Sechzehnhundert Conventionsgulden im schlimmsten Fall; aber davor brauche ich mich nicht zu fürchten; denn den einzigen Secretär ausgenommen, welcher einen Engel selbst erzürnen könnte, kann ich gegen die übrigen bereits, so viel als möglich meinen Zorn meistern: nur dieser rasende Secretär!

Ich würde auch nicht den Verträglichen machen — meinte Thekla — denn von früh bis Abend sich quälen lassen von solch einem Menschen, nur zu seiner Belustigung — das ist kein Scherz mehr!

Ich aber entlasse ihn eben deßhalb nicht, denn einigermassen reizt es auch meine Eitelkeit, endlich einmal dieser schrecklichen Person gegenüber meinen Zorn zu bezähmen. Dann dauert dieß nicht von morgen bis Abend, denn ich habe bestimmt, daß jeder seinen Tag in zwei Theile theilt, und weil mich der Secretär bereits vor drei Monaten einen Vormittag ebenso gepeinigt hat, habe ich bis zum Neujahr nichts mehr von ihm zu fürchten. Wenn er seinen Tag nicht hat, ist er ein so geschickter, fleißiger und gebildeter Junge — aber wenn er es sich in Kopf setzt, ist er, ihr saht es ja selbst, rein ausgetauscht.

Mein Freund — sagte Thekla — dieß ist eine schlimmere Curmethode als die Prießnitzen's, des deutschen Schäfers.

Wenn sie nur nützt — entgegnete Seregélyi.

Was bedeuten denn die weitern Flüsse auf der Wand? frug Hermine.

Diese haben gleich dem vorhererwähnten ihren Zweck; der eine davon repräsentirt die stufenweise Ausbildung meiner Körperkraft, ein andrer bezieht sich auf mein Denkvermögen, ein dritter bezeugt das Wachsthum meiner Kenntnisse und so weiter.

Aber einen sehr wesentlichen Umstand habe ich auch noch nicht erklärt. Jedes Jahr ziehe ich mich zur Zeit der dringendsten Feldarbeiten in eine Bauernhütte drei Tage lang zurück. Dort ist alles gerade so, wie bei was immer für einem Feldarbeiter. Abends ziehe ich ein, schlafe in einem armseligen Bett und bringe auch nicht einen Diener mit mir. Mein Mittagstisch, mein Abendmahl ist ein wenig Brod und Speck, zuweilen als Seltenheit Gulyasch- oder Schmorbraten. In aller Früh bereits klopft der Schaffner oder Haiduk ans Fenster und schafft die Arbeit an: pflügen, säen, hacken — wie es ihm beliebt. Während dieser drei Tage nimmt nicht nur keiner die geringste Notiz von meiner Herrschaft, sondern ich kleide mich selbst so und thue alles so, als ob ich meiner eigenen vornehmen Person Feldarbeiter wäre.

Vergangenes Jahr hatte ich einen schlimmen Schaffner; ich weiß nicht wie, ich verspätete mich beim Mähen und sogleich erhielt ich einen Straftag, und er sperrte mich einen halben Tag in den Gemüskeller.

Aber wie kannst du dich zu so was entschließen? riefen beide Damen.

Deßhalb mein Schätzchen! sagte Seregélyi mit sehr zufriedenen Mienen, damit ich, sobald ich immer etwas von meinen Bauern fordre oder sie meiner Hülfe bedürfen, sogleich ihre Lage mir vorstellen kann, welche ich dann aus der Praxis kenne. Es ist wahr, mein Jahr dauert nur drei Tage, wie es in Märchen vorkommt: aber während dieser Zeit bin ich nicht mein schlechtester Arbeiter!

Sehr originell! sagte Thekla, aber große Selbstverläugnung gehört dazu!

Möglich! sprach der Graf: pah, es würde oft nicht schaden, wenn ein großer Herr so drei Tage durchmachte.

Ah! lachte Hermine: das wäre wirklich ergötzlich!

Jetzt wißt ihr bereits nach und nach alles — sagte Seregélyi, indem er sich ein wenig Athem gönnte.

Du zürnst nicht, wenn ich dich noch um eines bitte? sagte Thekla, vor ihr Auge ihren Fächer haltend.

Warum nicht gar! sprach artig Seregélyi.

Sag' mir doch, aber werde nicht bös! wie steht es mit dem Hundeschmaus und dem Berauschen der Pferde? und wozu deine sonderbare Kleidung? ist dieß alles in deinem System mit inbegriffen?

Seregélyi erröthete ein wenig, dann sich sammelnd antwortete er nicht ohne alle Verlegenheit.

Es ist wahr, meine Freundinnen, dieß klingt ein wenig sonderbar: aber wie ihr es ahnt — ja! es gehört zu meinem System, wenn auch nicht unmittelbar.

Der Mensch, welcher wie eine Maschine, und stets wie sie, Eine Lebensmanier befolgt, unterwirft sich knechtisch seinem Schicksal. Leider sind wir aber halb und halb Maschinen,

deßhalb veranstalte ich zuweilen ein kleines Manöver, damit mein Verstand in diesem ewigen fabrikartigen Radgeleis nicht einrostet.

Davon könnten wir vieles erzählen! meinte Hermine.

Wir haben noch Zeit dazu, sagte Seregélyi, und jetzt, wenn ihr nichts dagegen habt, machen wir eine kleine Promenade.

Nach dem Spaziergang zogen sich die beiden Mädchen in ihre Zimmer zurück, und dort im kleinen Boudoir sich niederlassend ergriff Thekla fröhlich Herminens Hand.

Siehst du — sprach sie — liebe Hermine! Adalbert ist ein sehr interessanter Mann.

So! findest du's? frug Hermine. Aber gute Thekla, seine Launen kommen sehr ungelegen, und kaum glaube ich, gibt es einen Doctor, der ihn davon gänzlich heilen könnte. Nur einer wäre es im Stande!

Wer zum Beispiel? sagte Thekla, ihre Augen zu Boden senkend.

Die Liebe! sprach Hermine: sie allein wäre fähig, ein solches Wunder zu wirken!

Wenn zum Beispiel Eugen solche Launen hätte, — meinte Thekla, muthwillig mit ihren Augen blinzelnd: wie dann?

Wenn du glaubst, liebe Thekla, daß Eugen nichts zum Verbessern hätte, irrst du dich freilich.

Mir gefällt er so, wie er ist — sagte Thekla. Diese Männlichkeit, diese Kühnheit ist etwas außerordentliches! In dieser kalten Eierkuchenzeit, wo die Heldenrace bereits zu verschwinden beginnt und man kaum etwas Anderes gewahrt, als jene Modepuppen, als jene glattgeschniegelten, schnatternden Liliputerblähhänse! in solcher Zeit thut es einem ganz wohl, unter den vielen Tintenklexern einmal einen solchen gesunden, reifen Jungen zu sehen wie Eugen! und dann neben solcher Kraft solche Gutherzigkeit!

Thekla sprach alles so, daß es schien, als spräche sie aus Ueberzeugung.

O! ich weiß ihn sehr zu schätzen! meinte Hermine: wenn nur mein Onkel, von dem ich abhänge, und welchen wir zuletzt doch in Betracht zu nehmen haben, ihn eben so interessant findet wie ich. Aber ich wagte fast zu wetten, wenn er so auftreten würde, wie ein anderer Mensch zu thun pflegt, wird ihn dieser närrische Kauz nicht lieb gewinnen.

Närrische Kauz?

Ja hast du ihn nicht vor ein paar Stunden auch dafür angesehen.

Er ist ein genialer, origineller Mann! sagte Thekla, mit dem viel leichter zu leben ist, als ihr wohl denkt.

Thekla! Thekla! rief Hermine mit ihrem Fingerchen drohend.

Ah! was denkst du!

Unterthänigste Dienerin, Herr Doctor Thekla!

Ich werde bös!

Dann halte ich ein Fähnchen vor.

Nun warte nur! das zahle ich dir zurück.

Lache mein guter Engel, meine süße, einzige Thekla! aber zürne nicht! mit einem so lieben schönen Doctor dürfte Brüderchen Adalbert wohl sehr zufrieden sein!

Ach laß das! sagte Thekla mit kurzem Seufzer: wem sollte das in den Sinn kommen. Ich bin für Eugen nicht besorgt, ein so entschlossener Mensch, so verständig, wie er, und dabei auch lustig und voll Originalität!

Wenn nur dieses heillose Testament nicht wäre! sagte Hermine, das ist kein Scherz mehr.

So geht es einmal nicht! sagte Thekla: dein Oheim ist trotz all seiner Güte hartnäckig; wer weiß wenn Eugen ihm zum Beispiel mißfiele, ob er sich nicht streng an das Testament hielte, dann sind wir in schöner Lage!

Es bleibt mir stets soviel, wovon ich leben kann — sagte Hermine.

Ich danke; was besser ist, ist besser; eine halbe Herrschaft ist mehr als ein halbes Pestherhaus, besonders wenn zu der Herrschaft das Pestherhaus noch dazu kommt.

Ei laßt uns nicht bangen, alles wird noch gut werden, und du, welche mich ermuthigt hast, kannst dich freuen über den Erfolg deiner Gewandtheit, denn ich erwarte nur Gutes.

Komm jetzt, kleiden wir uns aus, die Nacht ist da — ich bin wahrhaft ermüdet; in dem Rabenwirthshause ließen uns ja die Schnacken und Räuber nicht schlafen!

(Schluß folgt)

Barbara Blomberg.

I. Wr. Viele Namen von Männern sind bekannt, die, dem Bayerlande entsprossen, den Ruhm bayerischer Tapferkeit auf den verschiedenen Schlachtfeldern des Festlandes bewährten, doch, daß wir auch den Seehelden, welcher am 7. October 1571 an der Spitze der italienisch-spanischen Flotte den Türken die große Niederlage bei Lepanto beibrachte, unsern Landsmann nennen dürfen, möchte weniger bekannt sein.

Kaiser Karl V. wohnte im Jahre 1546 dem Reichstage zu Regensburg an, und bei dem Besuche einer Kirche war es die wunderschöne Stimme eines Mädchens, welche seine Aufmerksamkeit erweckte und einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth machte. Seine Schwester, dieses bemerkend, ließ die Sängerin zu sich berufen, und erfuhr von ihr, daß sie die Tochter eines Regensburger Edelmanns sei, der früher dem Kaiser als Hauptmann gedient habe, nun aber verstümmelt in dürftigen Umständen hier lebe; ihr Name sei Barbara Blomberg. Die Fürstin, durch die liebliche Erscheinung und Bescheidenheit des Mädchens bezaubert, lud sie ein, vor dem versammelten Hofe zu singen, und bewog sie, ganz in ihre Dienste zu treten. Der Kaiser gewann aber die Gunst der schönen Regensburgerin, und sie gebar ihm in Regensburg am 25. Februar 1547 einen Sohn, der den Namen Juan erhielt. Auf die Nachricht von des Knaben Geburt, übergab ihn Karl seinem Oberhofmarschall Ludwig von Querada und seiner Frau Magdalena Ulloa zur Erziehung, mit dem Befehle, dem Knaben seine Herkunft zu verbergen; auf dem Sterbebette aber eröffnete der Kaiser dieses Geheimniß seinem Sohne Philipp. Dieser lud Querada ein, auf einer Jagd bei Valladolid mit seinem Zöglinge zu erscheinen. Als nun Juan demüthig erschien, ging Philipp auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und versicherte ihn: wie sehr es ihn freue, seinen Bruder kennen zu lernen, Kaiser Karl sei ja ihr beiderseitiger Vater; sodann nahm er ihn nach Madrid und ließ ihn unter dem Namen Don Juan d'Austria mit Alexander Farnese zum Soldaten erziehen. Bald glänzte Juans Name im Kampfe gegen die Mauren, die Türken schlug er im Golf von Lepanto, und Tunis ergab sich ihm als Sieger. 1575 wurde er Gouverneur der Niederlande, eroberte die Städte Namur, Charlemont und Marienburg, und schlug die

Stände, welche statt seiner den Erzherzog Mathias zum Statthalter begehrten, bei Janblours auf's Haupt. Nun begann Philipp auf den Ruhm und Ehrgeiz seines Stiefbruders, der zuerst König von Tunis werden, dann die Schottenkönigin Maria Stuart befreien wollte, um mit ihr den Thron und Titel zu theilen, eifersüchtig zu werden. Am 1. October 1578 starb Juan plötzlich, die einen sagen an Gift, die andern an den Folgen einer meuchelmörderischen Kugel.

Gegen seine Mutter, die in der Zwischenzeit sich mit einem niederländischen Edelmann, Herrn von Requil verheirathet hatte, hegte Juan stets die höchste Verehrung. Nach seinem Tode und dem des Herrn von Requil ließ König Philipp die Mutter nach Madrid einladen, und behandelte sie hier mit der größten Hochachtung. Ihrem Wunsche in ein Kloster zu treten entsprechend, ließ sie Philipp mit königlichem Gefolge dahin geleiten. Bald verließ sie aber dasselbe ihrer Gesundheit wegen wieder, zog sich auf einen schönen Landsitz, den ihr der König geschenkt hatte, zurück, und starb zu Laerta.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" (Hermann Schiff). — Die Beschuldigung Wrede's durch Arndt. Ein Wort der Vertheidigung von einem bayrischen Offizier. — Adam Bede. Von G. Eliot. Uebersetzt von Julius Frese. — Konrad I., Cardinal und Erzbischof von Mainz. Ein Lebens- und Charakterbild. (Forts. folgt.)

** In der Champagnerfabrik zu Hochheim, einer der großartigsten die existiren, werden jährlich über 500,000 Flaschen „Champagner" erzeugt. Der Hochheimer Champagner, der, was Etikette, Siegelung, und Verpackung anlangt, sich absolut nicht von dem in Frankreich gewachsenen oder dort fabricirten unterscheiden läßt, ist auch in seinem Geschmack, namentlich was die feinen Sorten anlangt, so vollkommen identisch mit dem sog. echten Champagner, daß die bewährtesten Kenner keinen Unterschied zu entdecken vermögen. Der Hochheimer Champagner, aus leichten Rhein- oder Pfälzer Weinen erzeugt, würde bei weitem billiger sein, wenn die wackeren Deutschen sich entschließen könnten, ihn als „deutschen Schaumwein" zu trinken. So aber muß derselbe auf Verlangen der Wirthe erst französirt und vertheuert werden. Einen so „noblen" deutschen Durst nicht auf französische Weise zu löschen, wäre ja gemein.

— Eine Bitte, wie sie das Wernigerodische Intelligenzblatt kürzlich enthielt, ist vielleicht auch noch nicht vorgekommen. Man liest in genanntem Blatte wörtlich Folgendes: „In aufrichtiger Reue und mit dem festen Vorsatze meinen bisher geführten Lebenswandel zu bessern, bitte ich meine Bekannten und Freunde, sowie ein geehrtes Publikum recht herzlich mir jede Bitte um Verabreichung von Getränken, Geld rc. gewissenhaft versagen zu wollen. Röschenrode, 21. Juni 1860. Ferdinand Sandvoß."

† Ein Berliner war bei einem in Heiligenbeil schwebenden Concurse als Gläubiger interessirt. Ein Accord kam nicht zu Stande, und als die Masse auseinandergesetzt war, kam auf ihn der Antheil von 7 Sgr. Diese wurden ihm richtig übersandt, aber er hatte dafür 10 Sgr. Porto zu bezahlen, also 3 Sgr. mehr, als er empfing, ungerechnet die Kosten, die er schon vorher als Einsatz dieses Proceßgewinnstes aufs Spiel gesetzt hatte.

*** „Russische Bibliographie." Unter diesem Titel erscheint seit dem 1. Januar dieses Jahres ein monatliches Verzeichniß von neuen und älteren Schriften, Monographien und Seltenheiten, welche Rußland, Polen, slavische Sprache und griechische Religion betreffen und in der Antiquariats-Buchhandlung von H. W. Schmidt in Halle zu den beigefügten Preisen zu

haben sind. Auch für slavische Literaturfreunde, die nicht gerade Bücherkäufer sind, hat diese Zusammenstellung, welche Schriftwerke in allen europäischen Sprachen — mit Ausnahme der russischen selbst von der wir in den vier ersten Nummern der „Russischen Bibliographie keine Spur wahrgenommen — umfaßt, einen jedenfalls literargeschichtlichen Werth.

** Auf dem Hoftheater in Stuttgart gibt man eine Oper von Gustav Preßel „Die St. Johannisnacht", das Erstlingswerk eines talentvollen Componisten. Nach einem Bericht der „Allgemeinen Zeitung" wurde die Oper vom zahlreich versammten Publicum so günstig aufgenommen, daß der Componist nach dem ersten und letzten Act stürmisch gerufen wurde. Die Oper wird, wo sie in Deutschland zur Aufführung gelangt, gewiß die gleichfreundliche Aufnahme finden, wie denn auch die Heimath des Componisten berufen war ihr die Bahn zu brechen, damit wenigstens einmal das traurige Sprichwort zu Schanden werde: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

— Zwei junge Naturforscher aus Bonn, der Bergwerks-Expectant Hr. Ferdinand Zirkel und Hr. W. Preyer, haben sich einer naturforschenden Expedition nach Island angeschlossen, welche aus England nach dem vulcanischen Eilande abgegangen ist. Sie sind bereits am 17. Juni in Reikiavik, der Hauptstadt von Island, angekommen und haben schon interessante Excursionen nach wichtigen vulcanischen Punkten gemacht. Ihnen wird die seltene Gelegenheit zu Theil werden die noch immer fortdauernde, am 15. Mai d. J. begonnene große Eruption des Katligoa Jokul im Süden von Island in der Nähe beobachten zu können. Die Eruption soll sich besonders durch das Hervorschleudern großer Wassermassen auszeichnen.

* Der Kaiser von Rußland hat verfügt, daß vom 1. Sept. d. J. an das Orchester der kaiserl. Theater die von der französischen Commission genehmigte Stimmgabel anzunehmen habe.

—* Dem bekannten Historiker Mommsen ist von dem Kaiser der Franzosen der Orden der Ehrenlegion verliehen worden.

, Der bisherige akademische Musikdirektor Stade in Jena ist Concertmeister in Altenburg geworden. Stade war 21 Jahre lang in Jena und wurde bei seinem Abgange von der Universität mit dem Doctordiplom beschenkt.

— In der nächsten Zeit erscheint ein zweibändiges Werk von Karl Andree: „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den neuesten Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf Rebmann, Erhardt und anderen."

** Seit einiger Zeit weilen in St. Petersburg mehrere Mongolen und ein Tibetanischer Lama, die in ihrem Vaterland die Heilkunde ausüben und angeblich viele specifische Mittel gegen Krankheiten besitzen, die für unheilbar gelten. Die Regierung hat, ehe sie ihnen gestattet, practische Beweise ihrer Kunst — oder ihrer Charlatanerie — zu geben, eine Untersuchung angeordnet.

Am 6. Juni wurde in Meißen das Fest des 150jährigen Bestehens dieser weltberühmten Porzellanfabrik gefeiert.

ßd. (Für Hausfrauen). Erkennung des Alters der Eier. Man legt die Eier in eine Lösung von 7 Loth Kochsalz in einer halben Maaß Wasser. Frische Eier von demselben Tage sinken ganz ein; ist das Ei einen Tag alt, sinkt es nicht bis auf den Grund; ist es drei Tage alt, so schwimmt es in der Flüssigkeit; ist es aber fünf Tage alt, so schwimmt es an der Oberfläche und ragt um so mehr hervor, je älter es ist. (Würzb. gem. Wochenschrift X. Nr. 4.)

, (Todesfälle.) Am 2. Juli starb auf dem Gute Laufzorn bei München im Alter von 80 Jahren der berühmte Gelehrte Gotthilf Heinrich v. Schubert.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

22. Juli 1860.

I. Jahrgang. Nro. 6.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Sonderling.

Erzählung von Nikolaus Jósika.

Aus dem Ungarischen von C. Braun.

(Schluß.)

IX.

Zwei Tage nach diesem Zweigespräch saß Seregélyi in seinem Schreibzimmer und plauderte freundlich mit dem Secretär, welchen man jetzt gar nicht mehr erkannt hätte, so sanft und anständig war sein Betragen.

Die Thüre öffnete sich und jener Zwergpförtner Timotheus streckte seinen großen Kopf herein.

Was gibt's, Timodä? frug der Graf.

Ein Gast kam an — sprach eintretend der Pförtner.

Ein Gast? frug Seregélyi — wer?

Weiß nicht.

Wo ist er denn?

Er hieß uns, ihm sein Zimmer zu öffnen.

Gut, er ist wahrscheinlich ermüdet; wie sieht er aus?

Spaßig: er steckt in einem rothen Zwilchkittel.

Zwilchkittel? sprach Seregélyi — hm! es ist wahr, es ist ein sehr bequemer Anzug und ich sehe nicht ein, warum man nicht in einem Zwilchkittel reisen sollte. Ist er jung? alt?

Jung, aber sehr kräftig! er kam zu Pferd.

Zu Pferd! in einem Zwilchkittel? sprach Seregélyi, etwas erstaunt. Doch es ist wahr, es kleidet gut, er hat recht gethan. Ein Beweis, daß er von der Welt nicht viel hält. Doch woher kam er, ich habe ihn nicht gehört.

Zum Gartenthor kam er herein.

Zum Gartenthor? das ist ja ein Umweg! es war ja versperrt?

Gewiß — gewiß — sprach Timothä: es war's — aber —

Was denn aber — aber?

Jener Herr sprang vom Pferd, kroch quer über das Thor wie eine wilde Katze, und öffnete es dann von innen heraus; als er bereits mit seinem Bedienten herinnen war, kam ich mit dem Gärtner hin. Doch er schalt uns, unsre Väter und Mütter, weil wir die Gartenthüre verschlössen.

Dieß ist doch ziemlich sonderbar — sagte der Secretär — so in Anderer Haus zu disponiren.

Sie haben Recht: sonderbar! sagte Seregélyi. Doch wie heißen sie denn?

In diesem Augenblick trat der uns bereits bekannte Jancsi ein.

Seregélyi starrte ihn an; und in der That, Jancsi sah seltsam aus. Man war nicht gleich darüber einig, sollte man ihn für einen wandernden Handwerksburschen oder für irgend einen von Dorf zu Dorf ziehenden Künstler halten! so zweideutig war er von vorn bis rückwärts gekleidet. Auf dem Rücken zum Beispiel hatte er ein kleines ledergepolstertes Ränzel umgeschnallt, während sein Leibgurt, welcher einer breiten Geldkatze glich, voller Beutel und Fächer war.

Außerdem bestand sein Anzug aus einer giftigblauen Blouse und einer Sommerhose mit zwei Reihen Knöpfen; in der Hand hielt er eines jener schmucken Lederhäubchen, mit einem flammenden Kupferknopf versehen, sowie man es bei unseren lieben großen Grenadiren gewohnt ist.

Hochwohlgeboren Herr Graf! Gnade meinem Haupt! sprach jetzt Jancsi, sich vor ihm verneigend und den Grafen sehr starr anblickend.

Wer sind Sie, was wollen Sie? frug Seregélyi.

Capir'! ich will nichts, sondern der gnä Herr Junker.

Welcher Junker?

Nun — der gnä Herr Junker, mit dem ich kam.

Nun mit wem kamen Sie?

Ah ha — capir' ja! mit dem Junker Eugen Széplaki — ja!

Széplaki? das ist ja Thekla's Bruder! ich sah ihn, als er noch ein Kind war. Doch wo ist er denn? frug Seregélyi.

Er ist dort im Salomon.

Im Gastsalon, willst du sagen.

So heißt der Ort! capir' sehr wohl! sprach Jancsi.

Gehen Sie, mein Freund, und sagen Sie ihm, ich freue mich herzlich, ihn hier zu erwarten.

Hm! hm! — hustete Jancsi, etwas an seinem Halstuch zupfend, doch der junge gnä Herr läßt Euer Gnaden sagen, er wünsche ihre Bekanntschaft zu machen.

Gut also eben deßhalb — sprach Seregélyi — erwarte ich ihn.

Aber capir' — der junge gnä Herr wartet bereits dort oben und läßt Ihnen sagen, — daß er hofft — wenn Sie wissen — er treibt alles drunter und drüber — capir', er sagte nicht so, Gnade meinem Haupt — sondern er wird nicht hieher kommen, weil er heute seinen Herrentag hat!

Herrentag? sagte Seregélyi ein wenig erröthend — sonderbar — aber wie wenn ich auch meinen Herrentag hätte — wie heißen Sie?

Johann Kozmási zu Diensten, capir', unterthänigst!

Also Meister Johann: wenn ich auch meinen Herrentag hätte?

Thut nichts — antwortete Jancsi — ich werde es sogleich dem gnä Herrn Junker sagen. — Seid Ihr nicht der Kellermeister? frug er jetzt sich zum Secretär wendend.

Nein mein Freund, das ist der Secretär! sprach Seregélyi.

Gut! sagte Jancsi — capir'! schreiben Sie nur, Herr Secretär, eine kleine Adreß auf eine Flasche Wein für mich.

Ha — ha — ha! lachte Seregélyi — Ihr seid ein braver Kerl, Meister Johann! Hören Sie, Amice, sorgen Sie, daß Johann — wie heißen Sie doch?

Johann Kozmási, zu Befehl.

Also für Herrn Johann Kozmási eine Flasche Wein. Aber warten Sie doch! Wenn denn mein Gast nicht herkommen will, geh' ich zu ihm — gehen Sie Meister Johann, melden Sie, daß ich nach einer Viertelstunde auf Besuch kommen werde.

Ich melde es, capir' — sprach Jancsi, indem er sich auf der Ferse drehte und den Secretär scharf anstarrte.

Gehen Sie, gehen Sie! Amice, lassen Sie Meister Johann eine halbe Wein geben.

Gott befohlen! sprach Jancsi, ein wenig unbehilflich mit seinem Kopf complimentirend.

Ein origineller Bursch! sprach Seregélyi, sich die Hände reibend: bin sehr begierig den Herrn Széplaki zu sehen. Hab' schon dieß und das von ihm gehört, und wenn das Sprichwort wahr ist „wie der Herr so der Diener" so werde ich viel Spaß mit ihm haben. —

Aus dem bisher Erzählten erhellt, daß Seregélyi trotz manchen, bald guten bald schlimmen Sonderbarkeiten eine eigenthümliche Geistesrichtung hatte und das Werktägliche nicht liebte. Daher mag es sich auch erklären, daß ihm auch bei andern alles das sehr gefiel, was ein wenig außerhalb oder dießseits des Gewöhnlichen lag. Er suchte darin etwas Selbständiges und begriff nicht, wie sehr eine solche Selbständigkeit, welche man mit fortwährenden Demonstrationen der staunenden Welt vormachen muß, auf einem Pfeifenrohrfuß steht. Nachdem wir so die Ursache des Interesses, welches Széplakis Erscheinung auf Seregélyi wirkte, angaben, wollen wir ihn zu seinem Gaste begleiten, dessen geringste Sehnsucht es gerade auch nicht war, den Sonderling zu spielen: war er doch ein ziemlich heitrer, launiger Junge, welchen ein Scherz sehr belustigte.

Als die Thür sich öffnete, und der Graf in das Zimmer trat, erhob sich Széplaki aus seinem Armstuhl, in dem er ausgeruht hatte, und ging mit der herzlichsten Artigkeit dem Grafen entgegen.

Gott zum Gruß, Euer Hochwohlgeboren! rief er lustig: belieben Sie gefälligst Platz zu nehmen! Ich freue mich, Sie in meinem Hause bewirthen zu können: befehlen Sie eine Tasse Thee oder Cafe?

Seregélyi, welchen die antinousgleiche Schönheit des Jünglings sehr überraschte, wurde einen Augenblick durch diese sonderbare Aufforderung in Verlegenheit gebracht. Doch sich schnell fassend reichte er ihm die Hand mit dem Worten: herzlich gern nehme ich bei Ihnen Platz und wahrhaftig — dabei zog er seine Uhr hervor — eben ist es Zeit. Wenn Sie wollen, bei ein Paar Tassen Cafe läßt sich besser plaudern. — Dieß sprach Seregélyi mit solcher Natürlichkeit, als ob er wirklich glaubte, daß er ein Gast Széplakis, und nicht jener der seine wäre.

Jancsi! rief Széplaki.

Hier bin ich! sprach Jancsi, aus dem Seitenzimmer hervorspringend, einen Becher in der Hand.

Cafe für zwei Personen.

Sonst nichts? capir'! sagte Jancsi.

Esel! sagte Széplaki — auch etwas zum Eintunken, natürlich!

Capir', bin kein Esel! sprach Jancsi: mein Vater war ein Schuster! damit ging er augenscheinlich erzürnt hinaus.

Es ist wahr — sprach Széplaki — er ist kein Esel: sein Vater war ein Schuster.

Seregélyi lachte laut auf, obwohl Széplaki nicht lächelte.

Wissen Sie — sprach er darauf — daß die schöne Wittwe, Ihre Schwester Thekla hier ist? so ist denn mein Glück und meine Freude doppelt.

Lieber Herr Graf! entgegnete Eugen: ich würde mich freuen, wenn meine Gegenwart wirklich angenehm für Sie wäre; denn ich läugne nicht, daß meiner Hieherkunft ein auf das ganze Leben sich entscheidender Zweck zum Grunde liegt.

Sie haben einen Zweck?

Natürlich ein vernünftiger Mensch thut nichts ohne Zweck.

Sie haben Recht, obwohl ein freundschaftlicher Besuch genug Zweck für sich ist, aber — wenn es erlaubt ist, darf ich wissen? —

Sogleich — sprach Eugen: doch hier kommt der Cafe.

Sie haben eine sehr pünktliche Dienerschaft! lachte Seregélyi.

Ich habe meinen Herrn Johann gut gezogen; denn die Langsamkeit kann ich nicht ausstehen. Belieben Sie, ich bitte — dann gehört die Hälfte des Verdienstes auch ihm. — Jancsi!

Hier bin ich, gnä' Herr!

Bist du noch bös?

Ja.

Na gut! so geh' hinaus, trink drei Glas Wasser, dann komm' wieder!

Versteh', capir'! sagte Jancsi, ein wenig ein saures Gesicht schneidend, dann schlenderte er langsam hinaus.

Es gibt nichts besseres, als drei Glas kaltes Wasser, wenn der Mensch zornig ist — sprach Széplaki sehr ernst.

Glauben Sie? sagte Seregélyi, welchen dieß alles zu belustigen schien.

Der Cafe ist sehr gut! sprach Széplaki. Sie, Herr Graf, haben eine Nichte?

Zwei mein Freund! Ihre und Theklas Mutter und mein Vater waren ja Geschwister; aber dutzen wir uns doch; ich scheue das Betiteln und wir sind ja verwandt, obwohl Sie Sich meiner kaum erinnern werden.

O doch! sagte Széplaki. Sie wohnten in Pest im Hause Buczivukeles, welches sie später kauften, wie ich höre, und ich quartirte mich in die Nachbarschaft zu meinem Hofmeister... ha — ha — ha!

Was lachen Sie? frug Seregélyi.

Der Name des Hauseigenthümers klingt so spaßig!

Ich finde nichts Komisches daran. Nach hundert Jahren denk' ich, wird es nicht auffallen, wenn Fürst Zorobabel Capitän wird im Maichteles Husarenregiment. Doch wir kamen von unserem Gespräch ab.

Richtig — sagte Eugen — Sie haben eine liebe prächtige Nichte, denn ich spreche nur von einer davon.

Wie es beliebt; von Thekla?

Nein von Hermine! ich will sie heirathen. Nicht wahr, ich habe einen guten Geschmack, mein Freund? was sagst du dazu?

Herrlich! rief Seregélyi — etwas groß seinen Gast auf diesen plötzlichen Sturmlauf anstarrend.

Wann glaubst du, daß wir Hochzeit halten können?

Hochzeit, mein Freund? das ist sehr leicht, ich habe einen Koch und Zimmer; dann müssen wir auch Gäste einladen.

Natürlich, sagte Széplaki, den, wie es schien, jetzt die Reihe traf, über Seregélyi's Nachgiebigkeit sich zu wundern: und wen glaubst du wohl?

Hier in der Nähe sind: die Grafen Szapáry, Zichy, dann die Földrari, Nagy und Kelemen. So viel Gäste du nur willst! Es wohnt auch in der Nähe Herr Isack Schnepf sammt Familie, der vor Kurzem im Zaráder Schloß eingezogen ist.

Ah! in's Zaráderschloß, welches den Grafen von Zarándi gehörte? Den braucht man nicht einzuladen.

Warum denn nicht? er ist ein Nachbar, ein artiger Mann.

Wir werden ihn nicht einladen, mir gefällt sein Gesicht nicht, und dann sind seine Finger stets so auswärts gekrümmt, als ob er Alles um sich herum einstreichen möchte. Ich halte Hochzeit, — ich habe zu bestimmen und nicht du; ich protestire.

Sehr wohl! sprach Seregélyi; aber das Haus gehört mir; so frägt sich's noch, ob du zu bestimmen hast?

Hoho!

Sehr einfach, mein Freundchen! Hier habe ich zu befehlen; und ich vergleiche mich nur dann, wenn Hermine dich liebt, was aber noch nicht ausgemacht ist.

Das weiß ich besser als du, — sagte Széplaki sich erhebend: Dummheit! ich frage doch nicht erst dich, ob ich lieben soll.

Wenn du so sprichst, erkläre ich gerade heraus, daß Hermine dich nicht liebt!

Sie liebt nicht? sie sollte nicht lieben, wenn sie unzähligemal schrieb und sprach: sie will meine Frau werden?

Das alles bedeutet nichts. Wenn sie es seit zehn Jahren sagen würde, tausend Briefe schriebe und bereits seit sechs Jahren deine Frau wäre, so würde dieß alles nur beweisen, daß sie reden kann, das Schreiben nicht scheut und daß sie lieber die Haube als den Kranz trägt; aber mit einem Wort nie, daß sie liebt. Glaub' mir, Freund Eugen: Sie liebt nicht; täusche dich nicht, sie liebt gewiß nicht.

Széplaki starrte ihn mächtig an: aber wie um Gotteswillen, sollte sie nicht lieben, wenn sie mich so und so oft schon geküßt hat?

Ha! ha! sagte Seregélyi — dieß alles beweist noch nichts. Küssen! ja es ist wahr, das ist ein sehr schönes Ding — aber vor zwanzig Jahren war es Mode, daß die Gerichtstafelbeisitzer und Strassencommissäre einen umhalsten!

Aber das ist ja ganz was anderes! und wenn du es nicht glaubst, frage sie selbst!

Was du auch sagst, du täuschest dich. Und das ist nicht die Frage, ob sie dich heirathen will, sondern ob sie dich wahrhaft liebt. Lieben! Es ist ein großes Wort,

mein Freund! Womit hat sie es bewiesen? damit, daß sie es sagt? — danke! das hat ihr nicht viel Mühe gekostet; — daß sie es schrieb? das hat sie unterhalten. Wenn die Mädchen einen aus vier Sprachen zusammengeflickten Brief schreiben könnten, das wäre ihnen ein Hauptspaß! Und dann küssen! — ja wo gibt es eine prächtigere Unterhaltung als dieß? — ja wenn man sie eingesperrt hielte, und sie wäre bereit um dich in die Donau zu springen.

Gott bewahre! rief Eugen — lieber springe ich um sie zehnmal in die Donau. Arme Hermine! Wie käme dir nur so etwas in den Sinn? Wir leben ja nicht im Mittelalter: womit soll sie denn ihre Liebe beweisen?

Ei gewiß! ich frage auch: womit soll sie's, oder womit hat sie ihre Liebe bewiesen? Es soll nur irgend ein andrer kommen; er soll so recht sie umschwänzeln; er soll nicht nachlassen — und während du in deiner Eifersucht lange Gesichter schneidest, soll er sie für die allerliebenswürdigste erklären!

Ich trüge davor keine Besorgniß, denn ich kenne sie und vertraue in sie.

Bekomme nur die Blattern — oder verliere dein Vermögen — oder laß deine Nase zu einer Gurke heranwachsen.

Oder werde ein Narr, nicht wahr? Mein Freund, ich verliere meine Geduld!

Damit kommst du doch nicht weiter! ich gebe meine Nichte nicht her, bis du Beweis lieferst, daß sie liebt; dieß bin ich sowohl ihr, wie mir schuldig. Ein reicher Mann, ein hübscher Bursche wie du, zu dem ginge sie par raison. Dieß, mein Freund, ist operatio-calculus — nimmer Liebe. So eine kalte, eklige Manipulation: sich aufsuchen, sich antreffen, sich zusammenheirathen, und alles dieß ohne alle Wagniß! Ich sage, sie liebt nicht.

Ich aber behaupte, sie liebt!

Es ist nicht wahr.

Ich werde bös!

Was erreichst du damit? deßhalb wird sie wahrlich nicht um einen Tropfen mehr lieben. Beweise, daß sie liebt! ich komme stets darauf zurück, und es würde mich freuen, eure Hände zu vereinigen.

Aber wie, beim barmherzigen Himmel! soll ich es beweisen?

Das ist deine Sache!

Ist das dein letztes Wort?

Außer allem Zweifel!

Gut denn, wenn du nicht im gewöhnlichen Geleis bleiben willst, sollst du deinen Mann gefunden haben.

Nur drauf los! drauf los mein Freund! sagte Seregélyi sich fröhlich die Hände reibend: aber sie liebt nicht.

Sie liebt, sag' ich!

Sie liebt nicht.

Reize mich nicht!

Du reizest dich selbst.

Gut wir werden noch bekannt werden!

Ich bedaure dich mein Freund!

Bedaure wen du willst! Jancsi! Ja — han csi — i!

Gnä Herr befehlen?

Wo sind meine Pantoffel?

Dort in dem rothen Sack!

Thu' sie heraus! Ich empfehle mich, mein Freund! — Um wie viel Uhr wird zu Mittag gespeist?

Um drei Uhr! Ruh' dich aus und komm' zur Vernunft! Glaub' mir mein Freund! ich bedaure dich! aber Hermine liebt nicht, sie liebt wahrhaftig nicht, du wirst es erfahren.

Gott mit dir — sprach zornig Széplaki. —

Uff! rief er, daß er nur ging — Ich bin meiner nicht mehr mächtig! Dann fing er laut zu lachen an, und auch Jancsi lachte.

Was lachst du? frug Széplaki.

Ueber nichts, capir' — sprach Jancsi und ging mit den Stiefeln hinaus.

X.

Wir würden uns täuschen, wenn wir annähmen, Seregélyi sei bei seiner Disputirsucht in Aufregung gekommen; wir behaupten vielmehr, daß ihn Széplaki in sehr sonderbar guter Laune traf. Eine andere Frage ist: ob der Graf eine Ahnung davon hatte, daß Széplaki eine Rolle spielte, daß seine Sonderbarkeit Verstellung war, kurz daß er nicht so ist, wie er aussah. Wie immer nun der Schlußgedanke unseres Sonderlings war, so viel ist wahr, daß das Ding — sei es nun Scherz oder Ernst — ihn ergötzte. Uebrigens ist es möglich, daß jene prächtige Fama, welche nicht nur in den kleinern Städten Ungarns, sondern auch in Pesth so herrlich ertönt, manches Wörtchen bis nach Seregélyi davon gebracht hat, daß Széplaki Herminen den Hof mache, und so kann es sein, daß der Jüngling nicht ganz deus ex machina war.

Um drei Uhr waren Seregélyi, Thekla, Hermine und der Ortspfarrer bereits im Salon, als Herr Jancsi, welcher wie wir sahen, an diesem Tag wirklicher chargé d'affaires war, auf's Neue sich blicken ließ.

Nun was fehlt, Herr Johann Cozmási? sagte Seregélyi, auf den Gesandten blickend.

Der gnä Herr — sprach Jancsi, sich in Positur setzend und die flache Hand wie ein Soldat an die Stirne setzend: läßt sagen — capir' unterthänigst —

Was läßt er sagen? frug Seregélyi.

Daß das gnädige Fräulein zum Essen hinaufkommen soll, weil der gnä Herr nicht herabkommen wird — capir'.

Seregélyi sah Hermine an. In der That sehr spaßhaft! sagte er; ich hoffe nicht, daß sie es thut.

Aber warum nicht, lieber Onkel? was ist unschädlicher als mit Jemand Mittag zu speisen? Ich gehe, Jancsi — gehen Sie nur voran. Ich kann sein Begehren nicht abweisen — fuhr Hermine fort; aber einen Vorschlag mache ich: lassen Sie für uns alle bei Széplaki aufdecken, so erfüllt sich sein Wunsch, und wir bleiben auch beisammen.

Mach' es so! nöthigte ihn Thekla: Hermine würde hier auch nicht einen Bissen essen, so sehr hütet sie sich Eugen zu beleidigen.

Gut, so sei's denn! sprach Seregélyi — gehen wir. Damit gingen sie alle in Széplakis Zimmer, welcher sie auf das höflichste und herzlichste empfing, natürlich nicht im Zwilchkittel und nicht in Pantoffeln.

Der Mittag ging fröhlich vorbei. Weder Széplaki noch Seregélyi nahmen ihr vormittägliches Gespräch wieder auf. Nach Tisch ging man im Garten spazieren; dann fuhr man zu einer hübsch gelegenen Mühle Seregélyis in deren Nähe schöne Platanenhaine stets einen kühlen Schatten darboten, kurz, der Tag ging heiter vorüber.

In allem aber zeigte Seregélyi seinerseits immer etwas Appartes, er stand zum Beispiel rücklings auf dem Bock, statt daß er in die Kutsche saß, indem er behauptete, daß die Erschütterung seiner Gesundheit zuträglich sei. Als aber beim Rückweg Széplaki äußerte, er reite lieber, überredete ihn Seregélyi, am Rücken des Vordersattelpferdes Platz zu nehmen, während Seregélyi auf das Vorderhandpferd saß, welche beide sie abspannen ließen.

Obwohl die Pferde sehr rasch liefen, hielt Seregélyi mit Széplaki ein wahrhaftes examen rigorosum. Er frug ihn über alles, besonders über Oekonomie; und so sah er, daß er es mit einem sehr geschulten Jüngling zu thun hatte. Bei ihrem lebhaften Gespräch kümmerten sie sich weder um das Schäckern der Mädchen noch um ihr Gelächter als sie an denselben vorüberkamen. Als sie sich Seregély näherten, rief Széplaki, als er sah, daß die Hauptsache nicht zur Sprache komme: Genug des Fragens! sage du mir jetzt: fangst du bereits an zu glauben, daß Hermine mich liebt?

Aber weßhalb sollte ich es jetzt eher glauben als Vormittags? frug Seregélyi.

Mein Freund! sprach Széplaki sein Pferd anhaltend, was keine sehr leichte Aufgabe war — ich sehe, daß ich nicht so glücklich bin, deine Zustimmung zu gewinnen; oder es war vielleicht Hermine hinlänglich Heuchlerin, vor mir zu verbergen, was sie dir gestand, nämlich daß sie mich nicht liebt.

Kein Wort sagte sie mir! sagte Seregélyi: aber halten wir hier nicht, das Dorf lauft ja zusammen — damit trieb er heftig sein Pferd an; aber Széplaki hielt ihn zurück und sprach: Läugne nicht, ich weiß alles — was soll ich thun!

Seregélyi ward davon überrascht; wahrhaftig — sprach er, sein Pferd auf's neue antreibend — wenn du so wenig auf Herminens Liebe vertraust, dann ist es besser derselben zu entsagen.

Du hast Recht — sprach Széplaki. Reiten wir zu! Damit eilten sie weiter, und der Jüngling rief mit tiefem Seufzer: es war ein schöner Traum! er ist vorbei!

Seregélyi blickte mit wachsendem Erstaunen auf Széplaki; dann schien es so, als ob er seine Augenbraunen zusammenzöge, und mit kaltem Ton sprach er: Wie's beliebt; wer nur träumen, schwärmen und phantasiren kann, der soll sich nicht wundern, wenn er aufwacht.

Széplaki betrachtete traurig Seregélyi; dann seufzte er und sprach: Du hast recht, das ganze Leben ist ein Traum, sonst nichts!

Seregélyi starrte ihn aufs Neue an, und es war klar, daß Széplaki's Muthlosigkeit ihm durchaus mißfiel. Nach einigen Minuten waren sie zu Haus.

Alle saßen auf der Veranda über dem Garten; Széplaki sprach kein Wort. Hermine und Thekla bemühten sich auf alle Weise, ihn aufzuheitern; aber traurig und stumm saß er da. Trotz seines Muthes und seiner Ausdauer können wir uns nicht wundern, wenn Seregélyi's hartnäckige Opposition ihn verstimmt und zurückgezogen machte.

Die Mädchen betrübte hauptsächlich, daß sie bei Nachhausekunft an Seregélyi, welcher fast nur mit dem Pfarrer sprach, große Zurückgezogenheit und Gleichgültigkeit

bemerkten, und als er zuletzt von seinen Gästen sich verabschiedete, grüßte er Széplaki sehr frostig.

Ich habe mich in diesem Menschen getäuscht — sprach Seregélyi zum Pfarrer, welcher ihn in sein Zimmer begleitete. Er macht einen Komödianten, hat nichts reifes an sich! So sind alle diese jungen Herrn! im Mittelalter hätte man sie in einen Strafklotz gesteckt! Lieben! so ein Bursch!

Der Pfarrer, welcher des Grafen ganzes Vertrauen besaß, disputirte nie mit ihm, sobald er so steif etwas behauptete. Und auch jetzt sagte er nur soviel, daß man nach der Bekanntschaft eines Tages nicht so bestimmt über jemandes Geist aburtheilen könne.

Ein feiger Kerl! endigte der Graf. Gute Nacht, Pater! kommen Sie morgen zu Tisch!

Der Pfarrer verbeugte sich, dann sprach er in herzlich lebendigem Ton: Euer Gnaden! erlauben Sie, daß ich diesen einsamen Augenblick dazu benütze, Ihnen im Namen der Gemeinde für die große Güte zu danken, mit der Sie nach so vielerlei Ueberschwemmungen und Hagelschaden derselben zu Hülfe kamen.

Kein Wort davon! sprach hastig Seregélyi: Sie wissen, ich liebe es nicht.

Ah Herr Graf, aber das Gefühl des Dankes ist süß, und mein Herz ist im Namen so vieler voll Dank und Erkenntlichkeit.

Schweigen Sie, pater! das ist nur Schuldigkeit: ich sage Ihnen, ich will nichts davon hören.

Der Pfarrer ließ seine Augen auf Seregélyi's schönen männlichen Zügen ruhen, dann reichte er ihm die Hand, und sie herzlich schüttelnd, sprach er: Gott segne Euer Gnaden, wo Sie gehen und stehen, sein Segen wird nicht ausbleiben.

Der Pfarrer hatte in seiner Stimme etwas so tief Ergreifendes, so in das Herz bringendes, daß Seregélyi einen Augenblick äußerst herzlich dessen Hand preßte, doch mit dem Finger Schweigen gebietend, sagte er: Amen! —

So ist er! sprach der Pater die Stiege hinabsteigend zu sich: launisch, närrisch, leidenschaftlich — aber ein reineres Herz, eine klarere Seele hat er, als Krystall.

XI.

Andern Tags in der Früh trat Széplaki im Reiseanzug in Seregélyi's Schreibsaal, wo dieser mit dem Amtmann und dessen Schreiber saß; gleich einem Manne, der seine Zeit benützt und die Ordnung liebt, erhob er sich, nicht sehr angenehm überrascht, auf Széplaki's Gruß.

Mein Freund! sprach Széplaki, dessen Züge sehr traurig und gereizt aussahen — meine Pferde stehen unten, ich muß fort. Du wirst begreifen, daß nach allem, was hier mit mir vorging, wir noch ein paar ernste Worte zu wechseln haben.

Wirklich? sagte Seregélyi, indem er spürte, daß ihm der Zorn ins Gesicht stieg: befehle!

Wäre ich so glücklich, mit dir in meinem Zimmer ein Viertelstündchen plaudern zu können? ich habe sehr Wichtiges dir mitzutheilen! sprach nicht ohne allen Spott Széplaki zu ihm.

Kann es nicht auch hier geschehen? Entfernen Sie Sich, meine Herren!

Es ist nicht nothwendig — sprach Széplaki, dessen Gesicht jetzt auf einmal einen so traurigen und muthlosen Ausdruck annahm, daß Seregélyi ihn verwundert anblickte.

Es ist nicht nothwendig — wiederholte er — und wenn du nicht mitkommen willst: so sei Gott mit dir!

Gut also — sprach Seregélyi — ich gehe. Széplaki seufzte und folgte dann still und ohne ein Wort Seregélyi, welcher nicht wußte, ob ihn Széplaki fordere oder sonst was Wichtiges von ihm wollte. Nach einigen Minuten waren sie in Széplaki's Zimmer.

Hier sind wir — sprach Seregélyi — befiehl, womit ich dir dienen kann.

Sogleich — rief Széplaki, sichtbar zusammengesunken sich in einem Armsessel werfend und sein Taschentuch hervorziehend, womit er seine Augen wischte.

Dann rief er mit möglichst betrübter Stimme: Jancsi!

Jancsi trat ein; aber in großem Negligé, denn er hatte seinen Dolmány ausgezogen und stand in Hemdärmeln da: Hier bin ich gnä Herr! sprach er.

Jancsi! sprach Eugen sehr traurig, langsam und gedehnt: sei so gut, den Herrn Grafen dort zwischen die Thüren zu sperren.

Mich! schrie Seregélyi, von seinen Sitze aufspringend.

Ja . . . sprach stets gleich traurig Széplaki: den gnädigen Herrn!

Jancsi packte, sobald der erste Befehl ausgesprochen war, den Grafen bereits bei der Brust, und obwohl dieser heftig strampfte und schrie: sperrte er ihn doch zwischen die zwei Thüren des Nebenzimmers. Dieses Nebenzimmer war für die Dienerschaft bestimmt, und weil dessen Thüre sich gegen den Vorhof öffnete, hatte, um den Luftzug abzuhalten, das innere Zimmer doppelte Thüren, deren innere fest verschlossen war, so daß jetzt nur die äußere hinter dem hochgebornen Grafen geschlossen zu werden brauchte.

Laß mich heraus, mein Freund! alle Teufel! schrie Seregélyi: hier erstickе ich ja!

Warte doch, theurer Freund! sprach Széplaki: von hier wird dich nur meine Frau herauslassen, von der du keinen größeren Beweis und kein größeres Opfer für ihre Liebe verlangen kannst, als daß sie, da sie durchaus deine Zustimmung nicht erhält, dir ihre Güter, mir aber ihre Hand gibt. Bis dahin Geduld!

Das ist eine Beleidigung! schrie Seregélyi wüthend, an der starken Thüre rüttelnd.

Jancsi! rief Széplaki mit scharfem Ton: weil Seine Gnaden solche Dinge sagen könnte, die dann nur mit Blut abzuwaschen wäre, ich jedoch mit meinem geliebten Schwager nicht Kugeln wechseln will, so verstopfe deine Ohren mit Baumwolle, um nichts zu hören, verschließe alle diese Thüren und stehe Wacht! denn es handelt sich um mich.

Versteh', capir'! sagte Jancsi, sogleich die Befehle vollziehend; Széplaki aber verließ rasch darauf das Zimmer.

Eine Stunde war vergangen, als es Seregélyi vorkam, als ob die Thüren der Ordnung nach sich öffnen. Im ersten Augenblick, als er sich in der Falle sah, war seine ganze Wuth erwacht. Doch als er sich ein wenig ausgeras't hatte, setzte er sich nieder; denn Széplaki hatte vor allem gesorgt, daß zwischen den beiden Thüren ein Stuhl sich befand. Während nun Seregélyi so dasaß, fühlte er etwas Hartes unter sich; er betastete es mit der Hand und fand, daß es ein kleines Fähnchen und dessen Griff sei; wüthend biß er seine Lippen zusammen, schnaubte eine Zeitlang, dann verstummte er. Es wäre intressant, von Minute zu Minute seine Gesichtszüge betrachten zu können, wenn es die Dunkelheit erlaubte. Aber so sei es gestattet, nur soviel zu sagen, daß Seregélyi endlich nach mehreren fruchtlosen Versuchen die Thüre aufzusprengen, sich faßte. Während einer langen

Stunde so im Dunkeln eingesperrt, als ein Mensch, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, sich von seiner Leidenschaftlichkeit zu heilen, sah er zuletzt ein, daß er Széplaki gereizt und zu einem solchen Gewaltact getrieben habe, und daß ihm, um consequent zu sein, nichts andres blieb als: faire bonne mine au mauvais jeu.

Endlich hörte er Schritte. Mein theurer Onkel! rief jetzt eine Silberstimme, können Sie verzeihen, wozu Sie selbst uns genöthigt? als Versöhnung dafür bleibt das ganze, durch das Testament mir vermachte Vermögen in ihren Händen.

Keine Antwort.

Auch ich vereine meine Bitte mit der Herminens! rief Thekla.

Keine Antwort.

Du glaubst, mein theurer Freund, wir leben im Mittelalter; so war ich denn gezwungen zu diesem Gewaltmittel zu schreiten; übrigens liebe ich Hermine, und nicht ihr Vermögen, sprach Széplaki.

Keine Antwort.

Gnädiger Herr! rief jetzt der Pfarrer ein wenig erbleichend: weil Euer Gnaden des wohlgebornen Herrn Széplaki kleine Keckheit mißbilligte, habe ich gedacht, daß jetzt, als er zu dieser Gewaltthat schritt, — indem auch das gnädige Fräulein allem entsagt —

Um Gotteswillen! schrie Hermine auf — es ist doch nichts passirt?

Schnell die Schlüssel!

Alle waren befrembet über Seregélyi's fortwährendes Schweigen.

Vielleicht hat er sich befreit — sprach Széplaki.

Oder Seine Gnaden erstickte, capir' — sprach Jancsi.

In diesem Augenblick öffnete man die Thüre, und Seregélyi stand ruhig vom Stuhle auf, als ob nichts vorgefallen wäre, er zog seine Uhr hervor und sprach: zehn Uhr! Mein Freund Széplaki, ich muß in die Schweizerei! damit grüßte er die Damen freundlich und drückte des Pfarrers Hand: Gehst du nicht mit mir Eugen? — alles hat seine Zeit.

Darf ich nicht mit? frug Hermine etwas beklommen.

Warum nicht! sprach Seregélyi: Mann und Frau gehören zusammen. Dann sah er nochmals auf die Uhr: noch eine Viertelstunde können wir säumen! sprach er. Thekla! diese Leutchen haben im Dunkeln hier in mir eine neue Idee angeregt: hast du einen Reifring?

Ja — sprach Thekla.

Gib ihn her!

Thekla strich den Ring von ihrem Fingerchen und reichte ihm denselben hin.

Ich bitte dich — sagte Seregélyi, von seinem eigenen Finger einen Ring abziehend — probire diesen, ob er deinem Finger paßt!

Aber warum? sagte Thekla, während ihr das Blut in das Gesicht stieg.

Ja — ja! rief Hermine fröhlich: sie soll ihn probiren! ich denke, er wird sehr gut passen.

Thekla wußte nicht, wie ihr geschah, und duldete, daß Hermine und Széplaki den Ring an ihren Finger steckten; Seregélyi schob mit Mühe den Thekla's an seinen kleinen Finger, dann sprach er: Thekla! du bist die reizendste der Damen und meine geliebte,

liebste Base. Ich bin krank und brauchte so eine Art Wunderdoktor! Gehen wir nicht als zwei Paare: ich mit dir, Széplaki mit Hermine in die Schweizerei?

Thekla's Gesicht glühte — sie konnte nicht reden. Széplaki faßte ihre Hand und legte sie in Seregélyi's Hand. Dann rief er mit unaussprechlicher Freude: Mein lieber Freund! du gabst mir dieses kostbare Kleinod, die Freude meines Lebens, seinen Himmel, sein Glück! nimm unsere Thekla zum Tausch, welche sich nicht sträuben wird, jenen Mann zu lieben, welcher trotz allen seinen Launen so sehr der Achtung würdig ist.

Meine Thekla! rief Seregélyi: kann ich's glauben?

Thekla duldete stumm seine Umarmung.

Einen Augenblick trunken vor Wonne wand sie sich aus des Grafen Armen und sprach mit reizendem, gemüthlichem Tone, indem sie wiederholt Seregélyi die Hand reichte,

Mein lieber Freund! Ja — hier hast du meine Hand und mein Herz fürs ganze Leben; aber unter einer Bedingung!

Rede! riefen alle.

Auf einer Wand meines Zimmers lasse auch ich einen Fluß malen: den Fluß der Laune und Sonderbarkeit! und wenn von heute bis in sechs Monden zwölf Fähnchen dort flattern, dann mag dieser hochwürdige Herr seinen Segen über unsern Bund aussprechen! bist du damit einverstanden?

Seregélyi schwieg einen Moment, dann drückte er Thekla heftig an sein Herz. Es sei! rief er: du hast zuletzt Recht; Laune und Sonderbarkeit ist ebenso Krankheit, wie die Leidenschaft oder das Kopfweh. Weil ich aber einen guten Vorsatz verspreche, vereinigen wir uns auf drei Monate und sechs Fähnchen!

Drei Fähnchen wären genug, capir'! meinte Jancsi.

Ja, ja, drei Fahnen und sechs Wochen! riefen der Pfarrer, Hermine und Széplaki.

Thekla lachte, dann, zu Seregélyi gewandt, sprach sie: Alles, was er will, und wie er es will!

Gehen wir! sprach Seregélyi! ihr aber, Hermine und Eugen, vergeßt nicht: daß ich in Eure Ehe einwillige, und daß so das Testament in voller Kraft bleibt!

Ein Märchen von Fernan Caballero.

Aus dem Spanischen.

Es war einmal ein armer Mann, der war so arm, daß er seinen sieben Kindern nichts mehr zu essen geben konnte und nicht wußte, wie er das achte, das er zu erwarten hatte, kleiden würde. Eines Tages verließ er seine Hütte, denn das Weinen und Bitten der Kinder um Brod zerriß ihm das Herz. Er machte sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin, und nachdem er den ganzen Tag gegangen war, kam er zur Nachtzeit an eine Räuberhöhle. Der Hauptmann trat ihm entgegen — der war einer der größten Wütheriche — und fragte ihn mit einer Donnerstimme, wer er sei und was er wolle? Herr, antwortete der arme Mann, auf die Knie fallend: Ich bin ein Unglücklicher, der Niemandem was zu Leide gethan, und ich habe meine Hütte verlassen, weil ich nicht mehr hören konnte, wie meine armen Kinder um Brod schrieen. Der Hauptmann hatte Mitleid mit dem Armen und gab ihm zu essen, schenkte ihm auch

einen Beutel Geld und ein Pferd und sagte ihm: Ziehe heim, und wenn Dir das achte Kind geboren wird, mache es mir zu wissen, denn ich will Taufpathe sein. Da trat der arme Mann sogleich den Heimweg an, und war so zufrieden, daß ihm vor Freude das Herz im Leibe hüpfte. Was für vergnügte Tage werden meine Kinder nun haben, dachte er. Bei seiner Heimkunft fand er das achte Kind schon geboren. Er kehrte also zur Höhle zurück, um den Räuberhauptmann davon zu benachrichtigen. Dieser versprach ihm, sich noch heute Nacht in der Kirche einzufinden und sein Versprechen zu erfüllen. Das that er auch, hielt das Kind zur Taufe und gab ihm einen Sack voll Gold zum Pathengeschenk.

Kurze Zeit darnach starb aber dieses Kind und kam zum Himmelsthor. Sanct Peter, der davor stand, rief ihm zu, es möge nur hereinhuschen. Aber das Kind erwiederte: „Ich trete nicht ein, wenn nicht auch mein Taufpathe mit hineinkommt.“ — „Und wer ist Dein Taufpathe“ — fragte der Heilige. — „Ein Räuberhauptmann“, entgegnete das Kind. — „Dann kannst Du wohl eintreten, mein Kind“, sagte St. Peter, „aber nimmer Dein Pathe.“ — Da setzte sich das Kind am Thor nieder, gar traurig und nachdenklich die Wange in die Hand stützend.

Zufällig kam die heilige Jungfrau herbei und redete das Kind an: „Warum trittst Du nicht ein, mein Kind?“ — Das Kind wiederholte, daß es nur mit seinem Taufpathen zusammen eintreten wolle, und Sanct Peter bemerkte dagegen, das hieße Unmögliches verlangen. Aber das Kind warf sich auf die Knie, kreuzte seine Händchen und weinte so bitterlich, daß die Jungfrau, die eine Mutter der Barmherzigkeit ist, sich seines Schmerzes erbarmte.

Die Jungfrau entfernte sich, kam aber bald wieder zurück mit einem goldenen Becher in der Hand und sprach zum Kinde: Geh' und suche Deinen Taufpathen auf und sage ihm, er möge diesen Becher mit Thränen der Reue füllen, dann kann er mit Dir in den Himmel kommen. Nimm diese silbernen Flügel und fliege zu ihm.

Der Räuber lag schlafend auf einem Fels, in einer Hand seine Büchse, in der andern einen Dolch. Als er erwachte, erblickte er sich gegenüber, auf einer Lavendelstaude sitzend, ein schönes nacktes Kind mit Flügeln von Silber, schimmernd im Sonnenlichte und mit einem goldenen Becher in der Hand.

Der Räuber rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen; aber das Kind sprach ihn an: „Glaube nicht, daß dies ein Traum sei. Ich bin das Kind, das Du zur Taufe gehalten hast.“ — Und es erzählte ihm darauf den ganzen Hergang. Da öffnete sich das Herz des Räubers wie ein Granatapfel, und seinen Augen entströmte Wasser wie einer Quelle. Sein Schmerz war so heftig und seine Reue so lebendig, daß sie ihm die Brust durchbohrte wie zwei Dolche, und er fiel todt zur Erde. Da nahm das Kind den Becher mit Thränen gefüllt und flog mit der Seele seines Pathen zum Himmel zurück, wo sie nun beide eintreten durften.

Historisches Schatzkästlein.

*** Zu den Extravaganzen der Mode gehörte unter anderm auch die Schleppe. Sie ist ein Erzeugniß des ausschweifenden Geistes im 14. und 15. Jahrhundert. Von wo sie ihren Ursprung herleitet, ist nicht bestimmt festzustellen; auch scheint sie nicht auf

einmal in voller Größe als ein fertiges Geschöpf der Laune ins Leben gerufen worden, sondern allmälig aus dem reichen Stoff, der weit und faltig schon im 13. Jahrhundert die Füße der Damen umfloß, hervorgewachsen zu sein. Dies ist wenigstens die Ansicht J. Falke's in dessen Werk über „die deutsche Trachten- und Modenwelt". Wie jede Modelaune artete auch die Schleppe sehr bald in Uebertreibung aus und es wurden in Deutschland sehr bald Gesetze erlassen, welche die Länge der Schleppen zu mäßigen bestimmt waren. Der Rath zu München erließ das strengste Gesetz gegen die Schleppe: er erlaubt ihr nur die Breite eines Fingers. Der Rath von Ulm gestattet ihr eine Länge von 1/4 Elle; sechs Jahre darauf reducirt er sie auf die Hälfte. In Modena war man am freigebigsten und setzte als höchstes Maß eine ganze Elle fest, hielt aber auf dieses Nonplusultra mit einer solchen Strenge, daß ein in Stein gehauenes Modell öffentlich aufgestellt wurde, woran verdächtige Schleppen sofort gemessen und zur Verantwortung gezogen wurden. In England schrieb unter Richard II. ein Geistlicher eine Abhandlung gegen die Schleppen. Bei Hof kam die Schleppe in Burgund zuerst in ausschließliche Geltung. Auch Deutschland machte die Mode mit und sollen die adeligen Damen des Städtchens Kreuzburg schon im Anfang des 15. Jahrhunderts „geschwänzte" Röcke getragen haben, 4 bis 5 Ellen lang, so daß Knaben die Schleppen nachtragen mußten. Zwei volle Ellen waren nach einem Erlaß des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht von Sachsen aus dem Jahr 1482 ordnungsmäßig allen Ritterfrauen und Ritterfräulein erlaubt. Bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria v. Medicis hatte das Brautkleid der Königin eine Schleppe von 15 Ellen Länge „mit eitel güldenen Lilien besetzt, darinnen sie glänzte wie die Sonne in den Wolken."

F. Gr. Die Mähre vom böhmischen Reichswappen. — „Weilen sich die Böhmen Anno 1159 vor Mayland so wohl gehalten hatten, so begnadigte sie der Kaiser (Friedrich I. Barbarossa) mit einem neuen Wappen; und da sie bishero einen Adler geführet hatten, so ließ er nunmehr einen Löwen hineinsetzen: Es hatte aber der Mahler den Löwen so gemahlet, daß man den Schwanz nicht sehen konnte: Da wurden die Böhmen böse und meineten, er sehe einem Affen ähnlicher als einem Löwen. Wie nun der Kaiser höret, daß den Böhmen an dem Schwanz so viel gelegen war, so ließ er dem Löwen zwei Schwänze vor einen mahlen: Deßwegen der Löwe in den böhmischen Wappen bis diesen Tag mit einem zweifachen Schwanze gemahlet wird."

F. Gr. In den Zeughauslocalitäten Ambergs, einst der Hauptstadt von Oberpfalz befindet sich ein ausgestopftes Pferd, im Volksmunde „das Bräunl" genannt. Auf diesem ist Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, als ihn die Böhmen zur Krone beriefen, in einem Tag und Nacht, und zwar in einem Futter, von Heidelberg nach Amberg spornstreichs geritten. Bei ihm waren zwei Läufer, welche auch diesen Pferdelauf bis nach Amberg ausgedauert und wovon der eine nahe am Stadtthor todt niederfiel, der andere aber im Schlosse zu Amberg mit dem Pferde zugleich zusammenbrach. Zum ewigen Gedächtnisse solch merkwürdigen Rittes befahl Friedrich dieses Reitpferd auszustopfen und im Zeughause der Stadt aufzubewahren.

I. Wr. An Gallatagen trägt die Königin Victoria von England ein prachtvoll gearbeitetes goldenes, mit 4 seltenen Diamanten geschmücktes Armband, das nicht blos durch seine Schönheit, sondern auch durch die Persönlichkeiten, welche früher im Besitze der Edelsteine waren, Interesse erregt. Der erste und größte der Steine befand

sich im Besitze der geistreichen Prinzessin von Wales, Charlotte Auguste. Der zweite und dritte zierte bei manchem Feste die unglückliche Königin von Frankreich Maria Antoinette, und der vierte, der schönste von allen stammt aus einem Diadem der, gleichem Schicksale verfallenen Königin von Schottland, Maria Stuart. Später war er im Besitze des Joseph Napoleon.

Miscellen.

— (Vom Koburger Turnerfest.) Auf dem Turnerballe, dem bekanntlich auch der Herzog mit seinen Damen beiwohnte, war es so drückend voll, daß es nicht möglich war, aus der herzoglichen Loge in den Saal zu gelangen. Dem Fest-Präsidenten, einem biedern Schwaben, wurde dieses mitgetheilt, und um Hilfe zu schaffen, stieg er auf einen Stuhl und rief in die Menge hinein: „He! ihr da! macht halt ä Bissel Platz, daß die Frauenzimmer rauf komme könne, und was sonscht noch kommt". Gleich darauf erschien dann in dem entstandenen Raume die Herzogin mit ihrer Begleiterin, und hinter beiden Damen — der Herzog. Da die hohen Herrschaften immer noch sehr in der Presse standen, erbat sich ein Turner, ein großer schöner Mann, die Erlaubniß Platz zu schaffen für einen Umgang durch den Saal. Dies wurde ihm freundlich gewährt. Ein preußischer Turner, ein echtes Berliner Kind, näherte sich kurz darauf den fürstlichen Damen, ohne sie indeß zu kennen, und bot der Herzogin seinen Arm an mit den Worten: „Na nu! wollen Sie wohl so jut sind?" Als man ihm zuraunte, wem er seinen Antrag gestellt, drückte er sich verlegen rasch durch die Menge und verschwand, während die Herzogin lächelnd ihre Promenade fortsetzte.

** Die Reclame übt nirgends eine so mächtige Wirkung aus, als in London; zum Beweise diene folgender buchstäblich wahrer Vorgang. „Ah! Sie rauchen da köstliche Cigarren, das ist ein Aroma, ein Duft! Himmel das sind Cigarren, die Königin von Oude muß Sie um diese Ambrosia beneiden. Wo kaufen Sie diese Cigarren?" So improvisirte auf einer Bühne der Komiker Keen. Die Antwort war: „Ich kaufe die Cigarren in der Street so und so, Nummer so und so, es ist wirklich superbe Waare." Das Publicum merkt sich die Adresse. Es sucht den Laden in der x Street auf: eine unglückliche, von Noth und Armuth fast aufgelöste Familie verkauft dort elende Waare. Der Krämer ist erstaunt; von früher Morgenstunde bis spät nach Mitternacht macht er Geschäfte; nach 8 Wochen schon beschäftigt er mehrere Commis, Hunderte von Kisten werden in seinem vergrößerten Magazin abgepackt, enfin, er wird ein steinreicher Mann. Wem hat er diese Wendung des Schicksals zu verdanken? Die Sache ist einfach so: Mr. Keen hat von dem Elende der verkommenen Familie gehört, der Komiker hat ein gutes Herz, er improvisirt das Citirte, der Krämer wird reich, das Manna kommt ihm über Nacht, und das alles hat die moderne Wünschelruthe, die Reclame, bewirkt.

*** In der 1780 bei Adam Beinhäuser in Augsburg erschienenen „Compendiosen Cosmographie, oder Geograph-Historische Beschreibung allerhand auserlesener Merkwürdigkeiten so in Europa zu finden" findet sich S. 182 die folgende prophetische Stelle: Der vornehmste Ritterorden des Herzogthums Savoyens ist de l'Annonciata, oder die Verkündigung Mariä und führt an der Seite des Wappens diese 4 Buchstaben, F. E. R. T. welche so viel bedeuten: Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit: Seine Tapferkeit hat die Insel

Rhodis besessen gehabt, nehmlich Anno 1519. Die Franzosen lesen die Buchstaben hinter sich: Tout Retournera En France. Alles muß wieder nach Frankreich kommen, oder ganz Savoyen muß noch französisch werden."

Notizen.

† Der in Brüssel erscheinende „Pangermane", welcher sich die sehr rühmenswerthe Aufgabe gestellt hat, ein Band zu sein zwischen Deutschland und dem Germanischen Niederlande Brabant, Flandern u. s. w., erscheint bereits seit dem vorigen Monat nur in hochdeutscher Sprache, während dieses Wochenblatt früher theilweise in Vlaemischer Sprache geschrieben ward. Der Vlaemische Schriftsteller Stallaert sagt im „Pangermanen": „Wer sieht nicht ein, daß die hochdeutsche Wissenschaft die Hauptnahrung, die Mutterquelle der unsrigen sein muß, daß sie sich dieser auf das Innigste anzuschließen habe, wie die Holländer, die Dänen und die Schweden es thun, ohne jedoch ihren eigenthümlichen Charakter abzulegen! die hochdeutsche Literatur hat nichts Fremdes für uns; sie ist der Ausdruck einiger mehr ausgebildeter Zweige unseres Stammes; sie bietet uns die am meisten geeignete und gesundeste Nahrung; der deutsche Sinn, der deutsche Geist, die deutschen Sitten, sie sind die unsrigen, und außer ihrem eigenen, ganz hervorragenden Reichthum ist keine Literatur in der Welt, welche so bereitwillig alles in ihren Schooß aufnimmt, was im Auslande Gediegenes erscheint." Das deutsche Vaterland wendet leider diesen so wackeren und ehrenvollen Bestrebungen nicht die verdiente Aufmerksamkeit zu.

† Im Verlage von F. A. Brockhaus wird nächstens die Ausgabe des großen Reisewerkes beginnen, das die Gebrüder Schlagintweit über ihre große Reise nach Indien und Hochasien verfassen. Es erscheint in englischer Sprache und soll mit prachtvollen Ansichten und Karten ausgestattet werden. Die Verlagshandlung will es in 9 Abtheilungen in 3 bis vier Jahren vollständig erscheinen lassen und es wird dann 9 Bände Text in Quartformat mit 120 Foliotafeln umfassen. Bei der Theilnahme, welche die Reise der bekannten Gelehrten erregt hat, und der neuen politischen Bedeutung Indiens ist wohl anzunehmen, daß das Werk nicht bloß für die gelehrte Welt von Interesse sein werde.

* In der letzten in Dresden abgehaltenen Versammlung der Mitglieder des deutschen Bühnenvereines hat Hr. Ed. Devrient aus Karlsruhe wieder einmal zu einer allgemeinen deutschen Theaterschulmeisterei aufgefordert. Uebrigens scheint jener von den HH. Hülsen und Gall mit so vielem Pomp ins Leben gerufene Verein seine Zwecklosigkeit und Großsprecherei von Tag zu Tag mehr hervorzukehren, wobei nur zu wünschen wäre, die edlen Herren möchten einsehen, daß eine Hebung des deutschen Theaters zu allererst abhängig ist von einer Besserung ihres eigenen Geschmackes und ihres eigenen Strebens.

— Das Pariser „Bulletin de l'Observation" berichtet, daß die Sonnenflecken sich seit einigen Tagen in ganz ungewöhnlich großer Zahl zeigen. Sie befinden sich in zwei dem Sonnenäquator merklich parallel sich hinziehenden Zonen und bilden zehn bis zwölf Gruppen mit zusammen etwa 60 Flecken, jede umgeben von einem Halbschatten. Die Flecken sind den raschesten Veränderungen unterworfen, und nach wenigen Stunden haben sie die Umrisse oft vollständig verändert

* Zu Anfang dieses Jahrhunderts kaufte ein Hr. Nicolay Schloß und Park Bercy bei Paris für 1,800,000 Fr. Später verkaufte er einen großen Theil des Parks für ungefähr drei Millionen. Jetzt hat die Familie alles Uebrige für 10,550,000 Fr. theils an die Lyoner Eisenbahngesellschaft, theils an Speculanten abgetreten.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

29. Juli 1860.

I. Jahrgang. Nro. 7.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Aus dem Soldatenleben im Norden.

Novelle von Wilh. v. Braun.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

I.

Die Staubwolke, welche des tapfern und sinnreichen Ritters Don Quixote von der Mancha unbezwingliche Kampflust gegen die unschuldige und unglückliche Hammelheerde erweckte, war sicherlich nicht dichter, als die, welche zu Anfang des Sommers, im Jahre eintausend achthundert und vierundzwanzig nach Christi Geburt, auf einer Landstraße des südlichen Halland weit umher den Gesichtskreis verdunkelte. Eines der Westergöthlandschen Infanterieregimenter marschirte ganz sachte heran, um sich nach dem großen Königlichen Lust- und Uebungslager im heu- und kornreichen Schoonen zu begeben.

Der Tag war brennend heiß, wie es wirklich ein und das andermal eintrifft, wenn sich unsere nordische Sonne wichtig machen will. Die armen Teufel von Soldaten hatten die größte Mühe, ihre wunden, in S. Kgl. Maj. und der Krone steife, plumpe Commißschuhe eingezwängten Spazierglieder im Takte fortzuschleppen. Da sie auf dem Marsche waren, hatten sie die Erlaubniß, in ähnlicher Weise wie andere Menschen gehen zu dürfen, ohne jene unnatürliche „Haltung" beibehalten zu müssen, die auf der Parade Hauptsache ist, und in einer Stunde weit mehr ermüdet, als die harte und nützliche Arbeit eines ganzen Tags hinter dem Pfluge oder mit der Sense. Es genügte, wenn sie Reih' und Glied nur „einigermassen" beibehielten, und dazu genossen sie noch die Freiheit, ihr Kreuz, d. h. ihr Gewehr, der Abwechslung wegen hoch auf der Achsel tragen und an den Bayonetten ihre drückenden Tschako's aufhängen zu dürfen, welche, obwohl kaiserlich russische Erfindung, den doppelten Fehler unverbesserlicher Geschmacklosigkeit und Nutzlosigkeit vereinigten. Die meisten der Officiere waren zu Fuß In höchst geziemendem Abstande von ihnen ritt ein alter, gichtgeplagter Oberst auf einer traurigen Mähre, weit an der Spitze, vor dem ersten Zuge der Leibcompagnie, um dem Einathmen von allzuviel des fast erstickenden Staubes auf dem harten Wege zu entgehen. Fast Allen war anzusehen, daß sie für den Augenblick gerne die kriegerischen Ehren für Kühlung und Ruhe in „einem schattigen Thale" vertauscht hätten. Drei bis vier pensionsmäßige Hauptleute mit kahlen Scheiteln und höchst ehrwürdigen Bäuchen schleppten sich am aller-

erbärmlichsten daher, und von Zeit zu Zeit konnte man sie zwischen den Zähnen einige heisere Worte von „Hölle“ und „Abschied nächstes Jahr“ brummen hören.

Haltet nur Wort, ihr alten Kerle! flüsterte ein junger lebhafter Fähndrich mit hübschem, doch jetzt von Schweiß und Staub broncirtem Gesichte, einem gleich jungen und muntern Kameraden zu, an dessen Arm, dicht hinter den Schmeerbäuchen, er ging. Haltet nur Wort, ihr Brummbären! Aber leider ist es nur in der Stunde der Noth, daß ihr vernünftig denkt und mit Resignation sprecht. Kommt Ihr nur einmal wieder glücklich und gesund auf die Strümpfe, so verdunsten Eure guten Vorsätze bald wieder in Nichts und ich kann in alle Ewigkeit Fähndrich bleiben. Ein hartes Geschick, fürwahr und du, o grimmiger Tod! warum hast du solchen Respect vor Capitains?

Du bist ordentlich unbarmherzig in deinen Wünschen, mein lieber von Phiffen, antwortete der Andere lächelnd. — Denke nur an ihre armen Weiber, ihre zahlreichen Sprößlinge, die da ihre Stütze verlören, obwohl eine Uniform nicht eben sehr passend ist, sich darauf zu stützen. Meinetwegen mögen sie gerne leben, notabene, wenn sie auf Pension nicht auf Gage leben wollen.

Ach, was du für ein Heuchler bist, Stalsköld! scherzte von Phiffen. Alles Wackere, was du von Hausfrauen und Nachkommen gesagt hast, fällt vor deinem mörderischen notabene, wie der Halm vor der Sichel. Aber, im Ernst gesprochen, die alten Kerle thun mir leid in dieser entsetzlichen Hitze. Sieh nur, wie träg sie ihre feuchten Stirnen abwischen. Höre nur, sie keuchen wie Dampfschiffe! das nimmt kein gutes Ende das gibt eine Explosion, ich spür es.

Laßt uns also auf die Seite gehen, fiel Stalsköld lachend ein. — Es sind aber auch verdammte Wege! gerade, als ob man in Mehl ginge.

Die Burschen sollen uns etwas singen, so wird es ein wenig leichter gehen, sagte von Phiffen und wandte sich mit seinem Freund, die Soldaten aufzumuntern.

— Nun, alter Munter, rief er, ist dir die Zunge im Hals vertrocknet, daß du nicht brüllst wie gewöhnlich?

Der alte Munter, ein riesiger Kerl mit der Tapferkeitsmedaille und dem St. Georgskreuz, war zu gleicher Zeit Flügelmann, Sänger, Dichter, Gebetvorleser und Freisprecher des Regiments. Auf diese Prärogative, eine Folge seiner ungewöhnlich langen Dienstzeit und immer bewiesenen guten Verhaltens gestützt antwortete er mürrisch:

„Jetzt singen? ach, ihr jungen Herrn! dankt Gott, wenn ihr noch Amen sagen könnt, ehe ihr zusammenstürzt.“

— Warum bist du auch so trotzköpfig, alter Hartschädel, und trägst deinen Tornister, nachdem dich schon der Oberst und der Hauptmann aufgefordert haben, ihn zum Gepäck zu legen?

„Ich m e i n e n Tornister zum Troß geben!“ schrie Munter, stolz seinen grauen Kopf erhebend und einen Arm ausstreckend, dessen herkulische Kraft die Jahre nicht schwächen gekonnt hatten.

„Nein, der bleibt da und geht nicht fort, so lange noch so viel vom alten Munter übrig ist wie eine Nase voll Schnupftabak. Ich hab' ihn jetzt acht und vierzig Jahre lang getragen, und bin nie auf der Krankenabtheilung gewesen, außer damals wo ich „Plasserter“ war, im Kopf, im acht und achtziger Krieg — und jetzt trag ich meinen Bündel auch noch, das ist sicher. Um Euch zu zeigen, daß der alte Munter

nicht müde ist, so will ich Euch singen, daß es kracht. Aber gebt mir zuerst ein gutes Stück Tabak, von Phiffen und Stalsköld kann mir eine halbe Maß Bier leicht zulegen wenn wir einmal im Quartier sind.

Der Veteran nahm sich eine tüchtige Portion Tabak, fast die Hälfte der Rolle, die ihm von Phiffen lachend darreichte, und nachdem er noch das Versprechen auf Bier erhalten, wandte er sich an seine Kameraden im Glied und sagte mit polternder Stimme: „Aufgemerkt jetzt, ihr Milchbärte, und klare Gurgeln! Jetzt wird gesungen und ihr singt nach, das rathe ich Euch! Obacht!"

Hierauf begann er mit einer Stimme die mit dem Rollen eines entfernten Donners verglichen werden konnte:

Im Frieden, schreit das Schreibervolk,
Was ist's da für 'ne Ehr,
Was ist es da für eine Kunst
Zu sein ein Melantair!
Laßt sie nur näher kummen,
Wenn die Kanonen brummen,
O Gänsekiel, o Gänsekiel,
Was bist du für ein Kerl!
Laßt ihn nur näher kummen,
Wenn die Kanonen brummen u. s. w.

So wurde dieser Vers sieben oder achtmal gesungen. Endlich begann er, auf von Phiffens Zureden einen andern, der vom Soldatenleben im Quartier handelt, und von dem folgende Strophen als Probestück dienen mögen:

Heraus Wirth, da komm her zu mir
Heraus mit deinem Kruge!
Ich geb ja Geld dir für dein Bier.

Und Butter, Brod und Branntewein,
Das ist jetzt mein Begehr,
Dein Geld bekommst du gleich von mir.

„Wo soll ich, Armer, denn hinaus?
Der Teufelssoldat sitzt mir im Haus,
Ich hab' so Angst, daß er mir Branntwein stiehlt und Bier!"

Jetzt höre, du Wirthstochter,
Ich will jetzt Bier und Porter
Und dann den süßesten Kuß von dir.

Und Kaffee nnd Zucker
Und Zwieback zum Tunken
Und dann 'nen Kuß von dir.

„Wo soll ich, Arme, denn hinaus?
Der Teufelssoldat sitzt mir im Haus,
Ich hab' so Angst, er trachtet nach mir."

Nachdem der Gesang einmal in Fluß gekommen war, ging es den ganzen Marsch ununterbrochen fort, dank dem alten Munter, der sich auf sein Bier freuend, in der „Liederwelt" wie ein Gaul fortarbeitete.

Unsere Freunde, von Phiffen und Stalsköld, wurden bald überdrüssig weiter daran Theil zu nehmen und begannen ein scherzhaftes vertrauliches Gespräch, das sich bald um den unerschöpflichsten aller Stoffe, um Mädchen und Liebe, bewegte.

— Aber jetzt sage mir einmal aufrichtig, mein lieber von Phiffen, wie oft warst du verliebt! So lange ich dich denke, hast du immer eine kleine Leidenschaft im Werke gehabt — ja, du hattest schon eine Flamme, als wir zusammen in die Schule gingen. Gestehe jetzt offen, wie oft hast du gebrannt!

„Frag lieber, wie oft man für mich gebrannt hat", rief von Phiffen mit komischem Ernst.

— Ach, du Einbildung! doch muß man zugeben, du hast immer rasendes Glück bei dem schönen Geschlecht gehabt, besonders bei den Jungen und Unvernünftigen. Aber was für ein Vergnügen hast du denn aus der Jagd nach Gelbschnäbeln gezogen?

„Keines, gewiß wahr, gar keines, wenn ich die Annehmlichkeiten der Veränderung ausnehme. Aber verliebt, weißt du, wahrhaft verzweifelt, glühend verliebt, war ich wahrhaftig nicht mehr als ein einziges Mal."

— Ein einziges Mal, sagst du? Bist du toll? Könnte ich doch wenigstens zehn verschiedene junge Damen aufzählen, denen du deine Huldigungen zu Füssen gelegt hast.

„Ja, meine Huldigung! die widme ich dem ganzen Geschlecht und zwar aus verschiedenen Gründen. Ich habe den Liebenden gespielt, theils um mich zu unterhalten, theils um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, und manchmal sogar aus reinem Mitleid für so ein nettes, junges Ding, das zu schüchtern war, Eroberungen machen zu können, obwohl es nichts sehnlicher wünschte. Ich war so eine Art Herzens-Uhrmacher, der zärtliche Weiberherzen aufgezogen und in Gang gesetzt hat, so daß sie dann mit Vortheil an irgend einen Liebhaber veräußert werden konnten. Ja fast alle meine Inclinationen sind jetzt verheirathet, was wenigstens beweist, daß ich nie einfältig genug war mich verloben zu wollen, was sogar unverzeihlich gewesen wäre, da ich für minus 13 Thaler 16 Schilling banco, die ich dem Bauern, der mir meinen Hof ververwaltet, geben muß, diene. Warm in Worten und kalt in Handlungen zu sein, das ist die Regel, wenn man mit unbemittelten Engeln zu thun hat, — und Gott weiß es! an bemittelten ist großer Mangel, wenigstens in dem mageren Westgyllen.

— Aber hast du denn auf die Weise nicht leichtsinnig den Frieden manches jungen Herzens gestört?

„Mein lieber Bruder, all das ist baarer Unsinn. Ich versichere dir, dieser „gestörte Friede" wird augenblicklich in's Gleichgewicht gebracht, wenn ein „rangirter Mann" ernstlich seine Hand der bezauberten Zauberin anbietet. Die Mädchen sind fürwahr klüger als Mancher glaubt, und sie richten sich vortrefflich nach dem Sprichwort, welches sagt, daß ein Vogel in der Hand besser ist als zwei im Wald. Kein Geschenk wird leichter gegeben und zurückgenommen, als das des Herzens. Nur in dem Falle, daß ein Wort gegeben worden ist, gibt es keine Rückkehr. Dafür aber muß ein kluger und ehrlicher Mann immer sorgen, daß er nicht zuviel erhält.

— Du sprichst wie ein leibhaftiger Türke. Und du willst mir weiß machen, du seiest jemals wirklich verliebt gewesen!

„Ich war es, weiß Gott. Und damals dachte ich nicht so. Es ist lange her — setzte von Phiffen mit einem leichten Seufzer hinzu — aber ich kann sie doch nie vergessen.

— Wen? Vielleicht die junge Braut des Rectors?

„Ach nein! Das waren bloße Kindereien. Ihr, der kleinen Emma, machte ich nur den Hof, um mich an dem schmierigen Rector zu rächen, der mich immer schimpfte wenn ich griechisch las, und der zugleich die unverzeihliche Dummheit beging, sich in seinen alten Tagen noch mit diesem sechzehnjährigen Mädchen zu verloben, dessen Spielkamerad und Genosse von der Tanzschule her ich war. Als Braut unterhielt sie

immer noch eine fleißige Correspondenz mit mir, und alle ihre Briefe fingen mit „Mein heiß geliebter Freund!“ an. Als der Rector eines Tages mich mehr als gewöhnlich plagte, lies ich einen dieser göttlichen Briefe in meinem Aufgabenheft, das er zu Haus zu corrigiren pflegte, liegen. Ich vergesse nie den wüthenden Blick, den er mir am nächsten Tage zuwarf, als er in die oberste Classe kam. Der Gedanke, einen glücklichen Rivalen unter seinen eigenen Schülern zu haben, mußte auf den dummen, eingebildeten Bücherwurm nicht sonderlich ermuthigend wirken. Von dieser Stunde an aber behandelte er mich, mit sehr viel äußerer Höflichkeit, denn soviel sah der Esel doch ein, daß ich im Besitze eines Geheimnißes war, das ihn leicht zum Gelächter der ganzen Stadt machen konnte, wenn es bekannt wurde. Er überhörte mich nicht mehr im Griechischen, sondern überging mich in den Lectionen, womit ich natürlich ungeheuer zufrieden war. Endlich beim Uebergange ans Gymnasium machte er seiner Galle und Bosheit Luft. Ich wurde nämlich ultimus, und nur „meines Liebchens wegen.“

Aus Achtung für die Ehre des Mädchens schwieg ich, verließ ergrimmt die Schule, habe ihm später die Wahrheit gesagt, und bin jetzt wohlbestellter Fähndrich.

— Wer folgt in der Reihe?

„Eine Gouvernante bei meinem ersten Compagniechef, in dessen Haus ich einen Sommer über wohnte. Sie sollte mich französisch lehren. Von Natur mit sehr guter Fassungskraft ausgerüstet, faßte ich schnell, nach kurzem, verstelltem Wiederstand, ihre kleinen weißen Hände und wenig fehlte, daß ich praktisch erlernte, daß lieben aimer heißt, als mein lieber Hausherr andere Saiten aufzog und sein Veto gegen die Lection einlegte, indem er mich an den Götha Canal commandirte.

— Nun, und dort?

„Nun da vergaffte ich mich in eine kleine nette, aber äußerlich schüchterne und fromme Pfarrerstochter. Da ihr lieber Herr Papa ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und im Walde war, wurde ich, nachdem ich mir prächtige Hunde verschafft hatte, ein lieber Geselle seiner Jagden und nebenbei ein willkommener Gast in seinem Haus. Dem Mädchen zu gefallen, ging ich mit ihr Zollikoffers, Ekmanssons und Tollessons Postillen durch und eines Sonntags Nachmittags konnte sie mir einen kleinen Kuß nicht verweigern, da ich sie mit meiner bestimmten Behauptung entzückte, das alte Gesangbuch übertreffe tausendmal das neue, ebenso predige Wallin nicht rein christlich.

Als ich indessen, im Frühjahr darauf, bei den Manoeuvers draußen war, wurde sie rasch mit einem großen Sünder von Boras verheirathet, der wegen Schleichhandels auf der Festung gesessen war, sich aber später ein großes Gut in der dortigen Gegend kaufte. Man spricht jedoch davon, er stehe bedeutend unter dem Pantoffel.

— Ha, ha! lachte Stalsköld. Nun, weiter im Text!

„Nein, antwortete von Phiffen und nahm eine ernste Miene an, kein Wort weiter von diesen Tändelliebschaften, die wie eine Rakete nur einen Augenblick leuchten, und nichts zurück lassen, als Leere und Dunkel Du bist mein ältester und bester Freund, deßhalb will ich dir anvertrauen, was ich bis jetzt noch vor keinem Sterblichen geäußert Ich bin weit entfernt, der flatternde Schmetterling zu sein, für den man mich hält. Ich habe heiß und tief geliebt und liebe noch, aber höre meine Geschichte und urtheile sodann:

Vor sieben Jahren, kurz nachdem ich Offizier geworden war, hielt ich mich einen Winter über in der guten Stadt L* auf, die immer wegen ihrer vielen schönen Mädchen, ihrer

vielen häßlichen Tanten und ihren ungeheuren Ueberfluß an Geklatsch berühmt war. Auf dem ersten Ball, dem ich anwohnte, sah ich auch, daß das Gerücht nicht gelogen hatte, weder was die Mädchen, noch was die Tanten betrifft. Neben dornigen, vertrockneten Disteln prangten die herrlichsten frischesten Blumen, die der sparsamste Sultan in sein Herbarium aufzunehmen gesucht hätte — um das wahre Wort nicht zu gebrauchen, das unsere christlichen Ohren beleidigen muß. Besonders war ein Mädchen da, welches meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich an sich zog. Sie war gerade in dem interessanten Abschnitt weiblichen Lebens, wo, wie Tegnér so treffend bemerkt, ihr Wesen zu tagen beginnt. Kind und Jungfrau waren noch, wie im Streite mit einander und siegten abwechselnd. Die Unschuld des Kindes lächelte auf den vollen, rosenrothen Lippen, die Jungfrau glänzte aus den großen, tiefblauen Augen; um ihr feines, längliches Gesicht war jener heilige, überirdische Schimmer ausgegossen, der wie ich glaube, zuerst einem Maler den Anlaß gegeben hat, sein Heiligenbild mit einer Glorie zu umgeben. Obgleich sie, wie ich später erfuhr, erst fünfzehn Jahre alt war, schien sie doch vollkommen ausgebildet zu sein. Nie konnte man eine mehr symmetrische Gestalt sehen, hoch und leicht, einnehmend und edel." —

— Ei, der Tausend! — du fängst wahrhaftig noch an, rhetorisch zu werden! rief der Freund.

„Ach", fuhr von Phiffen fort — „was ist mein schwaches Gemälde gegen das Original. Du solltest sie einmal gesehen haben, wie sie im Tanze dahin schwebte, mit den reichen lichtblonden Locken, die frei auf den schneeweißen Hals herabfallend, dessen Reiz noch erhöhten! Erst nachdem ich eine ganze Stunde unbeweglich dagestanden war und sie ununterbrochen betrachtet hatte, konnte ich mich von ihrem Anblick auf einen Augenblick trennen, um einen meiner Bekannten zu fragen, wer sie war.

„Das kleine Nippding da? war die prosaische Antwort; ah, das ist ein sogenannter Ganzpensionär bei Frau K*. Sie heißt, laß mich doch sehen, sie heißt Vendela . . . . . Vendela Elphinstone — eine kleine Mamsell, nichts dahinter, und der englische Name, Gott bewahre!

„Sprich mit mehr Achtung von diesem Engel — rief ich ärgerlich — und stelle mich ihr augenblicklich vor."

Vorstellen? sagte mein unbehülflicher Freund; was braucht's das! diese kleinen Institutsdamen danken Gott, daß sie tanzen dürfen, gleichviel mit Bekannten oder Unbekannten. Mache deßhalb kurze Umstände und setze dich über alle Formalitäten hinaus.

Da ich doch bei meinem Vorsatz, nicht unhöflich zu sein, beharrte, stellte er mich endlich der Schönen vor, die mit sichtlichem Vergnügen mir den Tanz, um den ich sie gebeten, zusagte. Junge Mädchen, erst kurze Zeit über die Grenze der Kindheit gerückt, werden sich immer ungemein gern für groß und erwachsen ansehen lassen und sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Jemand ihnen seine ungetheilte Huldigung schenkt.

So sehr ich vorher Vendelas Schönheit bewundert hatte, so sehr hatte ich während des Tanzes Gelegenheit die Naivetät ihres Gespräches zu bewundern, das ebenso entfernt von Blödheit als Coquetterie sich bewegte, Fehler, welche junge Damen, die ihren ersten Winter mitmachen, in der Regel begehen. Obgleich Blondine, glich sie doch jenen „Schönen des Idylls, die hingehen und in Hainen klagen", wenigstens dem Aussehen, wenn auch nicht der Gemüthsart nach, denn diese war sprudelnd lebendig, und die kleinen

Kirschenlippen zogen sich unaufhörlich zu dem bezauberndsten Lächeln zusammen. Die wenigen Bemerkungen, die sie hie und da machte, waren ruhig, manchmal lebendig, aber alle mild und unschuldig. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich ihr Cavalier für den ganzen Abend wurde und mit ihr viermal tanzte. Mit Institutsfräuleins nimmt man es nicht so genau und Vendela selbst schien in glücklicher Unwissenheit über die dumme Regel des guten Tons sich zu befinden, daß ein armes Mädchen nicht mehr als zweimal des Abends mit einer Person tanzen darf. Ich konnte merken, daß meine Artigkeit ihrem reinen kindlichen Sinne wohl gefiel, und der Blick, den sie mir am Ende des letzten Tanzes zuwarf, verrieth jenes unverstellte Bedauern, welches ein älteres und erfahreneres Mädchen sich wohl gehütet hätte, merken zu lassen. So aber schien sie gleichsam zu sagen: Ach! wann werde ich wieder so vergnügt sein?

Der schönen Vendela wegen gesellte ich mich zu der Bonne und der Unterlehrerin, und folgte als getreuer Ritter der ganzen Pension in der kalten Winternacht nach Hause.

Wie ich aus Erfahrung weiß, gibt es nichts Langweiligeres anzuhören, als die Beschreibung eines Liebenden über die successiven Fortschritte in der Gewogenheit des „Gegenstandes", oder wie es in der Bibel heißt, auf „dem Wege eines Mannes zum Weibe" und so will ich nur kurz sagen, daß ich im Laufe des kalten Winters von 18** allmählig Vendelas warmes, jugendliches Herz ganz und gar gewann. Wir trafen uns oft, sowohl auf öffentlichen Bällen, als in Privatzirkeln, und eines Abends, als wir von einer Schlittenpartie vor die Stadt, wobei ich natürlich kutschirte, zurückkehrten, traf es sich, daß ich, erhitzt von Liebe und warmem Punsch, ihr die Höhe meiner Liebe und die Tiefe meines Gefühles feierlich erklärte. Ich war achtzehn — Vendela sechzehn Jahre alt, beide lebendigen schwärmerischen Sinnes, und da war es natürlich, daß so ungeheuer prosaische Dinge, wie Auskommen und tägliches Brod ganz und gar nicht in unsere Berechnung fielen. Wir verlobten uns im göttlichen Mondschein, der niemals klarer als jetzt vor unseren seligen Blicken geleuchtet hatte.

Ein aufgeschreckter Hase lief im selben Augenblick vor uns über den Weg. Das war ein böses Zeichen, aber was achtete ich mehr auf andere Zeichen, als die der Liebe, die so unverkennbar aus der Thräne auf Vendelas kleinem, jugendfrischen Gesichte hervorleuchteten.

Weislich hatte ich es so eingerichtet, daß ich zuletzt in der ganzen langen Schlittenreihe fuhr, und wir so vor allen spähenden Argusblicken gesichert waren. Ich ließ die Zügel gehen und gab dem Pferde Gelegenheit, nach Behagen mit mir und meinem Glück weiter zu schlendern, damit ich freie Hand bekam, Vendelas weiche kleine Finger drücken zu können, die trotz der scharfen Kälte an den Spitzen von der mächtigen Gluth der ersten Liebe brannten. Nun wurden Küsse, Seufzer und Gelöbnisse ausgetauscht, bis ein rascher Ausruf Vendelas mich wieder auf die Erde zurückführte. Ich sah, daß das Pferd, die ihm gelassene Freiheit benutzend, sehr weit hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben war. Diese hätte es, nach meiner Kenntniß der fast systematisch betriebenen Klatscherei in L** nicht unterlassen, unsere Zögerung auf das schlimmste zu deuten, wenn sie bemerkt wurde. Ein gutes Theil niederdrückender Wirklichkeit mengte sich alsbald in den seligen Traum meiner Liebe, und ich war genöthigt den rohen Hanf des Seilers statt Vendelas weichem Arm zu fassen, und ein Hundert Peitschenhiebe auf die mageren

Lenden des armen Gauls, statt hundert Küsse auf ihre üppige Wange regnen zu lassen. Ach daß sich die verdammte Prosa auch überall einmischen muß!

Als ich am Morgen nach diesem glückseligen und ereignißreichen Abend erwachte empfand ich ein drückendes Gefühl, nicht unähnlich dem, wenn man sich erinnert, in der vergangenen Nacht bei einem lustigen Gelage sein Geld hinausgeworfen, oder irgend eine andere große Dummheit begangen zu haben. Ich war ein verlobter Mensch, ich, der noch Surnumerair war, und auf Gottes Erdboden nichts hatte als meine Uniform und — Schulden. In der That, angenehme Aussichten! dem Wenigen nach, was ich über Vendelas Verhältnisse erfuhr, war auch sie unbemittelt und hatte einem reichen Wohlthäter die Erziehung, die sie genoß, zu verdanken. So war ich wenigstens der Beschuldigung überhoben, die man jungen Militärs so gerne macht, daß sie sich aus Eigennutz verloben.

Es entstand ein colloquium familiare zwischen meiner Vernunft und meinem Herzen.

„Du hast dich dumm angestellt, mon cher coeur" — sagte griesgrämig die Vernunft — wirklich sehr, sehr dumm.

„Aber sie ist so süß", wandte das Herz ein, „und dabei kam ich aus eitel Verzückung ganz aus dem Takt."

„Bah, süß? Lebt man davon, meinst du?" sagte die Vernunft. „Uebrigens habt ihr euch wie Kinder aufgeführt, alle beide, denn ihr könnt doch niemals an ernstliche Vereinigung denken."

„Ich habe einen innigen Freund" antwortete das Herz, „er heißt Hoffnung. Von diesem Freund werde ich Stärke genug entlehnen, um auf bessere Zeiten warten zu können."

„Thörichtes Herz!" brach die Vernunft aus, „die Hoffnung ist ein echter Tanzmeister. Glaube ihr nicht. Die von Hoffnung leben, sterben an Hunger. Das „andre" worüber du und Vendela gestern Abend im Mondschein übereingekommen seid, will ich noch heute zu nichte machen. Es ist Sünde, um das junge unerfahrene Mädchen. Ich will sie zu mir selbst bringen, und will sie aufrichtig wissen lassen, wie schwach die Actien wirklich stehen. Ich werde es thun, wie sehr auch du, armes Herz, dabei bluten magst.

„Das läßt du fein bleiben!, versicherte das Herz, und hielt Wort. Denn wann besiegte wohl eine achtzehnjährige Vernunft ein achtzehnjähriges Herz? noch am selben Tage hatte ich eine hastige Zusammenkunft mit Vendela. Der Gedanke an die Vorfälle des gestrigen Tags machte uns wohl anfangs ein wenig schüchtern und verlegen vor einander, aber ein liebevoller Blick aus Vendelas klaren Augen setzte rasch meine Zunge in Gang und Gott mag wissen, die Vernunft redete nicht viel dabei mit. Wir verabredeten einen täglichen Briefwechsel, der durch meinen jüngern Bruder gehen sollte, der dort Schulknabe war und im selben Hause mit meiner Flamme wohnte. Die Wintermonate verflossen unter fleißigem Briefwechsel, und ein und der anderen verstohlenen Zusammenkunft. Mit jedem Tage „brannte mich mehr der Liebe stechende Qual" und es war kein Wunder, denn mit jedem Tag entdeckte ich neue Vollkommenheiten an der Geliebten. Man konnte sich kein wärmeres, treueres Herz, kein minder selbstisches Gemüth vorstellen, als das ihrige. Die Liebe, jenes für sie so neue und wunderbare Gefühl, hatte sich ihrer ganz und gar bemächtigt; sie lebte nur dafür, obwohl sie als kleines Genie

dennoch Alles, was sie sollte, ordentlich und pünktlich that. Ach wie zärtlich und naiv waren ihre Briefe! Sie machen mir noch Freude, denn sie sind das Letzte, was mir von meiner ersten Liebe übrig geblieben ist. Sie hatte viel musikalisches Talent und eine herrliche Stimme. Wie schwellte sich mein Herz in Stolz und Freude, wenn ich sie manchmal in größeren Gesellschaften eine hübsche Romanze mit jenem entzückenden Gefühl singen hörte, das nur die Liebe einzuhauchen vermag! An mich waren ja jene schmachtenden Töne gerichtet, obgleich sie nicht wagte, ihre schönen Augen zu mir aufzuschlagen, aus Furcht ihre scheue Liebe irgend einem spähenden Luchs zu verrathen. Mir galt er, jener heiße Seufzer der am Ende des Gesangs den jungen, keuschen Busen hob.

Unbekannt mit der Welt und ihren Sorgen hatten wir nie an die Möglichkeit einer Veränderung in unserer Welt froher Liebe gedacht. Unsere einzige Sorge war nur gewesen, unsere Liebe vorsichtig verbergen zu können, und dieß war uns geglückt, besonders dadurch, daß ich um den Augen der Neuigkeitskrämer blauen Dunst vorzumachen mit Vendela's allergnädigster Erlaubniß da und dort meine Huldigungen anbrachte. Daher mag die Gewohnheit des Verliebtseins herrühren, die mir die Leute, nicht ganz mit Unrecht andichten.

Aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß mein Glück nicht dauerhaft sein sollte. Mai, der vor allen anderen so heiß ersehnte Monat kam, wohl mit Blumen im Haar, wie gewöhnlich, aber auch mit der Ordre in der Hand an mich unglücklichen Seladon, mich beim Depot des Regiments einzufinden, und Amors Panier mit der Kriegsfahne des Mars zu vertauschen. Als ich diese Neuigkeit Vendela überbrachte, brach sie in heftiges Weinen aus, auch mir, obwohl Fähndrich und treuer Diener des Königs traten die Thränen in die Augen; doch das mag einem jungen Krieger verziehen werden der niemals vor einem gefährlicheren Feuer stand, als dem, welches aus Vendelas schönen Augen blitzte.

Am Abend vor meinem Abmarsch hatten wir eine Zusammenkunft im Zimmer meines Bruders. Das liebende Mädchen lag schluchzend in meinen Armen, ohne etwas Anderes als schmerzliche Ausrufe, hie und da von wehmüthigen Küssen unterbrochen, von sich zu geben. Der Abschied hätte von beiden Seiten unmöglich bitterer sein können, wenn ich im Begriff gestanden wäre, in einen blutigen Krieg gegen den Selbstherrscher aller Reußen zu ziehen. Es war eine Ahnung kommenden Leides und ewiger Trennung, die uns beide erfaßte. Sie hat sich nicht getäuscht. Ich habe Vendela seither nicht mehr gesehen.

Aber viele, viele Thränen sind zur Erde gefallen, viele Nächte hab ich in Gedanken an sie, die Gute, Heitre, Unschuldige, durchwacht, die meinem Herzen das reinste und edelste Gefühl eingegeben, welches dieses je in sich hegte. Friede, ewiger Friede sei über dem Grab meiner Freude.

— Aber, starb sie denn während dieser Zeit? fragte Stalsköld.

Ach nein, aber sie zog in jedem Fall weit, weit weg von mir. Ich war kaum einige Tage in der Garnisonsstadt gewesen, als ich von Vendela einen Brief erhielt, der durch die vielen Thränen, die während des Schreibens darauf gefallen waren, schwer lesbar war. Sie benachrichtigte mich, ihr Wohlthäter sei ganz unvermuthet angekommen, sie aus der Pension abzuholen, und sie sei gezwungen, ihm in einigen Tagen

darauf in seine Heimath zu folgen. Sie war ganz vernichtet bei dem Gedanken, zur Trennung von mir genöthigt zu werden, ohne das Wort der Liebe noch einmal sprechen, ohne Jemanden die Tiefe ihres Schmerzens anvertrauen zu können. Sie beschwor mich, sobald als es die Umstände nur immer zuließen, ihrem Wege zu folgen und sie aufzusuchen, denn sie habe mir so viel zu sagen, wovon sie jetzt in ihrem aufgeregten Zustand kein Wort hervorbringen könne. „Und nun, mein heißgeliebter Stellan (so schloß sie) lebe wohl, lebe wohl! — — O, es kommt mir vor, als müßte ich dieses traurige Wort mit meinem Herzblut schreiben. Lebe wohl! Die Stunde des Unglücks, an welche ich in meiner seligen Unerfahrenheit bis jetzt nie gedacht habe, hat nun geschlagen, aber sei sicher, daß ich, obwohl noch ein Kind an Jahren, mein junges Herz treu, warm und deiner würdig erhalten werde. Ich hege die Furcht, das Schicksal wird gegen die Liebe kämpfen, der wir uns so unbedachtsam hingegeben haben. Aber was ist wohl die Liebe die sich bedenkt! Die Würfel sind geworfen, und ich bin ewig

Deine**"

Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Empfindungen ich diese Hiobspost durchlas. Nach der Weise der alten Juden fing ich an zu rasen und meine Kleider zu zerreißen." Alle Versuche meiner Kameraden mich zur Besinnung zu bringen waren fruchtlos. Endlich lief ich, (wie Wahlin von König Erich XIV. sagt) „gar nicht mehr wie ein verständiger Mensch" in den Wald und blieb von den lehrreichen Bataillonsexercitien den ganzen Nachmittag fort. Als ich endlich gegen Abend mich einigermaßen beruhigt hatte, kehrte ich mit hängendem Kopf, starren Augen und wirrem Haar in das unglückliche Lager zurück, wo ich das arge Mißgeschick hatte dem Oberstlieutenant zu begegnen, der mich aus meiner Betäubung durch sein gewohntes Brüllen aufschreckte: „Was dreimalhunderttausend Donnerwetter . . . . . treibt denn der Fähndrich? Ist der Fähndrich rein toll, daß er vom Exercitium und Allem fortläuft? Wo war er, Fähndrich, antworte er!"

Ohne ein Wort herauszubringen stierte ich, im Gesichte bleigelb und bewußtlos den entsetzlichen Popanz an, den ich sonst mehr als Tod und Teufel gefürchtet hätte.

„Ist der Fähndrich denn stock- durch und durch taub, daß er nicht antwortet wenn ich spreche?" rief die rohe Stimme.

Ich seufzte tief auf, legte die Hand auf's Herz und recitirte pathetisch:

„Meine Lebenssonn' ist unter, Dunkel herrschet rings um mich,
Vendela hab' ich verloren, der alte Ring nimmt sie mit sich."

„Ist der Fähndrich aus dem Narrenhaus fortgelaufen, daß er mir ein dummes Bauernlied vortrillert? Vendela? was ist das für eine sacr***? — Geh er hinein, Herr, und sitze er und denke er an seine Vendela, bis ihm Moos auf seinem Milchgesicht wächst. Vorwärts marsch!"

So liebeskrank ich auch war, hatte ich doch so viel Besonnenheit übrig, daß ich einsah, hier müsse ich den Kürzeren ziehen, und zwar augenblicklich, denn der Oberstlieutenant war, wie du dich wohl erinnerst, einer der rohesten Brummbären der alten, ächt despotischen Schule, vor dem keine Einwendung etwas galt. Ich beeilte mich in mein Zelt, so schnell ich nur konnte. Jetzt war ich in zweifacher Beziehung Gefangener: sowohl meiner Herzens- als meiner persönlichen Freiheit beraubt. Wie hätte ich jemals während der schönen Zeit meines Glücks mir träumen lassen, daß Vendela mich in Arrest

bringen könnte! Aber so geht es beim Militär. Wie mancher junge, verdutzte Fähndrich mußte nicht ins Loch tanzen, weil er, mit seinen Gedanken ausschließlich bei seiner abwesenden Huldgöttin weilend, unter den Gewehrexercitien vergaß, den Daumen hübsch an den Kolben zu legen, ein Verbrechen, das vor den Augen eines Exercierpedanten weit fürchterlicher ist, als Vatermord!

Der Kummer der Jugend verschwindet ebenso rasch, als er gekommen. Schon am andern Morgen kam ich wieder zu Vernunft, aber das Herumlaufen im Walde hatte mir zugleich eine Erkältung zugezogen, welche das wohlmeinende Verfahren des Oberstlieutenants, mich einzusperren, ganz und gar überflüssig machte. Ich wurde ernstlich krank und wurde von dem alten Munter gepflegt, der drei Jahre lang der Bediente meines Vaters gewesen war, und nachdem dieser den Abschied genommen, ebenso nothwendig mich bedienen wollte, da er eine gewisse Vorliebe für den Namen von Phiffen gefaßt hatte.

Um eine lange Geschichte kurz zu machen, will ich nur noch bemerken, daß ich mich in einigen Tagen so weit von Kummer und Krankheit erholt hatte, um wieder an den interessanten Waffenübungen Theil nehmen zu können, bei welchem ich doch mit manchem spitzigen Wort des Oberstlieutenants vorlieb nehmen mußte. Ach die Sonnentage meines Lebens waren vorüber, und die Regen- und Gewittertage hatten begonnen!

Ich schrieb an Vendela, und goß die Bekümmernisse meines Herzens auf vier dicht vollgeschmierten Briefbogen aus, aber diese herrliche Uebung im erotischen Styl wurde niemals abgeschickt, da ich unvermuthet einen neuen Brief von Vendela erhielt, worin sie aufs höchste allarmirt, mich in Kenntniß setzte, daß ihr Wohlthäter ihre Hand begehre und eifrig auf eine Verbindung hinwirke, die ihrer verstorbenen Mutter höchster Wunsch gewesen war. Sie war natürlich bereit, ihm ihre tiefste Achtung, ihre innigste Dankbarkeit, die er so wohl verdiente, zu widmen, aber ihre Liebe, ihr Herz — nie, das sei bereits vergeben u. s. w.

Ich weiß wirklich nicht, woher die Inspiration kam, aber gewiß ist, daß ich plötzlich ungeheuer vernünftig, oder besser gesagt, nach meinem langen Liebesrausch nüchtern wurde.

Ich hatte während dieses halben Jahres, mich niemals mit Gedanken an die Zukunft behelligt, aber jetzt stellte sich diese magere in Trauer gekleidete Dame vor meine erstaunten Blicke und hielt mir einen kleinen magischen Spiegel vor, worin ich mit Bestürzung und Entsetzen Vendela erblickte, in dürftigen Kleidern und abgezehrtem Gesichte, wie sie auf einem gewöhnlichen hölzernen Stuhle saß und ein kleines, schwaches Kind wiegte, unterdessen fünf oder sechs andere, alle in großem Negligé, in der schmutzigen Kammer herumsprangen und von Zeit zu Zeit begehrliche Blicke nach einem Topfe voll Kartoffeln warfen, der auf dem Herde stand, neben welchem ich mich selbst sah, auf den Knien und aus allen Kräften blasend, um das feuchte Holz zum Brennen zu bringen. „Hu, hu! Gott verschone uns beide vor einem so scheußlichen Schicksal!" rief ich von Schrecken ergriffen. Die abgedroschenen Worte: „eine Hütte und ein Herz," klingen recht schön, taugen aber nicht in die Wirklichkeit. Wie? Ich sollte es mit Töpfen und nassem Holz zu thun haben? Nein, eher will ich —

Und jetzt setzte ich mich wieder hin, riß meinen langen Liebesbrief in der Mitte auseinander, ergriff die Feder aufs neue, und fing einen andern an, in welchem ich die

Vision, die ich gehabt hatte, in den schwärzesten Farben malte. Wenn die Vernunft vorher vom Herzen zum Schweigen gebracht worden war, so nahm jetzt jene die gehörige Revange. Das arme Herz blutete fast bei den egoistischen, berechneten Vorstellungen, die ich machte. Um sie, welche ich noch am höchsten auf der Erde liebte von dem elenden Schicksal, das ich im Spiegel der Zukunft gesehen zu haben glaubte, zu retten, gewann ich soviel Kraft über mich, daß ich mich fast über die gemeinschaftliche Kinderei schämte, die uns verleitet hatte, uns Treue bis in den Tod zu schwören. Ich beschwor sie, mich zu vergessen, und nur an ihren Wohlthäter zu denken, der ihre Liebe weit mehr als ich verdient habe. Ja, um meinen Zweck sicherer zu erreichen, malte ich mich selbst in wenig schmeichelhaften Farben, sprach von meinem Leichtsinn, und ließ sie nicht undeutlich merken, daß „ich sie nicht mehr liebe". Ich mußte mir Gewalt anthun, diese Worte niederzuschreiben, die so voll von Unwahrheiten waren; aber es war eine Lüge, welche das Gewissen billigte, und ich fühlte mich gehoben darauf.

Der Nagel drang ein, wie man sagt. Mit umgehender Post erhielt ich von Vendela folgende Zeilen: Undankbarer! Sie haben mich dazu gebracht, den Glauben an das Edelste im Leben zu verlieren. Erbärmlich bin ich in so früher Jugend betrogen worden. Aber für etwas danke ich Ihnen doch, mein Herr. Ihre Undankbarkeit hat mich gelehrt, der Dankbarkeit und der Pflicht zu leben. Ich habe meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater, gebeichtet, und er hat, wie ich, Ihren wahren Werth eingesehen. Wenn Sie anders gewesen wären, hätte er unserm Glück gewiß kein Hinderniß in dem Weg gelegt, denn dazu liebt er mich zu sehr. Aber jetzt will ich alles Vergangene vergessen, Sie vergessen, Alles vergessen. Leben Sie wohl! In wenigen Wochen bin ich das Weib meines Wohlthäters. Leben Sie wohl für immer!

(Fortsetzung folgt.)

Singende Schwäne.

S** Die Naturforscher unterscheiden zwei Arten von Schwänen: stumme und singende. Die erste Kunde von singenden Schwänen finden wir bereits bei Homer, welcher ganze Schwärme solcher Schwäne an dem Peneus und anderen Flüssen Griechenlands sah; er nannte ihren Gesang einen Lobgesang an Apollo. Aeschylus, welcher ungefähr 480 Jahre v. Chr. lebte, erwähnt zuerst, daß der Schwan kurz vor seinem Tode singe und nennt dieses Singen „seinen letzten Gesang". Plato (360 v. Chr.) sagt, daß der sterbende Schwan singe, weil er wie der Phönix seiner Wiedergeburt bewußt sei, weßhalb denn auch in seinem Sterbegesang etwas ungemein Beseligendes liege. Aristophanes drückt zwei Töne aus, aus welchen der Schwanengesang bestehe, nämlich aus den Tönen „tio, tio, tio, tio, tieks". Der große Naturforscher des Alterthums, Aristoteles, (330 v. Chr.) spricht von dem Sterbegesang des Schwans und zwar mit einer nicht den geringsten Zweifel zulassenden Sicherheit. Nur Plinius, welcher keine Gelegenheit hatte, singende Schwäne zu beobachten, und wahrscheinlich nur stumme sah, drückt bezüglich des Schwanengesanges vor dem Tode Zweifel aus. Der bolognesische Arzt Aldobrandi beschreibt zuerst, im J. 1634, das eigenthümliche Hervorbringen, sowie die Dauer und die Form des durch den Athem erzeugten Tones der singenden Schwäne. Im Halse beginnend geht der Ton in eine eigens für ihn bestimmte Höhlung des Brust-

beines, dreht sich am Ende desselben und geht dann wieder zur Oeffnung der Höhlung zurück, von wo er erst in das Innere der Brust geleitet wird. Aldobrandi zieht die Existenz zweier Gattungen von Schwänen nicht im Geringsten in Zweifel. Nur Rei zeigte (um d. J. 1667), daß es zwar eine Art solcher Schwäne gäbe, daß aber bei ihnen die eben erwähnte Bildung der Kehle nicht vorhanden sei. Die erste Nachricht von singenden Schwänen, welche gefangen und gezähmt wurden, und sich auch in diesem Zustande fortpflanzten, theilt uns ein französischer Naturforscher mit. Dieselben kamen zwischen 1740 und 1769 nach Chantilly geflogen und wurden hier gefangen; bald wurden dieselben völlig zahm, nahmen das Futter aus der Hand ihres Wächters, brüteten ihre Eier mit Sorgfalt aus und wehrten sich in ihren Nestern tapfer gegen die sich in denselben einnisten wollenden Gänse und stummen Schwäne, jagten ihre Gegner in die Flucht, schlugen mit den Flügeln und stimmten, stolz den Kopf erhebend, ihren Siegesgesang an. Ihr Gesang bestand aus zwei sich oft nacheinander wiederholenden Tönen; die Stimme des Männchens konnte man eine ganze Wegstunde weit vernehmen; die Stimme des Weibchens war schwächer; die beiden Töne des letzteren enthielten die Noten d und e, die des Männchens e und f. Im Allgemeinen singen die Schwäne in gereiztem Zustande und gewöhnlich Morgens und Abends. In Island bauen die singenden Schwäne in großer Anzahl ihre Nester an Sümpfe und Seen und werden während der Brutzeit sehr häufig gefangen. Sie bleiben den Winter über auf der Insel und der Isländer Eggert Olarsen, welchem wir sehr genaue Nachrichten über diese Gattung Schwäne verdanken, nennt ihren Gesang die angenehmste Wintermusik und vergleicht denselben mit den Tönen der Geige. Im nördlichen Rußland und noch mehr in Sibirien ziehen sie in großer Anzahl einher; im Herbste ziehen ganze Schaaren derselben an die Ufer des schwarzen und kaspischen Meeres, nach Kleinasien und Griechenland. Ein neuerer russischer Naturforscher vergleicht den angenehmen Ton ihrer Stimme mit dem Klange eines silbernen Glöckchens, und fügt bei, daß selbst der letzte Athem von tödtlich verwundeten Schwänen wohlklingende Töne hervorbringe. Adolph Ermann fand im J. 1828, daß in Sibirien die Stimme der Schwäne viel wohlklingender und helltönender sei als die Stimme anderer Thiere und daß selbst bei verwundeten der letzte Athemzug solche Töne hervorbringe. Herr von Kittlitz (während der Expedition mit Litke) sah auf Kamtschatka viele singende Schwäne und verglich ihre Stimme mit den Tönen der Geige. Die Forschungen des Dr. Lindenmaier beweisen, daß auf dem likarischen und kopaischen See in Griechenland singende Schwäne sich beständig, sowohl im Sommer wie im Winter aufhalten. An den Ufern des baltischen Meeres sind einige Punkte, wo in jedem Herbste eine große Menge singender Schwäne erscheint. Sie bleiben dort, so lange das Meer in ziemlicher Entfernung vom Ufer nicht gefriert und so lange das Wasser bei den Mündungen der Flüsse und Bäche noch offen ist. Im Frühjahre erscheinen die Schwäne wieder, sobald sich vor den Flüssen und Bächen eisfreie Stellen bilden. In das Innere des Landes wagen sie sich jedoch nicht. Besonders häufig trifft man singende Schwäne an den Küsten der Insel Oesel; sie singen, nach der Angabe der dortigen Bewohner im Frühjahre und im Herbste, und deutet ihr Gesang in letzterer Jahreszeit, wenn sie in großen Schaaren einherfliegen, das baldige Einbrechen der Kälte an. Immer aber ist das Erlegen dieser Schwäne, selbst mit der Kugel, sehr schwer, weil sie äußerst vorsichtig und furchtsam sind; übrigens werden sie, da ihr Fleisch nicht genießbar ist, wenig

verfolgt. Stumme Schwäne erscheinen sehr selten auf Oesel. Der Naturforscher Schilling beobachtete auch auf der Küste von Pommern singende Schwäne. Sie geben, schreibt derselbe, helltönende, reine Laute von sich, welche einem einladenden und zugleich mahnenden Rufe gleichen, und, wenn sie in großen Schaaren beisammen sind, das Ohr ganz eigenthümlich ergötzen. Vernimmt man ihren Gesang in der Entfernung einer Wegstunde, so gleichen ihre Töne bald den Klängen einer Glocke, bald den Tönen von Blasinstrumenten. Diese eigenthümliche Art von Gesang der Schwäne wird allerdings häufig zu ihrem Sterbgesange, weil sie, wenn sie nicht mehr im Stande sind, sich in der Tiefe des Wassers ihre Nahrung zu suchen, durch den Hunger so erschöpft werden, daß ihnen die Kräfte zum fernern Schwimmen fehlen und sie so häufig im Eise versinkend sterben, wobei sie bis zu ihrem Ende diese ganz eigenthümlichen, melancholischen Laute von sich geben.

Historisches Schatzkästlein.

I. Wr. Kleidertracht des 15. Jahrhunderts. Ueber die Pracht der Kleidung der bei dem Hochzeitszuge Herzog Georg des Reichen mit der polnischen Prinzessin Hedwig (1475) Anwesenden, ist in „Herzogen Georgens Beilager Ceremoniel", wie folgt zu lesen: „Item darnach ging die Braut und führt sie der Kaiser (Friedrich III.) und Herzog Otte, und der Kaiser hett an ein roths gar kostbares Stück, das war gülden und hett einen Ueberschlag mit gar köstlichen Pernlein gestickt, darin versetzet gar viel Edelgestein von Dymant, Rubin, Smaraken, Saphir und viel ander Edelgestein und hett an den Hals hengen, darin versetzet war gar viel kostbar Edelgestein, und führt die Königin (die Braut, die man Königin nannte, weil sie eine königliche Prinzeß war) bei der rechten Hand, und zu der linken Hand ging Herzog Ott, und hett an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rockes war aller gestickt mit Pernlein, desgleichen war die Kappen und die einen Hosen mit gar schönen Pernlein und darin versatzet Edelgestein, und ginge zu der linken Seiten. Item die Braut hette an einen rothseiden Rock von gar gutem Atlaß, und waren von oben bis unten ganz und gar Pernlein, die waren oben groß und schön, und war gestickt mit heidnischen Blumen und in den Blumen stunden gar schöne Edelgestein von allerlei Farb, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten und hette ein hohes Koller, das war ganz gestickt mit Pernlein. Auf dem Kopf hatte sie eine kostbare Kron, und inwendig der Kron auf dem Haar ein breiten Borten von gar großen Pernlein und unter der Kron hing ein dünn Tuch herfür ein wenig vor die Augen, doch daß man die Augen sah, und hette auch ein kostbares Halsband, und ging aufrecht und schlug doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und darzu gerad und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen." Auf die nämliche Art gingen auch die übrigen Fürsten entweder ganz in Goldstoff gekleidet, oder in Kleidern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlen gestickt waren.

Miscellen.

In London hat man unlängst den Vorschlag gemacht, die Häuser mit flachen Dächern zu versehen, und auf denselben Glashäuser und Blumengärten anzule-

gen. Dadurch würde nicht allein die Oberfläche der Stadt (mit Abrechnung der Straſsen) verdoppelt, sondern auch in das Stadtleben eine Annehmlichkeit eingeführt, deren die große Mehrzahl der Einwohner bis jetzt entbehren mußte. Es ist berechnet, daß flache Dächer wohlfeiler zu stehen kommen, als hohe, während sie an Dauer, wenn gut ausgeführt, die letzteren übertreffen würden. Mit der Blumenzucht hat es in London nur den Haken, daß wegen des Steinkohlenrauchs, welcher fortwährend die Luft der Stadt verdichtet, kein Gewächs aufzukommen vermag. Zwar sind durch Parlamentsbeschluß die Besitzer von Dampfmaschinen angehalten, sogenannte rauchverzehrende Apparate (Vorrichtungen, wodurch der Rauch verbrannt wird) einzurichten, allein dies reicht nicht hin, da von den Kamin- und Herdfeuern noch immer die Atmosphäre der großen Stadt in einen dichten Mantel von Steinkohlendampf gehüllt ist. Um Dem abzuhelfen, schlägt man jetzt vor, auch die Privaten anzuhalten, rauchverzehrende Vorrichtungen einzuführen. Dies hat aber bei kleinen Feuerungen seine Schwierigkeiten. Gelänge es, diese zu überwinden, so würde dieß nicht bloß sehr wohlthätig auf den Gesundheitszustand von London einwirken, sondern auch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial zur Folge haben. Dann erst, wenn die Luft von den schwefeligen Gasen frei seyn wird, ließe sich daran denken, London in einen schwebenden Garten zu verwandeln. Ein hübsches Phantasiebild übrigens!

*** Bei der Unantastbarkeit des Vereinigungsrechtes in England konnte es nicht fehlen, daß auch gefährliche Vereine (Clubs) ins Leben traten, die nach dem Ausdruck eines englischen Schriftstellers im vorigen Jahrhunderte „mit dem Strick aufgelöst wurden." So gab es unter andern einen Club der Todtschläger, dessen Mitglieder allen Ernstes wenigstens einen Mord begangen haben mußten. Auch ein Club des Schreckens existirte, dessen Mitglieder die gefürchtesten Händelsucher waren; der Mohockclub oder der Club der Menschenfresser hatte zum Zwecke, die Vorübergehenden in den Strassen anzufallen und zu mißhandeln. Diesem letzteren Vereine gehörte in seiner Jugend der Lord Oberrichter Holt an. Eines Tages wurde Sr. Lordschaft in Old Bailey ein Mensch vorgeführt, der des Strassenraubs angeklagt und überführt war. Der Richter erkannte den Verbrecher als einen seiner früheren Clubfreunde und in der Meinung, von ihm nicht erkannt zu sein, fragte er ihn (ob aus Neugier oder alter Anhänglichkeit lassen wir dahin gestellt), was aus den übrigen Mitgliedern des Clubs geworden sei. Mit einer tiefen Verbeugung gab der Gefragte dem Oberrichter zur Antwort: „Ach Mylord, sie sind alle gehängt worden, mit Ausnahme von Ew. Herrlichkeit und mir."

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Die Schlacht bei Poltawa. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von C. J. Starck. — Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander. Dritter Band. Kleinasien. — Auf deutscher Erde. Erzählungen von Edmund Hoefer. 2 Bde. — Im Strom der Zeit. Roman aus der Zeit Kaiser Leopolds I. 4 Bde. — Auszug aus dem Tagebuch eines Materialisten. Von R. Schuricht. (Forts. f.)

** (Vom Büchermarkt.) Die biographische Literatur hat in England von jeher eine große Rolle gespielt und ist nur eine Zeit lang von den Franzosen in der Quantität der Erscheinungen übertroffen worden, als es in Frankreich förmlich Mode war, Memoiren zu

schreiben Wir begegnen in neuester Zeit wieder verschiedenen neuen Biographien, von welchen wir nur einige hervorheben: „Sketch of the life and character of Sir Robert Peel" von dessen Verwandten Sir Lawrence Peel herausgegeben, ferner „Autobiographical recollections of the lathe Ch. R. Leslie", von Tom Taylor edirt, der bereits eine andere Malerbiographie jene Haydon's, bei dem literarischen Publicum einführte. Interessanter dürften noch die „Memorial of Thomas Hood" sein, bei welchen eine Tochter und ein Sohn des geistreichen Mannes das Material gesichtet und zusammengestellt haben.

** Jagdfreunde werden in „Dunlop's Hunting in the Himalaya" sehr genaue Details über die Elephantenjagd finden und diesen kühnen Jäger auf seinen Zügen bis in die Regionen des ewigen Schnees begleiten können. Unter den wilden Jägern, die ihre Erlebnisse kürzlich dem Druck übergeben haben, finden wir auch einen Kapitän Shakspear mit „Wild spords in India". Der Mann scheint wie sein großer Namensvetter, sehr leidenschaftlich für die Jagd eingenommen und dabei auch ein Freund der Poesie zu sein, da er seine Züge mit mancherlei poetischen Citaten einleitet.

*** Der noch in Nürnberg bestehende Pegnitzorden, 1644 von Harsdörfer und Klay gegründet, und jetzt literarischer Verein genannt, hat die Dichter Geibel, Heyse, Scheffel, Rückert und Wolfgang Müller zu Ehrenmitgliedern ernannt.

*** Der jetzt in Leipzig lebende Lustspieldichter Roderich Benedix hat sich mit der Schauspielerin Frl. Leontine Paulmann verlobt.

** „Jugendklänge" ist eine kleine Sammlung Gedichte von Franz v. Sales Walk betitelt, welche in diesen Tagen zu Eichstätt im Selbstverlage des Dichters erschienen ist und ein bildsames poetisches Talent verräth, das bei reiferen Jahren Tüchtiges erwarten läßt. Vorerst finden wir viel Anklänge an „Amaranth" und deren Richtung, mitunter aber auch Eigenthümliches von großer Schönheit des Gedankens. Wir wollen zur Probe zwei Gedichte folgen lassen.

Abendbitte.

Mein Auge! schließe
Dich zu.
Du Vater gieße
Süße Ruh
In seine Gluth.
Trübe ist es von Sorgen,
Stille bis Morgen,
Vater, sie du!

Rath.

Laß kriechen andere!
Was da kriecht auf Erden,
Ach wie leicht
Kann es zertreten werden.
Laß fliegen Andere!
Sieh' aus hohen Lüften
Fällt man leicht,
Zerschmetternd sich in Klüften.
Gehe männlich du
Deinem Ziele zu.

** Andreas Munch. Wenn Biörnson als der bedeutendste Novellist*), so ist Andreas Munch als der bedeutendste, jetzt lebende lyrische und dramatische Dichter Norwegens anerkannt. Wir hören mit Vergnügen, daß eine von dem Dichter selbst durchgesehene deutsche Uebersetzung seiner Gedichtsammlung „Sorg og Tröst" (Leid und Trost) nächstens in Berlin (Haude und Spener) erscheinen wird. „Leid und Trost" ist zum größten Theil ein Sonettenkranz, den der Dichter seiner früh heimgegangenen, jungen Gattin geweiht hat, der aber, der persönlichen Beziehung ungeachtet, jedem Herzen, das von ähnlichem Leid getroffen worden, Trost zu bringen vermag. Es ist das religiöse, das poetische Gemüth, das bei Munch vorherrscht und das gewiß auch in verwandten deutschen Gemüthern reichen Anklang finden wird.

*** Der treffliche Atlas der alten Welt von Theodor Menke ist in dritter Auflage erschienen.

*) Das Unterhaltungsblatt wird nächstens eine Novelle von Biörnson bringen. Zugleich bemerken wir, daß wir den Nachdruck unserer Novellen nicht gestatten, und den Schutz der Gesetze für uns beanspruchen können. A. d. R.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

5. August 1860.

I. Jahrgang. Nro. 8.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Aus dem Soldatenleben im Norden.

Novelle von Wilh. v. Braun.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

„Sieh, das hast du für deine einfältige Großmuth!" sagte ich zu mir, nachdem ich diese Worte, welche mein Schicksal unwiderruflich festsetzten, gelesen hatte. „Sie betrachtet mich als einen leichtsinnigen Tropf, einen niedrigen Schuften, dafür, daß ich nach den Eingebungen meines Rechtsgefühles zu handeln suchte. Und dabei gibt sie mir noch zu verstehen, ihr Lümmel von Wohlthäter wäre nicht dagegen gewesen, edelmüthig unsere Hände in einander zu legen, wenn ich treu geblieben wäre! Ha! das ist der Lohn der Rechtschaffenheit! Jetzt ist kein Rückgang mehr möglich, denn ein aufrichtiges Geständniß des wahren Sachverhaltes würde ja nur als Ausfluß von Eigennutz und Heuchelei angesehen werden. Ich habe mich selbst hineingestürzt, aber ich will wenigstens mein Schicksal tragen, wie es dem Manne ziemt. Der angenehme Wohlthäter soll doch zu wissen bekommen, welchen Dienst ich ihm erwiesen habe, wenn Vendela seine Frau geworden ist; denn den Triumph will ich ihm nicht über mich lassen, daß er fortwährend in dem Glauben verharren soll, ich hätte den Schatz, in dessen Besitz er gekommen ist, nur aus Leichtsinn weggeworfen."

Diesem meinen Beschluß getreu, schrieb ich kurz nach seiner Hochzeit einen Brief an ihn, worin ich ihm vollständig den Grund angab, der mich vermochte, meinem Lebensglücke, selbst auf die Gefahr hin, unwürdig zu erscheinen, zu entsagen. „Um mit Ihnen glücklich leben zu können, schloß ich, mußte Vendela die höchst ungerechte Ueberzeugung beigebracht bekommen, ich sei ein elender Betrüger. Ich brauchte mich dabei nicht zu schonen, denn dadurch ist ihr Glück möglich geworden. — Fast jedes irdische Glück ist auf das Unglück eines Andern gebaut."

Die Antwort, die ich bald darauf erhielt, war würdig, und ließ erkennen, daß sie von einem edeln Manne kam. Er dankte mir, und machte mir Vorwürfe. Er theilte mir mit, er habe von frühster Jugend auf Vendelas Mutter, die ihm ihre Gegenliebe schenkte, geliebt; diese aber war von ihren Aeltern gezwungen worden, einen

fremden Abentheurer zu heirathen, der für ungemein reich gehalten wurde. Diese Ehe war, wie sich voraussehen ließ, unglücklich. Nach einigen Jahren verschwand der Abentheurer aus dem Land und hinterließ seine Frau mit zwei Kindern kränklich und in größter Armuth. „Mittlerweile war ich," schrieb der Wohlthäter, „durch eine mir zugefallene Erbschaft und glückliche Handelsspeculationen reich geworden und konnte so die Stütze der Hülflosen sein. Die alte Jugendliebe lebte noch in meiner Brust, aber Vendelas Mutter lehnte es entschieden ab, jetzt nachdem sie frei geworden war, meine Gemahlin zu werden. Sie schwand mit jedem Tage mehr dahin, während ihre Tochter aufblühte, und die Mutter fand sich mit Vorliebe in die Hoffnung, diese würde eines Tages einmal für mich das werden, was sie selbst gewesen war. Anfangs lachte ich darüber, als ich aber bald in Vendela das Bild der Mutter verjüngt sah, fing ich an, in ihre Träume über meine Zukunft einzugehen. Ich brachte Vendela in die Pension bei einer Frau in L** die ich von jüngern Jahren her kannte und deren Charakter ich achtete. Leider dachte ich nicht daran, daß man einen solchen Schatz, wie ein junges, unerfahrnes Herz in größerer Nähe bewachen muß. Sie waren auch nahe daran, meine Hoffnungen scheitern zu lassen, aber Sie handelten recht und unrecht, als sie die Illusionen des liebenden Kindes so schonungslos zerstörten. Wohl ist sie jetzt mit ihrem Schicksal zufrieden aber die Freude ihres Herzens ist untergraben. Hätte ich vor meiner Verbindung die wahre Sachlage gekannt, würde ich nie das große Opfer, das Sie mir gebracht, angenommen haben. Jetzt kann es um ihretwillen nicht mehr geändert werden, und Sie müssen sich in Ihr Schicksal fügen, von der mißkannt zu werden, die wir beide lieben."

Er schloß, indem er mir auf delicate Weise eine Jahresunterstützung anbot, welche ich, wie er sich ausdrückte, um so leichter annehmen könne, als er in jedem Falle mein Schuldner sei und bleibe. Natürlich schlug ich dieses Anerbieten, so verblümt es war, stolz ab, und von der Zeit an habe ich über Vendela und ihr Schicksal nicht die geringste Nachricht erhalten. Geflissentlich habe ich es auch unterlassen, darnach zu spähen, denn ich hatte mir vorgenommen, ein Gefühl zu unterdrücken, das nunmehr unzuläßig war. Aber, wie gesagt, niemals hat mir dieß recht glücken wollen. Vendela ist das einzige Weib, das ich wirklich liebte, und ihr schönes Bild strahlt noch immer in vollem Glanze durch meine Träume. Mein Herz ist öde und freudenleer, wenn auch die Welt, die nach der Außenseite urtheilt, mich für einen lustigen Kumpan hält, dem niemals etwas Ernstes in den Kopf kommt. Aber ich habe meine bittern Stunden; diese gehören dem Andenken der Unvergeßlichen.

Da hast du in Kürze meine schöne und rührende Liebesgeschichte. Wenn ich auch an manchen Stellen sie scherzhaft erzählte, so weiß doch Gott, wie viele bittere Thränen ich weinte, während jene Begebenheiten sich ereigneten und auch nachher.

— Ich danke für deine Erzählung! sagte Stalsköld; sie war erbaulich genug; aber aufrichtig gesagt, scheint es mir, als seist du ziemlich inconsequent gewesen, so geradezu abzubrechen, nur aus Furcht vor der Zukunft, nachdem du einmal so einfältig gewesen warst, dich zu verloben.

„Aber Herzensbruder, vergißt du denn die sieben Kinder und den Topf mit Kartoffeln!" rief von Phiffen, oder Stellan, wie wir ihn von jetzt an nennen wollen, aus, „Die, welche man liebt, in Noth zu bringen, sie gezwungen zu sehen, allen Annehmlichkeiten des Lebens zu entsagen — o, das muß unerträglich sein. Etwas anderes wäre

es gewesen, wenn ich, wie du, Anlagen zu einem Bauern oder Speculanten gehabt hätte, aber, du weißt, mir fehlt der Sinn für solche Dinge. Ich bin weit mehr verzehrend, als ernährend — mit einem Worte, ein wahrer Taugenichts, aber ich sollte ein prächtiger Kerl sein, wenn ich eine halbe Million hätte. Ich glaube, es wäre mir nicht bange vor einer feindlichen Batterie zu stehen, aber ein ganzes Peloton kleiner Liebespfänder weinend Kleider und Essen begehren zu hören und —

Und Kaffee und Zucker
Und Zwieback zum Tunken
Und dann 'nen Kuß von Dir

schrie der alte Munter, in dessen Nähe sie während des Gespräches allmälig wieder gekommen waren, in seine Ohren.

— Zum Kukuk, alter Schreihals! rief Stellan, läßt du denn nicht ab von der ewigen Melodie?

Ewige Melodie? brummte Munter — um so besser. Sie hat gerade neununddreißig Verse und reicht eine Viertelmeile Wegs weit. Neunzehn Verse sind von mir selbst gedichtet. Ich habe sie gerade zum zweiten Mal angefangen.

Nun, hast du nicht ein neues Lied auf das große Lager gedichtet, alter Munter? fragte Stellan.

„Und ob! Wollt Ihr es hören, junge Herren? Es ist, mit Respect zu sagen, ganz wacker. Ich will es vor dem Prinzen singen, beim ersten Manoeuvre, zu dem wir kommen. Der Prinz kennt den alten Munter noch, er, und der König auch. Hört nur!

Hierauf begann er mit seiner Polterstimme ein nicht eben gar zu sittsames Solostück.

Du bist mir ein alter loser Vogel, Munter! sagte Stellan lachend, als der Veteran mit vieler Selbstzufriedenheit das von ihm gedichtete Lied geendigt. Der Schelm steckt noch immer in dir, sehe ich.

— Ja Gott sei Lob und Dank, antwortete der Greis. Ein gutes Gewissen und frohes Gemüth ist das beste, was ein alter Kriegsmann noch übrig haben kann, wenn Seine Kgl. Majestät und die Krone ihm das Fleisch genommen und nur die Knochen übrig gelassen haben. Aber jetzt wird gewiß gehalten, denn ich höre, daß der Oberst da vornen hustet. Ich bin begierig, Fähndrich Stellan, wo wir Quatier bekommen, denn daß ich mit den Fähndrichen gehe, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Ich bin gerade nicht müde, aber —

Was der alte Munter weiter anzukündigen hatte, wurde vom Obersten unterbrochen, der Halt commandirte. Das Regiment war an dem Orte angekommen, wo die Compagnien abgetheilt werden sollten, um ihre Nachtquartiere einzunehmen, da der Tagmarsch vollendet war, obgleich die Uhr erst auf drei Uhr Nachmittags zeigte. Vorher aber schlug es noch zum Offiziersappell, da der Oberst den Offizieren noch verschiedene Mittheilungen zu machen hatte. Diese sammelten sich rings um ihn; dabei konnte man einen und den andern Politikus bemerken, der sich bei dem alten Manne einzuschmeicheln suchte, indem er sein Pferd streichelte und sich in Lobeserhebungen über das edle Thier das sich so wacker zeige, erging.

„Eitles Gerede!“ sagte der alte Oberst, der das Verdienst hatte, niemals etwas auf Schmeicheleien zu geben, selbst wenn sie sein Lieblingspferd berührten. „Eitles Ge-

rede"! Nero, ist wie ich, ein alter ausgedienter Kerl, aber eine Schande wäre es für ihn, wenn er nicht soviel aushalten könnte, wie ich. Ich will den Herren nur sagen, daß sie ein wenig nach den Soldaten sehen, wenn sie im Quartier sind; es soll ihnen nichts abgehen, wenn irgend was in dem verdammten, ausgetrockneten Halland, das unser Herrgott im mauvais humeur geschaffen haben muß, zu finden ist. Auch sollen sie sich den Staub abwaschen, wenn sie eine Pfütze in der schönen Gegend auftreiben können. Ich will aus eignen Mitteln den Compagniechefs fünf Thaler jedem als Zulage für die armen Jungen geben, die heute so abgehetzt sind. Adieu, meine Herren. Wenn irgend einer von Ihnen, der nicht zu weit in mein Quartier hat, ein Glas am Abend mit mir trinken will, so ist er von Herzen willkommen."

— Wäre es vielleicht nicht nothwendig, Herr Oberst, daß die Truppen Nachmittags ein wenig im Felddienst eingeübt, und in den Instructionen verhört würden? fragte der Oberstlieutenant, ein vornehmer Graf, der von der Garde herübergekommen war, und gerne für einen Dienstteufel gegolten hätte.

„Nein, Herr Oberstlieutenant, ich sehe ganz und gar nicht ein, wozu das nothwendig ist. Viel nothwendiger ist es, daß die Truppe ruht und sich nach drei Meilen Marsch in dreißig Grad Hitze ausschnauft. Ich sollte meinen, daß ich, der ich selbst gemeiner Soldat gewesen bin, am besten wissen müßte, was den Soldaten zukommt, und ich ersuche Sie, sich daran ein für allemal zu erinnern."

— Da hat unser hochedelgeborner Wichtigthuer eine Tüchtige bekommen, flüsterte Stellan seinem Freunde Stalsköld zu. Schau nur, wie das edle Blut in die gräfliche Stirn steigt. Aber er wagt nicht, sich zu mucksen, denn der Alte ist seiner Sache sicher.

Gerade, als das Offiziercorps im Begriffe stand, sich zu zerstreuen, näherte sich ein Bedienter in hübscher grüner Livree mit Silber und fragte nach dem Fähndrich von Phiffen.

„Von Phiffen! Von Phiffen!" rief ein dutzend geschäftiger Stimmen, und unser Held trat dem Bedienten entgegen, der ehrerbietig seinen dreispitzigen Hut abnahm, und ihm meldete, er sei von seinem Herrn beauftragt, den Fähndrich von Phiffen in sein Quartier zu bringen.

Wer ist dein Herr? fragte Stellan verwundert.

„Ein alter Bekannter des Herrn Fähndrich, aber es ist mir streng untersagt, seinen Namen zu nennen. Die Equipage wartet dort, und mein Herr wünscht, der Herr Fähndrich möchten sich ihrer sogleich zu bedienen geruhen.

— Das ist in der That romantisch! rief von Phiffen aus. Hierauf wandte er sich an seinen Compagniechef, der daneben stand, und bat ihn um Erlaubniß.

„Reisen Sie in Gottes Namen!" antwortete der Capitain. Ein Fähndrich geräth immer in Abentheuer und es wäre Sünde, ihn darin zu stören. Die Jungen dürfen fahren, die Alten müssen gehen! Glückliche Reise.

Der Bediente führte den erstaunten Stellan zu einem äußerst eleganten englischen Wagen, mit vier prächtigen Vollblutrappen bespannt, öffnete den Schlag und bat ihn einzusteigen. Stellan warf sich nachlässig in den Wagen, dehnte seinen wohlgeformten Körper aus und sah mit stolzer, komischer Herablassung auf seine Kameraden herab, die um den Wagen herumstanden, seiner Abfahrt zuzuschauen.

„Was kann man dafür, wenn man standesgemäß fährt" sagte Stellan und fächelte vornehm mit dem Taschentuch. „Gott mit Euch, kriechende Erdenwürmer! ich fahre

in höhere Regionen. Geht Ihr hin und wascht die Soldaten, während ich ein Bad in eau de Cologne nehme und mich mit den köstlichsten Odeurs parfümire."

— Darf ich fahren? fragte der Kutscher angelegentlich.

„Ach ja, fahre zu!" rief Stellan mit nachlässig befehlender Stimme.

— Nein, he, ho, he! ich gehe, hol mich der Teufel, mit von Phissen, rief der alte Munter und schwang sich auf den Bock. Mach dich auf die Seite, Kutscher! daß ich Platz bekomme, sonst —

Der Kutscher sah fragend auf Stellan.

— Laß den Mann mitgehen, sagte dieser; er ist mein Kammerdiener. Und jetzt vorwärts! Adieu, meine Herren! Ich befehle Euch der besondern gnädigen Obhut des Himmels!

Der Kutscher klatschte gewaltig und die prächtigen Thiere sausten im Galoppe dahin. Der Weg flog gleichsam unter ihnen und unser Held wiegte sich im Wagen, voll Verwunderung, was das alles bedeuten solle. Sonderbar! sagte er halblaut, meines Wissens hab ich keinen Bekannten in ganz Halland, ausgenommen ein paar Offiziere vom Hallandschen Bataillon, die aber meiner Seel nicht in Vierspännern fahren. Ich wünschte indeß, mit meinem Mittagstisch wäre es bestellt, wie mit meinem Vorspann, denn ich bin verdammt hungrig, aber noch mehr neugierig. Höre Kutscher, sind wir bald zur Stelle?

— In zwanzig Minuten, Herr Fähndrich! wir haben noch über eine halbe Meile vor uns.

„Sieht man noch nichts von der Besitzung meines F r e u n d e s?" fragte Stellan weiter.

— Nicht bevor wir an dem Buchenwald dort vorbei sind.

Der alte Munter, der bis jetzt sprachlos vor Verwunderung dagesessen war, wandte sich nun zu Stellan und sagte: Versteht mich wohl, Fähndrich, so rar bin ich meinem ganzen Leben noch nicht gefahren, und so prächtige Pferde habe ich noch nie gesehen, außer vielleicht die sechs Schimmel, die Cardell von der deutschen Prinzessin anno 13 bekam. Aber wer hält sie denn, Fähndrich, wißt Ihr es.

— Nicht mehr, als du.

„Ja, aber ist das nicht äußerst lustig, Fähndrich? darauf will ich, hol mich der —, ein Lied dichten. Richtet es nur so ein, daß ich an Ort und Stelle ein tüchtiges Tractament bekomme, wie es dem Kammerdiener eines so hohen Herrn zusteht."

Sie waren nun aus dem Buchenwald und Stellan erblickte in einiger Entfernung ein großes, hohes Haus, vielmehr Schloß, mit Thürmchen versehen, auf einer Höhe liegen, welche schattige Wälder umkränzten.

Geht dahin die Reise? fragte Stellan.

Der Kutscher bejahte, und trieb die Pferde zu noch rascherem Laufe an.

In einigen Minuten fuhr der Wagen an den prächtigen Schloßhof und hielt vor einer stattlichen Treppe, an welcher zwei Bediente bereit standen, unseren Helden zu empfangen. Sie führten ihn zunächst in einen geschmackvoll meublirten Empfang-Salon.

Nachdem er sich dort mit Munters Hilfe sorgfältig geputzt und gesäubert und seine schönen schwarzen Locken in die gehörige Ordnung gebracht hatte, meldete ein Bedienter, es sei aufgetragen. Er wurde in einen großen Speisesaal geleitet, worin sich ein mit Silber und Krystall, doch nur mit einem Couvert gedeckter Tisch befand.

Der Bediente brachte die Entschuldigung seiner Gebieterin vor, welche wegen Uebelbefindens verhindert sei, ihm zu Mittag Gesellschaft zu leisten. Gegen Abend, fügte er hinzu bittet sie sich jedoch die Ehre aus, den Herrn Fähndrich in ihrem Boudoir zu empfangen.

„Gebieterin? So befinde ich mich bei einer Dame?" fragte Stellan.

— Ja, antwortete der Bediente, den Mund ein wenig verziehend.

„Ueberbringen Sie Ihrer Gebieterin mein unterthänigstes Compliment, und sagen Sie ihr, ich würde nach eingenommener Mahlzeit, wonach ich nebenbei gesagt, ein ungeheueres Bedürfniß empfinde, die Ehre haben, ihr auf ihrem Boudoir aufzuwarten, woselbst ich das Räthsel gelöst zu erhalten hoffe."

Unser Freund Stellan setzte sich an die Lucullisch leckre Tafel, und aß mit einem so eingreifenden Appetit, wie er nur dadurch veranlaßt worden sein konnte, daß er seit vollen acht Tagen sich mit der mageren Kost hatte begnügen müssen, welche Westergöthlands und Hallands unbehülfliche Wirthshäuser ihren Gästen darzubieten haben.

„Befehlen Sie Portwein, Madera oder Xeres?" fragte der Bediente nach Abtragung des ersten Ganges.

— Xeres!

„Befehlen Sie Champagner zum Fisch?" fuhr der Bediente fort.

— Champagner? ja, Mann.

Unser Held konnte sich nicht besser befinden, und wäre nur noch die gastfreie Dame vom Hause zugegen gewesen, so war seine Zufriedenheit vollkommen. Um diese Lücke auszufüllen, huldigte er um so fleißiger den glänzenden Bouteillen. Als man endlich das Dessert servirte, und er dazu noch eine halbe Flasche köstlichen Hochheimers getrunken hatte, fühlte er sich äußerst aufgeräumt und glücklich. Auf die Fragen, die er während der Mahlzeit bezüglich der Besitzerin stellte, hatte er vom Bedienten kurze und ausweichende Antworten erhalten, weßhalb er bald davon abstand. Das einzige, wovon ohne Rückhalt gesprochen wurde, war ihr Reichthum und ihre Freigebigkeit.

„Nun, nun, jetzt ist's genug, dünkt mich," sagte Stellan und schob seinen Stuhl vom Tisch. „Führe mich nun zu ihr, daß ich ihr zu Füßen falle."

Stellan wurde eine Treppe, die in den dritten Stock ging, hinaufgeführt und in ein kleines, jedoch mit fürstlicher Pracht meublirtes Gemach eingelassen.

In einem mit gelber Seide überzogenen Lehnstuhle saß ein sehr abgehärmtes, mageres älteres Frauenzimmer mit mildem, leidenden Gesichte, das Stellan früher gesehen zu haben glaubte, doch ohne zu wissen wo. In der Meinung er habe hier die Besitzerin des Schlosses vor sich, stattete er in gewählten Ausdrücken seinen Dank, für die Gastfreundschaft die er genossen, ab.

— Sie täuschen sich, Fähndrich von Phiffen, antwortete die Dame, schwach lächelnd. Ich bin, wie Sie, selbst nur Gast hier im Hause, werde aber die Ehre haben, Sie bei der wirklichen Frau vom Hause anzumelden.

Sie stand auf und begab sich in das nächste Zimmer. Stellan glaubte, eifriges Flüstern zu vernehmen. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür und herein trat eine hohe, majestätische Frauengestalt mit üppigen Formen, in leichte Trauer gekleidet. Die erste Bewegung der Dame, als sie ihren sich verbeugenden edlen Gast gewahrte, war, einige rasche Schritte vorwärts zu eilen, plötzlich aber hielt sie inne, ihr schönes,

geröthetes Antlitz nahm einen stolzen, hochfahrenden Ausdruck an, der seltsam mit dem heiteren Lächeln contrastirte, das kurz vorher für einen Augenblick ihre Züge verklärt hatte.

Aber wie ging es unserem Freund Stellan?

Seine angefangene Verbeugung wurde durchaus nicht nach den Regeln der Kunst vollendet.

Mit vorgestreckten Kopf und glühenden Wangen starrte er auf das schöne, vor ihm stehende Weib und erst nach Verlauf einiger Secunden konnte er die abgerissenen Worte stammeln: Großer Gott! ist das — kann das sein — ist das — Vendela Elphinstone?

„So habe ich wirklich die Ehre, wieder erkannt zu werden," antwortete die Dame mit so abgemessenem Ton und so vollkommner Gleichgültigkeit in der Stimme, daß unser armer Held, der just im Begriffe stand, hinzustürzen und ihre Hand zu fassen, verzagt mit weit offenem Mund stehen blieb.

„Ja ich bin Frau Vendela R. Darf ich Sie ersuchen, Platz zu nehmen, mein Herr!"

Sie ließ sich in behaglicher Nachläßigkeit in einen Lehnstuhl nieder, und als Stellan in seiner Verlegenheit auf einen daneben stehenden Stuhl Platz genommen hatte, fuhr sie fort.

„Ich hörte heute zufällig, daß das Regiment, bei welchem Sie stehen, hier vorbei marschiren soll. Ich ersuchte deßhalb den Quartiermeister, Sie bei mir einzuquartieren; da es mich unendlich interessirt, einmal wieder etwas Neues aus Ihrer Gegend zu hören, von welcher ich seit so manchem Jahr ohne alle Nachricht bin. Darf ich zu hoffen wagen, daß Sie zufrieden mit der Bewirthung sind, die ich Ihnen anbieten konnte?

— Sie hat mein Verdienst und meine Erwartungen übertroffen, gnädige Frau, stammelte Stellan, roth vor Verdruß.

„Das freut mich" sagte die Dame und bedeckte ihr schönes Gesicht mit einem kostbaren Fächer, den sie eifrig in Bewegung setzte. „Aber lassen Sie mich doch Neuigkeiten aus L* hören. Wie befindet sich Fräulein S* und Fräulein H* und Fräulein P* und Fräulein D*? Ist eine von ihnen verheirathet? Erzählen Sie mir, denn ich bin entsetzlich neugierig."

— Es schmerzt mich ungemein, den Wünschen der gnädigen Frau nicht nachkommen zu können. Ich war seit sieben Jahren nicht mehr in L*.

„Sieben Jahren? Ist das möglich? das will sagen, Sie waren nicht mehr dort, seit ich mich dort aufhielt."

— Nein, gnädige Frau, nach ihrer schleunigen Abreise hatte L* alle Annehmlichkeiten für mich verloren.

„Sie sind zu artig, mein Herr!" antwortete Frau R. und erhob ihren Kopf mit einem Stolze, die für eine Drohung gelten konnte. „Nun, es waren erst angenehme Tage, die ich in L* zubrachte, wiewohl etwas einförmig. Wir sahen einander ziemlich oft, wenn ich mich recht entsinne."

— Ja ziemlich oft, entsinne ich mich, wiederholte Stellan mit bedeutungsvollem Nachdruck. Ich sollte glauben, Niemand von uns Beiden gnädige Frau, könnte das vergessen.

„Ach, warum nicht", wendete Frau R. ein, hinter ihrem Fächer lachend. „In sieben Jahren kann man entsetzlich Viel vergessen. Das ist wenigstens bei mir der Fall."

— Ich habe die Ehre, es zu bemerken, sagte Stellan, und heftete, da Vendela gerade ihren Fächer senkte, seine Blicke vorwurfsvoll auf sie. Himmel, dachte er, ist dieses stolze, hochmüthige Weib dieselbe Vendela, die vor einigen Jahren so zärtlich liebte und so frei von allen selbstischen Gedanken war. Wie hat doch Zeit und Reichthum ein ursprünglich edles Herz verderbt! Sie will mich demüthigen, sehe ich, jetzt setze ich mich aber auf mein höchstes Roß —

„Sie betrachten mich so genau," lispelte die Dame, gefallsüchtig lächelnd. „Finden Sie mich sehr verändert"?

— Ganz und gar nicht, antwortete Stellan, der mit bewunderungswürdiger Fassung plötzlich in dem ihm eigenen leichten, scherzhaften Tone zu sprechen begann; ganz und gar nicht, die gnädige Frau sind sich ganz und gar gleich. Vielleicht ein wenig ausgebildeter im Aeußern und — aber, kann ich nicht die Ehre haben, Ihrem Herrn Gemahl meine Aufwartung zu machen, — oder sind Sie am Ende Wittwe? —

Bei dieser Frage verschwand plötzlich das spöttische Lächeln von den Lippen der jungen Frau. Eine Thräne glänzte in ihren schönen Augen, als sie mit sanfter, bewegter Stimme antwortete: „Ja, ich bin Wittwe — ich stehe einsam in der Welt, verlassen von dem, der mir zugleich Vater, Freund, Gemahl und Wohlthäter war. Der Unvergeßliche ist seit einem Jahre todt."

— Sie hat doch noch ein wenig Herz übrig, dachte Stellan, als er ihre unverstellte Rührung sah. „Sie ist Wittwe", flüsterte ihm die Hoffnung zu, aber sogleich kam das Nachdenken, Hand in Hand mit dem verletzten Stolz und wandte ein: „Aber in jedem Falle verloren für dich, so wie sie jetzt ist."

Er stand auf und stellte sich muthwillig vor einen der Wandspiegel, indem er einige Augenblicke seine hübsche Figur betrachtete. Unartig drehte er seiner Wirthin fast den Rücken, sah jedoch ihre hübschen Züge im Spiegel. Aber zu seiner Verwunderung glaubte er in diesen eine wunderbare Veränderung wahrzunehmen, denn liebevoll und schmachtend, wie einst, war ihr Lächeln. Eilig drückte sie die Hand ans Herz und hob ihre strahlenden Blicke gegen die Decke. Er drehte sich hurtig um, — aber da saß Vendela so starr, wie vorher, hinter den verdrießlichen Fächer verschanzt.

— Ein künstlicher Spiegel, der da! sagte Stellan, mit schelmischem Lächeln.

„Wie so, wenn ich fragen darf?"

— Nun ich habe schon von Spiegeln gehört, aus welchen man in die Zukunft sehen kann, aber dieser hier hat die Eigenschaft, Bilder aus der Vergangenheit zu zeigen. Stellen Sie sich vor, gnädige Frau, ich glaubte so eben in diesem Glas Vendela Elphinstone zu sehen.

Tiefes Roth ergoß sich bei diesen Worten auf die Wangen der jungen Frau und stieg bis zu ihrem blendend weißen Halse hinab. Diese Verlegenheit war jedoch schnell vorüber gehend und sie antwortete lachend: „Sie haben sich wirklich nicht getäuscht, mein Herr, das ist wirklich mein Familienname. Ich habe mir jedoch vorgenommen, das Vergangene zu vergessen, und muß es deßhalb ungern sehen, wenn ein Spiegel mich daran erinnert. Ich will ihn sogleich unschädlich machen."

Mit diesen Worten stand sie auf, faßte eine große Feuerzange von Messing, und hatte, ehe Stellan ein Wort geäußert, mit einem kräftigen Schlage das kostbare Venetianerglas zertrümmert, dessen einzelne Stücke vor ihre kleinen Füße herabstürzten.

— Gnädige Frau! stotterte Stellan, höchlich über diesen kostspieligen Scherz verwundert, gnädige Frau, Sie haben sich wirklich sehr verändert.

„Nun ja, ich wollte bloß, daß Sie es zugeben, entgegnete sie lächelnd. Ich hoffe, Sie finden zu meinem Vortheil."

— Die Artigkeit verlangt, daß ich Ihre Frage mit Ja beantworte; da Sie jedoch, gnädige Frau, so sehr verlangen, Alles was Sie an die Vergangenheit erinnert, zu vernichten, bitte ich um die Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen, denn ich habe wirklich wenig Lust, das Schicksal des Spiegels zu theilen. Es könnte, während wir hier sitzen, die Erinnerung an gewisse kleine Begebenheiten aus dem Winter des Jahres 18 — Sie überkommen und dann — wehe mir! — Vergönnen Sie mir also, mich ehrerbietigst für alle die unverdiente — Zuvorkommenheit zu bedanken, welche mir während meines kurzen Aufenthaltes hier erwiesen wurde, und Ihnen zugleich mein Lebewohl — mein Lebewohl für immer zu sagen, setzte er mit einem unfreiwilligen Seufzer hinzu.

„Nun, Sie denken, mein geringes Haus so rasch zu verlassen? das Regiment hat ja, wie ich höre, morgen Rasttag."

— So ist es allerdings, aber, aber — ich will Morgen in aller Frühe den Tag benützen, um eine Reise zu einem alten Bekannten unternehmen, der mich sicherlich nicht vergessen hat. Abends habe ich eine meinem Herzen höchst angenehme Beschäftigung, die ich bereits nur zu lang aufschob. Ich muß nämlich nach Hause an — an meine kleine, liebe, herrliche Braut schreiben.

„Braut, sagen Sie?" rief Vendela und sank in den Lehnstuhl zurück.

Stellan, welcher ihren Ausruf von ihrer Verwunderung herleitete, antwortete mit erkünstelter Gleichgültigkeit:

Finden Sie darin etwas so absonderliches, gnädige Frau? Ich habe fürwahr heute schon viel sonderbarere Dinge erlebt. Aber, Gott sei Dank, auch ich vermag zu vergessen. Leben Sie wohl!

Die junge Frau erhob ihr Angesicht wieder. Es war bleich, hatte aber seinen vorigen stolzen Ausdruck wieder angenommen.

„Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl, für immer! lispelte sie mit gewaltiger Anstrengung, während Stellan, sich ceremoniös verbeugend, das Zimmer verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem schönschriftstellerischen Frauenleben.

(Nach dem Englischen von R. B.)

I.

Das Rothköpfel.

Sie hätte wohl zwanzig andere Namen haben können, aber ich habe immer nur diese einzige Benennung gehört. Da hieß es immer: „Geh aus dem Wege Rothköpfel!" — „Das war gewiß wieder der Rothkopf, der diesen Topf zerbrochen oder dieses Buch verloren." — „Marsch weiter! was bist du doch für ein garstiges Ding, Rothkopf!" —

Und das ging so lange, bis das arme gefühlvolle Kind beinahe glauben mußte, sie trage wirklich ein Kains-Mal auf der Stirne. Zwar hatte sie noch allerlei Brüder und Schwestern, die waren aber alle gar schön naseweis, keck und schlau; wollten die etwas durchsetzen, so wendeten sie sich schmeichelkätzig an die schwache Seite der Eltern, setzten mit Umarmungen und Liebkosungen ihre Sache durch, und — lachten dann selbst über ihre Pfiffigkeit. So hatte jeder von ihnen sein Schäfchen stets im Trockenen, während der arme Rothkopf stets in der Patsche saß. Doch verschloß sie alles in ihrem traurigen kleinen Herzen; nur bisweilen, wenn sie sah, wie die Falschheit immer besser daran war als die Aufrichtigkeit, kamen ihr leise Zweifel, ob denn die Bibel, aus welcher ihr der Vater so oft vorlas, wirklich recht habe, daß das Gute belohnt und die Hinterlist immer bestraft werde; auch ging ihr die Geschichte von Josephs buntscheckigem Röcklein immer im Kopfe herum. So wurden alle ihre zarten kindlichen Gefühle gehemmt und niedergetreten und das wuchernde Unkraut des Mißtrauens und Argwohnes faßte schon bittere Wurzel, bevor die Blüthen der Liebe und des Vertrauens keimten.

An der Unterhaltung im häuslichen Kreise nahm sie keinen Antheil. Sie sagten ihr das so oft, daß sie ein dummes Ding sei, bis sie selbst daran glaubte. Bisweilen kamen „geistreiche" Leute ins Haus und sprachen von dem und jenem; da saß sie dann in einem Eckchen und lauschte und hörte, bis ihre großen unruhigen Augen glühten und funkelten wie feurige Kohlen. Ein Plätzchen allein gab es, wo niemand ihr Recht verkümmern konnte — ein kleines, einsames Zimmerchen unter dem Dache. Das hatte sie sich eingerichtet in ihrer Weise, im seligen Bewußtsein ein Asyl zu haben vor allen Mahnungen und Zurechtweisungen.

Dahin flüchtete sie sich mit ihrem kleinen, kummerbelasteten Herzen, das durch Vernachläßigung halb gebrochen war; hier brach sie, verzweifelnd an ihren Fähigkeiten, wohl in leidenschaftliche Thränen aus, daß sie so dumm, so häßlich und unausstehlich sei, daß Niemand sie lieben könnte. Hier war sie sicher und allein mit ihren treuen Freunden, den Sternen und den ziehenden Wolken, dem Regenbogen und dem verschwiegenen milden Tröster aller traurigen Herzen, dem silbernen Mond. Ein Künstler, der sie mit den seelenvollen Augen hier am schmalen Fensterchen gesehen hätte, müßte sie für eine italienische Improvisatorin gehalten haben. Hier fielen ihre Fesseln, hier kam sie zu sich selbst, frei und ungebunden. Ging sie aber wieder hinab in ihren Familienkreis, da war sie nur „unser Rothkopf".

„Dieses Ihr Töchterlein ist aber doch auffallend von den übrigen Gliedern Ihrer Familie verschieden, lieber Herr Z..." sagte eine unverheirathete Dame, die auf Besuch gekommen war.

„„Ja, ja! erwiederte achselzuckend der alte Papa — sie sieht gar nicht in die Familie herein; sie ist in der That sehr häßlich; ein sonderbares, unerklärliches Mädel! liebt ihre eigene Gesellschaft mehr als die von irgend Jemand, liegt ihr auch ganz und gar nichts an den Allfanzereien, um welche Einen andere Kinder quälen. Oft glaube ich, sie gehöre einer anderen Race an und sei in der Wiege oder sonst wie immer, ausgewechselt worden."

„Was treibt sie denn sonst immer?" fragte Fräulein Tabetha.

„„Nun — wahrlich ich weiß es selbst nicht. Meine Frau sagt, sie habe ein kleines Nest unter dem Dache, wo sie hockt und in die Sterne guckt. Sie ist ein ab-

sonderliches Kind, dieser Rothkopf, grundhäßlich wie eine Vogelscheuche —"" und Herr Z . . . nahm seine Zeitung in die Hand und machte sich's im Lehnstuhle bequem.

Fräulein Tabetha war erstaunt. Sie hatte, obwohl bereits vorgerückt in ganz anständige Jahre, noch ein ungewöhnlich weiches Herz. Ihr waren nie mütterliche Freuden zu Theil geworden, und doch hätte sie gerne Kinder gehabt, nur um den Leuten zu zeigen, welch' gute Mutter sie abgegeben hätte. Also faßte sie den Entschluß, sich näher um den Rothkopf umzusehen. —

Plötzlich pochte es an Rothköpfchens Thüre. — Was um Gotteswillen mag das bedeuten? sie werden ihr ja doch nicht auch dieses Plätzchen noch rauben! Mit dem erschrockenen Blicke eines Schuldbewußten öffnete sie die Thüre — Fräulein Tabetha trat ein.

„Bist du mir böse mein Kind, daß ich hierher komme? Du scheinst nicht sehr erfreut, mich hier zu sehen!"

„„Nein, nein — sagte Rothköpfchen, die Fülle verwirrten Haares zurückstreichend — es ist mir nur ganz unbegreiflich, wie Sie da heraufkommen mögen, bisher hat noch Niemand verlangt mich hier zu besuchen — setzte sie mit rührender Sanftmuth und Einfalt bei — weil ich so dumm, häßlich und unausstehlich bin!""

„Wer sagte dir dieses, Mädchen!"

„„Alle im unteren Stocke — ersetzte sie — es ist mir zwar auch nichts daran gelegen, nur, nur — und die Thränen rollten ihr über die Wangen — ist es so schrecklich, daß mich Niemand lieben kann.""

„Unsinn — erwiederte Fräulein Tabetha — sag' mal, sahst du dich je im Spiegel?"

„„Seit langer Zeit nicht mehr,"" stotterte das junge Mädchen erschrocken.

„So komm' her und besieh dich in diesem kleinen Glas. Siehst du diese großen, schönen Augen? diese Fülle von goldlockigen Haaren, die eine geschickte Hand leicht in eine Schönheit verwandeln könnte, anstatt dieser zerzausten Wirrniß? betrachte diese weichen, runden Glieder, welche sich mit einiger Sorgfalt und Pflege anmuthig machen lassen könnten. Es ist Geist auf Deiner Stirne und Seele in deinen Augen, deine Stimme hat einen zum Herzen sprechenden Ton. Rothköpfchen! du bist ein ungeschliffener Edelstein — du kannst nicht häßlich sein — aber merke auf mich! Es ist die Pflicht eines jeden weiblichen Wesens liebenswürdig und anziehend zu sein. — Du hast dich unterschätzt und vernachläßigt, mein armes Kind! Ich sage das nicht um dich eitel zu machen, sondern nur um dir das gehörige Vertrauen zu dir selbst einzuflößen. Aber — was haben wir denn da?" fragte Tabetha, als ein großes Schreibbuch ihr zu Füßen fiel.

„„O Fräulein Tabetha! ich bitte Sie, lassen Sie es! es ist nur so ein Gekritzel, wenn ich mich gerade recht unglücklich fühle, bitte sehen Sie's nicht an!""

„Nun thue ich's doch, das ist gerade was mich jetzt am meisten interessirt" und sie las eine Seite nach der anderen, während Rothköpfchen wie eine Verbrecherin vor ihr stand. Als sie zu Ende war, sagte sie sehr bedachtsam und ruhig:

„Herzenskind, komm, hieher! Wußtest du auch, daß du ein Genie bist?"

„„Wie? Fräulein Tabetha; was? ein —""

„Ein Genie, du liebe kleine Einfalt! — ein Genie! du wirst bald genug erfahren, was das heiße — und wie freue ich mich, daß ich die Erste bin, die das entdeckte!" und sie schloß das erstaunte Kind in ihre Arme und küßte sie, daß Rothköpfchen dachte,

ein Genie müße das entzückendste Geschöpf auf der Welt sein, weil es so viel Liebe mit sich bringt.

„Ist dieses Jemanden bekannt?“ fragte sie, indem sie auf das Manuscript wies.

Rothköpfchen schüttelte das Haupt.

„Desto besser! — dumm, — häßlich und unausstehlich! Albernheiten! — Weißt du nun, daß ich dich entführen werde? — sagte das alte Fräulein — Wir wollen sehen was mit der Zeit da noch herauskommt, du liebes Kind!“ —

Fünf Jahre sind verflossen, ein neues Leben hatte für das Mädchen begonnen. Sie war zur anmuthigen Jungfrau erwachsen. Ihr Gang war leicht, wie der eines Rehes. Niemand, der die Entwicklung ihres Gesichtes beobachtet hätte, würde nun daran gedacht haben, es zu bekritteln, obgleich es nicht nach den Regeln der Kunst für schön befunden werden könnte, brachte es doch den Eindruck der Schönheit hervor, sie war anziehend, sogar feßelnd. Fräulein Tabetha war zufrieden — sie wußte, daß es so kommen werde.

Die Familie Z. hatte sie beinahe ganz vergessen. Nur bisweilen wunderten sie sich, daß Fräulein Tabetha ihrer noch nicht satt sei. Diese aber gedachte mit heimlichen Vergnügen, sie wolle es ihnen schon zeigen, zur rechten Zeit!

Grenzenloses Erstaunen, als Fräulein Tabetha den Rothkopf zurückbrachte! das war unerklärlich! Sie war in der That — beinahe hübsch! — und doch waltete in ihrem Benehmen gegen den Rothkopf noch die alte Herzlosigkeit, so daß die gute alte Tabetha kaum im Stande war, sich zu halten, hätte sie nicht ihre eigenen Gründe gehabt, noch eine Weile zu schweigen. —

Damals war gerade an dem Sternenhimmel der schönschriftstellerischen Frauenwelt ein neuer Name glänzend aufgegangen, der Vieles zu reden gab. Man wußte nicht, woher das neue Licht gekommen, welchem Planetensystem es angehöre und erging sich in den lebhaftesten Vermuthungen, die sich in der allgemeinsten und vollgültigsten Bewunderung vereinigten. Der Ruf war sogar bis in die Familie Z. gedrungen, die gerade nicht zu besonderer Pflege der Schöngeisterei aufgelegt war. So fügte es sich, daß mit Frl. Tabetha's Erscheinen die Rede darauf gelenkt ward.

„A propos! können Sie uns nicht sagen, Fräulein Tabetha! da Sie denn auch Etwas von einem Blaustrumpf sind, wer denn die Verfasserin des entzückenden Bändchens „Gedichte“ ist, welches die ganze literarische Welt in Bewegung versetzt hat. Es geschieht nicht oft, daß ich mich aufs hohe Roß setze, aber ich würde etwas darum geben, die Frau zu sehen, welche es geschrieben hat.“

Nun war Fräulein Tabetha's Zeit gekommen. Ihre Augen funkelten voll boshaften Entzückens. Sie übergab Herrn Z... einen Prachtband indem sie sagte: „Nun hier ist ein Buch, welches ich Ihnen im Namen der Verfasserin selbst zu übergeben habe.“

Herr Z... putzte seine Brillen, setzte sie auf die Nase und las folgendes auf dem vornen eingebundenen weißen Blatt: „Meinem theueren Vater, Jakob Z... von seiner ihn liebenden Tochter, der Verfasserin.“

Herr Z... sprang vom Stuhle auf, faßte seinen Rothkopf mit beiden Händen und rief: „Wahrhaftig du bist meine Tochter! ich bin stolz auf dich!“

Thränen sammelten sich langsam in ihren großen Augen, als sie sprach: „„Lieber Vater! drücke mich einmal an dein Herz und sage: Kind, ich habe dich lieb!““ Ihr

Haupt sank auf seine Schulter. Der alte Herr sah endlich einmal in die Seele seines Kindes; er verstand nun Alles — ihre ganze unglückliche Kindheit — und indem er ihre Stirne, ihre Wangen und Lippen küßte, sagte er mit erstickter Stimme: Theures, liebes Kind, vergieb deinem alten Vater!

Ihre Hand lag auf seinen Lippen, während Thränen und Lächeln über ihr Antlitz zogen wie Wolkenschatten und Sonnenschein an einem Aprilhimmel.

O! was ist Ruhm für eine Frau? Gleich den sagenbekannten Aepfeln des rothen Meeres — schön für den Anblick, aber Asche, wenn man sie berührt! Aus der Tiefe des unbefriedigten Herzens kommt immer eine Stimme, die nicht zum Schweigen gebracht werden kann: „Nimm Alles zurück, nur gib mir Liebe!"

Historisches Schatzkästlein.

I. Wr. Tillys Urtheil über den Krieg und den Schwedenkönig Gustav Adolph. Als auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) die Kunde von der Landung Gustavs Adolphs erschollen war, machten sich mehrere Hofschranzen über ihn lustig, meinend, daß der nordische Schneekönig bald an der warmen Mittagssonne schmelzen werde. Tilly nahm die Sache ernster und sprach folgende auch für andere Zeiten und andere handelnde Personen anwendbaren Worte: Der Krieg ist ein Hazardspiel, in welchem der Spieler nach Verhältniß seiner Leidenschaft mehr oder minder wagt. Bald wird gewonnen bald verloren. Gewinnt man viel, so trägt sich's gewöhnlich zu, daß man fortspielt, um noch mehr zu gewinnen; wer aber verliert, mag eben so wenig aufhören, weil er das wieder zu gewinnen hofft, was er verlor. Endlich wechselt das Glück und der Spieler verliert nicht nur das, was er gewann, sondern auch, was er früher besaß. Der König von Schweden ist so klug, als tapfer, in der Blüthe seines Alters und von kräftiger Beschaffenheit. Er besitzt ebensoviel Muth als Scharfsinn, ist von kriegerischem Ehrgeiz beseelt und hat große Kriegsrüstungen gemacht. Die Stände seines Reichs unterstützen ihn kräftig und es herrscht zwischen beiden vollkommene Eintracht. Sein Heer besteht aus kriegsgeübten Soldaten, ist gut disciplinirt, und das beste in Europa. Es hat ein unbegrenztes Vertrauen in die Geschicklichkeit und das Glück seines königlichen Feldherrn, und ist ihm mit Liebe ergeben. Ein Feldherr, der zugleich König in seinem Heere ist, und über solche Hilfsmittel gebietet, ist daher ein Spieler den man nicht gering schätzen darf, und gegen den nicht verloren zu haben schon viel gewonnen ist".

F. Gr. Schläge, Zeichen der größten Liebe. — Hans Jordan, ein berühmter Büchsenmeister seiner Zeit, wurde von Kaiser Max I. dem Iwan Waßiljewitsch zu Hilfe geschickt und rettete diesen bei der Belagerung der Burg Reczan durch Tataren und Lithauer. Von ihm erzählt naiv der bekannte Sigmund von Herberstein: „Ein deutscher Kugelschmied und Büchsenmacher, Jordan genannt, von Hall im Innthal nahm ein russisch Weib. Sie sind lang bei einander gewesen, als sie einmal sagt, warum hast Du mich nicht lieb. Er sagt, er hab sie lieb, dagegen sie, ich hab deß kain Zaichen von Dir, er: was zeichen sie vermeine? Hast mich noch nicht geschlagen, darüber er, hett des nicht vermeint, daß schläg zeichen der lieb wären, Es soll Dir aber an dem

auch nicht mangeln. Bald darauf schlug er sie unbarmherzig. Er hat mir selbst gesagt, daß sie ihm viel mehr liebs vor nie noch erzeigt hat; zuletzt erschlug er sie gar."

Wir knüpfen hieran ein Beispiel russischer Galanterie aus dem XIX. Jahrhundert, welches Eugen Mirecourt in der 31. Lieferung der „französischen Zeitgenossen" vorführt. Im Jahre 1815, während der zweiten Invasion der Verbündeten in Frankreich lag ein russisches Regiment zu Bruyéres. Da geschah es, daß russische Offiziere nahezu den Tod des jungen Arséne Housset, eines gegenwärtig noch lebenden beliebten französischen Dichters, damals fünf Monate alt, herbeiführten, indem sie dessen Mutter, welche das Kind noch zu stillen hatte, zu einem forcirten Walzer von mehr als zwei Stunden Dauer nöthigten. Sie mußte tanzen, mochte sie wollen oder nicht, benebst ihren Schwestern und Nichten, während ihr Gatte von zwei handfesten, mit der Knute bewaffneten Kosaken gezwungen ward, die Violine dazu zu spielen!

F. Gr. Neben anderen Grausamkeiten zeichneten sich die Fehden des Mittelalters auch dadurch aus, daß die feindlichen Parteien Mordbrenner dungen, um sich gegenseitig „den rothen Hahn auf's Dach zu setzen." So entsandte Herzog Adolf aus dem Bergischen drei solch fürchterlicher Gesellen nach dem „heilichen Cöllen", welche aber auf der That ergriffen, zur Strafe eines langsamen Feuertodes sterben mußten. Deren geröstete Leichname wurden sodann auf Bretter genagelt und den Rhein hinab nach Müllheim geschickt mit der grauenhaft beredten Aufschrift:

„Die den Mordbrennern gaben den Rath,
Denen schicken wir das Gebrat."

Miscellen.

*** Vor einigen Jahren gab die Vossische Zeitung die Nachricht, daß es durch Vermittelung des englischen Gesandten gelungen sei, in Sibirien, nahe der chinesischen Grenze, die letzte Mopshündin der Erde aufzufinden, und daß diese mit dem letzten Mops Englands zusammengebracht worden sei. Aus dieser Verbindung ist vom englischen Hofe ein Mopspaar an den russischen Hof gelangt und mit gleicher Sorgfalt wie in England gehegt worden. In diesem Sommer aber hat ein Berliner Offizier einen Enkel der letzten beiden Möpse, 3/4 Jahr alt und von der ächtesten Form und Farbe auch mit den ächten Mopsmanieren, aus der russischen Abstammung zugleich mit dem Versprechen erhalten, daß im nächsten Jahre eine Mopshündin nachfolgen werde. Und so ist denn Hoffnung vorhanden, daß auch für Deutschland das edle Geschlecht der Möpse erhalten wird und unsere Kindes-Kinder nicht vergebens fragen werden, was ist denn das für ein Thier, das Gellert beim Mondschein spazieren gehen läßt?

— Der „Indepandance" wird aus einem großen Handelshause in New-Orleans, welches in allen möglichen Artikeln macht, folgende Geschichte erzählt. Eines Tages war sehr viel zu thun gewesen. Am Abend sagt ein Commis zum Chef des Hauses, er habe am Morgen einen Sattel auf Credit verkauft, leider aber vergessen, an wen. „Thut nichts," erwiedert der Chef, „suchen Sie nur unter unseren Kunden alle Die heraus, die einen Sattel brauchen können, und stellen Sie ihn jedem in Rechnung; bei der Regulirung der Rechnungen werden wir den wirklichen Käufer schon ermitteln." Der Sattel wird 42 Kunden in Rechnung gestellt. Einige Zeit nachher fragt der Chef:

„Nun, wie steht's mit dem Sattel? Wer ist denn der Käufer?" Der Rechnungsführer zuckt die Achseln: „Ich habe den Sattel 42 Kunden in Rechnung gestellt und 18 davon haben ihn ohne Widerrede bezahlt; 18mal ist der Posten nun bereits gedeckt, aber den wirklichen Schuldner kennen wir noch nicht." — „Schön! schön!" erwiedert der Chef; „fahren Sie nur fort! Zuletzt lernen wir ihn doch noch kennen."

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Unser Schiller. Nachklänge von H. G. F. Mahler. Herausgegeben von Herrmann Marggraff. — Beiträge zur Schillerliteratur. Von A. v. Keller. — Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Von W. Drumann. — Einleitung in die Wissenschaft der politischen Oekonomie. Von L. Pickford. — Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Von K. Fischer. — Maria Antonia oder Dresden vor hundert Jahren. Von A. Bölte. — Gefangen und befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806 bis 1814. Von J. Mühlfeld. — Polnische Mütter. Historische Novelle von M. Roskowska. — Leben und Dichten Johann Christian Günthers. Von Otto Roquette. — Studien über den Ursprung des österreichischen Kaiserhauses. Von L. Glückselig. — Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte von F. W. Hackländer. — Dorf-Idyllen. Von Robert Waldmüller. — Cajus Grachus. Trauerspiel in fünf Akten von H. Brandes — Maria Stuart oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Akten von J. Bamme. — Die Erhebung Europa's gegen Napoleon. Drei Vorlesungen von H. von Sybel. — Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von G. Eilers. Fünfter Band. — (Forts. folgt.)

⁂ Den von dem reichen zu Triest wohnenden Griechen Ambrosius Rhallis seit dem Jahre 1850 gestifteten Preis von 1000 Drachmen für das beste Gedicht in neugriechischer Sprache hat in diesem Jahre unter vierzehn Concurrenten Gregorius Stavridis, aus Macedonien, Cand. med. an der Universität zu Athen, durch sein Epos: „Der Armatole" errungen. Sehr rühmenswerth ist es, daß der Dichter die Hälfte dieser Summe zur Unterstützung eines armen Studirenden der Theologie in Athen bestimmt hat.

⁂ Der k. bayerische Hoftheaterintendant, General Frhr. v. Frays, hat die längst von ihm erbetene Enthebung von seinem Posten vom 1. August an erhalten und der k. Hoftheater-Inspector Schmitt ist provisorisch mit der Leitung der Intendanzgeschäfte betraut worden. Man ist gespannt darauf, ob das k. Hoftheater auch in Zukunft ein reines Einnahme-Institut bleiben werde, wie es dies seit einer Reihe von Jahren gewesen ist.

— Die Drusen und das Haurân. Gleichzeitig mit dem anziehenden Buch über das östliche Syrien, das der preußische Consul in Damascus, Hr. Dr. Wetzstein, veröffentlichte, hat ein französischer Reisender, Herr Guillaume Rey, so eben einen Bericht über das Haurân erscheinen lassen.*) Die Drusen im Haurân gelten als der furchtbarste unter den Stämmen dieses Gebirgs-Landstriches. Sie sind besonders darum so furchtbar, weil sie mit dem alten fanatischen Sectengeiste eine gewisse feudale Organisation, ebenso wie ihre politische Unabhängigkeit, sich bewahrt haben, welche letztere auch durch die Natur des Landes, die mit der Schweiz und Tyrol viel Aehnlichkeit, jedoch dabei einen vulcanischen Charakter hat, geschützt wird. Der berühmte französische Orientalist, Sylvestre de Sacy, sagt in seiner Schrift über die Religion der Drusen (Paris, 1838), daß diese ein Gemisch von jüdischen, christlichen und muhamedanischen Lehren sei. Es scheint daß die Drusen aus allen Religionen die ihrem Charakter

*) Voyage dans le Haouran et aux bords de la Mer Morte, executé pendant les années 1857 et 1858, par M. Guillaume Rey. Paris, Arthus Bertrand, 1860.

am meisten zusagenden Ideen der Verfolgung und des Hasses entlehnt haben, während ihnen die Begriffe des Friedens, der Liebe und der Gerechtigkeit gänzlich fremd sind. Am entschiedensten gab sich dieser Charakter kund, als Ibrahim Pascha von Aegypten gegen Ende des Jahres 1839 den Krieg im Haurân führte. Lange Zeit Sieger wurden die Drusen damals zwar nach dem Ledscha zurückgedrängt, doch hier, in den natürlichen Gebirgsfestungen, leisteten sie den kriegsgeübten ägyptischen Soldaten einen unbesiegbaren Widerstand, der ihren Gegnern unzählige Menschen kostete und der zuletzt nur dadurch gebrochen wurde, daß man ihnen die Quellen abschnitt, die ihren Heerden und ihnen selbst das nöthige Trinkwasser zuführten.

†† Das Schillersche Ehepaar. In der Kunstanstalt von Piloty und Löhle in München ist zur Erinnerung an die Schillerfeier im November 1859 ein Blatt erschienen das Friedrich Schiller und dessen Frau Charlotte darstellt. Schiller ist nach dem 1787 von Reichhart gezeichneten, im Besitze des Königs Ludwig befindlichen Original-Porträt, Charlotte nach dem 1791 von Frau von Stein, der Freundin Goethe's, gezeichneten und im Besitze der Frau v. Gleichen-Rußwurm befindlichen Original-Porträt lithographirt. Schillers Tochter spricht sich in einem Briefe, datirt aus Greifenstein ob Bonnland, 2. Juni sowohl über die Idee dieses Erinnerungsblattes wie über die gelungene Ausführung desselben, die sie als „unvergleichlich" bezeichnet, wahrhaft entzückt aus. Dieses Doppelbild wird von allen Verehrern des großen Dichters als ein schönes Andenken an das erste allgemeine Dichterfest der deutschen Nation im Vaterland begrüßt werden.

*** (Todesfälle.) Der Maler Eduard Steiner ist in Winterthur gestorben. Ein Sohn Winterthurs und Künstler, ging er wahrscheinlich daran zu Grunde, daß er Prophet im Vaterlande sein wollte. Er war ein großer Künstler als Zeichner, mit der Feder oder mit schwarzer Kreide; er schuf auf diese Weise kleine Meisterwerke besonders im Porträt; z. B. das Doppelbildniß des Kaulbach'schen Ehepaares. Aber er wollte auch malen; das ging nicht. Unzufrieden mit der Welt, zog er sich in sein Winterthur zurück, wo er Haus und Hof besaß und wo er nach mannigfachen Wanderungen glücklich hätte leben können. Aber nun verlangte er von den guten Bürgern von Winterthur, daß sie sein großes Zeichentalent anerkennen — ein Anspruch, den er gerechter Weise nur in einer künstlerisch sehr ausgebildeten Gesellschaft, vielleicht nur in München hätte erheben können. Dieß verließ er eben so unzufrieden, als er in Winterhur bald zu werden anfing. Das wohlhabende Winterthur hat den besten Willen, Kunst und Künstler zu fördern, aber man kann nicht sogleich den höchsten Geschmack und ein raffinirtes Urtheil von ihm erwarten. Auch die Eidgenossenschaft kränkte den armen Eduard Steiner. Er machte den Schwur der drei Schweizer und schenkte ihn dem Nationalrath in Bern, unter der Bedingung daß das Bild im großen Rathsaale aufgehängt werde. Darauf gingen die Vertreter der Eidgenossenschaft nicht ein. Das war ein harter Stoß. Er setzte sich hin und schrieb die Biographie seines Vaters, die beinahe seine eigene war. Sein Vater lieferte Meisterstücke der Federzeichnung und starb obscur. Eduard Steiner konnte in dieser Biographie das ganze verhaltene Unglück über Nichtanerkennung, über die Dummheit der Menschen 2c. aussprechen. Darauf legte er sich in der Blüthezeit des Lebens hin und starb — unglücklich wie wenige Künstler. Seiner Vaterstadt vermachte er noch eine Summe Geldes zu Kunstzwecken und eine kostbare Sammlung eigener Zeichnungen.

Am 16. Juli starb in Berlin der erste Beamte der General-Intendantur der königl. Schauspiele Hofrath Teichmann. Vom Grafen Brühl 1816 zur Stellung eines Theatersecretärs berufen, war er eine in der Theaterwelt und Literatur sehr bekannte Persönlichkeit und eine Autorität in literar-historischen Angelegenheiten der Bühne. Aus seinem Verkehr mit den Heroen derselben, u. A. auch mit Schiller und Goethe, existiren viele interessante Reminiscenzen.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

12. August 1860.

I. Jahrgang. Nro. 9.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen

Aus dem Soldatenleben im Norden.

Novelle von Wilh. v. Braun.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Fortsetzung.)

II.

Am Tage nach diesem absonderlichen Auftritt, ungefähr um 8 Uhr Morgens ging der alte Munter hinab und spazierte in dem großen prächtigen Baumgarten umher, der das Schloß umgab. Er war ein wenig böse auf Stellan, und zwar aus zwei Gründen. Erstens war dieser bei unerhört schlechter Laune und hatte ihn angefahren, was noch nie geschehen war, und zweitens hatte er bereits mit Sonnenaufgang sein so herrliches Quartier verlassen, um sich zu seinem Freunde Stalsköld zu begeben.

Munter hatte standhaft erklärt, wenn Stellan mit aller Gewalt ein Feind seines eigenen Behagens sein und die Gottesgaben, die auf ihn regneten, verachten wolle, so denke doch wenigstens er die Zuckerbrodtage zu genießen, so lange es ginge, weßhalb er auch zurückbleiben wolle, wie gerne er sonst seinem erklärten Günstling folgte. „Der Junge ist ein Narr!“ brummte der Alte, indem er einige Narcissen abpflückte, die er unter sein Medaillenband befestigte — „Gott weiß ob er am Ende nicht wieder verliebt ist, wie im Lager vor einigen Jahren, wo ich so grausame Beschwerden mit ihm hatte.“

Unter diesen Gedanken gerieth der Alte immer weiter in den Garten und kam schließlich an eine dunkle, dichte Laube, aus welcher er gesprächige, weibliche Stimmen vernahm. Da Neugierde keineswegs unter seine Fehler gerechnet werden konnte, wollte er sich eben in aller Stille zurückziehen, als er plötzlich einen Namen, den ihm liebsten von allen, von einer reinen, jedoch traurigen, klagenden Stimme aussprechen hörte. Er vernahm Stellans Namen, und so blieb er stehen, um mehr zu erlauschen.

„O meine Freundin, meine Mutter,“ fuhr die klagende Stimme fort, „niemals habe ich Stellan vergessen können, selbst damals nicht, als ich glaubte, er verdiene meine Verachtung. Eine Gemüthsart, wie die meinige, kann ihre erste Liebe nie vergessen. Ich hatte manchen schmerzlichen Kampf mit mir selbst zu bestehen. Obgleich das Weib eines Andern konnte ich doch meine Gedanken nicht hindern, bei dem treulosen, aber immer noch geliebten Stellan zu verweilen.“

— Kampf? sie spricht, als ob sie einen Feldzug mitgemacht hätte, murmelte der Veteran.

„Und, fuhr die Stimme fort, als nun mein sterbender Wohlthäter mir das wahre Verhältniß entdeckte, und mir Stellans Brief zurückließ, welcher den edlen Beweggrund seiner Handlungsweise enthüllte, da fiel ein Stein von meinem Herzen, daß ich den nicht mehr länger zu verachten gezwungen wäre, den ich so gern geliebt hätte! Der edle Entschlafene, der so viel Rechte auf meine Trauer und meine Segenswünsche hat, äußerte selbst den Wunsch, ich möchte mein Geschick an den Gegenstand meiner Jugendliebe knüpfen. O Gott! der Himmel hat mich jetzt dafür gestraft, daß ich während meiner aufrichtigen und gerechten Trauer zu oft meine Gedanken einer froheren Zukunft zugewendet habe —"

Nun folgten einige tiefe Seufzer und eine andere Stimme sagte:

Mein liebes Kind, denn ich darf dich mein nennen, weil ich dich liebe, als ob du mein eigen wärest — ich will dich nicht bitten, deinen Schmerz zu unterdrücken. Ach, in jungen Jahren ist das unmöglich und ich weiß aus bitterer Erfahrung, was es heißt, seine frohesten Hoffnungen vernichtet zu sehen. Aber jung, schön, gut und reich wie du bist, wirst du leicht einen Mann finden können, der deines edlen Herzens würdiger ist, als dieser Stellan, der dich so leicht vergessen konnte.

„Ach nein," antwortete die klagende Stimme, „tadle ihn nicht. Ich war ja verloren für ihn, so glaubte er. Nicht einmal der bittre Trost, betrogen worden zu sein bleibt mir übrig. Ach, welch himmelweiter Unterschied zwischen dem Morgen des gestrigen Tages und diesem! Wie freute ich mich nicht über Stellans baldige Ankunft, und welch kindische Plane baute ich, seine Ueberraschung vollständig zu machen. Endlich sah ich ihn kommen. Mein armes Herz schlug so stürmisch, daß ich glaubte, es müsse vor Seligkeit zerspringen. Um ihn auszuforschen und auch um ihn ein wenig für das bittere Leid, das mir seine vermeintliche Treulosigkeit bereitet hatte, zu quälen, beschloß ich, so sehr auch mein Herz sich dagegen sträubte, eine Stunde lang die gleichgiltige, coquette Weltdame zu spielen. Um so größer sollte seine Freude sein, wenn er entdeckt, wie treu ich ihn noch immer liebe. Mein Vorsatz war thöricht, wie der eines jungen verliebten Weibes, und es kostete mich unglaubliche Anstrengung eine künstliche Kälte beizubehalten, die ich mich so gerne in seine Arme gestürzt hätte. Aus seinem unverstellten freudigen Erstaunen bei meinem ersten Anblick glaubte ich schließen zu dürfen, daß ich noch geliebt sei. Dennoch fuhr ich fort meine Rolle zu spielen, und empfand, so sonderbar sind wir! fast Vergnügen bei dem augenscheinlichen Kummer, den ihm meine außerordentliche Veränderung verursachte. Von Freude berauscht, sagte und beging ich Thorheiten, aber auch schnell, schnell sollte meine holde Hoffnung zusammenbrechen, um nie mehr zu erstehen. Eben, als ich im Begriffe war, mich Stellan in meinem wahren Wesen zu zeigen, sprach er das verhängnißvolle Wort aus, sagte er, er sei verlobt. Meine Verstellung ersparte mir so wenigstens eine Demütbigung — aber ich fühlte mein Herz wie zerschmettert von dieser furchtbaren, unerwarteten Botschaft. Ich, die ich mich über den Reichthum nur gefreut hatte, weil ich hoffte, ihn mit ihm theilen zu können, die ich lange Zeit nur in dem Gedanken gelebt hatte, ihn glücklich zu machen, sehe mich nun auf einmal um alle Seligkeit des Lebens betrogen. Wie tückisch von dem Schicksal, mit einem armen, liebenden Herzen zu spielen, das so willig, so uneigennützig sich dem lang

und treu Geliebten darbot — Aber er ist verlobt — er gehört einer Andern — er sagte es ja selbst — Gott —"

— Da sagte er eine verdammte Lüge, wohlgeborne gnädige Frau! rief eine tiefe polternde Stimme aus, und im selben Augenblicke wurde der Eingang in die Laube durch eine Riesenfigur verdunkelt, die sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, und mit einem barschen Schritte hereintrat.

Die beiden Frauen stießen einen Schrei der Furcht aus, aber der Interlocutor, natürlich niemand anderer, als der alte Munter, fuhr fort:

Seien Sie nicht traurig, wohlgeborene gnädige Frau! Für dießmal hat mein Fähndrich gelogen wie ein Spitzbube, sage ich. — Er ist, Gott straf mich, nicht mehr verlobt, als ich, der ich im dreißigsten Jahr Wittwer bin. Will ihn die wohlgeborene gnädige Frau hier haben, so soll sie ihn noch heute da haben, das verspreche ich, so wahr ich Munter heiße, und wenn ich ihn auch an den Ohren herschleifen muß.

„Wer seid Ihr, guter Mann?" fragte Vendela, die während dieser absonderlichen Anrede sich erhoben hatte, und jetzt ihre feuchten Augen auf das ehrliche Gesicht des alten Kriegsmanns heftete.

— Ein redlicher Knecht, wohlgeborne gnädige Frau, der keine Lügen duldet, wenn dadurch Leute weinen müssen. Es war grob von meinem Fähndrich und ich werde ihm schon noch den gehörigen Text lesen. Als er sich heute Morgen auf den Weg machte, war er bös wie eine Wespe und fuhr herum wie ein Kreisel. Er wollte, ich solle mit ihm gehen, aber sehen Sie, gnädige Frau, da wurde Nichts daraus, denn ich habe in meinem ganzen Leben noch kein so gutes Quartier gehabt, wie hier. Wie der Fähndrich sah, daß wir nicht ins Reine kommen konnten, sagte er: „Nun so bleib da, du Stierschädel, aber höre, wenn dich Jemand fragt, ob ich mich verheirathe, so sagst du ja." Aber das ist ja erlogen, sagte ich. — „Macht nichts, sagte er — male meine Braut nur so reizend aus, als du kannst, und sage, sie sei schön wie ein Engel, und reich wie eine Zauberin." Da ich glaubte, mein armer Teufel von Fähndrich ginge darauf aus, einen Bären anzubinden und wolle deßhalb seinen Credit vergrößern, der, Gott sei's geklagt, gering genug ist, versprach ich zu thun, was er mir anbefohlen, denn eine Nothlüge ist keine Sünde, dachte ich. Aber wie ich im Vorübergehn die gnädige Frau darüber so jammern hörte, konnte ich, der Teufel soll mich holen, mich nicht länger halten, denn die Augen der gnädigen Frau sind viel zu schön, als daß sie sich wegen von Phiffens dummer Erzählung roth weinen sollten Aber er war von jeher ein solcher Satan. —

Während der Erklärung des alten Munter hatten die wonnigsten Regungen der Freude wieder Vendelas beklommenes Herz erfüllt und ihre schönen Züge neu belebt. Mit mildem, strahlendem Lächeln trocknete sie ihre Thränen und fragte den Alten; Du glaubst also deinen Fähndrich zu kennen, guter Alter?

Ob ich von Phiffen kenne? brach der Veteran aus, — das ist eine Frage! Ich habe ihn auf dem Arm getragen, wie er noch nicht größer war, als ein Commißbrod. Ich habe ihn schlagen, fischen und jagen gelehrt, ich war, mit Respect zu sagen, sein zweiter Vater. Ich war dreißig Jahre lang Bedienter bei seinem wahren Vater, der war ein Ehrenmann und der Junge wird es mit der Zeit auch, wenn er sich nur erst ein wenig setzt, denn er hat ein Herz wie Gold. Obwohl er, Gott weiß es, so wenig hat, hilft er mir doch alle Jahre meiner Tochter Sohn unterstützen, der gar schnelle

Fortschritte im Studiren macht. Deßhalb halte ich aber auch zu ihm, Gott straf' mich, als wenn es mein Fleisch und Blut wäre. Er heißt mich auch Papa Munter, wenn er gut aufgelegt ist.

„Und du weißt bestimmt, er hat keine Braut?" fragte die junge Frau mit abgewendetem Gesicht.

Ja, sehen Sie, das ist so sicher und gewiß, ach! Die Heirathslust hat er vor sieben Jahren schon verloren, der Arme, da war es wahrhaft Sünde um ihn; da war er verliebt wie ein junger Kater und hüpfte herum wie ein Erznarr. Ich wachte ein paar Nächte lang bei ihm, da lag er da und rief: Vendla! Vendla! und ich dachte im Anfange, ich solle ihn auf dem Bett wenden und dieß that ich auch mit vieler Anstrengung. Aber da wurde er erst recht rasend und schrie, er habe seiner Geliebten gerufen, und so mußte ich ihn gewähren lassen. Aber seit der Zeit ist es mit ihm nichts mehr, wie es sein soll, ich habe ihn oft seufzen gehört, wenn er sich unbemerkt glaubte. Erst voriges Jahr hätte er noch eine reiche Partie machen können, denn des Fabrikbesitzers Ramalm einzige Tochter hatte sich in ihm vergafft, aber er ließ sie gehen — ja, das that er, denn er sagte, weil ich nicht die haben kann, die ich will, so kümmre ich mich keinen Deut um das Heirathen, und dieß sagte er mir Alles so gerade heraus. Wenn aber wohlgeborne gnädige Frau, die Sie mir so viel Vergnügen gemacht und mich mit Bier und Wein tractirt haben, ihn nothwendig bekommen müssen, so will ich mein Bestes thun, das verspreche ich. Ein so prächtiges Schloß, wie dieses, ist meiner Treu nicht wegzuwerfen, und wohlgeborne gnädige Frau selber sind doch tausendmal besser, Sie, als die ewige Vendla, da schwöre ich darauf.

Vendela erröthete und lächelte abwechselnd während der Erzählung des alten Soldaten. Was wirst du wohl meinen, guter Alter, fragte sie wenn ich dir sage, daß ich selbst jene Vendela bin, die dein Fähndrich seine Geliebte nannte?

Da sage ich: vorwärts marsch! rief der Alte, machte eine rasche Bewegung rechtsum und fing aus allen Kräften zu rennen an. Vendela versuchte wohl, ihn zurückzurufen aber umsonst. In einigen Augenblicken war er verschwunden.

Ach mein Gott! jetzt eilt er gewiß zu ihm! rief die junge Frau, und — und —

Und das ist dein sehnlichster Wunsch, liebe Vendela, unterbrach sie die ältere Dame, niemand anderes, als Frau K* welche die Pension in L* gehalten hatte.

— Aber was wird Stellan denken? Er ist böse auf mich — und mit Recht. Ich wette, er kommt nicht.

Topp! schlug die ältere Dame lächelnd ein. Er kommt bestimmt, und da kannst du auf's Neue deine Künste mit ihm spielen.

Ach nein! mit meinen Künsten ist es vorüber, flüsterte Vendela, ihr glühendes Gesicht am Busen ihrer Freundin verbergend. O, o, er ist nicht verlobt! Wenn er nur erst hier wäre!

III.

Der alte Munter lief in den Stall und begehrte ein Pferd, weil er eine Botschaft für die gnädige Frau besorgen müsse. Er erhielt es und sprengte in vollem Galopp davon. „Jetzt ist, meiner Seel, der Junge unter Dach und Fach, und Munter dazu", sagte der Alte zu sich selbst, während er das feurige Pferd aufs äußerste anspornte. „Aber was ist das für eine Aufführung von der Jugend! Er ist zornig, Sie

ist traurig, wegen Nichts, gar Nichts. Da hätte leicht der Teufel sein Spiel haben können, wäre ich nicht dazu kommen. Alt währt doch am längsten sagt man."

Niemals war ein postillon d'amour unverdroßener, als jetzt der alte Munter. Hügel auf und Hügel ab ging es, was Zeug hielt und nach Verlauf einer halben Stunde hielt er seinen schäumenden Renner vor dem Bauernhofe an, wo Stalsköld einquartirt war, und wohin sich Stellan am frühen Morgen begeben hatte, seinen Schmerz in den Busen seines Freundes auszugießen.

Halt das Pferd, Bauernschlingel! rief Munter einen jungen Burschen zu und sprang herab. Wo sind die Herren Offiziere, geschwind heraus damit, denn es geht um's Leben!

Der erschreckte Halländer zeigte auf eine große rothbemalte Stube, und Munter stürzte hinein. Stellan ging mit glühendem Gesicht und heftigen Geberden auf und ab, während Stalskölds Augen theilnahmsvoll auf dem leidenden Freunde hafteten.

Wollen der Herrn Fähnbrich ein großes Gut? schrie Munter und ließ seine Hand groß und schwer wie eine Keule auf Stellans Achsel fallen.

— Was zum Teufel willst du alter zudringlicher Narr? murrte Stellan, unbehaglich aus seinem düstern Gedanken aufgeschreckt.

Ich frage den Herrn Fähndrich, ob er einen großen Hof haben will — und Gold und Silber und Wagen und Pferde und Creaturen in schwerer Menge?

Bist du verrückt, altes Fell? du hättest doch wohl sehen können, daß ich heute nicht in spaßhafter Laune bin. Pack dich hinaus!

Ja, ja, ich will mich packen, aber der Fähndrich soll mit, rief der Alte erhitzt, faßte Stellan um den Leib und setzte ihn so leicht vor die Thüre, als ob er einen Handschuh getragen hätte.

— Spasse nicht weiter. Dein Vorwitz wird zu arg. Was willst du? rief Stellan ernstlich böse.

Nehmen sie denn gar keine Vernunft an, sagte der Greis und führte Stellan auf die Seite. Es wird besser sein, wenn der Herr Junker, ehe er böse wird, auf das hört, was ich ihm zu sagen habe. Ich frage den Fähndrich, ob er ein großes Gut haben will?

— Was um Gottes Willen meinst du denn, du Narr?

Ich meine der wohlgeborne Fähndrich selbst sind ein großer Narr, mit Verlaub, der fortgeht und lügt und sich selbst im Wege steht. Die gnädige Frau dort auf dem großen Schloß brennt lichterloh für den Fähndrich und will dem Fähndrich Alles geben, was sie hat und sich obenein in den Kauf.

— Sie, ach sie will eher den — antwortete Stellan, tief aufseufzend. Stolz auf ihren Reichthum trat sie mir gestern mit höhnischer Verachtung gegenüber, und schien frühere Tage ganz vergessen zu haben.

Aber heute denkt sie an Sie. Sie weinte und jammerte über des Fähndrich's Verlobung und war ganz verschwommen, bis ich mich endlich ihrer erbarmte.

Hierauf berichtete Munter etwas umständlicher über das Gespräch, das er Morgens zufällig angehört hatte, und machte noch eigne kleine Zusätze, um Stellan zur Rückkehr zu bewegen. „Wie gesagt, schloß er seinen Bericht, die Dame brennt lichterloh für den Fähndrich und ich glaube, sie wäre im Stande, ihn noch heute zu heirathen." —

„Munter mein lieber Munter, sagte sie, um Gotteswillen! suche recht nach deinem Fähnbrich und schaffe mir ihn her, sonst, der Kuckuck hole mich, thu' ich mir ein Leid an!" Ja, so hat sie gesagt, und geweint hat sie, daß es mir weh gethan hat, ihre schönen Augen anzusehen. Und ich sagte: Gnädige Frau! hängen Sie den Mund nicht länger und trocknen Sie fein Ihre Fenster, denn mich soll der — schlagen, wenn der Junge nicht in ein paar Stunden da ist. Und so gab sie mir ihr eignes Reitpferd, und ich setzte mich darauf und sie rief mir tausend Segenssprüche nach, das that sie, die allerliebste Frau!

Mit immer steigender Verwunderung hatte Stellan die weitläufige Erzählung des alten Soldaten angehört, welcher irgend einen Glauben beizumessen er anfangs durchaus nicht vermochte. Fast fürchtete er, dieß sei wieder ein neuer Kunstgriff von ihr, um ihn zu neuen Demüthigungen zurückzulocken. Aber Munter ließ ihm nicht lange Bedenkzeit, denn eins, zwei, drei hatte er ihn auf das Pferd gehoben.

Vorwärts, vorwärts! rief Munter; ich will verdammt sein, wenn der Fähndrich dem Glück nicht gerade ins Maul reitet.

Mit donnernder Stimme verlangte er vom Bauern, auf Befehl der gnädigen Frau, ein zweites Pferd für sich. Es kam augenblicklich und Munter commandirte: Marsch!

Von den verschiedensten Empfindungen verwirrt, folgte Stellan, obwohl er Vorgesetzter war, fast bewußtlos, dem Commando des drängenden Alten, und setzte sich in Bewegung, nachdem er mit der Hand seinem Freund Stalsköld Abschied zugewinkt hatte, der anfänglich drinnen geblieben, jetzt aber an die Thüre des Vorplatzes herausgetreten war, um verwundert seiner verrätherischen Abreise zuzuschauen.

Schweigend setzten nun Beide eine halbe Stunde lang ihren raschen Ritt fort. Aber das ist ja reine Narrethei! brach endlich Stellan aus, und mäßigte die Eile des Pferdes.

„Ich glaube im Gegentheil, es ist verflucht gescheit! hopp! hopp!" schrie Munter. „Sehen Sie, da ist schon der Thurm auf dem Schloß sichtbar. Denken Sie nur, Fähnbrich, wenn Sie einmal diesen Thurm ihren eigenen nennen können! Solche Beeren wachsen nicht auf jedem Busch.

So eilten sie raschen Trabes vorwärts und kamen endlich an dem Gehäge des Schloßes an.

Mit klopfendem Herzen und fast seine Bereitwilligkeit, Munter nachgegeben zu haben, bereuend, ritt Stellan in den Hof und sprang vom Pferde, das ein Bedienter sich beeilte, ihm abzunehmen, während ein anderer sich erbot, ihn auf sein Zimmer zu führen. Stellan folgte ihm mechanisch, und sah, als er seine Augen nach dem prächtigen Gebäude erhob, an einem Fenster Vendelas schönes Antlitz, das ihm hoch erröthend entgegen lächelte.

Mit steifer Artigkeit nahm er seine Mütze tief ab, und eilte auf sein Zimmer, welches er am Morgen in der festen Ueberzeugung verlassen hatte, er würde niemals wieder dahin zurückkehren. Auf die Frage des Bedienten, ob er etwas befehle, antwortete er nur, er wünsche allein zu sein. Als er es war, fing er heftig im Zimmer auf und ab zu gehen an. „Was mag wohl ihre Absicht sein? fragte er sich; „sollte das stolze Benehmen, das sie gestern gegen mich zeigte, nur Verstellung, Gaukelei und eine kleine Strafe für mich gewesen sein? Mir ist, als ob ich vor Verdruß, Freude und

Hoffnung, eins nach dem andern, verrückt werden sollte. Wie ungleich war doch das strahlende Aufblitzen ihres lachenden, heiteren Gesichtes, das ich soeben sah mit der kalten abstoßenden Miene, die sie gestern angenommen hatte. Sollte sie mich vielleicht noch lieben? Sollte — sollte sie —

Hier wurde er in seinem Gedankengang von einem zierlichen Kammermädchen unterbrochen, welches hereintrat, ihm mit schlauem, schelmischem Blick ein kleines Billet einhändigte und um Antwort bat.

Stellan erbrach das kleine Siegel, ein brennendes Herz, und las zu seinem Erstaunen folgende Zeilen von derselben geliebten Hand, welche einst so viele zärtliche Worte an ihn gerichtet hatte:

„Wenn Fähndrich von Phiffen mit dem Schreiben an seine „entzückende Braut“ fertig ist, und zwar für immer, und etwa wünschen sollte Vendela Elphinstone so zu sehen, wie sie ihm gestern in dem hart bestraften Verräther, dem Spiegel, erschien, so würde er wohl die Güte haben, der Ueberbringerin dieses zu folgen.“

Ich komme, ich komme! rief Stellan und faßte in seinem Entzücken die kleine Hand der Kammerjungfer, die er so hart drückte, daß sie lachend ausrief: Gott bewahre mich! Das muß ein unaussprechlich willkommener Brief gewesen sein, der da. Aber klemmen Sie deßwegen meine armen kleinen Finger nicht auseinander. —

Süßester Engel, führe mich augenblicklich zu deiner Gebieterin, bat Stellan eifrig.

Ach, war der Brief von meiner Herrin? sagte das schelmische Mädchen — da muß ich wohl folgen, ob ich gleich nicht weiß, wo sie im Augenblick ist.

Ach, du kleiner Plaggeist, du spottest mich noch aus, rief Stellan und öffnete ungeduldig die Thüre.

Glücklicher! flüsterte die Schelmin und hüpfte leicht dem harrenden Liebenden voraus, der kaum sich noch länger beruhigen ließ.

Stellan folgte der „lieblichen Botin, die den Frieden verkündet,“ in den Baumgarten. Nachdem sie ihn durch mehrere sich krümmende Wege geführt, zeigte sie endlich auf einen kleinen chinesischen Pavillon mit grünen Jalousien und sprang lächelnd davon.

Der alte Munter hatte in Beschreibung dieser Liebeshistorie den Hof, worin Stellans Freundin weilte, mit einer Schanze, die er erstürmen sollte, verglichen. Der chinesische Pavillon kam Stellan gewiß nicht weniger gefährlich vor. Obgleich er sein Glück schwarz auf weiß hatte, wagte er es doch jetzt, wo er an der Thüre des Tempels stand, kaum, denselben zu betreten. Er zauderte deßhalb einige Augenblicke, unschlüssig, wie Cäsar, ehe er über den Rubikon setzte. Aber, so gewaltig der Ruhm den großen römischen Heerführer, so gewaltig lockte die Liebe den kleinen schwedischen Fähndrich und sein Zagen verschwand. Mit hoch klopfendem Herzen und etwas schwanken Knieen rüstete er sich zum Sturm auf die Außenwerke, die hier nur aus drei niedern Treppen bestanden. Als er sich gegen die Thüre neigte, um Athem zu schöpfen, vernahm er Vendelas liebliche Stimme, die zur Guitarre sang:

Ich liebe dich! seit jungen Tagen
Bist meines Daseins Sonne du,
Und aus des Lebens wirrem Jagen
Find ich an deiner Brust nur Ruh.

Mag Unglück hier mich schwarz umdüstern,
Mag hell das Glück umglänzen mich:
Sei' doch im Tod mein letztes Flüstern:
Ich liebe dich!

Dieses Verschen hatte Stellan selbst in früheren Tagen im Schweiße seines Angesichts zusammen gereimt und Vendela gegeben; alle verliebten Jünglinge sind ja in höherem oder minderem Grade Dichter, während die Aufechtungen ihrer Liebe am heftigsten sind. Als er nun so seine eigenen Worte mit warmem Gefühl von der so lange Geliebten singen hörte, ward es ihm zu Muthe, wie dem Sohne des Alpenthals, wenn er die Weisen seiner Heimath hört. Seine zitternde Hand drückte hastig auf das Schloß zum Heiligthume, die Thüre ging auf und er stand vor ihr, der glühenden Priesterin. Sie war in ein leichtes, hellrothes Seidenkleid gehüllt; die reichen goldenen Locken fielen frei auf die weißen Schultern herab; wie einst stützte sie sich auf die Kissen eines kleinen Sophas. Bei Stellan's Eintritt fiel die Guitarre aus ihrer Hand. Als sie versuchte, sich zu erheben, sank sie wieder zurück, überwältigt von den Gefühlen die auf sie einstürmten.

Ohne ein Wort über ihre Lippen zu bringen, heftete sie auf den liebetrunkenen Stellan denselben sprechenden, warmen, innigen Blick, der in früheren Tagen so oft sein Herz mit verdoppelter Heftigkeit hatte schlagen machen, und reichte ihm lächelnd ihre kleine Hand entgegen.

Der überselige Liebende fiel auf die Knie und bedeckte die Hand, die in der seinigen zitterte, mit tausend Küssen. Und jetzt lasse ich, mit des Lesers gütiger Erlaubniß, eine kleine Weile den Vorhang fallen. —

Kurz nach diesem frohen Zusammentreffen im Pavillon sehen wir die beiden Liebenden, Arm in Arm, draußen in einem der kühlsten Laubgänge des Gartens. Die steifen Ceremonien des sonst so mühsamen Freiens waren unbegreiflich rasch übergangen worden. Es bedurfte nicht vieler Worte. Das Feuer der Jugendliebe glomm trotz aller Widerwärtigkeiten immer unter der Asche und flackerte jetzt in einem Augenblick wieder empor, so wolkenhoch wie einst „im kalten Winter von 18**.“ Vendela war eines jener seltenen liebenden Wesen, welche das Mißgeschick nicht zu erbittern, das Glück nicht zu verschlimmern vermochte.

Obgleich, seit sie Wittwe geworden war, von Anbetern und Schmeichlern überall wo sie auftrat, umgeben, hatte sie doch deren Huldigungen immer mit Kälte zurückgewiesen und ihr reiches Herz schlug allein für den armen, verborgenen Fähndrich im Westergöthland, der weit entfernt war, das ihn erwartende Glück zu ahnen. Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit gegen das Andenken des edlen Wohlthäters sowohl, als die reine, weibliche, ihr eigene Schüchternheit, hatten Vendela dennoch abgehalten, Stellan von der Veränderuug ihrer Lage zu unterrichten; gleichwohl hatte sie durch einen Freund im Westergöthland immer vollständige Berichte über Alles was Stellan betraf, erhalten. Mit großer Freude hatte sie die Nachricht von dem bevorstehenden großen Lager in Schonen erhalten, erstens, weil sie wußte, daß Stellan diesen Weg vorbeikommen mußte, und dann — weil bis dahin ihr Trauerjahr vorüber war. Diese letztere Berechnung, wenn sie auch ein wenig eigennützig schien, entsprang doch dem edelsten jeglichen Eigennutzes, dem, einen anderen glücklich zu machen.

Der große Unterschied des Alters zwischen ihr und ihrem verstorbenen Gemahl, hatte ihr wohl kindliche Liebe zu ihm einzuflößen vermocht — wirkliche hatte sie niemals für einen Andern, als Stellan, gehegt.

Dieß alles und viel mehr hatte Vendela während dieser Zeit ihrem glücklichen Geliebten zugeflüstert der mit glänzenden Augen der holden Stimme lauschte und unzähligemale zärtlich den weichen Arm drückte, der in dem seinigen ruhte.

Es war aber auch nicht zu verwundern, daß der junge Herr sich unendlich glücklich fühlte, da er so unvermuthet eine solche Braut in Begleitung eines solchen Vermögens erhielt. Um ihm aber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kann ich auf meine Gewissenhaftigkeit als Geschichtsschreiber hin versichern, daß er nicht im geringsten an diesen letzteren Umstand dachte, denn was unser Held auch fühlen mochte — Eigennutz war es nicht.

Ein liebendes Paar denkt gewöhnlich nicht an lange Promenaden, sondern liebt es, zuweilen zu rasten. So war es auch hier. Vendela zeigte auf eine Bank und sie setzten sich.

Ach, Vendela, meine Vendela! flüsterte Stellan und zog sie sanft in seine Arme. Ist es nicht ein Traum? Wer hätte das ahnen können noch heute Morgen?

„Nun sag' mir aufrichtig, was hast du heute Morgen gedacht?“ fragte Vendela und erhob drohend ihren kleinen Finger.

Was soll ich wohl anders gedacht haben, als daß du das Gegentheil von dem bist, was du früher warst und dem was du, wie ich jetzt weiß noch bist. Ich fühlte mich so tief erniedrigt und unglücklich und das Loos des Armen, zwar immer hart, lastete nun doppelt schwer auf mir, nachdem ich gesehen, wie die Güter dieser Welt deinen reinen, milden Sinn umwandeln konnten. Ich begriff, daß die Umstände sich so verändert hatten, daß ich Armer keinen weiteren Anspruch auf deine Liebe machen konnte.

„Ach, du Bösewicht! unterbrach ihn Vendela, und warf Stellan einen mild vorwurfsvollen Blick zu.

Nein mache mir keinen Vorwurf aus diesem Gedanken: er war ja ganz natürlich, denn nicht Eine unter Tausenden ist so wie du. Aber obgleich ich, wie ich vorhin sagte, nicht weiter auf deine Liebe hoffen zu können glaubte, war mir doch dein Stolz unerträglich. Voll düsterer Trauer eilte ich von dir, doch glückte es mir meine wahren Gefühle zu bemänteln, und eine einigermaßen gleichgültige Miene anzunehmen. Aber Geliebte, wie war es dir möglich, zu — zu —

„Dich so zu plagen, meinst du wohl?“ fiel Vendela ein. Gewiß, jetzt begreife ich selbst wie mein erster und letzter Versuch, (dieß gelobe ich heilig) die cokette herzlose Dame von der Welt zu spielen, so vortrefflich gelingen konnte. Aber, siehst du, erstens wollte ich dich für Sünden strafen, die jetzt vergessen sind und deßhalb nicht weiter genannt werden sollen, und dann wußte ich ja, du würdest noch mehr überrascht sein, wenn du gesehen daß deine Vendela noch dieselbe war. Indeß war ich nahe daran, vom Spiegel zu früh verrathen zu werden. Ich schlug ihn entzwei und beging damit einen jener wilden, thörichten Streiche wie sie nur die blinde Liebe erfinden kann, in Ermangelung von etwas Anderem, gegen das sie anstürmen will. Wenn ich aber in meiner Verstellung und Schroffheit zu weit ging, kam die Strafe darauf, als du mein armes

Herz durch die unwahre Aeußerung, du wollest deiner Braut schreiben, fast erdrücktest. Böser Stellan, wie konntest du das mir sagen?"

Was sollte ich wohl machen? antwortete Stellan lächelnd. Ich war ein viel zu erfahrener Kämpe unter dem Panier des blinden Gottes, als daß ich dir einen vollständigen Triumph hätte lassen wollen. Um dir zu zeigen wie gleichgültig mir deine Gleichgültigkeit war, fand ich keinen bessern Ausweg als mich für einen Verlobten auszugeben und — ich versichere dir, Vendela, fügte er die Hand auf die Brust legend, hinzu, es verhält sich auch wirklich so.

„Großer Gott! mit wem? wie? wo?" schrie Vendela und fuhr auf wie von einer Schlange gebissen.

Mit dir — dort im Pavillon — vorhin, antwortete Stellan trocken einsilbig und zog sie lächelnd an sich. Du kleine Treulose, hast du es schon wieder vergessen.

„Mich aber so zu erschrecken! Ich dachte schon — ich glaubte —" hauchte Vendela und verbarg ihre bleiche Wange an seiner Brust — „ach wie mein Herz schlägt!"

O das meine nicht minder! rief Stellan, indem er einen langen warmen Kuß auf die Lippen seiner Geliebten drückte.

Ei, schöner Brauch!
Dafür kriegst du auch
Stiefel und Galoschen.

sang in diesem Augenblicke der alte Munter und steckte seinen großen grauen Schnurrbart über eine dahinterliegende Hecke.

Ueber und über erröthend, machte sich Vendela bei dieser plötzlichen Unterbrechung aus den Armen ihres Geliebten los. Stellan rief lächelnd: Ach es ist ja nur unser postillon d'amour! komm her du alter Schreihals!

Munter ließ es sich nicht zweimal sagen. Im Augenblick stand er vor dem vertraulichen Paar. Er nahm seine gewöhnliche Paradehaltung an und sagte zu Vendela:

Sagte ich der wohlgebornen gnädigen Frau nicht, sie solle ihn haben wenn sie wolle! der alte Munter hält stets sein Wort, der da. Ich bin jetzt die ganze Zeit her da herum auf der Spähe gestanden und um die jungen Herrschaften herumpatroullirt, um ihnen die Bedienten und sonstiges loses Gesindel vom Leibe zu halten; denn ich wußte, daß jetzt der Vogel neue Federn bekam und wollte auch, mein Herr Fähndrich solle das Eisen schmieden, solang es warm sei. Ich sah deutlich, daß die Festung capitulirte, deshalb sang ich vor Freude.

Vendela konnte nicht umhin, über die Vorsichtsmaßregeln des treuen Alten wie über seine possirliche Ausdrucksweise zu lächeln. Sie stellte sich auf die Fußspitze, klopfte dem Riesen auf seine Schultern und sagte: Ja, wenn du mir versprichst zu schweigen, guter Alter, so will ich dir mittheilen, daß dein Fähndrich von heute an mir gehört.

Glück und Segen sei mit Ihnen gnädige Frau! rief Munter. Eure Gnaden sehen aber auch so unsäglich gut und mild drein, daß Fähndrich Stellan der glücklichste Kerl in der Christenheit werden muß. Gott segne Euch alle zwei! verzeiht mir wenn ich naseweis bin, aber der Segen eines alten Mannes ist nicht zu verachten, wenn er auch noch so arm und schlicht ist.

Ein seltsames Feucht trat in des Veteranen tiefliegende Augen; seine unförmlich große und grobe Hand faßte die Vendelas, welche darin verschwand, wie ein

Ei in einem Korbe. Selbst Vendelas schöne Augen wurden naß, und Stellan umarmte, der Eingebung seines guten, frohen Herzens folgend, gerührt den alten Soldaten, der ihm seit seiner frühesten Kindheit so treu ergeben war.

Das ist, der Teufel hol mich, murmelte Munter, doch pudelnärrisch und zog sich zurück. Es ist ein wahrer Trost für einen alten armen Mann, zu sehen, wie auch vornehme Leute gemein und herzlich sein können. Adieu nun einstweilen, tausend Dank! Ich weiß meinen Platz und kehre auf meinen Posten zurück.

Er wankte davon. Vendela sah der hohen Kriegergestalt, bis sie verschwunden war, nach. Für sein Alter wollen wir reichlich sorgen, nicht wahr mein Geliebter? flüsterte sie Stellans Hand drückend.

Es wird mich freuen, antwortete Stellan wehmüthig, wenn du deinem guten Herzen folgen willst. Ich habe wenig oder nichts zu geben, wünschte aber sehr —

Und ich wünschte, fiel Vendela hastig mit einer Miene leichten Verdrußes ein, es möchte das letztemal sein, daß du einen Unterschied zwischen mein und dein machst! Sonst — und dabei drohte sie scherzend mit dem Finger — könnte es wahrhaftig geschehen, daß ich vergäße, was dort im Pavillon die armen Herzen gesprochen und mir einen anderen und beharrlicheren Adorateur nähme, der, wie ich weiß, heute Nachmittag mit seiner hochwohlgebornen Frau Mama hieher kommen wird. Diese Visite kommt mir jetzt, wo du da bist, höchst ungelegen, ich kann aber nicht mehr ausweichen. Fast fürchte ich, daß heute der Hochzeitsantrag gestellt werden wird; deßhalb nimm dich zusammen —

Ich bin schon im Voraus eifersüchtig wie ein Türke, sagte Stellan. Wer ist der Verwegene, der sich zwischen mich und mein Glück zu stellen wagt?

Ein junger Graf, ein goldtressirter Husar, ein lebenslustiger Adonis, in den Augen aller Anderen viel schöner als du, außer in denen einer kleinen, treuen Närrin, die Vendela heißt. Du sollst ihn selbst zu sehen bekommen. Aber da fällt mir ein: Ich habe daran gedacht, den Oberst auf den Abend einzuladen. Ich habe einen kleinen Plan dabei.

Welchen?

Ja siehst du, ich will ein oder zwei Tage Urlaub aus ihm herauszubringen zu suchen für einen gewissen Fähndrich, der sonst morgen in aller Frühe abmarschiren müßte. Der Alte ist doch wohl artig und bescheiden?

Nun das ist er wohl, wandte Stellan ein; aber er ist auch ungemein genau im Dienst. Ich bitte dich, mache dir keine Mühe, es ist gewiß vergebens.

Das wollen wir wohl sehen, antwortete Vendela und verzog trotzig die kleine Unterlippe. Ich habe schon mehr als einmal Bären gebändigt. Uebrigens ist es jetzt Mittag; darf ich den Herrn Fähndrich wohl bitten, herein zu treten und mit dem vorlieb zu nehmen, was unser geringes Haus vermag.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß das Mahl nicht leicht so trefflich und gewürzt war.

Wenig durch die Anwesenheit der guten Frau K** gestört, überließen sich die Liebenden dem Genuß geistiger und materieller Speise. Die Stunden nach Tisch, sonst gewöhnlich so träge, waren das gerade Gegentheil für unser süßes Paar, dessen frohen vertraulichen Gesprächen man es nicht im Geringsten angemerkt hätte, daß Beide eine

qualvolle schlaflose Nacht, in Folge ihrer ersten, absonderlichen Begegnung zugebracht hatten.

Plötzlich wurden sie aber in ihren süßen Träumen unangenehm durch das unbehagliche Geräusch eines rollenden Wagens gestört.

Ach da kommt meine angenehme Gräfin, rief Vendela und hüpfte leicht von der Seite Stellans. Wir müssen jetzt einige Stunden lang die Fremden spielen, denn ich vermisse wirklich den Muth, meine Verlobung so blitzschnell mit éclat in die Welt zu rufen. Außerdem will ich mir auch den jungen Grafen noch ein wenig ansehen, und vielleicht besinne ich mich da, setzte sie schalkhaft hinzu. Aber still! ich höre sie bereits kommen. Auf Ihren Platz, Herr Fähndrich!

Einen Augenblick später öffnete ein Bedienter die zwei Flügelthüren in das Vorzimmer. Herein trat eine prächtig gekleidete ältere Dame, gefolgt von einem schlanken hübschen jungen Mann in blinkender nagelneuer Husarenuniform.

Ach meine kleine süße Frau, schnatterte die Gräfin, nachdem sie die, sich tief verbeugende Vendela auf beide Wangen geküßt hatte, es ist mir unendlich interessant, meine liebe süße Patronessa zu Hause und in guter Gesundheit anzutreffen Mein Herr Sohn, der Schelm, wollte durchaus seinen Abschiedsbesuch bei meiner kleinen süßen Patronessa machen, ehe er sich in das beschwerliche Lager begibt, der arme Junge! Wenn er bei uns auf Besuch ist, geht er ma foi, nirgends so gerne hin, als hieher le petit espiègle. Nicht wahr, mein lieber Jules?

Es ist ja natürlich, daß man sich nach dem Himmel sehnt, sagte der liebe Jules seinen hübschen Schnurrbart drehend und nicht wenig mit diesem bombastischen Complimente zufrieden. Vendela bekümmerte sich nicht darum es zu verstehen, sondern beeilte sich Stellan vorzustellen, der von der Gräfin durch vornehmes Nicken und von dem feinen Cornet durch eine nachläßige, hochmüthige Verbeugung begrüßt wurde.

Der junge Mann ist hier einquartirt, denke ich? fragte die Gräfin, Stellans hübsches, frisches Gesicht mit unzufriedener Miene fixirend.

Ja er ist hier einquartirt, rief Vendela, an welche die Frage gestellt war, und warf dabei einen raschen, schelmischen und sprechenden Blick auf Stellan, während ihre weißen Finger auf ihr Herz zeigten.

Aber das ist curieux, wandte die Gräfin ein, daß man nicht den Chef des Regiments auf diesem charmanten Gut einquartirt hat.

Es war allerdings die Rede davon, Frau Gräfin, antwortete Vendela, allein ich verbat mir die Ehre, denn eine einsame, arme Wittwe weicht gern allem überflüßigen Getreibe aus. Ich habe statt dessen einen Subalternen, und fünfzig Soldaten auf meinem Gute, wie es gnädige Gräfin zu nennen belieben.

Aber verzeihen Sie mir meine kleine süße Patronessa, sagte die Gräfin, wäre nicht ein alter Mann von hohem Rang, wäre nicht sage ich ein alter Mann —

Passender gewesen, als ein junger Fähndrich, wollen Frau Gräfin sagen, fiel Vendela lächelnd ein, — ach ja, ich gebe es zu; aber der Zufall wollte, daß ich das Glück hatte, ein wenig mit Fähndrich v. Phiffen bekannt zu sein, aus früherer Zeit, deshalb verlangte und bekam ich ihn, setzte sie mit einem vielsagenden Blick auf Stellan hinzu.

Das ändert die Sache, antwortete die Gräfin, aber à propos, es ist wirklich

Sünd und Schade um die armen Infanterie-Officiere, die sich zu Fuße auf einem so entsetzlichen Weg abquälen müssen. Gott sei Lob und Dank, daß ich Mittel machen konnte, meinen süßen Jules in die Cavalerie zu bringen, eine Waffe, die Achtung genießt und verdient.

Der süße Jules brüstete sich, im Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit der Cavalerie, und warf einen verächtlichen, mitleidigen Blick auf Stellans graue Beinkleider mit rothen Streifen.

Aber stellen Sie sich vor, Frau Gräfin, ist es nicht sonderbar, daß ich immer mehr auf Infanterie hielt?

C'est impossible! rief die Gräfin kopfschüttelnd. Meine kleine süße Patronessa kann nicht so renonce im Geschmack sein.

Ja ich muß es zu meiner Beschämung gestehn, antwortete Vendela scherzhaft. Vielleicht ist dieser verderbte Geschmack ein Jugendeindruck, da ich oft Infanterieoffiziere auf Bällen und Schlittenpartien sah, wobei ich eine wirkliche Vorliebe für die rothe Farbe faßte.

Stellan warf bei diesen Worten einen komischen triumphirenden Blick auf den süßen Jules, der es jetzt für die höchste Zeit hielt, auch ein Wort zum Besten zu geben wo es die Ehre der Waffe galt:

Wenn Frau Patronessa, sagte er zu dieser, wie ich so dreist bin, zu hoffen und zu vermuthen, einen kleinen Ausflug macht, um das königliche große Sommerlager zu sehen, da fast alle Standespersonen hiesiger Gegend nach Vonarbshed eilen, werde ich die Ehre haben, Frau Patronessa auf die Schwadron von Krakemale aufmerksam zu machen, bei der ich diene, und ich will wetten, Sie kommen auf andere Gedanken. Man kann sich unmöglich einen imposanteren Anblick vorstellen, als die Krakemalen, wie sie dahinjagen in ihren gelben Reithosen mit neuen Dolmans. Und dann, was für prächtige Pferde! Alle schwarz und glänzend, wie meine Säbeltasche, gut zugeritten, ihre 10 Quarter hoch, und Feuer in allen Gliedern.

Da ist der süße Jules vom Himmel, platsch, herunten im Stall! dachte Stellan der sich kaum enthalten konnte laut aufzulachen, als Vendela mit unbegreiflich guter Contenance sich zum würdigen Sprecher wandte und mit verstellter Verwunderung sagte: Gott, wie imposant müssen die Krakemalen sein! Ich bin wirklich ungeduldig nach dem großen Lager, und werde Ihnen unendlich verbunden sein, Herr Graf, wenn sie ihres graciösen Versprechens, mir diese Wundermenschen zu zeigen, eingedenk bleiben wollen.

Die Augen des süßen Jules leuchteten vor Vergnügen; er versprach noch obendrein, er selbst an der Spitze seiner Krakemalen würde an ihrer Equipage vorbeidefiliren. Von Vendelas aufmunterndem Lächeln noch mehr in Feuer gebracht, fing er an, ausführlich die ganze Schwadron zu beschreiben, Pferde und Menschen, und er war eben daran Nr. 25, der eine unbegreiflich treffliche Halbblutstute, Juno, ritt, in die Wolken zu erheben, als er zu seinem größten Leidwesen durch einen Bedienten unterbrochen wurde, der die Ankunft des Obersten meldete. Stellan eilte sogleich hinaus, seinen Chef zu empfangen.

Dieser war indeß schon beim Aussteigen aus dem Wagen, in welchem Vendela ihn hatte holen lassen, von dem alten Munter begrüßt worden, mit dem er als gemeinsamer Soldat gedient hatte, und dem er immer mit so viel Auszeichnung entgegen kam,

daß er ihn mitunter Bruder nannte, wenn er guter Laune war. Das that er auch jetzt, als Munter salutirend vor ihm stand.

Guten Tag mein Bruder! Und Gott segne den Herrn Oberst! antwortete der Veteran barsch, während die Bedienten vor Verwunderung über diese absonderliche Bruderschaft die Mäuler aufrissen.

Du bist wohl wieder bei deinem von Phiffen, dünkt mir? sagte der alte Oberst während er die Vortreppen hinaufstieg, auf Munters Arm gestützt. Der liebe Herr wohnt wie ein Prinz, ich muß mit einem ganz nüchternen Quartier bei einem Pächter vorlieb nehmen; aber es thut nichts, ich bin nichts Besseres gewohnt.

Ja, ja, von Phiffen wohnt nicht übel, antwortete Munter leise. Was aber das närrischte von allem ist, er wird bald für immer da wohnen.

Was der Tausend meinst du damit, Bruder Munter? fragte der Oberst.

Ja, siehst du Bruder Oberst, — aber schwöre zuerst, daß du vor keiner Christenseele davon plauderst.

Ich schwöre dir, daß ich die Backen zuhalten will, antwortete der Oberst, über seinen eigenen, trocknen Ausdruck lachend.

Nun, da, ich will dir sagen, Herr Oberst, die junge reiche Frau von hier, ist eine alte Bekannte von Phiffens. Sie ist ganz fortepiano in ihn, verstehst du, Oberst und heute Vormittag hat er sie eingenommen, rascher als die norwegische Festungen anno 14. Sie sind verlobt, der Teufel hol mich! Aber ruhig, vor Allem ruhig! Ich habe dir nur davon gesagt, Oberst, erstens, weil du, wie ich, Viel auf den Jungen hältst, und dann, damit du ihm Urlaub gibst, daß er nachreisen kann, verstehst du. Es wäre ja Sünd und Schade, wenn er so von seiner Braut fort müßte, ehe er sie sattsam geküßt hat. Aber da kommt er ja — vergiß nicht, was ich gesagt und laß dir nichts anmerken.

Der Oberst stieß einen kurzen Ruf der Verwunderung über diese unerwartete Neuigkeit aus und sah mit großen Augen auf Stellan, der ihm mit einen glückstrahlenden Gesichte entgegentrat, das die Bestätigung der Nachricht zur Schau trug.

Guten Tag, mein lieber von Phiffen, brummte der Oberst, er sieht ganz henkermäßig gut aus. Er ist aber auch fünfzigmal besser einlogirt als ich, aber die jungen Herrn haben halt Glück, die da. Stell er mich jetzt hübsch seiner Wirthin vor. Sie ist ja jung und schön, hab ich gehört, he?

Prächtig! rief Stellan.

Sooo? zum Kukuk, da hätte ich ja Lust sie zu heirathen und für ewige Zeiten zur Oberstin zu machen.

Viel Glück, Herr Oberst! entgegnete Stellan. (Schluß folgt.)

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Leonidas. Trauerspiel in 5 Abtheilungen. Von C. Erstenberg. — Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften Von R. Reicke. — Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853. Von Varnhagen von Ense. — Inselwelt. Gesammelte Erzählungen von Friedrich Gerstäcker

2 Bde. — Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Zweite Sammlung. — König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Friedrich Bodenstedt. — Deutschland und seine Bewohner. Ein Lehrbuch zur Selbstbelehrung für die Gebildeten aller Stände. Von H. Berghaus. 2 Bde. (Forts. folgt)

(Goethe's Gedichte — verbessert.) Ein literarisches Curiosum hat einen Augenblick die Goethefreunde in Leipzig beschäftigt und Heiterkeit erregt: ein so eben in Dresden im Verlage von Hermann Schöpff unter nachstehendem Titel erschienenes Schriftchen: „Geethe's (sic!) schönste Gedichte, nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert (!) und herausgegeben von J. M. Schild." Es beginnt mit „Geinnerung" (Willst Du immer weiter schweifen? . . .") und macht aus den Schlußstrophen:

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da —

folgende Zeilen:

Lerne nur den Herrn ergreifen,
Und dein Glück ist immer da.

„Wanderers Nachtlied" („Der Du von dem Himmel bist...") fängt bei dem Dresdener Ballhorn mit „Der Du nur in Christo bist" an. Vom „Erlkönig", dessen Ueberschrift in „Der Vater mit seinem Kind" verbessert (!) wird, werden nur sechs Verse angezogen. Statt des Erlkönigs wird „der liebe Gott" gesetzt und der Vater zum Atheisten gestempelt, der auf die Worte des Kindes

Siehst Vater den lieben Gott Du nicht?
Den lieben Gott mit dem lichten Haupt?

erwiedert:

Mein Sohn, kein Mensch an den mehr glaubt!

Das Kind sagt daher im fünften Vers der neuen Lesart (!)

Ach, Vater nein! wie wohl ist mir:
Der liebe Gott ruft mich von Dir.

Worauf er

Ich bitte dich Kind; nun schlafe mir ein
Ich habe nicht Zeit, Dein Händchen zu fein. . . u. s. f.

Es läßt sich kaum annehmen, daß diese Verslenen bona fide gegeben werden; der Verfasser führt gewiß einen Streich J M Schild, wie sein Name schon andeutet.

** Dr. Karl Andree hat den ersten Band eines größern Sammelwerks erscheinen lassen, das die neueren und neuesten „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den Entdeckungen von Speke, Krapff u. s. w." beschreiben soll. Er beginnt mit Burtons Reisen nach Medina und Mekka, und in das Somaliland nach Härrär in Ostafrika. Im gleichen Verlag (Costenoble) kamen Balduin Möllhausens Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu-Mexico (Colorado Expedition), Band I, heraus. — eine der größten derartigen buchhändlerischen Unternehmungen ist jedoch die durch einen Prospekt mit Proben angekündigte englisch erscheinende Originalausgabe der Reisen von Hermann, Adolf und Robert v. Schlagintweit welche bei Brockhaus in Vorbereitung ist. Die Buntdruck-Lithographien mit Ansichten aus Indien und Hochasien (ausgeführt in colossalen Dimensionen von Storch und Kramer in Berlin) erregten auf der Ostermeßausstellung in der Buchhändlerbörse das erheblichste Aufsehen.

† Nach dem Heinrichs'schen Bücher-Catalog waren in Deutschland im 1. Semester d. J. 3860 Werke, theils neu erschienen, theils neu aufgelegt. Der Umfang derselben beträgt 63,200 Bogen. Unter den Büchertiteln befinden sich 631 Zeitschriften und periodisch erscheinende Werke, 511 Fortsetzungen und 687 Bücher, deren Ladenpreis 10 Sgr. nicht übersteigt. Die Zahl der neuen Auflagen beträgt 650, und zwar erschienen 278 Bücher in zweiter, 118 in dritter, 254 in vierter und mehr Auflagen. Die größte Anzahl der Auflagen erlebten: Goffine, katholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch in 76 Aufl. Campes Robinson in 57 Aufl. Stark's

evangelisches Erbauungsbuch in 32 Aufl. Meyers Complimentirbuch in 24 Aufl. Feuchterslebens Diätätik der Seele und Redwitz Amaranth in je 21 Aufl. Der Ladenpreis sämmtlicher im ersten Semester erschienenen Werke beträgt 4210 Thlr. Wird eine Auflage von 1500 Exemplaren als Durchschnitt angenommen, so werden im Laufe eines Jahres in Deutschland etwa 190 Million Bogen Papier (38,000 Ballen bedruckt).

†† Professor Andr. Müller hat außer dem in Düsseldorf aufgefundenen kleinen Stiche den er Raphael selbst zuschreibt, beim Ordnen der Sammlung der dortigen Akademie in einem dunkeln Loche eine Masse von Originalzeichnungen aufgefunden, unter denen sich kostbare Zeichnungen von Michel Angelo, van Dyk, Rembrandt, Correggio, C. Dolce und andern bedeutenden Meistern befinden; außerdem eine Menge alter Skizzenbücher italienischer Künstler mit vielen Künstlerbriefen. Alle Vorgänger Müller's haben diese Mappen oder Convolute nie berührt; dieselben lagen eben noch so, wie sie der ehemalige Director Krahe gekauft und den bergischen Ständen wieder verkauft hatte.

** Prof. Ehrenberg in Berlin, welcher in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen längeren Vortrag über die prachtvolle Erscheinung des **Meeresleuchtens** im Golf von Neapel, welche jede derartige Erscheinung in Schatten stellt, hielt, hat bei einer Gondelfahrt leuchtendes Wasser in einen Filtrirsack geschöpft und gefunden, daß, während das Wasser lichtlos abfloß, der Leuchtstoff, einem flüßigen Metalle ähnlich, im Sacke blieb und nichts anderes war als eine zahllose Menge mikroskopischer Thiere von der Gattung der Peridinum. Ehrenberg hat deßhalb die neapolitanische Meeresform, die er für eine neue Art ansah, Peridinum splendor maris genannt.

** München. Reisende und Geschäftsleute möchten wir auf den in L. Sommers Verlag in Wien monatlich erscheinenden „Courir aller Eisenbahnen und Dampfschifffahrten des In- und Auslandes, mit genauen Angaben der Meilen, Distanzen, Fahrzeiten und Fahrpreise für Personen, Reisegepäck und Frachten, sowie der Postrouten, Rittgebühren und Messagerien u. s. w. nach officiellen Quellen bearbeitet, nachdrücklichst aufmerksam gemacht haben, indem diese periodischen Anzeigen für den allgemeinen Verkehr in ihrem Inhalte alle oben erwähnten Rubriken vollständig enthält. Der Preis ist mäßig: 25 Neukreuzer für den gesammten Umfang des Kaiserstaates, außerhalb desselben unbedeutend höher!

. Christoph v. Schmid's Werke welche im Jahre 1841 zuerst unter dem Titel: „Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph v. Schmid, Augsburg, Verlag der J. Wolf'schen Buchhandlung“ in einer Gesammtausgabe erschienen sind, werden noch in diesem Jahre in einer zweiten Auflage dem Publikum vorgelegt. Die Nachfrage nach diesen unvergleichlichen Jugendschriften ist fortwährend so groß, daß der alte Vorrath längst nicht mehr hinreichte. Bis jetzt sind 6 Bändchen der neuen Auflage erschienen.

† Petersburg, 26. Juli. Der Kaiser von Rußland hat den Hauslehrern gestattet, sich mit der Goldwäscherei in Sibirien zu beschäftigen, weil das Amt eines Hauslehrers nicht als Hinderniß zur Ausübung der Privat-Goldwäscherei anzusehen ist.

§ Ein Goethe-Album, enthaltend Blüthen der Dichtkunst im Geiste Goethe'scher Muse, soll in Berlin herausgegeben werden. Der Ertrag ist für das Goethe-Denkmal bestimmt. Es geht daher an alle Verehrer Goethes die freundliche Einladung, ihre Beiträge mit dem Vermerke: „Goethe-Album“ portofrei an die Expedition der „Volkszeitung“ einzusenden. (Kann gut werden!)

— In Bayreuth soll in nächster Zeit eine neue Zeitung herauskommen die sich lediglich dem Sport (Jagd, Fischerei 2c.) widmen will.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

19. August 1860.

I. Jahrgang. Nro. 10.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Fest-Prolog
zur
Feier der Eröffnung der München-Wiener Eisenbahn.

Von Dr. Herman Schmid.*)

(Felsenhöhle. Gruppe arbeitender Gnomen. Frauengestalt.)

So recht, Ihr wackren Diener und Genossen!
So, nimmer müde, mit vereinter Kraft
Bereitet mein geheimnißvolles Werk!
Den Hammer schwingt, daß aus dem tauben Stein
Das Erz sich löse: schüret mir die Glut,
Bis es der Form geschmeidig sich bequemt;
Die Wasser dämmt — und fesselt mir den Dampf,
Daß er den Riesennacken willig beugend
Ein starker Knecht an Rad und Stange keucht!

... Bald ist's gethan! Bald schließt ein neuer Ring
Sich brüderlich den Eisenringen an,
Mit denen Ich, die Siegerin des Friedens,
Der alten Erde jungen Leib umwand:
Die Eine Kette, die sich freudig schlingt,
Die Eine Kette, die die Freiheit bringt!

... Weit auseinander hält die Mutter Erde
Vielarmig ihrer Kinder bunt Geschlecht:
Sie thürmet Alpen zwischen ihnen auf,
Und trennend müssen wilde Ströme brausen, —
Denn also war's der ew'gen Vorsicht Rath:
In seinen Gränzen sollte jedes Volk
Nach seiner Art und seines Landes Wesen
Durch lange Wandlung erst sich selbst erzieh'n,
Bis Aug' und Sinn ihm heller aufgegangen,
Bis es die Schlacken von sich abgestreift,
Bis in sich männlich jedes Volk gereift,
Die Bruderhand des Nachbars zu empfangen!

— Und als die Zeit gekommen war, da sandt' ich
Aus meinem Reich die große Botschaft Euch;
Ich stieg empor und lehrt' Euch das Gesetz,
Das unten hier im Mittelpunkt der Erde
Den ew'gen Kampf des Elements beherrscht:
Das Feuer und Wasser, die sich Hassenden
Zum Bund der Liebe wunderbar vereint,
Und ihrem wilden, sturmbeschwingten Sohn
Verbunden leiht der beiden Eltern Kraft!

Da brach ein neu verjüngend Menschenalter
Der Knospe gleich am Baum des Lebens auf,
Und schritt vor mir auch die Verwüstung her,
Das Saatfeld nicht und nicht den Wald verschonend,
Deß heil'ger Schatten meinem Beile fiel,
— Mit ihnen stürzten all' die bangen Schranken,
Die zwischen Volk und Völkern sich gezogen:
Die Thäler füllten sich, die Berge sanken,
Und über'm Strome schwebt der Brücke Bogen!
Gehorsam dehnt' und streckte sich das Eisen,
Durch alle Lande wand sich's schlangengleich,
Der schmale Rücken stählt sich zu Geleisen, . . .

*) Gesprochen im K. Hof- und National-Theater zu München am 13. August 1860 von Frau Marie Straßmann.

Und auf der Ewigkeit erbauten Wegen,
Das feuersprüh'nde Ungeheuer Dampf,
Dem Siegeswagen schnaubend vorgespannt,
Wie im Triumphgepränge naht der Segen
Das nie geleerte Füllhorn in der Hand!

(Donner.)

.... Dieß Zeichen sagt, — vollendet ist das Werk!
So rastet denn, Ihr rührigen Genossen,
Getreue Diener meines Herrscherworts,
Und in der Ruhe sammelt Euch die Kraft,
Bis neu Gebot zu neuen Thaten ruft:
Ich aber steige durch das Felsenthor
Auf Wolken zu der Oberwelt empor,
Will seh'n, wie Millionen d'ran sich freu'n
Und der Vollendung ihre Kränze streu'n!

(Wolken.)

Staunt Ihr darob! — Ich bin nicht fremd im Lichte,
Und wie ich hier in Eurer Erde Kern
Unnahbar und seit Ewigkeiten hause,
So wandl' ich in veränderter Gestalt
Gesellig droben mitten unter Euch!
Ich bin die Kraft, die Feindliches versöhnt,
Und die Verwandtes, das sich fliehen will,
Zusammenführt zum wirkenden Verein!
Doch wenn Ihr droben mir begegnet, lösch' ich
Der Feuerkrone düstres Glühen aus
Und es erstarrt zum königlichen Gold:
Der Hammer wird zum leichten Schlangenstab,
Und Flügelräder tragen mich von hinnen!
Des Handels heit're Göttin heiß' ich dann,
Die Schützerin gedeihlichen Verkehrs:
.. Ich bin's, die hier auch Feindliches versöhnt,
Und die Verwandtes, das sich fliehen will,
Zusammenführt zum wirkenden Verein!

— Doch nicht im finstren Erdenschooß allein,
Nicht nur in Eures Sonnenlichtes Welle,
Auch in den höhern Sphären kehr' ich ein,
Im Himmel auch ist meines Thrones Stelle!

... In seinem strahlenlosen Lichte tausch' ich
Den Purpur um das priesterliche Weiß
... Den Kronenreif von irdischem Metall
Ersetzt im Kranz des Oelbaums heilig Laub
... In meinen Händen neigt die Friedenspalme
Sich weihevoll in alle Weltenräume —
... Mit Jubelruf, die liebste ihrer Töchter
Begrüßen lächelnd mich die Himmlischen
Und nennen mich mit holdem Namen —
Eintracht!

— Und Eintracht ist es, die am Isarstrand
Der Gäste Schaar aus ferner Donaustadt
Willkommen heißt zum Gruß mit Mund und Hand!
Willkommen denn, des Brudervolkes Erste
Die auf dem dampfbeschwingten Flügelrad
An Arm und Herz des Brudervolks geeilt!
Willkommen! Arm in Arm, und Herz an Herz
Und Aug' in Auge, frohem Wiedersehn
Von langgetrennten lieben Brüdern gleich
Umschlinge Bayern sich und Oesterreich!
Was Euch geschieden, siegreich ist's bezwungen,
Vernichtet ist die Allgewalt der Zeit,
Zum Spielwerk sank der schrankenlose Raum
Und zur Erfüllung hebt sich goldner Zeiten
Traum!

... D'rum ruf' ich Heil dem edlen Herrscher-
Paar,
Auf deren Wort das große Werk erstand,
Die Hand in Hand, zu ihrer Völker Glück
Einmüthig wandeln auf des Rechtes Bahn!
... Den Völkern Heil — den stammver-
wandten Söhnen,
Die Hand in Hand getreu zusammenstehn,
Nach Norden nicht und Süden mehr geschieden,
Durch keiner Meinung Zwiespalt mehr getrennt!
... Und dreimal Heil — ihm, das die schönsten
Bande
Um alle Geister, alle Herzen webt,
Dem einigen, dem deutschen Vaterlande
Das Phönix gleich aus Flammen sich erhebt
Durch seiner Fürsten, seiner Völker
Eintracht!

Entzündet hat auf festlichem Altar
Die Flamme sich: sie lodre fort und fort
Von mir gehütet als der Völker Hort!
So warm wie jetzt, in aller Zukunft Tagen
Laßt aneinander Eure Herzen schlagen!
So fest wie heute schließet Euch zusammen
Zum Schutz nach innen und zum Trutz dem Feind!
Und gleich wie dort in der Verklärung Flammen
Der heimathlichen Städte freundlich Zeichen,
Die weit getrennt nun dennoch sich erreichen,
In Einem Bild einträchtig Euch erscheint —
So treffe alle Zukunft Euch vereint!

(Tableau mit dem Wiener Stephansthurme und den Münchener Frauenthürmen.)

Aus dem Soldatenleben im Norden.

Novelle von Wilh. v. Braun.

Aus dem Schwedischen von E. Sickenberger.

(Schluß.)

Sie traten ein. Vendela empfing den alten Bären, den sie zu zähmen gedachte mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln. Außerdem war sie herzensfroh, daß die Anwesenheit des Obersten den jungen Grafen in einiger Entfernung hielt und sie so von der Fortsetzung der Lobrede auf die Krakemalische Schwadron befreit wurde.

Sie kennen mich nicht mehr, Herr Oberst, lispelte sie, obwohl ich mich Ihrer sehr wohl erinnere. Ich sah Sie vor mehreren Jahren in Westergyllen draußen in General B's. Haus, und es fällt mir gerade wieder ein, daß Sie ganze acht Tage mein erklärter Held waren.

Hm! wie so, wenn ich fragen darf? schmunzelte der Oberst und lächelte, freundlicher als er es je in seinem Leben gethan hatte.

Weil Sie es durch eigene Tapferkeit und Verdienst von der Muskete bis zu so hohem Range gebracht haben antwortete die diplomatische Vendela, und schlug damit eine Seite an, für die der alte Krieger zu schwach war. Einem jungen vierzehnjährigen Institutsmädchen geht nichts über Bravour, gewiß, weil es selbst so ein Stück Wildfang ist. Aber ich erinnere mich noch, wie ich vor meinen Genossinnen mit dem Kuß prahlte, den sie mir auf die Stirne gaben und mich Ihre kleine Braut nannten.

Ei, ei! Jetzt fällt mir wirklich das kleine schöne Mädchen mit den Goldhaaren ein, an dem ich mich nie satt sehen konnte — hm, hm murmelte der Oberst und drehte sich entzückt auf dem Sopha. Ach, das war damals das! Jetzt darf ich nicht mehr wagen, mir eine solche Freiheit zu nehmen, hm, hm!

Ach warum nicht sagte Vendela lächelnd, es gilt ja nur einen Versuch.

Darf ich? fragte der alte Mann, und erhob sich rasch und lebendig, als ob aufs Neue jung geworden.

Versuchen Sie!

Hol mich der — wenn ich es da nicht probirte! rief der Oberst und reichte seinen graubärtigen Mund hin, auf den Vendela lachend und erröthend einen leichten Kuß drückte. Der ganze Auftritt hatte so etwas ungemein Komisches, daß selbst die Gräfin lachen mußte, obwohl sie meinte, die junge Frau, die sonst so prude war, zeige jetzt hinlängliche Befähigung zur „Galanterie"

Vendela warf unterdessen Stellan einen lächelnden Blick zu, der zu sagen schien: Jetzt bekommst du Urlaub.

Hierauf wandte sie sich zur Gräfin, und bemerkte scherzend: Jetzt sehen Frau Gräfin, wie schwach ich gegen die Infanterie bin. Wenn der Herr Oberst Chef eines Husarenregiments wäre, würde ich meiner Treu nicht so freigebig gewesen sein.

Sie sind heute von höchst aimablem humeur meine süße Patronessa, entgegnete die Gräfin verbindlich. Doch die Zeit drängt, mein süßer Jules soll morgen in aller Frühe abreisen. Darf ich um einige Worte mit meiner süßen Patronessa unter vier Augen bitten.

Unendlich gern, sagte Vendela und erhob sich. Stellan konnte deutlich sehen,

daß es unendlich ungern geschah. Er bemerkte auch, wie die Wangen des süßen Jules sich rötheten und seine sonst ausdruckslosen, aber hübschen Augen sich ein wenig belebten, als die beiden Damen das Gemach verließen. Es war offenbar etwas im Werke, was den feinen zartfühlenden Reiterhelden so aufregen mußte.

Jules Gedanken mochten übrigens sein wo sie wollten, so wurde er straks durch die grobe Frage des alten Obersten daraus aufgerüttelt: Hm, von was für einem Zeuge ist er, mein junger Freund?

Ich bin Graf, antwortete der süße Jules stolz, und sein edles Blut färbte seine Rosenwangen noch röther.

Sie tragen die Rangauszeichnung nicht? hm! fuhr der Oberst fort. Alle Cavaleristen sehen einander gleich und in einem ganzen Schock ist der Rittmeister nicht vom Cornet zu unterscheiden, außer durch den Bauch.

Ich bin der älteste Cornet! erwiederte der süße Jules, sichtlich aufgebracht über des plebejischen Parvenus nasenweise Fragen.

Ergebenster Diener, Herr Graf und ältester Cornet, hi hi! danke für die Aufklärung, entgegnete der Oberst mit einer tiefen Verbeugung und drehte dem süßen Jules den Rücken.

Der süße Jules stand nun da und wartete ungeduldig, bis süße Mama ihn hinausrufen würde, um vor Vendela jene Beredsamkeitsprobe abzulegen, mit der er geladen war. Aber süße Mama ließ vor einer Stunde nichts von sich hören, und als sie endlich zurückkam, war es nur um ihm mit mißvergnügter Miene anzukündigen, daß man in den Wagen steigen wolle. Der Abschied der Gräfin war steif und ceremoniös und ihr Mund war nichts weniger als süß, als sie ihre „süße Patronessa" küßte. Selbst der süße Jules sah niedergeschlagen und verwirrt aus, wie wenn er bei einem Wettrennen verloren hätte. Als er sich vor der reichen Wittwe verneigte, stand „das charmante Gut" in seiner ganzen Herrlichkeit vor seinem Innern und mit wehmüthigem Lächeln brachte er ein geschmackloses Ragout zu seiner ersten Artigkeit: Schöne Patronessa, — dabei legte er die Hand aufs Herz — nach Beendigung der Maneuvers, zu welchen ich jetzt abgehen muß, verweigern Sie mir wohl nicht, in den Himmel zu kommen, nach dem ich so sehnsüchtig verlange.

Das wäre ja höchst unchristlich von mir gehandelt, antworte Vendela lächelnd. Ich will zwar den Tod des Sünders nicht, sollten Sie aber von hinnen gerufen werden, wünsche ich herzlich es möge in den H i m m e l sein.

Grausame! Sie wollen mich nicht verstehn, flüsterte der süße Jules, aber Sie kommen doch ins große Lager?

Jawohl, Herr Graf, und Sie werden dann nicht vergessen, mir die Krakemalische Schwadron zu zeigen, sagte Vendela und enthüpfte ihm, um die Gräfin hinabzubegleiten.

Sieht sie mich nur einmal an der Spitze der Krakemalen, so ist sie gefangen, dachte der süße Jules und wurde wieder munter.

Als die hohe Herrschaft sich auf den Weg gemacht hatte, bekam Vendela endlich Gelegenheit, einige Worte an ihren armen nebenangesetzten Fähndrich zu richten.

Es war, wie ich fürchtete, lispelte sie ihm erröthend zu, eine wirkliche Werbung, von der süßen Mama vorgetragen, die mich so unendlich gern „ihre einzige kleine süße Tochter" nennen möchte.

Und du? fragte Stellan.

Nun das versteht sich doch von selbst, daß — daß ich überaus entzückt über diesen schmeichelhaften Antrag war, antwortete Vendela lachend. Aber, im Ernst, theurer Stellan, es wird wirklich horrible, so eine Waare zu sein, auf die Alle speculiren. Das muß baldigst ein Ende nehmen.

Auf welche Weise, fragte Stellan.

Das sollst du morgen erfahren.

Morgen, ach da bin ich ja weit über Berg und Thal!

Dem muß man zuvorkommen. Ich will gerade zum Oberst hinein, um zu operiren. Komm mit!

Bekomme ich keinen Kuß vorher? bat Stellan.

Morgen! scherzte Vendela und entschlüpfte.

Der alte Oberst trank gern ein gutes Glas und Vendela entfaltete alle Tugenden einer aufmunternden Wirthin, um den Alten warm zu halten. Sie sprach und scherzte unaufhörlich mit ihm, aber obgleich ihr Erfindungsgeist keineswegs abging, wußte sie doch nicht recht, wie sie einen Grund ausfindig machen sollte, um ein paar Tage Urlaub für ihren Fähndrich zu erbitten.

Sie sah, daß ihr das Wasser über den Kopf ging, und war bereits halb entschlossen sich dem Alten kurzweg anzuvertrauen, als dieser sich plötzlich gegen Stellan wandte, und sagte: Auf ihr Wohl, von Phiffen! Aber es ist ja wahr, ich habe dem Fähndrich eine verdrießlichen Auftrag zu geben. Einem ganzen Haufen Soldaten ist heute von der schweren Hitze auf dem Marsch ganz elend geworden. Ich habe den Fähndrich dazu ausersehen, hier zu bleiben, um nachzusehen, und die welche in einigen Tagen noch nicht besser sind, ins Spital zu bringen. Es ist verdrießlich, nicht mit den Kameraden fortzukommen, aber werden Sie nicht zornig auf mich, ich kann wirklich nichts dafür.

Danke ergebenst! rief Stellan entzückt aufstehend.

Danke, danke, lieber guter Oberst! rief auch Vendela, sich einen Augenblick vergessend und klopfte dem Alten auf die Achseln.

Nun, ei? fragte der Oberst mit erheuchelter Verwunderung; ich glaubte meiner Treu, ich brächte Euch eine unangenehme Nachricht, aber jetzt sehe ich das gerade Gegentheil. Und selbst „meine kleine Braut“ ist nicht mißvergnügt darüber, daß sie ihre Einquartierung noch mehrere Tage behalten muß. Solche Artigkeit gegen uns armes Militär ist wirklich selten und ich danke der gnädigen Frau gerührtest. Hi, hi!

Ich hatte versprochen, sagte Vendela lachend, morgen Herrn Fähndrich von Phiffen einige hübsche und anziehende Aussichten zu zeigen, und es freut mich ungemein, daß er zurückbleiben und ich mein Versprechen halten kann.

Aussichten? ja, ja, das ist von Phiffens Sache, er hat so viel Romantisches an sich. Hi, hi!

Endlich erhob sich der alte Oberst und ging wieder seiner Wege, höchlich zufrieden mit dem genossenen Abend mit dem Verspechen, auf dem Rückmarsche wieder einsprechen zu wollen.

Während der vier Tage, die Stellan noch bleiben konnte, hatten die Liebenden lange Besprechungen und an ihren feierlichen Mienen konnte man wichtige Dinge ablesen. Als aber der Tag kam, wo der Geliebte hinging,

Wohin ihn Ehr und Pflicht verlangen,
Da fielen Thränen auf der Schönen Wangen,

als ob ihr Seladon nach einem anderen Welttheil und nicht nach Bonarps Haide ginge, wo sie ihn nach wenigen Tagen wieder sehen sollte.

Unzählig wie die Sandkörner des Meeres, waren die Schweißtropfen, welche die königlich schwedische Armee aller Waffengattungen, aber wohl erprobter Treue, in den heißen Sommertagen von 18** für König und Vaterland vergoß.

Der Tag war damals und ist noch — gelobt sei die Parze mit ihrer Scheere — ein doppelt bedeutungsvoller, da er, wie Jedermann weiß, die Ehre hat, den hohen Namen seiner königlichen Majestät zu tragen, was auch die Feuerschlünde der Artillerie bei der Morgenreveille mit donnernden Stimmen verkünden.

Der Tag war, wie gesagt in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll. Alles was das fruchtbare Schonen, das gelobte Land unseres hohen Adels, an Reichen und Nobeln aufzuweisen hatte, hielt schon zeitig Nachmittags in glänzenden Equipagen auf der weit ausgedehnten Haide, um sich die Manoeuvre und das Paradedefiliren anzuschauen. Da es aber immer eine recht geraume Zeit braucht, bis selbst der gewandteste General und Chef mit der Aufstellung seiner vielen Tausend Männchen fertig wird, erhielten auch die edlen Herrschaften eine vollständige Lection in der schweren Kunst ihre gewaltigen Wünsche zu bändigen.

Das Regiment in welchem Stellan diente, lag weit, weit entfernt am einen Ende des Lagers, und hatte folglich grausame Mühe, in die große Linie heraufzurücken. Da ging es vorwärts und zurück, auf und nieder, alles je nach der veränderten Stellung der anderen Regimenter. Wenn die Herstellung der Linie das Ziel der übrigen Officire war, so mag doch Gott wissen, daß unser Held, der einen Zug im ersten Bataillon führte, nach etwas ganz Anderem zu spähen hatte.

Seine Augen suchten Vendelas Wagen, und sein Herz schlug hoch auf vor Freude als er ihn endlich gegen sich heranfliegen und in kurzer Entfernung halten sah. Als nun noch dazu eine liebe Hand ihm froh mit einem Tuche winkte, vergaß er in seinem Entzücken, daß er ein gefangener Sclave war, — und — mir schaudert es, das scheußliche Vergehen, das er sich zu Schulden kommen ließ, wiederzugeben. Ja, was sagt Ihr, ihr aufgeklärten, genialen, nützlichen Exercierwürmer, was sagt ihr, frage ich, wenn ich euch erzähle, daß Fähndrich von Phiffen, nicht mehr länger würdig diesen hohen Titel zu führen, seine linke Hand von seinem linken Schenkel erhob, und dreimal, sage dreimal, winkte. Ihr schaudert? Ihr ruft wehe! über ihn.

Ja, wehe, wehe, wehe über Fähndrich v. Phiffen! der entsetzliche General P*, eine jener Generalitätsbulldoggen, die in ihrem Leben nichts thun, als knurren, bellen und beißen, hatte mit dem ihm eigenen Falkenblick die Gräuelthat erspäht und ritt schäumend vor Wuth, mit spasmodischen Zuckungen in dem gelben leberkranken Gesicht, auf den Unglücklichen zu, der ununterbrochen nach Links, wo Vendelas Wagen hielt, fortschielte, und nicht die geringste Ahnung von der drohenden Gewitterwolke hatte, die sich über seinem Haupte zusammenzog. Das Schnauben eines Hengstes dicht an seinen Ohren brachte ihn schleunig zu Bewußtsein von Zeit und Raum, und als er aufsah, wehte ihm ein zischender Laut entgegen:

Was ist der Herr für ein Himmelsaker — Petschaftstecher, daß er dasteht und mit den Armen schlegelt, wie eine Windmühle? man antworte!

Stellan biß auf die Lippen und schwieg.

Nun, so soll — fing der General aufs Neue an und richtete mit verschlungenen Händen ein langes rührendes Gebet an die Mächte des Abgrunds, die er stündlich anrief. Ich sterbe auf dem Platz, Gott verdamme mich, wenn mir der Herr nicht sagt, was für ein saker — Petschaftstecher er ist!

Wenn Herr General einen Petschaftstecher suchen, dürfte es das beste sein, nach der nächsten Stadt zu reiten, denn bei diesem Regimente gibt es keinen solchen Künstler, sagte Stellan würdevoll salutirend.

Geh er in Arrest! geh, geh, geh, geh, geh, geh, geh er und die lichterlohe —

Erinnern Sie sich, daß Sie zu einem Officiere sprechen, Herr General, unterbrach Stellan mit blitzenden Augen den boshaften General, und hinderte ihn dadurch den gemeinen Pöbelausdruck, den er auf seinen Lippen hatte, auszusprechen. Ich gehe in Arrest, auf des Herrn Generals Befehl, setzte er, den Säbel in die Scheide steckend hinzu, aber ich lasse mich nicht hundsfotten.

Vergeblich wäre es, die Wuth des Generals P. zu beschreiben, als Stellan ganz ruhig von ihm fort zum Bataillonschef ging, um ihm seinen Arrest zu melden. Der tapfere General war so desperat, daß er nicht einmal seinen gewöhnlichen Schutzpatron den Teufel, anzurufen vermochte; heisere, unartikulirte, fast wahnsinnige Laute, waren das einzige was er herausstoßen konnte, als er seine Sporen so heftig in die Seiten des armen unschuldigen Pferdes stieß, daß das Blut davon spritzte und es wie besessen davon jagte.

Ach Gott bewahre einen vor Generalen, Tigern und den Stützen des blinden Gehorsams! Wuth ist ihr Element, wie das Wasser den Fischen und darin drehen und wälzen sie sich herum, wie die Haifische, die blutdürstige Generalität des Fischreiches.

Nachdem Stellan seinen Rapport abgegeben, schleppte er sich mit schwerem Herzen gegen das Lager zu, um den Kriegsgesetzen das Opfer seiner Freiheit zu bringen, weil er eine Secunde lang den Regungen des Herzens statt denen des Reglements gefolgt war.

Er schämte sich nach Vendela aufzublicken, und es war auch nicht zu verwundern. Nichts muß einem jungen, feurigen Liebenden demüthigender sein, als in Gegenwart seiner Geliebten mit der größten Grobheit überhäuft zu werden. Welcher himmelweite Unterschied zwischen dem holden, heitern Lispeln der Liebe und den donnernden Ergüssen des Generals P*!

Ach, wenn die thörichten Mädchen, die sich so leicht in eine hübsche Uniform vergaffen, nur wüßten, wie theuer ihre beschnurrbarteten Anbeter das Vorzugsrecht ihrer Gunst kaufen müßten, würden die Zierrathen, die sie blenden, bald allen Werth verloren haben. Sehr richtig sagt Tegnér irgendwo: „Niemand besteigt ungestraft die Höhen menschlicher Größe"; und ebenso wahr ist es, daß Niemand ungestraft die Gallatracht des kriegerischen Schmuckes trägt.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken hatte Stellan endlich sein Zelt erreicht. Dort traf er den alten Munter, der vom Exerciren frei war und als „Lukencorporal" Dienst machte, d. h. als einer, der die Aufsicht über Zelt und Zeltgasse hat.

Gott steh mir bei, wie elend sehn Sie aus, Fähndrich! rief der Veteran seinem Liebling zu. Um Gottes Willen, was gibts?

Ach, ich bin von dem Grobian, General P* in Arrest gesetzt, antwortete Stellan, seinen Säbel heftig auf den Boden stoßend. Es hätte mich nicht so stark verdrossen, wenn Vendela nicht gehört hätte, wie grob der Kerl gegen mich war.

Also hinein und der Ordre parirt! sagte der Greis. Ein Arrest ist ja nicht die ganze Welt. Hinein, sage ich!

Stellan folgte der Aufforderung und der Alte sah ihm murrend nach. „Es ist Schade um den Jungen, sagte er, ich muß wohl hinaus und ihm Trost bringen." Darauf nahm er seinen Tschako und ging auf das Feld hinaus.

Stellan warf sich unterdessen auf sein Feldbett. Er war unerträglichen Humors nicht so sehr wegen des Arrestes, sondern weil er des Anblicks der Geliebten beraubt war.

Plötzlich fuhr er auf, setzte sich an den Schreibtisch, faltete einen Bogen Papier und setzte schnell und munter sein Abschiedsgesuch auf. Glücklicher, der es, in Folge der schönen Aussichten die ihm Vendela gezeigt hatte, ohne Gefahr thun konnte!

Während dieses angenehmen Geschäftes wurde ihm immer heiterer zu Muthe denn

Nicht bleiben lang
In verliebten Herzen
Des Unmuths Schmerzen

und gerade hat er seine Feder weg gelegt, als er vor der Zeltlucke eine liebe Stimme fragen hörte: Darf man eintreten?

Stellan fuhr auf, wie eine Rakete, und öffnete die Lucke. Der alte Munter schob mit vergnügtem Grinsen Vendela in seine Arme und nachdem er noch Frau K.* hineingeholfen, stellte er sich als getreue Schildwache vor das Zelt, um alle Späher abzuhalten.

Ich konnte doch meinen armen Gefangenen nicht allein in seiner Trübsal lassen, besonders nachdem mir Munter erzählte, daß du ganz verlassen bist. Bin ich aber nicht treu in meiner Liebe, die sogar bereit ist, Ketten und Tod mit dir zu theilen?

Du bist ein Engel! jubelte Stellan, und bat sie, sich auf seinen hölzernen Stuhl niederzulassen. Aber ich leide gerne, geschieht es ja deinet wegen.

Ach, das war ein garstiger Bär, der General da, ich glaubte schon, er wolle meinem kleinen Fähndrich ans Leben. Daß man nur so bös sein kann! meinen einzigen Geliebten gefangen setzen! und dabei streichelte sie schmeichelnd Stellans schöne Locken.

Ja, dein Gefangener will ich sein, aber der von niemand Anderen, sagte Stellan. Lese dieß Papier und sage mir deine Meinung.

Genehmigt und in Gnaden bestätigt! rief Vendela lachend und klatschte mit ihren zwei kleinen Händen. Ich habe eben daran gedacht, dich darum zu bitten, aber ich fürchtete fast, du möchtest verdrießlich werden. Ich theile deinen Besitz gar zu ungern mit des Königs Majestät und der Krone, und außerdem weißt du, dachte ich auch, daß wer mein Herr werden, nicht der Diener eines Andern bleiben soll. Jetzt kann ich nicht länger hier verweilen. Ich muß hinaus, um die Krakemala Schwadron zu sehen, die mir der süße Jules zu zeigen versprach, aber werde mir nicht eifersüchtig. Hierauf will ich deine Freiheit bei dem General erwirken, den ich ganz gut kenne. Er soll mir ge-

scholten werden, der Grobian! Wir treffen uns bald — ach, ich habe dir soviel, soviel zu sagen!

Das liebenswürdige Weib verschwand. In einer Stunde verkündete eine Ordonnanz dem glücklichen Stellan die Freiheit. Vendela war nämlich alsbald dem General P* begegnet der ein großer Verehrer der Schönheit war, und hatte ihm bei ihrer Ungnade befohlen, den armen Fähndrich, den er so garstig angefahren alsbald loszulassen. Der General so artig gegen Damen, als unartig gegen Fähndriche war lachend dem Begehren der schönen Frau nachgekommen.

Es lebe die Schönheit, die einen General P* bändigt!

Am Abende machte Stellan einen langen Spaziergang an Vendelas Seite, wobei sie ihm erröthend ein kleines, kleines Papier zeigte, das seine Augen erglänzen machte. Aber ich sage nichts, ich, und der süße Jules, der sie ausgespäht, und ihnen seine beschwerliche Gesellschaft aufgedrungen hatte, merkte auch nichts, sondern fuhr fort, Frau K* von der Krakemala Schwadron zu erzählen. Geduldig hörte sie seinem Stallgespräche zu.

Ungefähr vierzehn Tage später befinden wir uns auf derselben stäubenden Heerstrasse, auf der wir im Anfang dieser kleinen Geschichte waren, und dasselbe Regiment auf dem Heimmarsche begriffen, zog wieder heran. Der alte Munter, so lebhaft, wie damals, war auch dabei und leierte seine endlosen Lieder, wie

Kaffee und Zucker
Und Zwiebach zum Tunken
Und dann 'nen Kuß von dir

und die Verzweiflung der Wirthstochter, die sich fragt:

Wo soll ich mich verbergen?
Der Teufelssoldat ist da,
Ich fürchte gar er kommt mir nah!

Wir sehen auch unsern alten Bekannten Fähndrich Stalsköld wieder, aber dießmal ging es nicht, wie früher, an dem Arm von Phiffens, sondern dem eines andern jungen Kameraden.

Aber sag mir doch, fragte der Letztere, weißt du nicht, wohin der verteufelte von Phiffen gekommen ist? Gerade am Schluß des großen Lagers erhielt er Urlaub abzureisen, aber kein Mensch konnte ein Wort aus ihm herausbringen, was er vorhatte. Er war sich in der ganzen Zeit so unähnlich, und ging meistens ganz allein, wie ein großer Gänserich. Und immer ärgerte er sich, wenn wir ihn mit der jungen Wittwe neckten, bei der er einquartiert war. Du, sein bester Freund, mußt doch etwas Näheres von der Sache wissen.

Nicht das Geringste, antwortete Stalsköld, sah aber dabei geheimnißvoll aus.

Ach du — geh, genug weißt du davon, dessen bin ich sicher. Aber wird er auf dem Wege nicht irgendwo zu uns stoßen?

Vielleicht, antwortete Stalsköld, ich weiß wirklich nicht. Aber da sieh, sind wir jetzt nicht an derselben Stelle, wo wir auf dem Hinmarsche Halt machten, du weißt, wo von Phiffen von der schönen Equipage abgeholt wurde?

Ja, wahrhaftig, da sind wir, Gott sei Dank, angekommen, und werden im selben Quartier, wie letzthin, ausruhen können. Für meine armen Beine wird es eine

Wohlthat sein. Aber was seh' ich? Meiner Seel! Hält dort nicht dieselbe Equipage, in der neulich von Phiffen so stolz von uns fuhr. Da ist er wohl selbst —

Mehr konnte er nicht sprechen, denn der Oberst commandirte Halt. Gleich darauf schlugs zum Offiziersappell und als die Offiziere beieinander waren, stand der Ausreißer von Phiffen mitten unter ihnen. Er schüttelte Jedem herzlich die Hand, trat, nachdem der Oberst in wenigen Worten seine Befehle verkündet, ganz unvermuthet mitten in den Kreis, nahm seine Mütze ab und sagte:

Herr Oberst und übrige Herren und Kameraden! Da morgen Rasttag ist und die Herren frei sind, wage ich sämmtliche Herren zu bitten, durch Ihre Anwesenheit — meine Hochzeit beehren zu wollen, die morgen auf dem Rittersitze Högarg Mittags 12 Uhr stattfindet. Ebenso bitte ich den Herrn Obersten, in meiner Braut und meinen Namen, sämmtlichen Unteroffizieren und Soldaten zu erlauben, derselben beizuwohnen.

Die Offiziere standen da, starr vor Verwunderung, denn mit Ausnahme des Obersten selbst und Stalskölds hatte keiner die geringste Ahnung von der überraschenden Neuigkeit. Ja, selbst Stalsköld war nicht davon unterrichtet, daß die Vermählung so bald gefeiert werden sollte, wenn er auch von der Verlobung wußte. Alle Freunde Stellans, und er hatte deren wegen seiner immer heiteren Laune und seiner immer bewiesenen Kameradschaftlichkeit viele, drängten sich glückwünschend um ihn.

Sieh, sieh, von Phiffen! rief einer um den andern; der hat einen schönen Reisemarsch gemacht! Rittersitz, das läßt sich hören, das! Glück auf, Glück auf!

Der glückliche Stellan antwortete durch eine Einladung auf einige Bowlen, die dampfend in einem geräumigen Schuppen, dicht am Wege, bereitet wurden. Hier wurde er unter Musik und Gesang von sämmtlich so fleißig umarmt, daß, hätte er nicht eine so starke Brust gehabt, es ungewiß gewesen, in welchem Zustande er zu seiner schönen Braut zurückgekommen wäre.

Das Kameraden-Leben ist doch herrlich! rief Stellan, sein Glas erhebend. In Stunden wie diese, lösen sich Leib und Seele und alle Kleinlichkeiten, des Soldatenlebens Schattenseiten, sind schnell vergessen. Es lebe die Kameradschaft! Und ich bitte Euch, daß Ihr mich Alle fortwährend als Euch angehörend betrachtet, selbst wenn ich aufhöre, dem König, und anfange, Hymen zu dienen. Noch einmal, es leben die Glanzpunkte des Soldatenlebens, Kameradschaft und Freundschaft!

Ein Hurrah für von Phiffen! Hurrah! hurrah! schallte es in donnerndem Chorus und so weiter in infinitum.

Aber, fragte Stalsköld, der endlich Gelegenheit bekam, einige Worte allein mit Stellan zu sprechen, aber wie in Gottes Namen hast du dich denn angestellt, daß du so bald und unvermuthet Hochzeit feiern kannst.

Ja, siehst du, antwortete Stellan lächelnd, meine geliebte Vendela war endlich der vielen Freier überdrüssig, die sich fortwährend nach dem Verlaufe des Trauerjahres anmeldeten. Um dieser Unannehmlichkeit einmal los zu werden, die für Jugend und Reichthum größer ist, als man glaubt, drängte sie auf unsere rasche Vereinigung, worauf natürlich alle Speculanten mit langen Nasen und vernichteten Hoffnungen abziehen mußten. Da ihr Hab und Gut alles in vortrefflichem fürstlichem Zustande sich befindet, fehlte nichts als die Verkündigung, und die ging schnell und lustig an drei Feiertagen hintereinander in einer wenig besuchten Kapelle an der Küste vor sich. Ach, Johannistag er-

tönte mein Name zum ersten male von der Kanzel. Gestern, am Sonntage zum letztenmale und morgen, **morgen** steh ich am Altare. Auf jeden Fall wäre es nicht so über Hals und Kopf gegangen, wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, meine Kameraden an meinem Ehrentage um mich zu sehen, welchen Wunsch meine geliebte Vendela theilte, weil sie sah, daß ich mich darauf freute. Ach, sie ist so gut! so gut!

Der merkwürdige Tag, dessen Andenken noch bei mehreren alten Soldaten unter dem Namen „von Phiffens Hochzeit" lebt, leuchtete klar und strahlend über der Erde wie das Antlitz des glücklichen Bräutigams. Das ganze Regiment bildete vor der im Parke gelegenen Kirche, in welcher das junge Paar getraut werden sollte, Spalier und tausend Augen spähten neugierig nach der Braut. Endlich sah man ihre hohe, junonische Gestalt, von lieblichen Mädchen umgeben, leicht die Reihen heraufschweben.

Sie wurde vom Obersten, der den Vater vorstellte, geführt. Ihre Wangen waren wohl etwas bleich, wie es bei jungen Bränten gewöhnlich ist, aber die Stirne war frei und klar, und als sie einmal die schüchtern gesenkten Augen emporhob, gewahrten die Krieger, daß sie vom himmlischen Thau tiefer Rührung feucht waren.

Hierauf kam Stellan, der glückliche Bräutigam, von seinen Kameraden gefolgt und geführt von — dem alten Munter, den er durchaus bei dieser Gelegenheit als Vater haben wollte, mit Uebergehung des Oberstlieutenants, der sonst der passende, oder vielmehr nächste Mann dazu gewesen wäre.

Der alte Munter hatte auch wirklich Vatermiene angenommen und sah ungemein feierlich aus. Seine hohe, athlethische, von den Jahren noch ungebeugte Gestalt, sein kriegerisches Aussehen und Haltung, mit seinem großen, grauen Schnurrbart nahmen sich aber auch wirklich prächtig aus, und rechtfertigte sozusagen Stellans Wahl, die natürlich die Soldaten auf das höchste entzückte.

Der glänzende Zug trat in die Kirche; als der Pastor des Regiments die Trauungsworte sprach, wurde auf ein gegebenes Zeichen eine donnernde Salve gegeben und die Regimentsmusik blies lange Fanfaren, was allen ungemein großartig vorkam, und Gott weiß, ob jemals ein Fähndrich eine prächtigere Hochzeit hatte.

Als nun Stellan heraustrat, die leicht erröthende glückselig lächelnde Braut am Arme, schrieen die aufgestellten Reihen, während die beiden an ihnen hinabgingen, mit geschultertem Gewehre donnernde Hurrahs. Der alte Oberst, der hinterdrein wackelte, schien auch mit seiner Rolle ausnehmend zufrieden zu sein.

Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse mehrerer bei der Hochzeit anwesender glaubwürdiger Personen, kann ich versichern, daß das Fest eines der frohesten und lebendigsten war, die man sich denken kann.

Nur des süßen Jules Mama, die Frau Gräfin, für welche die Nachricht von dieser mesalliance, wie sie es nannte, wie ein Donnerschlag gekommen war, zeigte ein etwas süßsaures Gesicht. Zum Glück fuhr sie jedoch gleich nach Mittag wieder davon, vermuthlich um an den süßen Jules, dem ein so „charmantes Gut" entgangen war, einen Trostbrief zu schreiben. Der Bräutigam war die Freude, die Braut die Seligkeit selbst. Flaschen wurden geleert, und Reden gehalten, und als der alte Munter aufgefordert wurde, einige Worte, als Vater des Bräutigams, an das Paar zu richten, stand er ohne die geringste Verlegenheit auf und legte folgende Probe seiner Beredsamkeit ab:

Weil der Herr Bräutigam so herablassend und gemein war, daß er zu seinem

Vater einen alten gemeinen Soldaten, wie ich bin genommen hat, will ich auch zu ihm und zu seiner gnädigen kleinen Braut sprechen, als ob sie meine eigenen Kinder wären. Ich wünsche Euch, Euer Frontmarsch möge ruhig, ungestört und gerade wie ein Lineal vorwärts gehen, ohne alle Verwirrung im Centrum oder Nachschleppen an den Flügeln. Gebt beständig frei und frisch aufeinander Obacht, haltet die Richtung ein meine Kinder, und kommt ihr einmal aus dem Takt, so braucht es nicht gleich drängen, quetschen und knuffen, sondern nur ruhig fort, und es wird bald Alles wieder gut werden. Wenn ihr es so macht und die Augen immer auf die Fahne des Lammes richtet, wie es im Psalmbuch steht, so geht ihr munter durch die Welt, bis endlich der Tod halt! commandirt vor den großen Generalmusterungstisch Gottes, wo ihr dann mit leichtem Gewissen Euer Gewehr schultert, sicher, eine gute und ewige Pension aus der großen himmlischen Kriegs-Kasse zu bekommen. Ihr sollt leben!

Gut gesprochen, Bruder Munter! rief der Oberst und alle Gäste stimmten lachend ein.

Am Abend war Ball, auf welchem die Braut entzückend, der Fähndrich auf das höchste entzückt war. Vendelas verschwenderische Gastfreundschaft hatte sich auch auf die Soldaten erstreckt, die mit den zahlreichen Dienstleuten des Gutes auf weit gestecktem Plane im Park reichlich mit Branntwein und Bier und

Kaffee und Zucker,
Und Zwieback zum Tunken u. s. w.

bewirthet wurden.

Aber wie alle anderen Freudenfeste sollte auch dieses ein Ende nehmen. Alle Kameraden des Bräutigams, die in einigen Stunden abmarschieren sollten, umarmten ihn herzlich zum Abschied und dann — dann wurde es stille im Hause.

Diese christliche, ächte Ehe, unter so frohen Umständen geknüpft, war und ist bis auf den heutigen Tag ungetrübt glücklich. Stellan und Vendela folgten des alten Munters Rath und vollbrachten ihren Frontmarsch ohne „Verwirrung" und ohne einmal die „Richtung" verloren zu haben. Der alte treue Soldat blieb von der Hochzeit an in ihrem Hause, zuerst in der Eigenschaft als „Zimmermeister" und nach einigen Jahren, als die Familie sich vermehrte, als eine Art Vice-Gouverneur von Stellans raschen lebendigen Knaben, die er zeitig exerciren lehrte, und denen er jetzt noch obwohl weit über achtzig Jahre alt Geschichten erzählt und Lieder singt, wenn sie von der Schule nach Hause kommen. Besonders gern singt er ein Lied, von 59 Versen, das er selbst gedichtet hat, und das so anfängt:

War mal ein armer Fähndrich, gar manche gibt es wohl,
Der sang ach, ach, und sang ei, ei!
Der diente für 'nen Mantel das ganze Jahr entlang
Und sang ach, ach! und sang ei, ei, ei, ei!
Doch jetzo hat von Silber und Gold das Haus er voll
Denn er ward einquartirt und stieß auf 'ne Patroll
Und singt nicht mehr ach, ach, ei, ei, ach, ach, ei, ei!

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. Nach einer alten Grabschrift im Kloster Bürklingen blühte das Geschlecht der Seinsheimer (auch Zebullen, Zebenheim, Sawenheim in früheren Urkunden genannt, cf. Falkenstein) schon zu Zeiten Carls des Großen; Wilhelm und Friedrich von Seinsheim waren im Jahre 935 auf dem ersten Turnire zu Magdeburg mit gegenwärtig. Ein kräftiger Volksreim besagt:

Seinsheimer die Aeltsten, (antiquissimi),
Einheimer die Stölzsten, (superbissimi)
Grumbacher die Weichsten, (mollissimi)
Seckendorfer die Meisten, (numerosissimi).

I. Wr. Ueber das Kloster Heilsbronn ist folgendes Sprüchlein bekannt:

Hier ist gut für den Abt, nicht für die Mönch zu wohnen,
Er speiset niedlich Fleisch, wir essen kalte Bohnen,
Und wenn man auf das Land vom Kloster reisen muß,
So ist der Abt zu Pferd, die Mönche gehen zu Fuß.

(Falkensteins antiq. nordg.)

F. Gr. Der Regent auch sein eigener Kanzler und Seckelmeister. „Dieser Herzog Heinrich war, über die Mas, gar ain karger Fürst und hatt die Juden vast lieb, deshalben sie mit Hauffen in seinem Fürstenthumb wohneten vnd dem Fürsten große Steur geben mußten. So war er auch selbs Rendtmayster vnnd Kanzler dann er junge Schreiber vnnd Diener hatte, denen er gar wenig Soldes gab und mit welchen er solche Aemter an seinem Houe selbs verrichtet, vnnd wenn er inn solchen Geschäften was, so hatte er ain besonder Klaid dazu an, das hett auf der lingken Sevtten ainen langen spitzigen Ermel, wie es der Zeit die ainfeltigen Leut tragen, darein er das Gelt, so Jme von den Gepauersleutten und sonst zu Handen, oder inn der Canzley umb allerley Brieve gegeben wurden, leget vnnd alsdann zu Nacht zielet er gar fleizzig sollich Gelt vnnd hinterleget es. Desgleichen war gemeldter Fürst mit allen seinen Sachen gegen Arme und Reiche über die massen hart, genau und karg. Er achtete gar keiner Kurtzweyl, weder mit Jagen, Rennen, Stechen oder Thurnieren, in Summa was Gelt gewinnen macht, dem lag er zu dem empsigisten ob." So die Chronik über Herzog Heinrich von Landshut, gleich seinen Nachfolgern Ludwig und Georg „der Reiche" benannt.

F. Gr. Bayernweine. — Daß früher in Niederbayern, namentlich an den sonnigen Höhen um Landshut, Regensburg und Bogen auch der Weinbau und zwar theilweise noch bis ins vorige Jahrhundert betrieben wurde, ist bekannt; eine alte Mähre läßt sogar den Mörtel, welcher zur Aufführung der stattlichen Trausnitz verwendet worden, zu besserer Dauer mit selbst erzeugtem Weine angemacht sein. P. Aemiliar Hemmauer bemerkt 1731 in seiner Chronik des Klosters Oberaltaich: — „Ich waiß zwar wohl, daß der Bayrwein durchaus keinen guten Namen hat, gleichwohl thuet ihm selber manches Jahr sein Rauche, sonderbar der rothe in diesem (Bogener) Berg dergestalten ab, daß es auch bisweilen ein geschleckiges Weinmaul nit errathet, was Landsmann er sei." — Es scheint demnach hier nicht gerade immer sogenannter Dreimänner- oder Strumpfwein" gezogen worden zu sein.

Miscellen.

* Dem Sprichwort zufolge kann der Glaube Berge versetzen, wenn aber die Menschen ganze Gassen und einzelne Häuser versetzen wollen, dann müssen sie es unter Anstrengung ihrer eignen Kräfte selbst thun. Zu Chicago im Staat Illinois wurde in der letzten Märzwoche dieses Jahres eine großartige Arbeit gewagt, welche Tausende von Zuschauern herbeilockte und mit Erstaunen erfüllte. Es handelte sich nämlich darum, ein großes Häuserquadrat an der Straße, welche dem Ufer des Michigan-Sees entlang zieht, höher zu heben, weil dasselbe zu tief lag und feucht war. Dieser Block hat eine Länge von 320 Fuß, enthält nicht weniger als 13 Läden und Magazine der größten Art und ein großes doppeltes Marmorgebäude, in welchem sich die Marinebank befindet. Die ungemein schwierige Arbeit, einen solchen Steinkoloß zu heben, wurde in so bewunderswürdiger Weise durchgeführt, daß während derselben die Geschäfte in diesen zahlreichen Verkaufsgewölben und in der Bank nicht im Mindesten gestört wurden; ebenso wenig erfuhr der Verkehr auf der Straße eine Unterbrechung, denn die Seitenwege — des abgeschmackten Wortes Trottoir bedient man sich in Amerika nicht — waren an dem Block selbst befestigt und stiegen mit ihm in die Höhe, so daß die Fußgänger nach Belieben in sämmtliche Thüren ein- und ausgehen konnten. Bei der Hebung wurde eine einzige Fensterscheibe zerbrochen, und das Mauerwerk zeigte nicht den geringsten Riß; binnen fünf Tagen wurde der ganze Block bis zu der erforderlichen Höhe, nämlich um 4 Fuß und 8 Zoll, emporgehoben; dann gingen die Maurer an das Einsetzen der dauernden Unterlagen und diese Arbeit war zu Ende April vollendet. Das emporgehobene Gewicht betrug soviel wie 35,000 Tonnen Schiffslast, jede zu 20 Centnern. Bei der Arbeit benutzte man 6000 Stück Schrauben jede von 3 Zoll Durchmesser; von den 600 Arbeitern hatte jeder einzelne 8—10 Schrauben zu besorgen. Die Drehungen wurden durch ein vollständiges System von Signalen geleitet; bei jedem derselben mußte der Arbeiter seinen Schrauben eine Viertel Drehung geben. Nachdem dieser Versuch so trefflich gelungen ist, will man nun in dem auf sumpfigen Boden liegenden New-Orleans an das Werk gehen und in großartigem Maßstabe die Gebäude aus der Tiefe emporschrauben. Photographen waren in Chicago am Platz, um Bilder für die illustrirten Zeitungen aufzunehmen.

— Mlle. Rachel in Sanssouci. In einer kürzlich erschienenen Künstler-Novelle von F. Legouvé: „Béatrix, ou la madonne de l'art“ wird aus dem Leben der Mlle. Rachel folgende Anekdote erzählt, die der Verfasser aus dem Munde der verstorbenen Künstlerin selbst gehört haben will: „Mlle. Rachel befand sich in Berlin, als der Kaiser (Nikolaus) und die Kaiserin von Rußland auf einen Tag daselbst eintrafen. Sie hatten sie niemals gesehen, wollten sie gern einmal sehen und hören, und der König von Preußen hatte die Idee, sie seinen erlauchten Gästen auf einem ganz neuen Theater vorzuführen. Der Hof, die Prinzen und die Prinzessinnen des preußischen Königshauses, sowie der Kaiser von Oesterreich — der ebenfalls nach Berlin gekommen war — wurden, ebenso wie Ihre kaiserlichen Majestäten von Rußland, für den nächsten Vormittag nach Sanssouci eingeladen. Es war im Monat Juni, und ein blendend reiner Himmel beleuchtete die prächtigen Gärten des Schlosses. Eine mit reizenden Blumen und kostbaren Früchten bedeckte Tafel war an einem malerischen Punkte, nahe von plätschernden Fontainen am Eingange einer Wiese aufgestellt, die sich weit hinunter bis zu dem

prachtvollen Saume hundertjähriger, schattiger Bäume erstreckte. Hier saß die hohe Gesellschaft im Halbkreise, als Mlle. Rachel erschien. Sie war weiß gekleidet, ohne den geringsten Schmuck im Haare, und wer die edle, elegante Erscheinung auf diesem grünen Rasen, unter diesem heitern Himmel, einherschreiten sah, der konnte sich nach Griechenland versetzt und die jüngste der Musen vor sich zu haben glauben. Der Kaiser von Rußland, mit seiner gewohnten liebenswürdigen Artigkeit gegen Künstler, erhob sich zuerst, eilte auf sie zu und reichte ihr die Hand, um sie neben sich sitzen zu lassen. Ein von so hoher Stelle gegebenes Beispiel der Huld hob die Künstlerin hoch in den Augen Aller und, fügen wir hinzu, auch in den eigenen. Man forderte sie auf, einige Verse zu recitiren; sie überreichte, statt der Antwort, dem Kaiser eine Liste ihrer vornehmsten Rollen zur Auswahl. Der Kaiser wählte eine Szene aus der „Phädra" von Racine. Sie trat dann einige Schritte zurück und begann sofort die Recitation des ersten Aktes. Mehr als ein Jahr nachher sagte sie mir: „Waren es die Räume dieser merkwürdigen Bühne, war es der Eindruck, den auf mich selbst meine Stimme machte, die ich zum erstenmale in freier Luft ertönen hörte, war es die nahe Umgebung so vieler erlauchten Zuhörer — genug, ich hatte mich noch niemals so tief und so lebhaft begeistert gefühlt! Es schien mir, daß in dem Maße, als die schönen Verse meinem Munde entströmten, ich auch zu der Höhe der Personen emporstieg, die mir zuhörten, und ich, so verwirrt ich anfangs war, so bewußt meiner bescheidenen Stellung den mächtigen Souverainen gegenüber, ich fühlte mich zuletzt ganz heimisch unter ihnen, als ob ich mitten unter meines Gleichen gewesen wäre."

*** (Wahrhafte Scenen aus dem Reiseleben vom Rigi, Schauplatz: Gasthof zur Sonne im Klösterli.) Erste Scene. Zwei Gäste: Herr Wirth, was sinn mer schuldig? Mir händ ä Broatis, ä Schoppe Wi und s'Logis. — Wirth: Eure Uerte ist 8 Franken 40 Rappen. — Gäste: Das cha nit si, ihr irret euch gewiß. — Wirth: Ich irre mi nit, zahlet nu und gönnt euren Weg, es git jetzt Gäst gnuag. Das Betreten vom Spissaal nebst 1 Schoppen Wi kostet scho 1 Franken 40 Rappen. — Zweite Scene im gleichen Gasthof. Zwei Gäste: Kellnerin, was kostet's Essen mit dem trübe Rothä? — Kellnerin: 6 Franke. — Gäste: Für das wenig, das mer übercho hend, isch das vill. Do hend ihr die 6 Franke, aber mer hättet gern äs quittirts Nöthli — Wirth: Ihr wennt's Nöthli? dann zahlet ihr mir extra für's Nöthli zu schriebe 2 Franke, und wenn ihr sie nit zahlet, so hol i den Landjäger. — Gäste: Ihr hend nur Gspaß, übrigens machet was ihr wend. — Landjäger (ohne die Protestation der Gäste anzuhören): Do ist nit zu rede, wend ihr zahle oder — mit mir cho. (Die erpreßten 2 Franken werden bezahlt.) Landjäger: Und jetzt no für mi Müäh ä Franke. Die Gäste müssen auch diesen Franken dem mit dem Wirth verbündeten Diener der Gerechtigkeit ausrücken und verlassen mit leichtem Magen und um 9, sage um neun Franken erleichterter Börse das Sommerhotel im Rigi-Klösterli.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Goethe's Faust, sein Kritiker und Ausleger. Von K. Köstlin. — John Locke, seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion Staat und Erziehung. Von E. Schärer. — Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken Studien und Gedichte. Von G. F. Danmer. — Dramatische Werke von P. H. Wolff.

Makkabäus. Mohamed. — Geld und Talent. Roman von L. Ernesti. 3 Thle. — Ein Graf von Königsmark. Roman von G. Hesekiel. 3 Thle. — Erzählungen meiner Freunde und Novellen. Von Moritz Hartmann. — W. A. Mozart. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst. Von L. Nohl. — Faust. Ein dramatisches Gedicht von A. Leuburg. — Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel von Robert Gisecke. — Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. Morell. — Der Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. Von J. Scherr. — Der letzte der Ramessiden oder vor drei Jahrtausenden. Ein kulturhistorischer Roman von Max Uhlemann. — Tibulls Elegieen und Lieder, ins Deutsche übertragen von Fr Fröhlich. — Eine Sommerreise nach Tripolis. Von Wilhelm Heine — Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Von M. Hertz. — Der Ursprung der Mythologie. Von F. W. L. Schwartz. — Louis Napoleon. Roman und Geschichte. Von L. Herbert. — Vergangene und vergessene Tage. Roman von L. Pichler. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte von Alfred Meißner. 2 Bde. — Mosaik. Auserwählte Erzählungen von Ernst Willkomm 2 Bde. — Aus Heimath und Fremde. Novellen und Erzählungen von Elfried von Taura. 2 Bde. — Erzählungen bei Licht. Novellen von M. Solitaire. — Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild von Friedrich Gerstäcker. 3 Bde. — Walter Kühne. Roman von Julie Burow. — Melusine. Roman von Karl Frenzel. — Erzählungen eines alten Herrn. Von Gustav vom See. — Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien Von M Droßbach. — Poetische Fragmente. Von Dranmor. — Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Von R. Avé-Lallemant. — Franz von Sickingen. Erzählendes Gedicht aus dem Reformations-Zeitalter. Von P. Pressel. — Aus Hebels Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860 — Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland von Theodor Fontane. — Novellen von Robert Waldmüller. — Hadschi-Jurt. Von C. von Wittgenstein. — Bilder aus Altengland. Von Reinhold Pauli. — Aus dem Gefängnißleben. Von Theodor Oelckers. 2 Thle. — Kaiser Albrecht I. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von G. de Grahl — Diana und Endymion. Roman von R. Victor. — Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans. Biographischer Roman von A. v. Sternberg — Die Seleuciden und Hasmonäer. Trauerspiel in fünf Akten von S. Wiese. — Marie Antoinette. Schauspiel in fünf Akten von L. Meron. — Friedrich und Katte. Romanepos von C. Furkert. (Forts. f.)

* Nach einer statistischen Berechnung zählt man in Europa 18,140 Schauspieler, 21,609 Schauspielerinnen und 1773 Theater-Directoren. Die Zahl derjenigen, welche mehr oder weniger mit dem Theaterbetriebe in Verbindung stehen, beträgt die Höhe von 82,206 Personen.

§ Richard Wagner wird, in Folge der ihm vom Könige von Sachsen ertheilten Begnadigung, Deutschland besuchen, und zunächst nach Wiesbaden kommen, wo man im Laufe dieses Monats seinen „Lohengrin“ gibt mit Niemann in der Titelrolle. (Wiesbaden war bekanntlich nach Dresden und Weimar die erste Stadt in Deutschland, welche das Verdienst (?) hatte, der steifleinenen Zukunftsmusik Bahn gebrochen zu haben. Wagner wird sonach seine Musik zum ersten Male in Wiesbaden vollständig zu hören bekommen. Vielleicht erschrickt er selbst davor!)

⁂ (Berichtigung). In Nr. 7, Seite 112 des „Unterhaltungsblattes zur N. M. Z. war u. a. mitgetheilt, daß der „Pegnesische Blumenorden jetzt literarischer Verein heiße.“ Herr Dr. Lösch der Vorstand des pegnesischen Blumenordens setzt uns nun in Kenntniß, daß dies nicht der Fall sei. Dieser Orden und der literarische Verein seien zwei gesonderte Gesellschaften. In der Geschichte der deutschen Literatur finden wir übrigens weder von dem einen noch von dem andern irgend eine erwähnenswerthe Leistung verzeichnet.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.



26. August 1860. | I. Jahrgang. Nro. 11.

Unterhaltungsblatt zur Neuen Münchener Zeitung

Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Schweigen.

Ein Bild aus dem Kopenhagener Leben von J. L. Heiberg.

Aus dem Dänischen von B. Müller.

Ich war einst verliebt. Das schönste, liebenswürdigste Mädchen (so schien es mir wenigstens) Marianne B. hatte mir ihr Ja geschenkt und es mit dem zärtlichsten Kusse besiegelt. Kaum war die Entzückung des ersten Augenblickes auf beiden Seiten zum klaren ruhigen Glück geworden, als sie, wie eine Dame des ritterlichen Mittelalters, mich auf eine Probe stellte, deren Bedenklichkeit zu ahnen, ich damals weit entfernt war. Sie befahl mir nämlich unter Androhung des Verlustes ihrer Neigung, unsere Verbindung Jedermann gegenüber, selbst meinen Aeltern, geheim zu halten, jeder Gelegenheit dieselbe zu verrathen auszuweichen, und im Falle eines Argwohns dieselbe ohne Weiteres so lange auf das Bestimmteste zu verleugnen, bis sie mir die Erlaubniß der Erklärung am betreffenden Orte gegeben habe.

Der Grund dieses Verlangens war, wie sie mir selbst sagte, folgender:

Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann, dessen einziges Kind sie war, hatte Alles auf ihre Erziehung verwendet; sie war sein Augapfel und er hatte seine größte Hoffnung darauf gesetzt, sie eine glänzende Partie machen zu sehen. Ich, ein hungriger Candidat, ohne besondere Aussichten für den Augenblick, würde ohne Zweifel, falls ich bei den Aeltern um ihre Hand anhielte, zurückgewiesen werden, wodurch es mir schwierig, ja unmöglich würde, fernerhin so fleißig, wie bisher, ihr Haus zu besuchen. Es war also nothwendig, die Verbindung geheim zu halten, bis sich meine Aussichten verändert hätten, oder bis Marianne aus anderen Gründen an eine günstige Stimmung bei ihren Aeltern glauben konnte.

Ich fand dieß so vernünftig, ja es erschien mir als ein so unverkennbarer Beweis ihrer Liebe zu mir und ihrer Furcht, mich zu verlieren, daß ich ohne die geringste Einwendung auf ihren Willen einging, und mich noch im hohen Grade in dem romantischen Verhältniß, in das mich meine Geliebte gesetzt hatte, behaglich fühlte.

Ein Jahr verfloß auf diese Weise, und wie ich in dieser Zeit alle Glückseligkeit, welche ein heimliches Verständniß mit einem geliebten Wesen schenken kann, genoß, so leerte ich auch den Kelch aller Leiden und Plagen, welche davon unzertrennlich sind.

Das Eine sowohl, als das andere, wird dir, lieber Leser, in gleichem Grade unbekannt sein, denn vielleicht bist du noch nie, oder doch nicht lange in ähnlicher Lage gewesen. Vergönne mir deshalb, dich ein wenig darin einzuweihen. Der Gedanke, zu lieben, und sich geliebt zu wissen, hat unter Voraussetzung der Heimlichkeit, etwas doppelt Verlockendes, etwas unbeschreiblich Bezauberndes. Derjenige, dessen Liebe allgemein bekannt ist, genießt das Glück nur halb. Seine Gefühle treten aus ihrem wahren Kreise heraus und werden tausend Fremden gegenständlich. Heimlich Liebende dagegen sehen ihr Verhältniß nicht in dieser Weise profanirt; sie sind im Alleinbesitze des Bewußtseins ihres gegenseitigen Glücks; ihre Zärtlichkeit existirt nur für sie, nicht für andere. Selbst die Vorsicht, mit der sie zu Werk gehen müssen, erhöht ihre Liebe und macht ihre seltenen und schwierigeren Zusammenkünfte um so herzlicher und inniger.

Geliebt hast du gewiß, lieber Leser, denn wer hat es nicht? und heimlich hast du sicherlich auch geliebt; denn heimlich ist jede Liebe, ehe sie sich Gegenliebe errungen hat. Du hast da gewiß auch schon den Genuß jener wunderbaren Stimmung erfahren, in die man geräth, wenn Menschen, die keine Ahnung von unseren Gefühlen haben, zufällig auf den Gegenstand derselben zu sprechen kommen, und diejenige, welche du liebst, erheben, erheben entweder wegen ihrer Schönheit oder Liebenswürdigkeit. Du warst wunderlich exaltirt; Sehnsucht nach dem Besitze der Geliebten, der brennende Wunsch, ihr zu gefallen, Angst ihr zu mißfallen, und einen anderen glücklicher zu sehen als dich, alle diese Gefühle wurden in vervielfachter Stärke erweckt, und deine Stimmung war eine sonderbare Mischung von Entzücken und Bangen. Denke dich aber in die vollständige Gewißheit, geliebt zu sein, und du kannst dir die Wonne vorstellen, die ich unter solchen Umständen empfinden mußte. Wenn Jemand in der Gesellschaft Marianna's schönes Haar erwähnte, dachte ich: der weiß nicht, daß ich eine Locke davon auf meiner Brust trage. Rühmte Jemand ihre feinen Hände, dachte ich: der weiß nicht, wie oft sie heimlich die meinigen drückten. Wenn das Glück verborgener Liebe einen Mangel hat, so ist es der, zu groß zu sein, denn es ist oft nahe daran, den Busen zu zersprengen, der es einschließt.

Um mir aber nicht den Vorwurf der Parteilichkeit zuzuziehen, muß ich ebenfalls, lieber Leser, dich auf die großen, ja wahrhaftig großen Leiden aufmerksam machen, die mit diesem Glück verbunden sind. Die Lage verborgener Liebender ist so recht ein Spielball des Zufalls, ihre Bestrebungen, sich zu sehen, sich ungestört zu begegnen, um ihre Schwüre auszutauschen, gleichen einem Einsatz im Lottospiel. Das Glück, welches dir zu Zeiten hold war, dich den ersten Augenblick und die rechte Gelegenheit finden zu lassen, kann dir zu andern so abgeneigt werden, daß du beide verfehlst, und wenn dann ein solches Mißgeschick chronisch wird, wenn es einen ganzen Zeitraum von Tagen und Wochen durchläuft! Denke dir jetzt eine jener kleinen Verwirrungen des Fadens, wie sie in der Liebe gewöhnlich sind; stelle dir ein einfaches Mißverständniß vor, das deine Geliebte unzufrieden oder zornig macht, oder betrübt. Du weißt dich unschuldig und bist ihrer Verzeihung gewiß, wenn du sie nur über den Zusammenhang aufklären könntest; aber unmöglich! es bietet sich keine Gelegenheit zu einer Unterredung; du mußt ihr gerade gegenüber sitzen; mußt ihre erzürnten Blicke sehen, ohne mit einem einzigen Wort nach ihrer Vergebung ringen zu können. Endlich mußt du fort, verfolgt von ihrer Mißstimmung; eine lange Nacht liegt zwischen diesem Unglück und der Möglichkeit eines

besseren Glückes, und wer weiß, ob diese Möglichkeit morgen nicht wieder verloren geht?

In einer solchen peinlichen Stimmung, die sich schon oft zwischen uns gedrängt hatte, mußte ich eines Abends Marianne verlassen. Ihre Aeltern wohnten im Sommer in einer der Vorstädte Kopenhagens. So oft es der Anstand nur immer zuließ, machte ich, besonders Abends, einen Spaziergang hinaus in jene Gegend, und war immer mehrere Male in der Woche so glücklich, einen Vorwand zum Besuche der ohnedieß gastfreien Familie zu finden.

Da aber Liebe so ungenügsam ist, daß ihr selbst Alles noch nicht genügt, so war ich damit, daß ich Mariannen sehen und mit ihr in Gegenwart der Familie plaudern konnte, nicht zufrieden. Jetzt werfe ich mir selbst mein damaliges unruhiges Streben vor, das sich im stillen Genusse der Anwesenheit der Geliebten ebensowenig zufrieden gab, als in der glücklichen Gewißheit ihrer Liebe, die wie ein magisches Licht ihre Strahlen über alles Gleichgültige, oder über Alles, was mir Zwang oder Zurückhaltung auferlegte, hätte werfen sollen. Dazu war ich damals nicht stark genug; im Gegentheil, der einzige Gedanke, den mir die Gesellschaft von Herrn und Frau B. eingab, war, die Gelegenheit zur Freiheit eines Augenblicks zu erspähen, um unterdessen meine Marianne umarmen, und aus ihrem Munde die erneuerte Versicherung ihrer Liebe empfangen zu können. So genau hatte ich die Gewohnheiten der Familie beobachtet, daß ich wußte, wie die Wahrscheinlichkeit, einen solchen Augenblick zu erhaschen, nicht mehr als einmal jeden Abend sich darbot. Herr B.* nämlich, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von Blumen war, pflegte gegen die Dämmerung die Wohnung zu verlassen um einen ungefähr zehn Minuten langen Spaziergang durch seine Blumenbeete zu machen.

Manchmal lud er mich ein, ihn zu begleiten, um seinen Blumenflor mit anzusehen, für den zu interessiren ich mir die Miene gegeben hatte; wenn das geschah, war der glückliche Augenblick vorüber.

Wenn ich aber gerade, wenn er seine Tour antreten wollte, in ein lebhaftes Gespräch mit seiner Gemahlin mich einzulassen so glücklich war, welche ungefähr um dieselbe Zeit nach ihrer Küche zu sehen pflegte, so ließ er mich sitzen, und nun galt es die künstlich eingeleitete Unterhaltung ebenso künstlich auslöschen zu lassen, um die Frau nicht von ihren häuslichen Geschäften abzuhalten; glückte dieß, so war der heiß ersehnte Augenblick gekommen, und wie kurz er auch immer war, fühlte ich mich doch immer für den ganzen Abend munter und aufgeräumt.

In Berücksichtigung dessen, war ich auf meine große und wie ich glaubte, in Liebesangelegenheiten ganz und gar ungewöhnliche Genügsamkeit nicht wenig stolz, verlangte aber auch diesen Augenblick als ein Recht, das mir Fortuna ohne den höchsten Grad von Unbilligkeit nicht abschlagen könnte, einer Unbilligkeit, die mich zur Unzufriedenheit, zu einer Allen sichtbaren Melancholie und zu einer in mich verschlossenen Verzweiflung berechtigte.

Tag und Nacht träumte ich nur von diesem Augenblick, und war er mir verloren, so stellte sich alsbald meine üble Laune ein. Um mich finster und widerwärtig zu machen, bedurfte es nichts Anderes, als einige unerwartete Fremde, besonders junge Mädchen in der Gesellschaft zu treffen, die, wie ich wußte, von Marianne unzertrennlich waren.

Frauenzimmer besitzen einen feineren Tact für das Anständige, als wie Männer. Oft hatte mir Marianna meine allzu bemerkbare Verstimmung bei ähnlichen Gelegenheiten vorgeworfen. In meinem Bestreben, der Geliebten zu gefallen, beschloß ich alles Mögliche aufzubieten, meine Laune zu überwinden; unglücklicher Weise jedoch fiel die erste Prüfung auf einen Abend, an dem ich weniger als je aufgelegt war, sie zu bestehen.

Alles hatte mir den besten Erfolg meines Strebens in den Besitz des glücklichen Augenblicks zu kommen, verkündet; ich hatte soviel auf dem Herzen, so viel, was ich meiner Geliebten sagen und anvertrauen mußte, soviel, was ich von ihr zu hören verlangte.

Alles war nach Wunsch gegangen: Herr B* war im Garten, Frau B.* in der Küche; mit innigster Sehnsucht ergriff ich Marianna's Hand, sie an meine Lippen zu drücken — In demselben Augenblicke ging die Thüre auf, und eine ihrer Freundinnen trat herein, ihr einen Besuch abzustatten und den Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Innerlich verzweifelnd, faßte ich doch augenblicklich den bestimmten Entschluß, nichts davon merken zu lassen.

Da ein verzweifelnder Verliebter sich jedoch nothwendig in Extremen bewegen muß, so nahm meine Verzweiflung die Maske der Ausgelassenheit an.

Um recht zu zeigen, daß die Gesellschaft der jungen Dame mir nicht unwillkommen sei, übertraf ich mich in Aufmerksamkeiten gegen sie, und in der Steigerung, in die ich mich einmal gestürzt hatte, gingen diese crescendo in offenbare Courtoisie über. Marianne, die nicht ohne eine kleine Beimischung von Eifersucht war, fand wenig Behagen an meiner Aufopferung. Ich bemerkte es wohl, war aber genöthigt, meine Rolle, die mich selbst die heftigsten Anstrengungen kostete, fortzusetzen. Nach Tisch genoß ich noch die Ehre, die junge Dame nach Hause zu begleiten, und entfernte mich, im Innersten von dem Gedanken an die Mißbilligung gequält, die, einzig mir sichtbar, aus Marianna's Blick geleuchtet hatte.

Den nächsten Abend kam ich wieder, mit einer wohltönenden Entschuldigung auf den Lippen, und in der Hoffnung, eine Gelegenheit, dieselbe anzubringen, finden zu können, aber die Anwesenheit einiger fremden Herren überzeugte mich bereits beim Eintreten, wie wenig ich von diesem Abend zu erwarten hatte. Der Eine der Anwesenden, ein junger reisender Kaufmann, unterhielt sich höchst lebendig mit Marianne und sie schien Behagen dabei zu empfinden.

Meine Verzweiflung stieg mehr und mehr.

Endlich empfahl sich der Fremde. Nun gingen wir Andern zu Tisch. Marianne die immer kühl gegen mich gewesen war, erhob sich bald von ihrem Stuhl und begab sich, Kopfschmerzen vorschützend, auf ihr Zimmer. Ich war genöthigt, Herrn und Frau B.* Gesellschaft zu leisten.

Die Letztere neckte mich mit der jungen Dame des vergangenen Abends.

Ich schickte mich darein; als sie aber endlich sagte, auch Marie habe ihr von der großen, ihrer Freundin bewiesenen Aufmerksamkeit erzählt und hinzugefügt, dieses Mädchen sei gerade eine Partie für mich, so kamen mir die Thränen in die Augen und fast hätte ich mein Geheimniß verrathen, wenn wir nicht im selben Augenblicke uns vom Tische erhoben hätten. Schnell nahm ich Abschied und entfernte mich.

Es war bereits spät. Wir befanden uns Ende August, wo die Nächte bereits ziemlich lang und dunkel, und der Himmel reich mit Sternen besäet ist. Ein kalter

Herbstwind wehte, und rauschte in dem halbverwelkten Laub der Bäume. Ich ging nach der Stadt, am Thore aber wendete ich mich noch einmal um, um das Haus abermals zu betrachten, indem meine Geliebte schlummerte, und dessen Mauern mich grausam hinderten, sie und mich selbst zu beruhigen.

Ich kam zurück: Alles war todtenstill. Ich ging wieder nach der Stadt, und kehrte abermals zurück, und dieses Hin- und Hergehen setzte ich fort, bis ich die Uhren Ein Uhr schlagen hörte.

Ich schämte mich meiner zwecklosen Unruhe und gelobte mir selbst, jetzt nach Hause zu gehen. Aber der Gedanke, doch unmöglich schlafen zu können, bewog mich meinen Spaziergang zu verlängern und ihn über die Vorstadt hinaus auszudehnen.

Auf diesem langen, finstern Wege begegnete ich nicht einem einzigen Menschen. Erst als ich eine große Strecke zurückgelegt hatte, bemerkte ich auf der einen Seite der Strasse, jedoch in großer Entfernung, ein paar sich hin und her bewegende Lichter.

Ich verdoppelte meine Schritte, um zu sehen, was dieß sein könnte.

Bereits war ich fast am Ende der Strasse angelangt, als ich auf eine Kutsche und einen Lastwagen stieß, welche beide stille standen; kein Mensch, nicht einmal ein Fuhrmann war zur Stelle.

Ich befand mich nun ganz nah an dem Felde, auf welchem sich die Lichter bewegten. Bei ihrem Schein sah ich einige Personen in emsiger Geschäftigkeit, ohne errathen zu können, über was.

Neugierig schlich ich mich hin und sah, nicht ohne ein gewisses Grauen, vier Männer einen einfachen Sarg tragen, der in ein offenes Grab gesenkt wurde, das sie hierauf zuwarfen; das Ganze ging ohne irgend eine der sonst gewöhnlichen Ceremonien vor sich. Der Kutscher stand dabei und schaute, auf seine Peitsche gestützt, zu.

Außer den vier Männern entdeckte ich eine schwarzgekleidete Figur, die am Rande des Grabes stand und ein Taschentuch vor ihren Augen hielt. Unwillkürlich näherte ich mich ihr; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, während sie eine von den Männern gestellte Frage beantwortete, an der Stimme meinen Jugendfreund, Fredrik D* wieder erkannte, den ich lange nicht gesehen hatte, hauptsächlich, weil mein Liebeshandel mich Alles vergessen ließ, was sonst meine Gedanken ausgefüllt hatte.

Ich trat näher; ich konnte nicht länger zweifeln, daß er es war.

Fredrik! rief ich, was thust du hier?

Nach einem Augenblicke verwunderten Stillschweigens, während dessen er mich lautlos betrachtete, ergriff er meine Hand, drückte sie heftig und sagte: Ich begrabe einen Selbstmörder.

Mit zitternder Stimme fragte ich: Und wen? Kenne ich ihn?

Es ist Carl F* antwortete er ruhig.

Mein Gott! rief ich aus, wie? —

Fredrik unterbrach mich: „Er hat sich erschossen, frage nicht mehr!“ und im selben Augenblicke erstickte seine Stimme in einem Thränenstrom.

Das Begräbniß war zu Ende. Fredrik hatte sich gefaßt. Langsam ging er zurück und stieg in den Wagen. Ich nahm ihn bei der Hand und sagte: Gute Nacht, Fredrik! ich komme morgen zu dir.

Willst du mich nicht nach Haus begleiten? fragte er, es ist so lange daß ich dich nicht gesehen habe.

Schweigend stieg ich in den Wagen und setzte mich ihm zur Seite. Wir rollten zum Thore hinein, durch die öden, dunkeln Straßen. Kein Wort wurde zwischen uns gewechselt. Endlich hielten wir vor Fredriks Wohnung. Ich folgte ihm die Treppe hinauf und trat mit ihm in sein Zimmer. Er zündete ein Licht an, ersuchte mich, Platz zu nehmen und verließ die Wohnung. In meiner Einsamkeit hatte ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln. Der unglückliche Carl, bei dessen Begräbniß ich durch einen so wunderbaren Zufall zugegen war, war mir übrigens nur wenig bekannt. Nur einige Male im Leben hatte ich mit ihm gesprochen und wußte nichts Anderes von ihm zu sagen, als daß er ein ausgezeichnet schöner Mann war, ein Freund Fredriks, mit dem er übrigens doch erst in der späteren Zeit, in welcher ich Fredrik seltner sah, in ein sehr intimes Verhältniß getreten war. Meine eigenen Sorgen, die ich bereits fast vergessen hatte, rief ich mir nun einen Augenblick zurück und war überrascht, daß so geringe Ursachen auf mich so mächtig eingewirkt hatten.

Nichts destoweniger war ich doch von ihnen beherrscht, mehr als ich selbst glaubte; denn obwohl sie mit dem schrecklichen Ereigniß, dessen Zeuge ich geworden war, zusammengestellt, in lauter Kleinigkeiten verschwanden, lagen sie dennoch so im Hintergrund meiner Gedanken, daß ich, ohne zu untersuchen warum, dennoch ganz und gar überzeugt war, Carl's Selbstmord müsse durch eine unglückliche Liebesgeschichte veranlaßt sein.

Bald kam Fredrik zurück. Sehr gefaßt, ja mit fast aufgeräumter Miene setzte er eine Flasche und ein Paar Gläser auf den Tisch und sagte: Die Nacht war kalt, laß uns ein Glas Madeira trinken. — Carls Gedächtniß, setzte er hinzu, sein Begräbniß war nicht viel besser, als das eines Hundes; mögen ihm nun die Geister des Weins und der Klang der Gläser einen Gruß zweier Freunde bringen, die, nachdem sie sich lange nicht gesehen, an seinem Grabe sich wieder fanden.

Fredrik stieß sein Glas mit krampfhafter Heftigkeit gegen das meinige, und während er es leerte, rannen Thränen über seine Wangen hinab.

Mit Anstrengung, wie um mir die Bewegung in welcher er war, zu verbergen, füllte er eilig die Gläser aufs Neue und sprach: Alle glücklich Liebenden sollen leben! Daß ein Werther Selbstmörder wird, ist nichts Absonderliches; Liebesglück aber soll nie mehr wieder Einen in Verzweiflung stürzen!

Dieß Wort machte einen unheimlichen Eindruck auf mich; ich fühlte, wie ich erbleichte, meine Hand zitterte. Langsam leerte ich das Glas, während tausend Ahnungen und Gedanken mein Inneres durchkreuzten.

Fredrik bemerkte den Eindruck, den seine Aeußerung bei mir hervorgebracht. Ohne den Grund davon zu ahnen, bemerkte er: Ich spreche in Räthseln, aber du sollst den Schlüssel dazu haben. Laß uns den Rest dieser schweren Nacht in vertraulichem Gespräche zubringen.

Er sprang auf, eilte zum Fenster, zog die langen, herabhängenden Gardinen vor, ging an den Tisch und schraubte die bis jetzt schläfrige Lampe höher. Mit einem Male gewann das Zimmer, das mir so eben noch dunkel und unheimlich vorgekommen war, ein freundliches und heimliches Aussehen. Wir nahmen auf dem Divan Platz und sparten den Wein nicht. Nach kurzem Stillschweigen begann Fredrik:

Es war in dem Hause meines Onkels, des Major von R*, wo ich Carl zum ersten Male sah. Ein Bekannter hatte ihm soviel von der munteren Geselligkeit, die in diesem Hause herrschte, erzählt, daß er Lust bekam, daran Theil zu nehmen und der erwähnte Bekannte führte ihn ein. Carls Benehmen gefiel mir bei dieser Gelegenheit durchaus nicht. Kaum hatte er die Gesellschaften meines Onkels einige Male besucht, als er auf die unbesonnenste Weise eine heftige Leidenschaft für die älteste Tochter des Majors, Charlotte, zur Schau trug, ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, die damals kaum als in die Welt eingetreten betrachtet werden konnte, obwohl bereits Mehreren ihre Schönheit und ihr bescheidenes sittsames Wesen aufgefallen war.

Daß Carl eine Neigung zu diesem Mädchen faßte, dagegen hatte ich Nichts einzuwenden, daß er aber seine Gefühle so offen an den Tag legte, gab mir nur einen geringen Begriff von seinem Verstand und seiner Selbstbeherrschung.

Das Gefühl des Schicklichen, das man bei einem Mann in seinen Jahren und seiner Stellung vorauszusetzen berechtigt ist, hätte ihm sagen sollen, daß Charlotte mit so heftigen Leidenschaften noch nicht vertraut war, und daß deren unzweideutige Außerung in so großen Kreisen, vor den Augen Aller, das arme Mädchen nur in äußerste Verlegenheit bringen mußte.

Jedem der sie näher kannte, namentlich mir, ihrem Vetter, der sie von ihrer frühesten Kindheit an gesehen, und gekannt hatte, war es klar, daß Carls Zudringlichkeit sie im höchsten Grade belästigte, und daß, weit entfernt, seine Zärtlichkeiten zu erwiedern, sie ihn immer mit Mißmuth sah. Carl selbst konnte nicht umhin, dieß zu fühlen, was aber nur zur Erhöhung seiner Leidenschaft beitrug. In Gesellschaft hatte er nur Augen für Charlotte, er sprach nur mit ihr, sein Blick ruhte nur auf ihr.

Wenn Charlotte, durch die Aufmerksamkeit, welche Carls Benehmen in der Gesellschaft hervorrief, in Verlegenheit gesetzt, sich an einen anderen Platz flüchtete, so währte es nur einen Augenblick, und er folgte ihr auch dort hin. Knüpfte sie ein Gespräch mit Einer der anwesenden Damen an, so mischte sich Carl augenblicklich darein.

Dieses Benehmen, unpassend in jedem anderen Hause, war in dem meines Onkels, dessen Frau sich noch immer für allein berechtigt hielt, Opfer auf dem Altar der Galanterie entgegen zu nehmen, doppelt anstößig.

Man beschuldigte sie, viele Anbeter gehabt zu haben. In wie ferne dieß wahr ist, will ich dahingestellt sein lassen; so viel aber ist gewiß, daß sie Ansprüche auf Jedermanns Huldigung machte, und sich leichter darein gefunden hätte, von ihrem Dienstmädchen besiegt zu werden, als von ihrer Tochter, die sie als ein Kind zu betrachten gewohnt war, das noch gar nicht in Betracht kommen konnte.

Etwas Unerwarteteres, eine unangenehmere Ueberraschung konnte ihr nicht begegnen, als einen jungen, hübschen, liebenswürdigen Mann an ihr vorübergehen, und seine Huldigungen zu den Füßen ihrer Tochter niederlegen zu sehen.

Wenn das junge Mädchen bisher einen oder den anderen flüchtigen Verehrer gehabt hatte, konnte man überzeugt sein, daß es ein von der Frau v. R. früher ausgemusterter und verabschiedeter Cavaliere servente war.

Kein Wunder also, daß Carl, der den ihm als den kürzesten erscheinenden Weg eingeschlagen hatte, meiner Tante äußerst mißliebig war, und von ihr, wenn er nicht

zugegen war, als Schwätzer, Narr, Mensch ohne Verstand, Lebensart und Weltkenntniß geschildert wurde.

Ich war, wie ich gestehen muß, obwohl aus anderen Gründen derselben Meinung und wenn es noch einer sprechenden Thatsache bedurfte, mich in dieser zu bestärken, so fand ich mehr als genug in folgender Begebenheit, die ebenso unerwartet, als durch das in der Stadt erregte Aufsehen unangenehm war.

Der junge Baron N.* war einer der Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten nur den Genuß befriedigter Eitelkeit kennt.

Er machte jeder Dame, die in der Mode war, den Hof, von anderen, wenn auch noch so schönen und liebenswürdigen nahm er nicht die geringste Notiz. Ich zweifle, ob er je eine einzige Eroberung gemacht hatte, denn jedes Frauenzimmer, die ihm Aufmerksamkeit schenkte, mußte bald bemerken, daß ihm nichts Anderes am Herzen lag, als durch seine Liebe Aufmerksamkeit zu erregen.

Nichts destoweniger stand er so ziemlich im Ruf eines Unwiderstehlichen. Das Mittel wodurch er sich diesen erwarb, war theils ein merkwürdig familiärer Ton, den er sich gegen ihm fast ganz unbekannte Damen erlaubte, ein Ton, den man irrthümlich nur unter der Voraussetzung eines vertraulichen Verhältnisses für möglich hielt, theils eine feine Wendung der Conversation, durch welche er irgend eine Dame zur Sprache zu bringen wußte, und durch den Ton der Verneinung, welche er etwaigen Neckereien darüber entgegensetzt, sowie durch Ausdruck und Miene das Nein zum unzweifelhaften Ja machte.

Durch solche und ähnliche niederträchtige Künste hatte er sich auch in Bezug auf Frau v. R.* ins Gespräch zu bringen gewußt, obwohl ich noch jetzt dafür einstehe daß, welche Thorheiten meine Tante auch begangen haben mag, von dieser nicht die Rede sein kann.

An Charlotte, die sich in Gesellschaft immer soweit als möglich zurückhielt, hatte er noch nie gedacht, denn sein Mangel an Wahrheit und Selbstständigkeit ließen ihm keine Wahl, als sich immer nach dem Compaß der Mode und des gesellschaftlichen Tones zu bewegen.

Jetzt hingegen, wo Carls unbesonnene Aufmerksamkeit für Charlotte das junge Mädchen gleichsam aus dem Hintergrund, in dessen Dunkel sie bis jetzt verborgen war, hervorgedrängt hatte, fing auch der Baron an, sie zu beachten und es sich als äußerst picant vorzustellen, die Mutter mit der Tochter zu betrügen, ohne für sich an seiner unwandelbaren Liebenswürdigkeit Schaden zu leiden.

In der That währte es nicht lange und das Gerücht ging umher, Baron N* stehe in einem Liebesverhältniß zu Charlotte v. R**, diese sei sterblich in ihn verliebt, und das arme Mädchen sei sehr zu beklagen, da der leichtsinnige Baron niemals vorhabe sie zu ehelichen, sondern sie nur als ein aimable passe-temps gewählt habe.

Dieses Gerücht verfehlte nicht, Carl zu Ohren zu kommen.

Im höchsten Grade erbittert, da er den Ungrund desselben kannte, und den Charakter des Barons klar durchschaut hatte, begab er sich eines Morgens früh zu ihm hin und sagte: „Herr Baron! Wir Beide sind die verschiedensten Menschen von der Welt: Sie verlangen nach Schein, ich nur nach Wirklichkeit. Es wäre demnach unbegreiflich wie sich ein Zwist zwischen uns erheben könnte. Nichts desto weniger ist dieß der Fall.

Belieben Sie auch fernerhin, sich das Ansehen, von was immer Sie wünschen, geben zu wollen, ich will es Ihnen nicht streitig machen. Nur Eines ersuche ich Sie, nicht zu affectiren — den Besitz von Charlottens Herz. Niemand weiß besser, als ich, wie wenig ihr Anspruch darauf gegründet ist. Ich selbst liebe das Mädchen, und ungeachtet ich weit entfernt davon bin, ihre Gegenliebe errungen zu haben, verpflichtet mich doch mein Gefühl, ihr Vertheidiger zu sein. Sie werden sich mit mir schlagen.

Der verdutzte Baron suchte anfangs der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben; Da aber diese Ausflucht nicht glücken wollte und er überdieß bereits überlegt hatte, ein wie großes Aufsehen ein Duell machen würde, und wie sehr es sein Ansehen bei den schönen Frauen erhöhen könnte, so nahm er die Forderung an. Der Erfolg war, daß er eine Pistolenkugel in den Arm bekam, die ihn einige Zeit lang zur Zurückgezogenheit zwang.

Das große Geschrei jedoch, das von dem Vorfalle ausging, hielt ihn in vollem Maße schadlos für die damit verknüpften Unannehmlichkeiten.

Aber dieselbe Geschichte, nämlich das Hereinziehen der intimen Angelegenheiten meiner Familie in die öffentliche Unterhaltung, machte mich ebenso erbittert über Carl, als dieser es über den Baron war. Sobald ich das Duell erfahren hatte ging ich zu Carl und redete ihn an: Ich habe schon lange ihr Verfahren in meines Onkels Haus mit Mißvergnügen beobachtet, diese letzte Unternehmung jedoch ist zu arg. Daß Baron N* ein Narr ist, weiß die ganze Stadt. Umsomehr hätte man sich damit begnügen können, seine unüberlegten Aeußerungen mit der stummen Verachtung, welche sie verdienen, zu bestrafen. Gesetzt übrigens, es habe hier eines strengeren Auftretens bedurft, was berechtigt Sie, die Sache in die Hand zu nehmen? Wenn mein Oheim nicht für gut fand, selbst den Unwürdigen zu züchtigen, so war es an mir, dem nächsten Verwandten des Mädchens, sie zu vertheidigen, nicht an Ihnen, einem Fremden, der nicht das geringste Recht besitzt, sich zu ihrem Ritter aufzuwerfen. Haben Sie die Folgen bedacht, ein junges, unschuldiges Mädchen, auf dem die Augen der Welt noch nicht verweilt haben, an den Pranger des Stadtklatsches zu stellen, und sie falschen Gerüchten preis zu geben? Haben Sie es nicht bedacht, so sind Sie der unbesonnenste Mensch, den ich je gesehen, haben Sie es bedacht, so sehe ich keinen Unterschied zwischen Ihnen und Baron N*.

Bei diesen Worten wechselte Carl die Farbe. Ich hatte eine trotzige, auffahrende Antwort erwartet, statt dessen sank er in der größten Verwirrung auf einen Stuhl nieder und brach in die Worte aus: Mein Gott! Warum haben Sie mich nicht früher auf meine Irrthümer aufmerksam gemacht? Ich Unglücklicher! habe ich vielleicht durch mein unüberlegtes Betragen einen Schatten auf sie geworfen, die ich mehr liebe, als mich selbst! Wie kann ich mein Unrecht wieder gut machen? Geben Sie mir Ihren Rath, ich folge Ihnen in Allem. Freundlicher gestimmt, antwortete ich ihm: Ich will Sie nicht verkennen; ich glaube an die Aufrichtigkeit Ihrer Liebe, aber seien Sie vorsichtig, recognosciren Sie Ihr Terrain, und begehen Sie keine Unüberlegtheit. Lassen Sie Ihre Besuche seltner werden, lassen Sie nicht Alle und Jeden Ihre Gefühle durchschauen; gehen Sie an meiner Tante nicht mit einer Gleichgültigkeit vorüber, als ob Sie nicht wüßten, daß sie in der Gesellschaft ist; sie ist an Huldigungen gewöhnt, die sie von Ihnen schmerzlich vermißt. Bedenken Sie endlich: Charlotte ist ein junges, unerfah-

renes Mädchen. Was Sie immer thun mögen, um ihre Gegenliebe zu erringen, so vergessen Sie nie, daß Sie ebenso über ihren Ruf, wie über ihr Herz wachen sollen.

Ich verspreche es, rief er: ich gelobe es bei meiner Ehre, bei meiner Liebe, bei Allem was mir heilig ist. Sie sollen sehen, wie ich Wort halte.

Dieß that er wirklich. Die unbehagliche Spannung, welche das Ereigniß in die Familie gebracht hatte, milderte sich nach und nach, obgleich sie die unausbleibliche Folge hatte, daß Charlotte, die so gegen ihren Willen in der Gesellschaft sich geltend gemacht hatte, und eine bis dahin unbekannte, im höchsten Grad das Mißfallen ihrer Mutter erregende Bedeutung und Wichtigkeit erlangt hatte, nun noch strenger zurückgehalten wurde, und sich in einer noch demüthigeren Stellung als früher befand.

Nach einiger Zeit erschien Carl wieder in Frau von B*'s Cirkel, wo er, ohne einen plötzlichen Uebergang zu machen, oder in ein anstößiges Extrem zu verfallen, nach und nach seinen Ton und sein ganzes Benehmen so zu verändern wußte, daß man die Umwandlung kaum bemerkte, bis Frau von R* selbst ihn einmal als den angenehmsten Gesellschafter des Hauses erklärte.

Ich bewunderte ihn im Stillen über die Herrschaft, die er so über sich selbst errungen. Aber je liebenswürdiger ich ihn fand, je ungezwungener und aufgeräumter er mir in der Gesellschaft erschien, destoweniger glaubte ich zuletzt die Umwandlung erklären zu können, ohne anzunehmen, daß seine Liebe für Charlotte verschwunden sei. In einem vertraulichen Augenblicke sagte ich ihm einmal, er habe als braver Mann sein Wort gehalten, und ich bewundre ihn höchlich wegen der Macht, die er über seine Gefühle besitze.

Lieber Freund! antwortete er lächelnd: ich will nicht wegen einer Selbstbeherrschung gelobt werden, die ich nicht besitze. Es ist kein Verdienst von mir, frisch und munter zu sein denn, ich bin unbeschreiblich glücklich.

Und deine Liebe? fragte ich (in dem näheren Verhältniß, in den wir jetzt stunden, dutzten wir uns).

Was die betrifft, antwortete er, bin ich vollkommen geheilt. Es war eine Illusion, wie so viele andere. Jetzt athme ich so frei wie nach einem Gewitterregen.

Diese Antwort überraschte mich. Ich wünschte Carl Glück, obwohl in meinem Innersten sich Etwas dagegen sträubte. Ein so plötzlicher Uebergang von Hitze zu Kälte gefiel mir nicht. Es that mir leid meinem Freunde eine Oberflächlichkeit des Gemüths zuschreiben zu müssen, die ich ihm nicht zugetraut hatte. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem schönschriftstellerischen Frauenleben.

(Aus dem Englischen von R. B.)

II.

Die Prüfungen der Wittwe.

Das Leichenbegängniß war vorüber und Johanna kam in ihre verödete Wohnung zurück. Da standen noch die Arzneien, die keine Kraft mehr hatten, das sinkende Leben zu halten, da standen noch die duftenden Blumen und schönen Früchte, die der scheidenden Seele die letzte Erquickung geboten — wo immer ihr Blick hinfiel, sah ihr eine traurige Erinnerung quälend entgegen. Nun kamen die Besuche, ach! die Leute woll-

ten trösten und hatten selbst noch kein tiefes Leid erlebt, die Schatten des Todes waren an den gutwilligen Trösterinnen selbst noch nicht so nahe vorübergegangen. Was konnten sie ihr sagen? Geduldig hatte sie alle die stereotypen Redensarten der Condolenz angehört — sie hatten sich wieder empfohlen — und die Welt ging ihren alten Gang ruhig weiter, wenn gleich ein zerrissenes Herz mehr darinnen war. Sie mußte die schwere Last ihres Leidens allein tragen — ihr Stern war untergegangen. Erde, Meer und Himmel hatten ihre Schönheit verloren, seit das Auge, welches sie mit ihr betrachtet und bewundert hatte, verfinstert und geschlossen war.

„„Der Herr sucht diejenigen heim, die er lieb hat““ — sagte der Onkel Johannes, indem er die Finger beider Hände zusammenfaltete und sich in eine salbungsvolle Haltung begab, als wolle er eine Predigt beginnen. „„Betrübnisse wachsen nicht aus der Erde hervor; wie die Blume, so fällt auch der Mensch unter der Sichel, aber Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen. Ich hoffe, du wirst doch auch so denken?““ sagte er, indem er die Wittwe anblickte.

„Ich kann es kaum bejahen — versetzte Johanna — es war ein Blitzstrahl an einem klaren Sommertag, mein Auge ist geblendet und sieht noch keinen Regenbogen.“

„„Das ist schweres Unrecht, das ist ganz sündhaft — erwiederte der gute Oheim — der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen. Du mußt Ergebung haben; ich fürchte fast, du hast keine Religion. Trübsale sind nur verkleidete und verborgene Gnaden. Ich will dir diesen Band „Thautropfen“ zum Lesen leihen. Du mußt auf irgend eine Art Ergebung suchen, sonst könnten dir noch andere Trübsale auferlegt werden. Aber jetzt: Guten Morgen!““

Dieser Herr stand stark im Geruche der Frömmigkeit. Da war kein wohlthätiger Verein, zu dessen Begründung er nicht mitgeholfen, da war keine Traktätleingesellschaft, der er nicht als thätiges Mitglied angehörte; wurde eine Schule irgendwo errichtet, so war sicherlich er der Erste, der dafür geschrieben hatte; ward ein Waisenhaus geöffnet — er hatte sicherlich am meisten dazu beigetragen; wurde der Grundstein zu einem Bethhaus gelegt, so war er sicherlich dabei betheiligt; er sorgte für Alle — warum nicht auch für sich? Er hatte für Alle ein offenes Herz — nur durfte ihm Niemand in die Nähe der Taschen kommen.

So saß er in seinem Büreau und blickte voll Zufriedenheit auf die Probeblätter des „Morgenstern,“ dessen Herausgeber er war, und durchschaute wohlgefällig die langen Listen seiner Abonnenten, die seine „gute Sache“ so gedeihlich praenumerando unterstützten. Gerade war er andächtig darüber, ein Päckchen Banknoten zu zählen, als ein armes Bettelkind ihn unterbrach; erst wurde es zornig angeschnauzt, dann aber doch mit salbungsvollen Ermahnungen abgespeist und sogar mit einigem freundlichen Kneipen in Kinn und Wangen entlassen. Wieder hatte er mit der angenehmen Arbeit des Zählens begonnen und schaukelte sich dazu gemüthlich auf seinem Stuhle, als es wieder an der Thüre pochte. „Darf ich herein kommen, Onkel?“ fragte Johanna, indem sie ihren langen schwarzen Schleier zurückschlug.

„„Ja — sagte Onkel Johannes, etwas kalt — ich bin gerade ziemlich beschäftigt und vermuthe daher, du wirst nicht lange bleiben.““ So sprechend schob er sein Päcklein tiefer in die Tasche hinein.

„Ich komme nur um Sie zu fragen versetzte Johanna schüchtern — ob Sie mich

vielleicht bei Ihrer Zeitung verwenden möchten? ich könnte Allerlei schreiben. Meine Verhältnisse haben sich schlimmer gestaltet, als ich dachte und ich muß so bald wie möglich trachten, Etwas zu beginnen. Ich glaube Talente zu haben, welche mir als Schriftstellerin nützlich sein könnten. Ich habe buchstäblich nichts, Oheim, wovon ich leben könnte."

„„Dein Mann war ein Verschwender — er lebte zu flott — nun ist das Elend da! Er hätte sparren sollen, wie ich in meiner Jugend. Du kannst keinen Kuchen essen und ihn dann doch noch haben wollen. Von mir kannst du nicht fordern, daß ich die Fehler Anderer gut mache. Du mußt selbst für dich sorgen!""

„Gewiß! das ist's ja gerade, was ich zu thun wünsche — sagte Johanna, indem sie sich bemühte die Thränen zurückzuhalten — Ich will —" sie konnte nicht weiter sprechen, Seufzer erstickten ihre Stimme; der Unterschied zwischen der sonnigen Vergangenheit und der düstern Gegenwart war zu stark für ihr kummervolles Herz.

Nun haßte aber der gute fromme Onkel nichts so sehr, als eine Frau weinen zu sehen. In allen solchen Fällen reizte er das Opfer, bis es verzweifelnd davon eilte. Er bemerkte also nochmals, daß ihr Gatte ein Verschwender gewesen, wenn nicht, so hätte er doch etwas zurücklassen müssen. Es sei ihm Leid, daß derselbe gestorben, er könne aber nichts dafür; er wisse aber auch nicht, warum er sich damit plagen solle; die Welt sei voll Wittwen, und er vermuthe, sie würden alle arbeiten und für sich selbst sorgen.

„Wenn Sie mir nur sagen möchten, ob Sie Arbeiten von mir annehmen wollten — sagte die Wittwe — so würde ich Sie nicht länger belästigen."

„„Ich habe eine Menge, die gratis für mich zu schreiben bereit sind — versetzte der alte Herr — der Markt ist mit solchen Leuten überfüllt. Ich kann keine Mitarbeiter bezahlen, am wenigsten solche neue Anfänger; übrigens glaube ich auch gar nicht, daß du die hiezu erforderliche Anlage hast; trachte lieber durch Nähen und dergleichen Handarbeiten dir Etwas zu verdienen."" So sprechend sah er gähnend nach der Uhr, um ihr nicht undeutlich zu bemerken, daß er ihre Gegenwart nicht länger wünsche.

Die junge Wittwe sah kaum die Straße, so rollten ihr die Thränen herab. Es war dieses ihre erste Erfahrung vom Eigennutze der Welt. Sie, die bis jetzt nur auf dem zarten Pfade der Liebe gewandelt, sollte nun allein den dornenvollen Weg des Lebens gehen, der Arm, auf dem sie sich bisher so vertrauensvoll gestützt hatte, der war nun unmächtig sie zu schützen; sie, welcher die Liebe Alles war, Athem und Sein, sollte nunmehr gleichgültigen, ja sogar harten und bitteren Worten begegnen. Gott! wo sollte dieses zerrissene Herz Ruhe finden hienieden? Und doch durfte sie sich nicht der Verzweiflung überlassen, denn sie hatte noch ein kleines, unschuldiges, hülfloses Geschöpfchen, für welches sie leben muß und arbeiten und kämpfen. War denn die Welt ganz Nacht? Lag jedes Knie vor den Kisten des Mammons? Schlug jedes menschliche Herz nur für seine eigenen Freuden und Sorgen?

Tage und Monate waren verflossen. Onkel Johannes recitirte seine Andachtsübungen, ging zum Bethaus, zählte seine theueren Werthpapiere — und die Wittwe wachte bis die Sterne bleichten und arbeitete mühevoll und rastlos an langen Seiten und Bogen — und der kleine lockenköpfige Rudolph lag mit seinen rothen Backen in seinem Bettchen, ahnungslos, was die langen ermüdenden Nachtwachen seiner Mutter bedeuten. —

Nun war es Weihnacht. Als sie die Feder weglegte, versetzte sie die Erinnerung

zurück in weiche, sonnige Tage, in die glückliche Heimath. Wieder ruhte sie an dem theueren Herzen; viele Freunde umgaben sie damals — wo waren die jetzt? Da blickte sie in ihrer kleinen armen Stube umher, wo das an Geschmack und Annehmlichkeit gewohnte Auge nichts fand — und ihr Blick fiel auf ihr Kind, ihren einzigen Schatz, der noch zu jung war, sich des Vaters zu erinnern, dessen letzte Handlung war, die Stirne seines Söhnchens zu küssen und zu segnen.

Noch schlummerte das Kind, ein feines Lächeln auf den rosigen Lippen — und auf einmal gewahrte die Mutter das Tüchlein, welches vor dem Bettchen ausgebreitet lag, im schönen kindlichen Vertrauen, die Hände der Engelein würden es füllen und bescheren — ihr Antlitz mit den Händen bedeckend, weinte sie laut, daß auch diese stille Freude ihrem armen Herzen versagt sei. Dann löschte sie das ärmliche Licht und schmiegte ihre thränenbethaute Wangen an den rosigen Schläfer mit der instinktiven Sehnsucht nach Sympathie, welche nur die Unglücklichen allein kennen. Im Schlafe wenigstens schwinden die Sorgen und milde Engel weben Hoffnungen in die Träume.

Das goldene Sonnenlicht fiel durch die offenen Läden auf das lockige Haupt, das schon unruhig wurde auf den Kissen. Langsam öffneten sich die blauen Augen, Veilchen zu vergleichen, welche die Sonne geküßt, das kleine Händchen griff nach dem leeren Tuche — und Thränen der getäuschten Erwartung drängten sich durch die Fingerchen, während seine Mutter sich erhob, traurig und ungetröstet, einem neuen mühevollen Tage entgegen zu gehen. Doch Onkel Johannes saß, vergeßlich für Alles, was seine Taschen in Anspruch nehmen könnte, bequem in seinem Schaukelstuhle — viel „zu beschäftigt" um seine Nichte zu besuchen. Er trat nicht in unseres Herrn Fußstapfen, wo Kummer, Elend und Noth den Pfad bahnten, sondern wo die Feinen und Gutgenährten waren, die an des reichen Prassers Tische saßen.

Die Zeit verstrich, und schönere Stunden sollten über Johanna kommen. Sie hatte gesiegt über Mißgeschicke und Entmuthigungen, vor welchem stärkere Herzen, als das ihre den Muth hätten sinken lassen. Wohlstand und Unabhängigkeit war wieder ihr Antheil — erworben durch ihre unermüdliche Hand. Jetzt fürchtete sie ihr Oheim nicht mehr, er wich ihr nimmer aus. Sie brauchte keinen Beistand — und mit Leuten dieser Art liebte der fromme Ohm zu verkehren. Er wurde liebenswürdig, sogar spaßhaft und sandte wirklich eines Tages in einem großen Anfall von Freude dreihundert Thälerchen seinem kleinen Neffen, um den er sich volle drei Jahre nicht mehr bekümmert hatte. Von allen Seiten kam ihm Johannas Lob zu Ohren, er mühte sich auch nicht wenig, den Leuten begreiflich zu machen, daß dieses neue literarische Licht — seine Nichte sei. Hätte er vorausgesehen, daß sie so ein Stern werden würde, er hätte ihre Arbeiten gewiß angenommen. Nun füllten sich die Abonnentenlisten anderer Herausgeber anstatt der seinigen; die Sache war in Zug gekommen, den er diesesmal nicht mißverstand.

„Uebrigens glaube ich auch gar nicht, daß du die hiezu erforderliche Anlage hast" sagte Johanna zu sich, als sie endlich sah, wie er als Herausgeber kaltblütig ihre Erzählungen und Aufsätze in den „Morgenstern" hatte abdrucken lassen, bloß mit dem beliebigen weitherzigen „entlehnt," ohne die Verfasserin zu nennen.

Heuchlerischer, geiziger Oheim! Hast du die mühevollen Nachtwachen gezählt, welche sie der Schreiberin kosteten? Dachtest du wohl an den qualvollen Vorgang, wodurch ein Vogel geblendet wurde, bevor er so lieblich singen lernte? Weißt du, daß diese

liebreichen Töne nur aus dem Käfig zu dir gelangten, aus der Kehle eines ermatteten Gefangenen? Nein, theuerer Herr! wie wäre das möglich? Denn wo dein Herz hätte sein sollen, da war offenbar — nur ein Loch!

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. — Ein bayrischer Brutus. Am Eingange in den bayrischen Wald erhebt sich guterhalten und im Geiste des Mittelalters vom verstorbenen Grafen von Armannsperg restaurirt, die Burg Egg, einem uralten Edelgeschlechte sonst eigen, welches von den mächtigen Grafen von Bogen ihre Lehen trug. Schon im Jahre 1103 kommt ein Thiemo der Ekke urkundlich vor; im XIV und XV Jahrhunderte zeichnete sich diese Familie besonders durch großen Reichthum aus:

„Die Ekker von Ekk
haben guet pfenning sekk
gelert, an alle schandt
nach ern in dem lannt —"

heißt es darüber in einem alten Turniervers.

Es war im Jahre 1347, als zahlreiche Schaaren des Gegenkaisers, Königs Carl von Böhmen in den bayrischen Wald eindrangen und daselbst unmenschlich hausten. Vicedom zu Straubing war damals gerade Peter von Egg, um 1344 Kaiser Ludwigs des Bayern Feldhauptman, sodann Pfleger zu Mitterfels. Den eigenen Sohn mit einer starken Anzahl von Gewappneten und wehrhaften Bürgern entsandte er gegen die wilden Feinde. Heiß entbrannte der Kampf beim Städtchen Furth, wo beide Parteien auf einander stießen und endete, während der junge Peter von Egg aus Feigheit oder Verrath das Hasenpanier ergriffen, mit schwerer Niederlage der Seinen. In die fürchterlichste Wuth gerieth der Vicedom über solch Beschimpfung seines Wappens und sofort auf offenem Markte saß er zu Gericht über den Schuldigen, zugleich den Freimann berufend. Auf den Tod lautete sein Wahrspruch über den eigenen Sohn und unerbittlich gegen dessen Reue, wie Befreundeter Flehen, befahl er dem Meister Hämmerling und als dieser noch zögerte, schrie er ihm dräuend zu, das Urtel nach Recht zu vollziehen. Und so fiel zur selben Stunde noch schmählich durch Henkershand des jungen Eggers Haupt in Gegenwart und auf Gebot des gleich furchtbaren Vaters wie strengen Richters, als blutige Sühne!

Miscellen.

—* (Eine päpstliche Reise.) Als Papst Martinus vom Costnitzer Concil nach Welschland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürgerschaft gedachte ihm mit einem Gastmale eine Ehre anzuthun, und wählte dazu das Beste was sie kannte: sie kochte ihm eine rosenrothe Kirschsuppe. Martinus begnügte sich damit und ritt den anderen Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieses bestrebte sich, die päpstliche Tafel mit dem zu besetzen, was es selber für das Vorzüglichste hielt: es lies ihm einen von jenen scharf duftenden grünen Ziegenkäsen auftragen, die man erst raspeln oder schaben muß, um sie beißen zu können, weßhalb man sie Schabziegerstöckli nennt. Wieder ein Fasttag! klagte der so Trac-

tirte, und reiste so bald wie möglich aus der Käseatmosphäre weiter nach Arau. Hier gedachte man den Luxus der beiden anderen Orte weit zu überbieten, und so bewirthete man den frommen Herrn mit der Lieblingsspeise der Bürger, einer mächtigen Schüssel weißen Mehlbreies. Wunderbar! wie streng die ganze Gegend mein Fastenmandat hält, stönte leise der Magen des heiligen Vaters. Niedergeschlagen brach die Gesellschaft am anderen Tage nach dem zwei Stunden von hier entfernten Olten auf. Die Frösche der dortigen Wiesen sind von Alters her von den Kapucinern daselbst schmackhaft befunden worden und so meinten die Oltner, dem hohen Gast nichts Besseres vorsetzen zu können als eine breite Froschsuppe. Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel und strictester Observanz! riefen die hungernden Cardinäle. Indeß lag Aarburg nahe, wo man sich an Soliderem trösten zu können verhoffte. Leider sah man sich auch hier in dieser Erwartung getäuscht. Dort sind in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen großen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmalzeiten hintereinander war selbst einem Papste zuviel. Seufzend über eine solche Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gegen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und declamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrußes auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapaunen und mit Fasanen behangener, blumenbegränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber heißen seitdem Chriesisüppler, die Lenzburger Schabziegerstöckli, die Aarauer Pappehauer, die Oltner Frösche, die Aarburger Schnecken, die Zofinger endlich, die bis diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, Ochsen.

[Palmen in Deutschland.] Im Frühjahr 1858 erhielt die bekannte Treibgärtnerei von Geitner in Planitz (Sachsen), welche schon dadurch eine Merkwürdigkeit ist, daß ihre Treibhäuser durch die Wärme eines in Brand gerathenen unterirdischen Steinkohlenlagers geheizt werden, aus Surinam den Stamm einer 8 Fuß hohen und 18 Zoll dicken Palme (Cicas revoluta.) Nachdem dieselbe vier Monate auf der Reise zugebracht, hatte sie in Rotterdam an der Rheinmündung das Unglück, beinahe drei Wochen, während welcher die Kälte bis auf 12° gestiegen war, mit dem Schiffe, worauf sie sich befand, im Eise festzusitzen. Obschon der Stamm, als er ankam, ohne Wurzeln und Wedel war, so entwickelte er doch zum allgemeinen Erstaunen im Frühjahre 1859 einen so kräftigen Trieb, daß er 40 meist 5 Fuß lange Wedel brachte. Das Merkwürdigste aber an dieser Palme ist, daß sie in diesem Frühjahre 500 bis 600 Blüthen ansetzte, die im Scheine der Sonne das Bild einer strahlenden, mächtigen Oriflamme darboten und einen starken, würzigen Geruch verbreiteten. Aus diesen Blüthen entwickelte sich der Ansatz von Früchten, und man hat zur Zeit alle Hoffnung, dieselben zur Reife gelangen zu sehen. Die ganze Pflanze soll einen höchst eigenthümlichen reizenden Anblick darbieten.

Notizen.

• Ferdinand von Quast hat nach dem Tode des Verfassers Heinrich Wilhelm Schulz dessen „Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien“ herausgegeben, ein Werk von seltener Großartigkeit. In Dreden geboren (1808) war Schulz frühzeitig nach

Italien gekommen (1831), wo er zwölf Jahre unausgesetzten Kunstforschungen widmete. Nach Dresden zurückgekehrt (1842), ward er bald Vorsteher der königlichen Museen und der Akademie der bildenden Künste. Der Tod unterbrach ihn in der Vollendung seines Werkes, dessen Herausgabe ein jüngerer Bruder Dr. Wilhelm v. Schulz übernahm, während Dr. Strehlke die hinterlassenen Studien und Materialien verarbeitete und Ferdinand v. Quast die Revision des Textes besorgte. Der erste Band des mit hundert Kupfertafeln und zahlreichen Holzschnitten gezierten Werkes behandelt die Monumente von Bari und Canosa, dann jene von Apulien. Der zweite Band enthält die Abruzzen, die Denkmale der Terra di Lavoro, des Principato und Calabriens. Der dritte Band ist der Stadt Neapel gewidmet, während der mit diesem vereinigte vierte eine Zusammenstellung der vom Verfasser gesammelten Urkunden und Urkundenauszüge enthält. Das Werk, welches für öffentliche Bibliotheken und Kunstanstalten unentbehrlich ist, dürfte 120 Thlr. zu stehen kommen.

* Den Weg von Cairo bis Suez schildert W. Heine in seinen der „K. Z." gesendeten Reisebildern folgendermassen: Sobald man die Stadt verlassen und die Gärten von Heliopolis zur Linken aus dem Gesicht verloren, kommt zuerst eine Ebene, mit rundlichen Kieseln bedeckt, dann einzelne Strecken von Sand, bald in Flächen, bald als kleine Hügel verstreut, später einige felsige Berge gegen Süden, längs der Bahnlinie in angemessener Entfernung einige kleine Schmutzhäuschen als Stationen dienend, und zuletzt in eine sich sanft neigende Ebene, an deren Ende blaues Wasser und daran Suez sichtbar wird. Voilà tout. Dort wartet man einige Stunden in einem geräumigen Hotel, denn die 20 Häuser der Stadt zu besehen, erfordert nicht viel Zeit, und erfreut sich in einer schattigen Veranda sitzend mit der Aussicht auf den Hafen der kühlen Seebrise. In Anbetracht, daß der Ort an einer unfruchtbaren Küste liegt, selbst von Cairo durch 60 Meilen Wüste getrennt, kann man das Hotel gut nennen wenigstens ist es geräumig, die Speisen gut, die Preise nicht höher als anderswo, die Bedienung (meist Hindus) aber bedeutend besser und aufmerksamer.

— Aus Amsterdam wird die interessante Thatsache constatirt, daß die seit neun Jahren im zoologischen Garten dort wohl erhaltene Boa constrictor, die eine Länge von 30 Fuß und einen Durchmesser von 2/3 Fuß erreicht, nachdem ihr im vorigen Winter ein männliches Exemplar zugesellt worden, 26 junge Schlangen geboren hat, die bereits eine durchschnittliche Länge von 1 Elle und eine Dicke von einem Zoll erlangt haben. Die größte Sorgfalt wird verwandt um die Thiere am Leben zu erhalten, woran man bei der unvergleichlichen Einrichtung nicht zweifelt. Erst 14 Tage alt klettert die kleine Brut vergnügt auf den Bäumen des Behälters herum und nimmt Nahrung, in Würmern und Fröschen bestehend, zu sich.

— Aus Graubünden schreiben schweizerische Blätter: In diesem Canton hat sich etwas dort sehr seltenes, nämlich ein Hirsch gezeigt. Er wurde in den Wiesen gegenüber Saas von verschiedenen Leuten gesehen, von wo er, am Weiden gestört, sich in den Bannwald flüchtete. Viele wußten nicht was das für ein Thier sein möchte; indeß bemerkten dieselben Alle, er hätte auf dem Kopf so etwas wie eine „Gretze" (Kraxe) gehabt. Solche aber, die schon andere solche Thiere gesehen, erkannten diese „Gretze" als ein schönes Geweih.

(Neuester Curialstyl). Bekanntmachung. Nachdem die ledige Sophie Wilhelmine H. aus Taltitz anher sich fistirt hat, so wird die unter d. 25. v. M. hinter sie erlassene Bekanntmachung andurch zurückgenommen. Kgl. Gerichtsamt Lengenfeld in Sachsen den 10. August 1860.

*** In Berlin, im Victoria-Theater, ist ein altes Stück der Frau Birch-Pfeiffer neu aufgefrischt worden. „Eine deutsche Pariserin" heißt das wiederbelebte Kind der productiven Frau, „Onkel und Nichte" hieß es früher. Frau Birch-Pfeiffer versteht es bekanntlich alte Waare neu aufzuputzen.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

2. September 1860.

I. Jahrgang. Nro. 12.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Schweigen.

Ein Bild aus dem Kopenhagener Leben von J. L. Heiberg.

Aus dem Dänischen von B. Müller.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit ging darüber hin und Carls Geburtstag rückte heran. Da er ein großer Liebhaber von Gemälden und Kunstgegenständen war, beschloß ich, ihm einen ächten Rembrandt zu schenken, den ich von einem Verwandten geerbt, und den er oft gerühmt hatte. Um ihn zu überraschen, nahm ich mir vor, das Gemälde ohne sein Wissen in seiner Wohnung am Abend vor seinem Geburtstage aufzuhängen, damit er bei seiner nächtlichen Nachhausekunft es dort, als den ersten Glückwunsch zum Feste vorfinden sollte. Was mich in dieser kleinen freundschaftlichen Ueberlistung förderte, war der Umstand, daß Carl einige Zeit, nachdem ich eine andere Wohnung genommen, die von mir verlassene bezogen hatte. Ich hatte damals zwei Schlüssel zu meiner Thüre; in der Zerstreuung hatte ich den einen behalten, und beständig vergessen, ihn abzuliefern.

Am Abende, wo ich wußte, daß Carl abwesend war, nahm ich mein Gemälde unter den Mantel, und schlich mich, ein Licht in der Hand, leise die Treppe hinauf, öffnete die Thüre mit meinem Schlüssel, schloß sie hinter mir wieder ab, und war bereits, das Bild aufzuhängen, in das Zimmer getreten, als ich plötzlich sich etwas am Schlosse rühren und Anstalten treffen hörte, dasselbe zu öffnen. Ich konnte nicht mehr länger zweifeln, daß Carl selbst zurückkehre, vielleicht um etwas Vergessenes zu holen. In diesem Falle war zu vermuthen, daß er sich bald wieder entfernen würde.

Es war doch der Mühe werth, es zu versuchen, ehe ich meinen Vorsatz aufgab. Ich löschte also mein Licht aus, sprang mit dem Bild unter dem Arm in einen großen Kleiderschrank im Zimmer, zog den Schlüssel aus der Thüre des Schrankes und hielt diese fest an mich.

Zu meiner Verwunderung hörte ich jedoch zwei Personen ins Zimmer treten. Sie traten beide sehr leise auf, die Eine sogar so sachte, daß ich sie gar nicht vernommen hätte, wenn ich nicht aus ihrem Geflüster und einer halb unterdrückten weiblichen Stimme bemerkt hätte, daß die letztere eine Dame sein mußte. Eine lange, stumme Umarmung der Angekommenen belehrte mich, daß ich nicht irrig gerathen hatte.

Kein Wort kann meine grenzenlose Bestürzung schildern, als das anwesende Frauenzimmer das Stillschweigen unterbrach, und durch den ersten Ton ihrer Stimme mich aus den Betrachtungen über meine unschickliche Lage aufschreckte.

Es war meine Cousine Charlotte.

Fast hätte ich einen Schrei ausgestoßen, denn in der ersten Ueberraschung konnte ich mich nicht gleich zurecht finden. Mein erster Gedanke war, mich zwischen die zwei Liebenden zu stürzen, das unbesonnene Mädchen zu beschämen, und ihren elenden Verführer zu züchtigen. Aber wie versteinert blieb ich stehen, und meiner Hand fehlte die Kraft, meinen Willen auszuführen. Ich will ein wenig warten, dachte ich: ich will vorher ihr Gespräch belauschen; meine Rache soll nicht ausbleiben; ich werde diesem Heuchler die Maske abnehmen, der mir vorspiegeln wollte, seine Leidenschaft für Charlotte sei erloschen, der mir sein Wort gegeben hat, ihren Ruf zu schonen, und es auf diese Weise hält.

Seinen Entschluß aufschieben, ist in den meisten Fällen, ihn aufgeben. So war es auch hier. Die Unterredung, deren Zeuge ich nun wurde, überzeugte mich, daß Charlotte mit Carl nicht zum ersten Male zusammengetroffen war.

Schon seit langer Zeit war Carls Wohnung der Ort, wo sie unbelauscht sich über ihre Zukunft besprachen, und dieß rührte von dem Augenblicke her, wo ich Carls verändertes Benehmen gegen Charlotte, seine geringere Aufmerksamkeit und anscheinende Gleichgültigkeit bemerkt hatte.

Das Duell, welches er für sie bestanden, hatte einen tiefen Eindruck auf das Mädchen hervorgebracht, welches die Welt für einen verschlossenen Roman hielt, und Carl für denjenigen, der ihr denselben erschließen sollte nnd das Duell für das erste interessante Ereigniß darin. Von diesem Augenblicke an war ihre Liebe erwacht.

In dem Entzücken, seine Gefühle so heiß erwiedert zu sehen, wurde Carl in gesellschaftlicher Beziehung ein neuer Mensch. Sein Zweifel hatte ihn zudringlich, gezwungen, unbesonnen gemacht, das Glück machte ihn natürlich offen und natürlich zurückhaltend, liebenswürdig, und aufmerksam auf Alles, was schicklich nnd nothwendig war.

Diese Einzelnheiten konnte ich aus dem aufgefangenen Gespräche errathen. Es hatte etwas Rührendes für mich, meine junge Cousine, früher so scheu und zurückgezogen, wie eine neu eingeweihte Nonne, alle Rücksichten zu Boden werfen und mit einer Innigkeit an dem Manne hängen zu sehen, der seiner Seits eine nicht weniger lebhafte Leidenschaft für sie an den Tag legte.

Wahre Liebe trägt in sich selbst ihre Entschuldigung.

Meine Erbitterung ging nach und nach in die innigste Betrübniß über. Ich empfand weniger Beunruhigung über den Vorfall an sich, als über das unholde Verhängniß, das mich zum Zeugen in einer Angelegenheit gemacht hatte, worüber unwissend zu sein ich mein Leben hingegeben hätte.

Nun schien es meine Pflicht, zu handeln, und dennoch wußte ich nicht, was ich thun sollte; eine Last war auf meine Schulter gelegt, und ich vermochte nicht sie zu tragen.

Im Laufe des Gesprächs rechtfertigte sich Carl mehr und mehr in meinen Augen. Geliebte Charlotte! sprach er, mein Glück ist nun so groß, daß es mir scheint, als ob ich, was auch vorfallen mag, niemals recht unglücklich werden kann. Der Him-

mel möge mir verzeihen, wenn ich zu sehr meiner Kraft vertraue, er weiß, es ist nicht Uebermuth, nur innigste Dankbarkeit für die Glückseligkeit, die er mir geschenkt hat. Kann noch Etwas mich vernichten, so wäre es, wenn du dein Herz von mir wendetest, aber nicht wahr, das ist unmöglich? —

Unmöglich, stammelte Charlotte.

Wohlan! sagte er, so bin ich ruhig bei Allem, was geschehen mag. Ja, selbst wenn das Entsetzlichste sich ereignete, wenn du, meine innigst Geliebte, von meiner Seite weg sterben würdest, glaube ich, ich ginge nicht darüber zu Grunde. Ich wollte da mein Leben in stiller Erinnerung an das Glück das du mir geschenkt, und das mir Nichts, selbst der Tod nicht rauben kann, hinbringen; ich wollte mich damit trösten, daß du mit meinem Namen auf den Lippen hinüber gegangen sei'st, und wollte auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen.

Charlotte umarmte ihn stillschweigend und innig.

Der Himmel schütze mich doch vor gar zu großen Prüfungen! fügte er hinzu, man kennt seine Kraft nicht, ehe der Augenblick sie fordert.

Nur Eins, fuhr Carl fort, mangelte meinem Glück, das ist, das ich es in mich verschließen muß, wenn ich mich in einem leider immer nur allzulangen Zeitraum dir nicht mittheilen kann. Ich krümme mich darunter, ich bin beinahe zu schwach, es zu tragen.

Und ich? sagte Charlotte, habe ich es besser?

Nein, antwortete Carl: aber warum sollten wir Beide nicht einen Vertrauten haben, der uns tragen helfen kann, was für uns allein zu schwer ist? dein Vetter Fredrik ist mein Freund; ich hege die größte Achtung, die aufrichtigste Freundschaft für ihn. Als ich unglücklich war, war er mein Vertrauter; warum sollte ich ihn jetzt nicht in mein Glück einweihen? Soll ich seine Theilnahme mit Falschheit, seine Freundschaft mit Betrug vergelten? Liegt irgend ein Verschulden in unserm Verhältniß, wie sehr sollte es mein Herz erleichtern, ihn zum Mitwisser zu haben! Ich wollte ihm Alles gestehen; er würde Manches mißbilligen, ich weiß es, wenn ich aber seine Vorwürfe ruhig angehört, wenn er alle Umstände erfahren hätte, so würde er mir verzeihen, mit unserer Lage Mitleid empfinden, entschuldigen, was er nicht rechtfertigen könnte, und mein Gewissen hätte einen festen Ruhepunkt in seiner männlichen Schonung.

Um des Himmels Willen! rief Charlotte, ihn weniger als irgend Einen! Er wäre der Letzte, den ich in mein Geheimniß ziehen möchte. Ich schätze, ich achte, aber ich fürchte ihn. Ich würde mich vor ihm schämen, ich würde nie ihm wieder vor die Augen zu treten wagen! Nein, mein Freund, weder er, noch ein Anderer, soll unser Verhältniß erfahren. Und wozu sollte das nützen? Ist ein Fehler in dem, was wir begangen haben? Drängt unser Gewissen uns, Beruhigung zu suchen? Mich wenigstens nicht. Meine Liebe umfaßt mein Gewissen, wie jedes meiner andern Gefühle, ich begreife nicht, wie es mit irgend einem derselben in Streit geräth. Liebst du mich denn weniger, als ich dich? —

Nein, meine innigst geliebte Charlotte, rief Carl, meine Liebe ist so mächtig, so wahr und aufrichtig, daß sie mich zu keiner Entschuldigung treibt. Ich will darin, wie in Allem, ganz dir folgen, ich will glauben, daß dein Gefühl nicht betrügen kann; dein kindlicher Wille soll mein einziges Gesetz sein.

Hatte ich schon bei Beginn der Unterredung mich nicht dazu bewegen können,

mich zu erkennen zu geben, so war es mir nach der Wendung, welche sie jetzt genommen hatte, rein unmöglich.

Ich beschloß, in meinem Versteck zu verbleiben, bis sich die Liebenden entfernt hätten. Carl erinnerte zuerst, daß es Zeit sei, sich zu trennen. Charlotte erhob sich.

Nachdem sie ihm aus Anlaß seines Geburtstages eine goldene Kapsel, die eine Locke von ihrem Haar enthielt übergeben und flüchtig mit ihm besprochen hatte, wann sie wieder hoffen könnten, sich zu sehen, küßten sie sich und schlichen leise aus dem Gemach.

Ich verließ meinen Schrank, ging ans Fenster und unterschied beim Scheine einer Strassenlaterne Carl und Charlotte, die eilig die Strasse hinaufgingen und hinter der nächsten Ecke verschwanden. Mein Gemälde, das ich jetzt aus guten Gründen nicht zurücklassen konnte, brachte ich in aller Hast nach meiner Wohnung und begab mich dann unverzüglich zu meiner Tante.

Ich traf sie, gerade im Begriff in das Theater zu gehen. Ich bitte um Verzeihung, sagte ich: ich hatte ganz vergessen, daß heute Ihr Theater-Abend ist. Da ich aber einmal hier bin, will ich hineingehen und auf einen Augenblick bei der Familie vorsprechen. Ist Charlotte zugegen?

Nein, antwortete sie: Charlotte ist in der Tanzstunde bei dem Staatsrath — (Hier pflegte nämlich Charlotte und mehrere ihrer Freundinnen gewisse Abende in der Woche sich an einem Tanzunterrichte zu betheiligen.)

Sonderbar, antwortete ich, ich bin noch nicht lange bei Staatsrath vorbeigegangen, und sah ein junges Frauenzimmer hineingehen; sie war Charlotte so frappant ähnlich, daß ich sie fast dafür gehalten hätte, da übrigens kein Diener dabei war, sah ich meinen Irrthum ein.

Eine vortreffliche Folgerung, antwortete meine Tante laut lachend, also da kein Bedienter dabei war, konnte sie es nicht sein? Ich sage Ihnen, es war Charlotte, die Sie gesehen haben.

Und ich, antwortete ich, ich sage Ihnen, Frau Tante, daß es Charlotte nicht war, denn sie können unmöglich so unvorsichtig sein, sie allein dahin gehen zu lassen.

— Nein, das ist zu arg, bemerkte Frau v. R* Sie glauben also wirklich, mein Diener hat nichts Anderes zu thun? Soll ich vielleicht, Charlotten aufzuwarten, einen eignen Domestiken halten?

Halten Sie es damit, wie Sie wollen, versetzte ich; aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie Ihren Mangel an Wachsamkeit nicht noch bereuen.

Hören Sie, lieber Friedrich, antwortete sie: Sie mögen ein sehr charmanter Mann sein, sollten sich aber nicht in Erziehungs-Grundsätze mischen, von denen Sie nichts verstehen. Ein junges Mädchen soll nicht an viel Bedienung gewöhnt werden. Ein Kind, wie Charlotte, kann gewiß ohne Nachtheil allein in die Wohnung des Staatsraths gehen, besonders so früh am Abend. Wenn der Tanzunterricht vorüber ist, pflege ich sie durch den Bedienten abholen zu lassen, heute Abend aber, Sie müssen nicht erschrecken, kann ich nicht einmal dieser wichtigen Pflicht genügen, denn der Diener soll mich selbst aus dem Theater nach Hause begleiten. Aber seien Sie nur ruhig, es ist nicht das erste Mal, daß dieß geschieht, und gewiß ist irgend Jemand in der Gesellschaft, der sie begleitet.

„Ich verspreche Ihnen“, versetzte ich, „daß sie nicht in Verlegenheit kommen soll, denn ich selbst will sie abholen“.

Meine Tante sah mich ironisch an und sagte: Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Gefälligkeit. Hierauf machte sie eine tiefe Verbeugung und ging.

Ich begab mich nach der Wohnung des Staatsraths, wo die Tanzunterhaltung in vollem Gange war. Ich sagte, Frau v. R* habe mich ersucht, Charlotte abzuholen. Man antwortete mir, Charlotte sei wie gewöhnlich sehr spät gekommen, und es sei deßhalb unmöglich, sie zum Fortgehen einzuladen, ehe Alles vorüber sei. Ich bemerkte, daß ich Zeit zum Warten habe, und bat um Erlaubniß, in den Tanzsaal gehen zu dürfen.

Bei meinem Anblick wurde Charlotte sichtlich verlegen. Ich suchte so ungezwungen als möglich zu sein. Als der Tanz vorüber war, folgte ich ihr nach Hause. Unterwegs erzählte ich ihr mein Gespräch mit ihrer Mutter, und sagte ihr, daß ich sie in Zukunft immer hin und her begleiten wollte. Sie dankte mir dafür auf eine Art, die mich in Verwunderung setzte, denn ich hätte nie geglaubt, daß ein so junges und naives Mädchen bereits eine solche Meisterin in Verstellung sein könne. Ich mußte gestehen, Amor ist der schnellste Lehrer und seine erste Lection bringt den Schüler weiter, als zehn Jahre gewöhnlicher Unterricht.

Am nächsten Morgen schickte ich Carl meinen Rembrandt, und ging später zu ihm, ihm Glück zu wünschen. Nach einer kurzen Unterredung übergab ich ihm den Schlüssel zur Thüre, erzählte ihm, wie ich in seinen Besitz gekommen, und bat um Entschuldigung für meine Vergeßlichkeit. Er erröthete, nahm ihn schweigend und legte ihn zu unterst in seine Chatoulle.

Am nächsten Tanzabende besuchte ich Charlotte und bemerkte, ich sei nach Verabredung gekommen, sie abzuholen. Sie dankte mir für meine Güte, sagte aber, sie befinde sich nicht wohl, und ersuchte mich noch, zu Staatsraths zu gehen und die Familie von ihrer Verhinderung in Kenntniß zu setzen. Ich konnte nicht umhin, über diesen Vorwand, denn für einen solchen mußte ich es ansehen, zu lächeln.

Indeß richtete ich ihre Botschaft aus und dachte darüber nach, mit welchen Mitteln mich das listige Mädchen jetzt wohl hinter das Licht zu führen suche.

Es ist ein ungleicher Kampf, dachte ich zuletzt: Das Beste ist, ich gebe nach; im Grunde habe ich doch kein Recht, mich in die Sache zu mischen, und in jedem Falle ziehe ich doch den kürzeren.

Damals hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ein höchst schmerzliches Ereigniß mich bald von dem Schutze entbinden sollte, zu welchem ich verpflichtet zu sein mir einbildete.

Als ich nämlich einige Tage später Carl auf der Strasse begegnete, kam er heftig auf mich zu und fragte: Wie steht es mit Charlotte? —

Ich konnte mich kaum eines Lächelns erwehren, faßte mich aber doch, und sagte: Ich war in einigen Tagen nicht bei meinem Onkel: als ich Charlotte zuletzt sah, klagte sie über eine kleine Unpäßlichkeit, welche sie verhinderte an ihrem Tanzunterrichte Theil zu nehmen, habe aber die beste Hoffnung, daß sie sich wieder wohl befindet.

Wie, rief Carl, weißt du nicht, daß sie gefährlich erkrankt ist?

Höchst bestürzt veränderte ich plötzlich Blick und Ton. Ich nahm Carl unter den Arm und ging mit ihm zu meinem Onkel.

Es war leider nur zu wahr.

Charlottens Uebelbefinden von neulich war keine Ausflucht gewesen. Es war in

ein hitziges Fieber übergegangen, das den Arzt über ihren Zustand höchst bedenklich machte. Das ganze Haus war in Sorge und Bewegung.

Meine Tante schwamm in Thränen, die Kinder schrien und jammerten. Ich selbst war kaum Herr meiner Betrübniß. Nur mein Onkel, ein ziemlich gleichgültiger Mann, der in allen Dingen das Beste zu hoffen gewohnt war, und Carl, der unbegreifliche Carl, blieben ruhig und schienen an dem allgemeinen Kummer kaum Theil zu nehmen.

Hin und wieder ging Carl zu der Kranken hinein, setzte sich neben ihr Bett, sprach ihr freundlich zu, ohne jedoch irgend eine besondere Bewegung zu verrathen. Wenn er hierauf in das andere Zimmer wieder hinaustrat, war er so kalt, daß ich mich fast darüber erzürnte.

Er spazierte mit meinem Onkel auf und ab, sprach über Course, königliche Obligationen, von den neuesten Rechnungsvorlagen.

Die ganze Scene kam mir so peinlich vor, daß ich nicht mehr im Stande war, länger auszuhalten, und mich entfernte.

Charlottens Krankheit währte lange. Bald hofften, bald fürchteten die Aerzte. Eine lange Zeit ging uns hin, in der fortwährenden, geistquälenden Abwechslung dieser beiden Gefühle.

Nichts ist geeigneter, die Seele abzustumpfen, als dieses unbestimmte Hin- und Herschwanken.

Meine Tante, deren Kummer am Anfange der Krankheit aufrichtig und innig gewesen war, wurde über diesen langsamen Gang mehr und mehr gleichgültig und begann bald wieder ihre gewohnten Zerstreuungen aufzusuchen. Die kleinen Geschwister waren mit dem Gedanken, daß Charlotte krank sei, bereits so vertraut geworden, daß es ihnen vorkam, als ob sie es immer gewesen wäre und immer sein müßte.

Mein Onkel war mürrisch, daß sein früher so heiteres Haus jetzt in eine fortwährende Krankenstube verwandelt war, und sah es gerne, wenn sich für ihn und seine Frau Gelegenheit ergab, außerhalb des Hauses Unterhaltung zu finden.

Carl bewies während der ganzen Zeit die unbegreiflichste Fassung und Ruhe.

Nur ein einziges Mal war er nahe daran, sich zu verrathen.

Dieß war, als mein Onkel in einem Gespräche mit ihm soweit ging, seiner bösen Laune in folgenden Ausdrücken Luft zu machen:

Das wird langweilig mit diesem immerwährenden Kranksein. Wenn Charlotte nicht wieder besser wird, so wünschte ich, die Sache nähme ein Ende. —

Bei diesen Worten schien es, als ob ein kaltes Grauen Carl durchrieſle, er wandte sich rasch um, ging ans Fenster und schien auf die Gasse zu schauen.

Einen Augenblick nachher trat er mit unveränderter Miene zu meinem Onkel, der ruhig auf- und abging, und sagte zu ihm: Haben Sie Benjamin Constants Rede in der Deputirtenkammer gelesen?

Augenblicklich war ein politisches Gespräch im Zuge.

Bei dem Gedanken, was Carls Herz in dieser Zeit leiden, wie viel seine wirklich meisterhafte Verstellung ihm kosten mußte, hatte ich mehr als einmal in Sinn, ihm zu gestehen, daß ich Mitwisser seines Geheimnisses sei, damit er doch seine Sorgen we-

nigstens in das Herz eines Freundes ausgießen konnte, nachdem er sie lange mit fast übermenschlicher Anstrengung in sich eingeschlossen hatte.

So oft ich jedoch in dieser Absicht mich in ein Gespräch mit ihm einließ, ließ seine ruhige und wie es schien natürliche Fassung mich bald darauf verzichten.

Bald darauf wurde ich, durch eine seltsame Laune des Schicksals zum zweiten Male ein verborgener Zeuge einer Unterredung zwischen ihm und Charlotte, die mich vollkommen begreifen lehrte, daß ich jene Absicht ganz und gar aufgeben müsse.

Der Arzt hatte der Kranken eine als höchst wichtig angesehene Arznei verordnet. Tag und Nacht sollte sie, ohne Unterbrechung, eine gewisse Dosis davon zu bestimmten Stunden einnehmen.

Der Mangel an Aufmerksamkeit von Seite ihrer Wärterin hatte mehrmals eine Versäumniß dieser Verhaltungsmaßregel verursacht, worüber der Arzt ernste Klage führte.

So oft ich zugegen war, sorgte ich für die pünktliche Erfüllung der Vorschrift, und gab ihr selbst die Arznei, wenn die anderen es vergaßen. Manche Nacht wachte ich an ihrem Lager und beobachtete die genaueste Sorgfalt in Befolgung des Verordneten.

Ein Mädchen, welches mit mir die vorhergehende Nacht gewacht hatte, war schläfrig und wünschte auszuruhen.

Ich gab ihr die Erlaubniß zu gehen, und versprach unterdessen die Kranke selbst zu pflegen.

Um alle Zugluft abzuwehren, hatte man eine spanische Wand vor die Thüre gestellt, durch welche der Ausgang in die hinteren Zimmer der Wohnung war. Da ich mit der Kranken, die gerade in tiefen, ruhigem Schlummer lag, allein zurückgeblieben war, setzte ich mich, von dem Wachen der vorhergehenden Nacht ermüdet, auf einen Stuhl zwischen der spanischen Wand und der Thüre, in der Absicht, an diesem ziemlich dunkeln Orte ein wenig einzunicken, und in vollständiger Gewißheit, bei der geringsten Bewegung Charlottens alsbald zu erwachen. Im Augenblick war ich fest eingeschlafen.

Ich wachte über ein lebhaftes Gespräch auf, und war kaum zur Besinnung gekommen, als ich bemerkte, daß es Carl war, der an Charlottens Lager stand nnd mit ihr sprach. Ich wollte aufspringen, allein einige Worte und Ausdrücke überzeugten mich daß man hier ebensowenig, als in meinem früheren Verstecke, meine Anwesenheit ahnte.

Ich blieb also sitzen und beschloß, mich schlafend zu stellen, wenn man mich entdeckte, ja, wo möglich, wirklich zu schlafen, um Nichts zu hören. Dieß Letztere wurde mir jedoch unmöglich, denn der Inhalt des Gespräches bewegte mich so, daß ich nicht umhin konnte, ihm mit der innigsten Theilnahme zu folgen.

Ich fürchte, sagte Charlotte, ich werde diese Krankheit nicht überstehen. Ich habe ein besonderes Gefühl meiner bevorstehenden Auflösung. Ist es nicht hart, daß ich in solcher Jugend das Leben verlassen muß, jetzt, da ich erst anfange, es zu begreifen, jetzt, da ich die erste Ahnung der Glückseligkeit habe, die es mir zu bringen vermag. —

Bei diesen Worten brach sie in ein stilles Weinen aus.

In heftiger Verzweiflung rief Carl: Nein, nein, Charlotte! Sprich nicht so, Du bist nicht so krank, daß es keine Rettung mehr für dich gibt.

Unterbrich mich nicht, antwortete sie matt, wer weiß ob diese Stunde nicht die letzte ist, worin wir ohne Zeugen mit einander sprechen können. Lasse mich eilen, dir mitzutheilen, was ich noch auf dem Herzen habe. Ich glaube, es ist vorbei mit mir.

Wenn ich mich irre, sei Gott gepriesen! Ist es aber sein Wille, daß ich dieses Leben, welches ich jetzt so sehr liebe, verlassen soll, so versprich mir Eins, mein Freund, versprich mir das, damit ich ruhig sterben kann.

Carl war in so heftiger Bewegung, daß er nicht zu antworten vermochte.

Versprich mir, sagte Charlotte mit ernster, fast feierlicher Stimme: versprich mir, unser Geheimniß bewahren, es mit in das Grab nehmen zu wollen. Mit männlicher Kraft hast du es bis jetzt in dir verborgen; versprich mir, nach meinem Tode so fortfahren zu wollen. Ach, setzte sie hinzu, und brach abermals in Thränen aus, ich bin gewiß besser zum Leben, als zum Sterben geschickt, denn mein Sinn kann sich von den irdischen Gedanken noch nicht losreißen. Ich bin mir keiner Sünde bewußt vor Gott, und doch werden die Menschen mich strenge verurtheilen, wenn sie erfahren würden, wohin meine Liebe mich geführt hat. Wenn ich begraben werde, legt wohl meine Mutter einen Myrthenkranz auf meinen Sarg, denn das ist ja Sitte und Gebrauch, wenn junge Mädchen sterben; aber wie bitter wäre es, wenn Jemand dächte, sie hat ihn nicht verdient.

Charlotte! schrie Carl, von Thränen halb erstickt, Gott erhalte dein Leben! Ob du jedoch lebst oder stirbst, unsere Liebe soll niemals vor die Welt treten. Unser Geheimniß sei das unsichtbare Band, das auch nach deinem Tode uns noch vereint, aus seinem Zauberkreis sei jeder Fremde ausgeschlossen; es sei die Losung, woran wir uns im Himmel wieder erkennen werden, und die uns in Ewigkeit vereinigt. Geliebte, unvergeßliche Charlotte! Bei unserer Liebe, bei deiner, bei meiner Seligkeit schwöre ich dir das heiligste, unverbrüchlichste Schweigen. Nicht nur meine Worte, mein ganzes Thun, meine Mienen sollen niemals mein Herz verrathen! In dem fortgesetzten Kampf mit mir selbst, wird es mir scheinen, als ob du noch lebtest und zugegen sei'st.

Ich nehme dein Versprechen an, sagte Charlotte, ich nehme es an, und sterbe ruhig.

Diese und ähnliche Worte tauschten die Liebenden aus Bald wurde es mir unmöglich länger in meiner peinlichen Stellung zu verweilen. Ich erhob mich, öffnete mit großem Geräusche die hinter der spanischen Wand befindliche Thüre, und ging mit kräftigen, aber langsamen Schritten in das Zimmer. Carl hatte unter dessen, in der Vermuthung, es trete Jemand aus den hintern Gemächern ins Zimmer, die Gelegenheit, die ich ihm bot, benutzt und war entflohen. —

Ich nahm einen Augenblick an Charlottens Bett Platz und fragte: „Wie geht es dir? —

Gut, antwortete sie, ohne mich anzusehen; ihr Blick starrte an mir vorüber und war unbeweglich auf einen Punkt gerichtet. Ich blieb noch eine Weile da und betrachtete sie. Darauf ging ich in das anstoßende Zimmer hinaus.

Hier begegnete ich Carl, der mit dem Hut in der Hand hereintrat, und sich das Aussehen gab, als ob er erst jetzt angekommen sei. Ich führte ihn zu Charlotte hinein, welche er mit freundlicher Theilnahme, jedoch ganz gefaßt, um ihr Befinden befragte.

„Thue mir den Gefallen, sagte ich zu ihm, an meiner Stelle hier zu bleiben, und dafür zu sorgen, daß sie ihre Arznei genau nach der Vorschrift des Arztes erhält. Ich habe heute Abend mit der Post noch wichtige Briefe abzusenden, und muß deßhalb jetzt fort. Später komme ich wieder und löse dich ab."

Hierauf entfernte ich mich, glücklich durch diesen Vorwand den Liebenden ein langes, ungestörtes Beisammensein verschafft zu haben. Erst um elf Uhr ging ich wieder

hin; bei meiner Ankunft nahm Carl Abschied und ging. Eine Stunde später kamen mein Onkel und meine Tante aus ihrer Gesellschaft nach Hause.

Zwei Tage später war Charlotte todt. Bei ihrem Leichenbegängnisse traf ich auch Carl, bleich und ernst, wie von stiller Betrübniß erfüllt, nicht als ob sein Inneres von gewaltsamer Verzweiflung verzehrt würde.

Ein Myrthenkranz lag auf dem Sarge. Als die drei Schaufeln Erde, welche der Geistliche auf den Sarg warf, eben so auch auf den Kranz fielen, dessen junge Blätter rauschend sich unter der Last beugten, begegneten sich meine und Carls Augen zum ersten Male und auf einmal bahnten sich Thränen bei uns ihren Weg. Er ahnte nicht, daß ich denselben Gedanken hatte, wie er.

Dieses Ereigniß fiel in den Anfang des letzten Winters und jetzt befinden wir uns Ende August. Es ist demnach gegen ein Jahr lang, daß Carl sein Geschick trug, ehe er unter demselben zusammenstürzte. —

Ich glaube, Niemand kann in einem sonderbareren und verzweifelteren Verhältniß gestanden haben, als ich zu Carl. Sollte ich ihm mein Vertrauen aufnöthigen, das Geständniß meines Mitwissens an seinem Geheimniß? Hätte ich es gethan, wer weiß, ob ich ihn nicht aus der Verzweiflung gerettet hätte, die ihn zuletzt vernichtete? Auf der andern Seite war es jedoch höchst wahrscheinlich, daß mein Geständniß nur dazu gedient hätte, ihn noch unglücklicher zu machen. Der einzige Trost, der ihm geblieben ist, dachte ich, ist, Charlotte treu zu bleiben, bis in den Tod. Wenn er wüßte, daß die Hoffnung, in welcher Charlotte verschied, grundlos war, so würde er das einzige Band, das ihn noch an die Geliebte, an Leben und Glück fesselte, für gelöst halten, und wer wäre so grausam, ihm dazu die Hand zu bieten?

Diese beiden entgegengesetzten Standpunkte wechselten beständig in mir. In verschiedenen Augenblicken beherrschten sie mich mit gleich großer Kraft, und brachten kein anderes Resultat, als Mangel an Entschlossenheit hervor. Das *Schweigen* war mir ebenso peinlich, als Carl; aber durfte ich es brechen? Bald wollte ich es, bald wollte ich es nicht.

Was schon früher vorgekommen war, wiederholte sich während dieses langen Zeitraums mehrere Male, nemlich daß ich zu Carl mit dem festen Entschluße ging, den gordischen Knoten zu durchhauen, den das Schweigen geschlungen hatte, aber ich sah immer meinen Vorsatz an seiner ruhigen Fassung scheitern. Wohl hatte mich Erfahrung gelehrt, daß dieser nicht zu trauen war, aber in der unmittelbaren Anschauung liegt eine so ungeheuere Kraft, daß unser besseres Wissen sich nicht dagegen sträuben kann. Man lasse uns noch so starke Gründe haben, einen Menschen für unglücklich und zerrissen in seinem Inneren anzusehen; zeigt er sich gefaßt, heiter und munter, sind alle unsere Gründe in die Flucht geschlagen, und wir glauben dann eher dem, was wir sehen als dem, was wir wissen.

So ging es auch mir.

Wenn ich mit Carl sprach, dachte ich: Sein erster, gewaltiger Kummer ist überstanden, wenn er auch Charlotte nicht vergessen hat, so beweint er sie doch nicht mehr. Friede sei mit der Todten! Ich will die frisch geschlossene Wunde nicht berühren. —

Aber kaum war ich allein, und konnte mich meinen ruhigen Gedanken überlassen, mußte ich mir sagen: Und doch ist das nichts anderes, als Maske; habe ich mich nicht schon

früher von seiner unglaublichen Verstellung hintergehen lassen? hat er mir nicht in den Kopf gesetzt, und habe ich nicht geglaubt, seine Liebe sei vorbei, und gerade da war sie auf ihrem höchsten Punkte? hat er nicht seiner Geliebten dieses gänzliche Schweigen, diese unvergleichliche Fassung gelobt und geschworen? Wie kann ich mich da von ihm betrügen lassen?

So zwischen zwei entgegengesetzten Entschlüssen hin und her schwankend, durchlebte ich diese lange Zeit. Ich hatte geglaubt, Carl würde sich nach Charlottens Tod allmälig aus dem Hause meiner Tante zurückziehen, aber im Gegentheil, er verdoppelte seine Besuche, und wurde bald so unentbehrlich, daß man seine muntre und angenehme Gesellschaft vermißte, so oft er ausblieb. Zuletzt wurde ich an meinen eignen Gedanken und Entschlüssen ganz irr.

Nach und nach gewann die Vorstellung, Carl habe seine Ruhe wieder gefunden, so viel Festigkeit in mir, daß ich trotz der mancherlei Bedenken, die sich in vielen Augenblicken dagegen geltend machten, trotz der Erinnerung an meine frühere falsche Ueberzeugung von Carls Gleichgültigkeit gegen Charlotte, eine gewisse beruhigende Ueberzeugung, von der meine jetzige nichts Anderes, als eine Wiederholung zu sein schien, sich allmählig feststellte. Erst in der vorigen Woche fiel Etwas vor, was ganz geeignet war, meinen unbestimmten Entschluß zu wecken; aber er kam leider zu spät.

(Schluß folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. Wie es theilweise in Bayern schon während des dreißigjährigen Krieges ausgesehen haben muß, davon gibt uns ein Saalbuch der Erzdechanei Cham vom Jahre 1642 einige Andeutungen: „Alle Zehentstädel der Dechanei sind ihres Getreides beraubt und zerstört; — nach dem Abzuge des Feldmarschalls Banner im Jahre 1641 konnte weder eine Gans, noch ein Lamm, noch ein Huhn irgendwo mehr erfragt werden.“ — Die ansehnlichsten Höfe lagen veröbet und wüst, bei manchen wurde nicht eine Furche mehr geackert; „im ganzen Orte Michaelsdorf wird von den Inwohnern fast gar nichts gebaut, weil es vollends verarmt und öde ist.“ — Die wenigen angebauten Getreidefelder wurden dazu noch von den in Unzahl aus den Wäldern hervorbrechenden Wildschweinen verwüstet. Häuser und Güter waren beinahe werthlos; ein Gut am Ort gegen Gschwend mit allem Zugehör, Feldern und Wiesen bekam der Käufer am 26. Mai 1641 um zwei Gulden. Michael Regensteiner von Bürenried erwarb im gleichen Jahre ein Häuschen mit Wiese und Garten um dreißig Kreuzer: dabei war noch die Zurücklassung des Heues auf dem Boden einbedungen! Während die ganze Bogenmühle mit allen Feld- und Wiesengründen um 27 Gulden zu haben war, kostete hingegen das Paar Ochsen 24 Gulden. (B. Gruebers und A. Müllers „Bayrischer Wald“)

F. Gr. Altdeutsche Gerichtspflege nebst Commissionsdiäten. „Der Vogt soll zum Gerichthalten kommen mit zwölfthalb Pferden nemlich elf Pferden und einem Maulthiere, er soll haben einen Habicht und einen einäugigen Hund. Dann soll man seinen Pferden Futter geben bis über die Naslöcher und Stroh bis an den Bauch. Dem Habicht soll man eine Stange oder Rick hinter den Pferden machen und solle der Hund bei dem Ha-

dicht hinter den Pferden liegen. Dem Vogt soll man decken einen Tisch mit einem weißen Tuch und darauf ein Semmelbrod und einen weißen Becher mit Wein setzen, will er dabei mehr haben, soll er es selbst bestellen. Will der Vogt über Nacht bleiben, so soll man ihm ein Bett bestellen mit brechendem Leilachen und dabei ein Feuer ohne Rauch bereiten. — Gar wenig aber bekamen die Diener der Herren von Frankfurt, wenn sie nach Schwanheim, den Haber abzuholen geschickt wurden. „Man ist ihnen schuldig, einen guten Willen, eine warme Stube und einen weiß gedeckten Tisch und Nichts darauf, drei weiße Becher und Nichts darin, eine leere Kandel und zwei Spies am Feuer und Nichts daran."

I. Wr. 1774. Avertissement. — Da mit der Königlichen Pariser Landkutschen zum Vortheil des Publici eine Veränderung ist gemacht worden, so wird demselben hiemit angezeigt, daß statt der bisher alle Dienstag von Straßburg abgegangenen Ordinari Kutschen, so 12 Tage unterwegen waren, anjetzo alle Montag im Sommer bei aufgehendem Thor, den Winter hindurch um 12 Uhr Mittags präcise, eine leichte, in Riemen hängende bequeme Kutsche zu acht Plätzen, abfährt, und nichts als die Reisenden, und ihre Equipage führen wird, diese ist länger nicht als 8 und einen halben Tag von Straßburg bis Paris unterwegen, mit allem dem versehen, was Reisende zu ihrer Bequemlichkeit auf öffentlichen Kutschen verlangen können, und wird auch deshalb eher nicht als um 5 Uhr des Morgens aus dem Nachtquartier fahren; diejenigen Personen, die nach Frankreich zu reisen und sich dieser sichern und guten Gelegenheit bedienen wollen, belieben sich bei Zeiten wegen ihren Plätzen im Bureau der Pariser Landkutsche in der Kiesengasse zu Straßburg zu melden, wo selbst ihnen auf Begehren alle mögliche Erläuterung wird gegeben werden.

Straßburg den 2. Juli 1774. Schwarz, Directeur dieser Kutschen.

R. Ein alter Liebesbrief. Liebste Kathel, Herzliebster Schatz! Du lassest Dich gleich gar nicht mehr vor mir sehen, Du Kanaille? Wo führt Dich denn der Teufel und die schwere Noth herum den gantzen Tag? Sakkerwalt! hab gestern drei Stunden auf Dich gewartet; wäre so gern in den Märtzenkeller gegangen und hab kein Geld gehabt. So komm doch wenigst heut. Um drey Uhr wart ich auf Dich hinter den Mäuren, wo wir sonst alleweil zusamm gekommen sindt Mich durstet und ich habe kein Geld und ich will Dir heute schlechterdings eine Ehre anthun, und Dich in den Märtzenkeller führen. Aber komm fein heut wieder nicht! hernach schlag ich Dich wenn ich Dich erwische, daß man Dich von mir wegtragen muß. Anbey verbleibe ich unter Versicherung meiner beständigen Liebe und Zärtlichkeit Dein

Den 10. Oktober 1779. Jakob, churfürstl. Grenadier.

R. Ein bei Ofen in Ungarn gefangener Türke, Namens Solymann von Orpha in Asia, wurde nach Römhild gebracht, im Christenglauben unterrichtet und am 11. März 1692 allda getauft. Er siedelte sich an und wurde — Wirth; seine Herberge hieß zum Ochsenwirth. Er starb durch Schlaganfall auf einem Ritt nach Bedheim, am 3. November 1734 und wurde daselbst 76 Jahre alt, begraben. Man nannte ihn immer kurzweg der gefangene Türke oder Ochsenwirth.

(Wetzel's Historie der Stadt Römhild 1735 S. 181.)

I. Wr. Projectirte Vertheilung deutscher Provinzen. — Nach der Ermordung des Herzogs von Friedland fand sich unter seinen Papieren folgende Vertheilung der deutschen Provinzen für seine Günstlinge, und die, welche zu seiner projec-

tirten Erhebung auf den böhmischen Königsthron beigetragen haben würden: „König der Teutschen soll werden der König von Frankreich. König von Böhmen: Fridland. Churfürst von Sachsen: Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg. Churfürst von Bayern: Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar*). Churfürst von Mainz: der sächsische Feldmarschall Arnheim. Churfürst von Trier: der schwedische General Horn. Herzog von Meklenburg: der k. k. Feldmarschall Gallas. Herzog von Mailand: der k. k. General Octavio Piccolomini. Herzog von Mähren und Ligniz: Terzky. Herzog von Schlesien, Troppau und Jägerndorf: k. k. General Schafgotsch. Herzog von Teschen: Illo, k. k. General. Aldringer aber soll enthauptet werden. (Aretin's Wallenstein.)

R. Schinderling war eine also genannte Münz, aber von sehr geringem Werth, welche in Bayern um anno 1458 und hernach allenthalben roulirte. Der Erzbischof Sigmund von Salzburg hatte solche nach dem Beyspiel Kaiser Friderici II. und anderer Reichsfürsten, auch unserer Herzogen, und zwar Ludwig der Reiche von Landshut eingeführt. Allein da vormalen die schwarze Münz im Gange gewesen, und damit die weiße hiedurch auch an den Mann gebracht werden mögte, solches neugeprägte Geld aber nicht nur Kupfer in sich führte, sondern um ein merkliches weniger am Werth hielte, wurde es völlig verrufen. (Bayerische Alterthümer. München 1769. S. 185.)

R. Meister Georg von Dinkelsbühl erfand einen Wagen, worauf man ein ganzes Fuder Steine, worunter 24 Quaderstücke zu einer Büchse waren, nach Nürnberg fuhr. Die Achsen waren von Eisen. Die Einfahrt zu Nürnberg geschah am St. Dorotheatag 1532.

(Aus einer handschriftlichen Nürnberger Chronik in Gräters Idunna. 1814. S. 84.)

Miscellen.

⁂ Am 16. August wurde in Ludwigsburg die von Deutschen in Moskau nach Marbach gestiftete Glocke den Vertretern dieser Stadt übergeben. Die Glocke machte den Weg über die Ostsee, Swinemünde, Stettin ꝛc. hieher. Sämmtliche deutsche Eisenbahnverwaltungen beförderten sie unentgeltlich. Sie wiegt 15 Ctr. 17 Pfd. und der Schwengel zu solcher 70 Pfd. Der Guß ist ein ausgezeichnet schöner und findet ungemeine Bewunderung. Die Glocke ist mit Schillers Bildniß versehen und trägt folgende Inschriften: „Concordia" (darunter Schiller's Porträt); „zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine, versammle sie die liebende Gemeine. Der Heimath Schillers von seinen Verehrern in Moskau, 10. November 1859. Vivos voco, Mortuos plango. Glockengießerei von J. Sumgin in Moskau." Die Glocke wurde auf einen prächtig bekränzten Wagen gebracht und mit einem weißen Tuche verhüllt. Mittags 2 Uhr erschien ein Theil der Bevölkerung von Marbach: 20 Personen ungefähr zu Pferde; 8 Leiterwägen mit Manns- und Frauenspersonen und ungefähr 10 Chaisen: alle Fuhrwerke sinnreich decorirt. Der Marbacher Gesangverein sang einige Verse von einem Psalmen, worauf ein Ludwigsburger, Namens Weihenmaier, eine patriotische Rede hielt und die Glocke enthüllte. Nach

---

*) Bernhard von Sachsen-Weimar hatte zu der Zeit, aus welcher die Aufzeichnung stammt, bereits einen Theil Bayerns durch Eroberung in Besitz.

dieser Anrede an die große Menge der auf dem Bahnhofe Versammelten wurde das Lied: „Brüder reicht die Hand zum Bunde" gesungen. Dann bewegte sich der Festzug durch die Ludwigsburger Strassen Marbach zu, wo am Abend Festlichkeiten stattfanden. An Professor Zimmermann in Moskau, Vorstand des dortigen Schillercomité, wurde ein Telegramm aufgegeben, in welchem er von der glücklichen Empfangnahme der Glocke 2c. benachrichtigt wird.

† In vielen Schulen Frankreichs soll eine Geographie im Gebrauche sein, in der ganz merkwürdige Dinge zu lesen wären. Von den Ungarn z. B. behauptet unser gelehrter Autor: In Ungarn wohnt ein sehr schönes patriotisch gesinntes Volk, das Wein und Tabak sehr liebt. Uebrigens ist Ungarn ein sehr armes Land, daher auch seine zahlreichen Bewohner gezwungen sind, als Drahtbinder nach dem Ausland zu wandern. Aber heißt es weiter, Ungarn besitzt auch große Dichter und vortreffliche Tondichter, besonders berühmt ist ein gewisser Rakoczy. Da aber dieser große Tondichter ein Landesverräther war und sich mit Kossuth verbündete, hat die Behörde die Aufführung seiner Kompositionen verboten. — Ueber die Kroaten erzählt dieser geistreiche Geograph Folgendes: Die Kroaten stammen aus Egypten, und es ist zu bezweifeln, ob sie Christen sind. — Die Böhmen verstehen — diesem Autor zufolge — nichts Anderes als Musik. — Die Italiener in Oesterreich haben, wie diese verläßliche Quelle ihre Leser belehrt, bloß dem jetzigen Kaiser der Franzosen zu verdanken, daß ihr trostloses Geschick in neuerer Zeit sich etwas gebessert habe. — Ueber die Wiener Universität ist Folgendes zu lesen: An der Wiener Universität sprechen Lehrer und Schüler ohne Ausnahme stets lateinisch, denn die deutsche Sprache ist unverständlich und für wissenschaftliche Vorträge nicht geeignet. Es gibt allerdings auch deutsche Gelehrte, die seien aber eben nur Ausnahmen. — Das Merkwürdigste an diesem wundersamen Buche ist, daß dasselbe von der französischen Akademie der Wissenschaften als Schulbuch empfohlen worden sein soll. (Wir unsererseits finden hieran gar nichts Merkwürdiges.)

* Einen Einblick in den bäuerlichen Haushalt der nächsten Umgebung Nürnbergs, wo der Boden wegen des lohnenden Abbaues einen hohen Werth hat, gewährt folgende „Ausnahme" einer kinderlosen Wittwe welche ihr nur 27 Morgen haltendes Gut an Verwandte vor einiger Zeit übergab. Sowohl die Sorgfalt, mit der alle Bedürfnisse angeführt werden, als auch das, was als solche bezeichnet wird, sind bemerkenswerth genug. Der Vertrag verlangt: 1) die unentgeldliche Benützung des ganzen 2. Stockes im Hause und des Kabinettes in der untern Stube mit freiem Aus- und Eingang für sich und etwaige Besuche, ferner des Kämmerleins allda und eines versperrbaren Kellers, die Benützung des eisernen Hafens und des Sparherdes in der untern Küche. 2) die unentgeldliche Lieferung von Holz und Licht und Besorgung der Wäsche, welche Uebergeberin auf Kosten der Uebernehmer auswärts waschen lassen kann. 3) Holz- und Wassertragen in den 2. Stock, Reinigen der Zimmer alle Tage und Fegen derselben alle Woche, Bettmachen alle Tage, Zimmerheizen auf Verlangen, das Küchen- und Kochgeschirr täglich reinigen, die Uebergeberin im Enzwagen, so oft sie es will, spazieren fahren, die Reparatur an dem Enzwagen besorgen und ihr im Erkrankungsfalle eine zuverläßige Wärterin kostenfrei stellen. 4) Die Nutznießung einer Kuh und eines Dienstbotenbettes nach eigener Wahl. 5) Abgaben: a) täglich um 6 kr. weißes Brod, 2 Glas Bier, 1 Pfund Schwein-, Rind- oder Lammfleisch und um 6 kr. Abendessen;

b) alle Sonntage statt des weißen Brodes um 6 kr. mürbe's Brod und einen römischen 6 Kreuzerkipf; c) alle Markttage ein sogen. Mitbringens im Werth von 6 kr. und zur Obstzeit gutes Obst; d) wöchentlich: 10 Stück Eier, 1 Pfund Salz, 1 Pfund Kaffee, 1 Pfund Kochzucker, ¼ Pfund Kandiszucker, 2 Loth grünen Thee, ¼ Pfund Zwieback, 1 Pfund Rindschmalz, ¼ Pfund Reis, 1 Seidlein Spiritus und 1 Flasche Wein im Werth zu 30 kr.; e) alle Festtage einen Eierkuchen und Gogelhopfen; f) jährlich 1 Schaff Waizen, 1 Schaff Korn, 1 Simra Kartoffeln und 50 Pfund Fleisch zum Einsalzen.

*** (Volksaberglaube.) Als der berühmte schwedische Botaniker Wahlenberg im Jahre 1813 das Tatra-Gebirge (ein Theil der Karpathen) besuchte, gerieth er durch den Aberglauben des Volkes einmal in die äußerste Lebensgefahr. In jenem Jahre herrschten dort in Folge des starken Regens, häufige Ueberschwemmungen. Nun hatten die Hirten Wahlenberg beobachtet, als er sein Thermometer in eine Quelle setzte. Daraus schlossen sie, daß er als Zauberer durch sein Werkzeug die Quellen zum Ueberströmen bringe. Deßhalb kamen sie ihm bei seiner Rückkehr in das Dorf wo er sich eben aufhielt, mit Hacken, Aexten, Dreschflegeln und ähnlichen Instrumenten, entgegen, um ihn zu ermorden. Nur das Mitleid einer alten Frau rettete ihn, indem diese ihn in einen Schweinstall verbarg. Selbst der protestantische Pfarrer des Ortes theilte die Vorurtheile des Volkes und versagte dem gelehrten Schweden Schutz und Obdach.

(Aus „Oesterreich und sein Volk." Bilder und Skizzen von S. Steinhard, Leipzig bei Fr. Brandstetter. 1860.)

*** Die gewöhnliche Erdbeere, deren es in diesem Jahre so viele gab, hat im reifen Zustande, wenn man damit die Zähne und das Zahnfleisch reibt, die angenehme Eigenschaft, den Athem lieblich zu machen und wird noch wirksamer, wenn man sie reichlich genießt. Der berühmte Linnee heilte sich durch das Erdbeerenessen vom Podagra. Linnee litt an zwei Uebeln, diese waren die Kopfgicht und das Podagra. Jene hielt bei ihm immer 24 Stunden an und die Befreiung von derselben schreibt er dem Umstande zu, daß er sich des Morgens alle Mal ein wenig Bewegung machte, nachdem er ein Glas reines Wasser getrunken hatte. Neunundzwanzig Jahre lang ward er vom Podagra geplagt, und um sich von diesem Uebel zu befreien, aß er einen Monat lang blos Erdbeeren, und sein Schmerz ließ nach. Ein Jahr darauf that er dasselbe und sein Podagra verschwand. Im dritten Jahre verhinderten die Erdbeeren die Rückkehr des Podagra's und bis ans Ende seines Lebens vertrieb dieser berühmte Mann auf diese Art jene schmerzhafte Krankheit.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Die Gräfin von Albany. Von Alfred von Reumont. 2 Bde. — Neue Novellen von Elise Polko. 2 Bde. — Typen der Gesellschaft. Von Bogumil Goltz. — Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien von A. von Wolzogen. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Von F. Bülau. Zwölfter Band. — Carl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. — König Herodes. Trauerspiel in fünf Acten von B. von Lepel. — Desiderius. Trauerspiel von F. Rhode. — Otto von Wittelsbach. Trauerspiel von O. F. Gruppe. — Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel von L. Eckardt. — Kaiser Ludwig der Bayer. Historisches Schauspiel von H. Rustige. (Forts. f.)

* Am 14. d. fand in Lautschin das Begräbniß eines von Bienen getödteten Menschen statt. Wenzel Z., etwas über 30 Jahre alt, Grundbesitzer in Zizbic, war im betrunkenen Zu-

stande zu seinen Bienenstöcken gegangen. Die Bienen fielen zu Tausenden über ihn her, und stachen ihn zu Tode. Um die Leiche aus der Nähe der Bienenstöcke entfernen zu können, mußte man durch Handspritzen das weitere Ausfliegen der Bienen zu verhindern trachten, und die Leute mußten sich die Gewänder holen, die sie sonst bei dem Herausnehmen des Honigs anzuziehen pflegen, um sich vor der Wuth der Bienen zu verwahren. Selbst den Leichnam wollten die Bienen nicht verlassen, und man mußte denselben mit Wasser begießen, um sie zu vertreiben. Die Bienen waren so gereizt, daß auch das Geflügel und andere Thiere vor ihrer Wuth nicht sicher blieben; Hunde heulten vor Schmerz, Hühner und Gänse schrien und flogen hoch in die Luft.

** Einen nicht unerheblichen Handelsartikel fängt in Frankreich das an die Stelle des Streusandes tretende Sägmehl zu bilden an. Dasselbe hat den großen Vortheil, Bücher und Federn, Schreibtische rc. nicht zu verderben, wie der Streusand, und die Briefe weniger zu beschweren, was da, wo das Minimalgewicht eines Briefes auf ½ Loth gesetzt ist, von erheblichem Belang ist. Das in Anwendung kommende Sägmehl ist solches, wie man es beim Schneiden harter Hölzer mit feineren Sägen, wie z. B. beim Fournierschneiden erhält; dasselbe wird aber nicht so, wie es abfällt, angewandt, sondern durch zwei Siebcylinder, zuerst durch einen weitmaschigeren, in welchem die Splitter zurückbleiben, und dann durch einen zweiten mit sehr engem Gewebe geführt, welcher den Staub ausscheidet, so daß es aus Körnern wie ein feines Gries besteht, also weder stäubt, noch grobe Stückchen enthält. Je härter das Holz, desto besser das Product. Wer einmal dieses Material anstatt des Streusandes angewandt hat, kehrt ohne Noth nie mehr zu letzterem zurück.

§ Das Heidelberger Journal vom 10. Aug. bringt folgendes Eingesendet: „Die für die hiesige Stadt bestimmte gedruckte Anzeige des Concerts, das morgen im Museum stattfinden soll, besagt wörtlich: „Fräulein ***Bockholtz - Falconi***, cantatrice de la cour ducale de Sachse-Coburg-Gothe, Hr. ***August Mey***, Pianiste compositeur, und Hr. ***Mohr***, Violoncelliste etc. — Dann „Sonate en ut exécuté" — dann „Lieder, vorgetragen" — dann „air chanté" rc. — Alle drei Concertgebende haben die Ehre, Deutsche zu sein; die Sängerin ist Hofsängerin an einem ächt deutschen Hofe, das Concert wird in Deutschland, in einer kerndeutschen Stadt gegeben! Ist es denn nicht eine Schande, seiner eigenen Nation durch solche Halbverleugnung, fremde Vornehmthuerei und Windbeutelei Hohn zu sprechen, im Augenblick, wo man sich von ihr will hören lassen? Wäre z. B. in Frankreich ein ähnliches umgekehrtes Verfahren ausführbar, ja nur für möglich zu halten? Die Concertgeber, welches auch ihre Kunst sein mag, verdienten wahrlich, daß Niemand ihr Concert besuchte, als die Franzosen, die etwa hier sein mögen. Fremde, welche hier ein Concert hören wollen, können es hoffentlich so weit bringen, einen deutschen Concert-Zettel zu lesen, oder sich übersetzen zu lassen."

† Aus Dannenberg (Hannover) schreibt die Jetze-Zeitung: In diesen Tagen wurde uns ein seltener Fund gezeigt, der in diesem Frühjahr beim Umpflügen einer Waide bei Quickborn gefunden sein soll. Es ist Dies nämlich eine Taschenuhr, wie sie Peter Hele in Nürnberg vor etwa 350 Jahren erfand (ein sogenanntes Nürnberger Eilein). Die Uhr ist in länglich runder Form, von der Größe eines kleinen Hühnerei's, und noch so weit gut erhalten, daß das Uhrwerk zusammenhängend aus dem Gehäuse herausgenommen werden kann. Auf dem Zifferblatte, das von derselben Masse zu sein scheint, wie das Gehäuse, befinden sich in einem ovalen Kreise die 12 Ziffern in römischen Zahlen; inwendig in diesem Kreise ist die Ansicht einer Stadt, wahrscheinlich Nürnberg darstellend, eingravirt. Das Zifferblatt ist von einer Capsel, die zum Oeffnen eingerichtet, bedeckt, und anscheinend nur mit einem Stundenzeiger versehen gewesen. Das Ganze ist vergoldet, selbst die einzelnen Theile des Werks, aber an verschiedenen Stellen, namentlich an der Stelle des Gehäuses, wo die Oeffnung zum Aufziehen der Uhr sich befindet, stark von Rost verletzt.

. Die Stadt Kopenhagen wird dem Dichter Adam Oehlenschläger, welcher ebensowohl der deutschen als der dänischen Literatur angehört, ein Standbild errichten. Am 14. Oct. 1779 auf Frederiksberg bei Kopenhagen, wo sein Vater, ein Schleswiger, Organist war, geboren, hatte Oehlenschläger schon Gedichte und Sagen in dänischer Sprache veröffentlicht, als er 1805 nach Deutschland kam und dort durch deutsche Bildung sein gährendes Talent klärte. Heimgekehrt, wurde er 1810 Professor der Aesthetik, und am 20. Jänner 1850 starb er als dänischer Conferenzrath. Seine Samlede Värker (1848 bis 1852) umfassen 38 Bände.

.*. Der Prinz von Wales empfängt auf seiner amerikanischen Reise nebst den lebhaftesten Huldigungen mitunter sehr eigenthümliche Geschenke. So gedenken die Einwohner Neuschottlands ihn mit einem colossalen, mit passender Inschrift versehenen Mühlstein zu beglücken, da ihre Hauptbeschäftigung in der Erzeugung solcher Steine besteht. Der Correspondent bemerkt dazu, daß Se. k. Hoh. diese gewichtige Ehrengabe wohl huldreich entgegennehmen und sodann allsogleich über Bord werfen lassen werde.

§§ Belgien hat in 81 Jahren bis jetzt ungefähr 200 Kunstausstellungen gehabt, auf welchen 40,000 Bilder zur Ausstellung kamen, nämlich 13,000 in Brüssel, 10,000 in Gent, 9000 in Antwerpen, 5000 in Lüttich und 3000 in Mecheln. Seit 1839 haben die Belgischen Kunstausstellungen erst künstlerische Bedeutung erhalten Im Jahre 1839 stellten nur 84 fremde Künstler aus, dagegen in der letzten großen Kunstausstellung 1857 nicht weniger als 422.

§§ Die bedeutendsten Maler Belgiens, wie Gallait, Leys, de Keyser, Dyckmans ꝛc., werden in der nächsten großen Kunstausstellung in Brüssel nicht ausstellen. Das Warum weiß sich Niemand zu erklären. Gallait, der beiläufig gesagt, jetzt zum Millionär geworden ist, wird sein großes Gemälde „Die Pest von Tournai“ vollenden, und während der Septembertage eine Ausstellung seiner Arbeiten in seinem Atelier veranstalten.

*† In Hamburg vermählte sich am 18. Aug. der Herr Herzog Ernst von Würtemberg mit der Sängerin Fräulein Natalie Eschborn (Frassini). Die Trauung fand in der Behausung der Eltern der Braut, in Scheller's Hotel, in der Mittagsstunde ganz nach dem gewöhnlichen protestantischen Ritus und vor einem kleinen Kreise dazu Geladener statt, zu denen auch ein Cavalier des Herrn Herzogs gehörte.

†† Vom Director Peter v. Cornelius ist, der „N. Pr. Z.“ zufolge, in jüngster Zeit ein Schreiben aus Rom in Berlin eingetroffen, nach welchem derselbe im April des nächsten Jahres dorthin zurückzukehren gedenkt, um alsbann die deutsche Heimat nicht mehr zu verlassen, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß der Künstler seine schöpferische Thätigkeit für die großartigen Frescobilder in der Berliner königlichen Friedhofs-Halle wird fortsetzen können.

† In Oschatz im Thüringischen gab es heuer so viele Maikäfer, daß ein einziger Oeconom 254 Ztr. für 140 Thlr. 17½ Gr. kaufte. 1 Pfd. enthielt 550 Stück. Im Ganzen also 14,000,000! Es kosteten daher 273 Maikäfer 1 hl.; also 1 Schäffel 16 Silbergr. Die Maikäfer wurden zerstoßen und als Dünger verwendet.

— Wie Berliner Zeitungen melden, hat die Hofopernsängerin Frl. Pollack von der Generalintendantur die Weisung erhalten, nicht mehr die Berliner Hofbühne zu betreten; bekanntlich hat diese patriotische Dame bei der sogenannten Siegesfeier zu Kopenhagen in einem Saale mitgewirkt, der mit Carricaturen auf hochstehende Personen verziert war.

. (Todesfälle.) J. G. L. Kosegarten, als Parabeln-Dichter auch in weiteren Kreisen bekannt, ist als Professor der Theologie an der Universität Greifswald in seinem 68. Lebensjahre dort am 18. Aug. gestorben. Der Rector der Universität rühmt in dem ihm gewidmeten Nachrufe nicht nur seine umfassende Gelehrsamkeit, sondern vor Allem sein „kern- und charaktervolles“ Wesen.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

9. September 1860.

I. Jahrgang. Nro. 13.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Ein Lorberzweig.

Es war ein Max, der einst mit seinem Schwerte,
Als blutiger Krieg das deutsche Land verheerte,
Ihm wieder Frieden nach dem Sturme gab;
Der große Kurfürst war's, der nach dem Siege
Am weißen Berg im dreißigjähr'gen Kriege
Deutschland erhob aus seiner Zwietracht Grab. —

Und wieder ist's ein Max, der mit dem Schwerte
Des Wort's verlieh, was es so lang entbehrte
Das deutsche Land, das Band der Einigkeit;
Dieß schöne Band, es drohte zu zerreißen, —
Doch Du verbandest Oesterreich und Preußen
Aufs Neue fest in sturmbewegter Zeit! —

Dem Churfürst Max dem Ersten stand zur Seite
Ein Friedensengel in dem heißen Streite,
Maria, seine Gattin fromm und mild; —
Und als um Max des Krieges Feuer sprühte,
Maria für den Frieden Deutschlands kniete,
Inbrünstig betend vor dem Gnadenbild. —

Solch einen Engel hast auch Du gefunden,
O König Max — Maria — Dir verbunden
In gleicher Liebe für das deutsche Land; —
Und während Du Dein Friedenswerk begonnen
Für das Dich nur ein Himmel kann belohnen
Hob Sie für Deutschland betend Ihre Hand!

Drum steigt hervor aus euren Fürstengrüften,
Beherrscher Bayerns, sehet Frieden stiften
Den würd'gen Enkel Max aus eurem Stamm! —
Das deutsche Land durch Einheit zu verschönen,
Getrennte Völker liebend zu versöhnen,
Dieß große Werk Er siegreich unternahm! —

Du Churfürst Max, der Du den Feind bezwungen
In heißem Kampf, dem deutschen Land errungen
Versöhnung nach der Glaubenstrennung Schmerz;
Du Max Emanuel, Du Held vor Belgrads Mauern,
Deß Ruhm im Kriege ewiglich wird dauern
Wie die Erinn'rung an Dein gutes Herz; —

Du Ferdinand Maria — Max der Dritte,
Ihr Friedensfürsten Bayerns, deren Schritte
Dem Vaterlande Segen nur gebracht,
Du Vater Max, der Du nach Sturm und Schmerzen
Des Kriegs Dein Volk mit deinem besten Herzen
Hast wieder friedenreich und froh gemacht;

Ihr großen Fürsten all' auf Bayerns Throne,
Nehmt einen Lorberzweig aus Eurer Krone,
Weiht ihn dem zweiten Maximilian! —
Wer so wie Er kann liebevoll versöhnen,
Und Frieden stiften zwischen deutschen Söhnen,
Ein Deutschland machen, — ist ein Heldenmann!

Reicht Ihm den Lorber von dem eignen Haupte,
Ist er auch nicht der frisch und grün belaubte,
Hat seinen Glanz die Grabesluft verglüht: —
Die Dankesthränen, die in Deutschland fließen
Für König Max, sie werden ihn begießen
Wie Morgenthau, daß er aufs neue blüht!

L. G.

Ingolstadt im August 1860.

Schweigen.

Ein Bild aus dem Kopenhagener Leben von J. L. Heiberg.

Aus dem Dänischen von B. Müller.

(Schluß.)

Einige junge Leute, worunter auch Carl und ich, hatten uns vereinigt, Abschied von dem dahinschwindenden Sommer zu nehmen und einen seiner letzten schönen Tage zu einer Waldpartie zu benützen.

Nachdem wir den größten Theil des Tages bei Gläserklang und lustigen Gesprächen zugebracht hatten, lagerten wir uns gegen Sonnenuntergang auf einem der schönen Hügel am Bagsvär-See.

Hier bewunderten wir den Reichthum des Spätjahres an Farben, der besonders in dieser Gegend auffällt, wo die vielen verschiedenartigen Baumgattungen, in der Ferne über den See gesehen, dem Auge die wunderbarsten Abstufungen darbieten, von des Frühlings frischestem Grün zum Violett und Dunkelroth des Herbstes.

Nachdem wir uns einige Zeit lang mit dem ausgezeichneten Echo belustigt hatten, welches dort vernehmbar ist, sagte ich: „Dieses Gespräch wird zuletzt einförmig, das Echo ist hier zu Land nicht gebildet genug für eine Conversation. In der Gascogne, wenn man es fragt: Wie befinden Sie sich? antwortet es: Ich danke, sehr wohl, und Sie mein Herr? — Hier hingegen weiß man immer schon im vornehinein, was es antworten wird; deßhalb schlage ich vor, das Echo einstweilen in Ruhe zu lassen und uns auf lebendigere Weise zu unterhalten: Jeder von uns soll der Reihe nach aufstehen, und in unserer Mitte eine Rede über einen selbstgewählten Gegenstand halten."

Mein Vorschlag fand Beifall, und wir fingen sogleich an, ihn ins Werk zu setzen. Verschiedene, meist komische Reden wurden unter allgemeinem Gelächter und Applaus gehalten.

Endlich war die Reihe auch an Carl. Er stand auf, und recitirte mit langsamem feierlichem Vortrage, der im Anfange hie und da als Parodie erschien, aber im Ganzen einen tiefen, ernsten Eindruck hervorbrachte, folgende Rede:

„Meine Herren! die Gegenstände, worüber bis jetzt gesprochen wurde, haben ihr unläugbares Interesse. So hat Einer unter uns auf die im Weine verborgene Weisheit aufmerksam gemacht, und darauf hingewiesen, daß die falsche und wahre Weisheit ihren Ursprung im ächten und verfälschten Weine haben, weßhalb wie mir scheint, die Glieder der Weintrinkerzunft in zwei Secten zerfallen, die Orthodoxen und die falschen Lehrer, welche Letzteren, wenn auch nicht als Wölfe in Schafskleidern, als unreine Geister in krystallischen Körpern zu betrachten sind.

„Ein Anderer hat aus Furcht, der Reichthum des Stoffes möchte die Form überwältigen, Nichts zum Gegenstande gewählt, und mußte doch gestehen, daß eine Ewigkeit zu kurz sei, um alles zu durchlaufen, was über Nichts zu sagen wäre. Sonderbar aber muß es scheinen, wenn in einem Symposion, wie dieses, Niemand daran gedacht hat, eine Rede über den Eros*) zu halten. Leicht könnte der Gott erzürnt werden, denn ich darf wohl annehmen, daß Niemand unter uns ist, der ihm nicht Dankbarkeit

*) Gott der Liebe, gleichbedeutend mit Amor.

schuldet. Laßt mich denn, wenn möglich, seinen Zorn abwenden, denn wer wäre im Stande, ihn auszuhalten? Ich will, so gut ich kann, eine Rede zu seinen Ehren halten, vorher aber muß ich den Gott anrufen, daß er von meinem Herzen auf meine Lippen sich erhebe, doch so, daß diese nicht zu viel und nicht zu wenig sagen, denn Beides ist gleich gefährlich und würde seinen Grimm auf gleiche Weise erregen.

„Aber von welcher Seite soll ich Eros betrachten? denn er ist so mannigfaltig, daß ich nur dadurch, daß ich mir selbst Gränzen setze, ihn und die ehrenwerthe Versammlung zufrieden zu stellen erwarten kann.

„Ich will Ihnen, meine Herren, nichts von seiner Vermählung mit Psyche erzählen, diese Begebenheit ist Ihnen ohne Zweifel allen bekannt. Was Sie aber vielleicht nicht wissen, ist, daß er sich seither mit dem Tode vermählt hat; und diese Lehre gehört gerade zu seinen tiefsten Geheimnissen. Aber seine Flamme, die stets mein Herz erwärmt, und in diesem Augenblicke auf meiner Zunge brennt, sagt mir, ich muß den Schleier heben und Sie ins Innerste seines Tempels führen. Doch geht es mit diesem Mysterium wie mit jedem andern: wenn ich es Ihnen gesagt habe, wird es Sie wundern, daß Sie nicht selbst darauf gekommen sind, so einfach, so einleuchtend ist die Sache.

„Glauben Sie wirklich, Eros habe die Psyche so sehr geliebt? O nein, er liebt den Tod viel mehr. Wann ist die Geliebte uns am theuersten? In dem Augenblick, in welchem sie uns verläßt? Wann hat Liebe die größte Sehnsucht nach Vereinigung? Wenn die Sonne sinkt, wenn der Tag stirbt; nie kann es Eros dunkel genug werden. Was ist das Ziel der Liebe? Mit ihrem Gegenstande zu verschmelzen, seine Individualität aufzugeben. Ist da nicht der Tod ihr Ziel? — O, meine Freunde und Zuhörer! Werft einen Blick auf das, was Euch hier in diesem Augenblick umgibt! Jetzt sinkt die Sonne hinab, und die Freuden des Tages sind verweht. Vielleicht war das der letzte Sommertag. Seht, wie die rothen Kronen der hinsterbenden Bäume traurig in ihrem letzten Strahle lächeln! War Euch der Sommer je theurer, als jetzt, wo er von Euch scheidet? Könnt Ihr bezweifeln, daß Tod die Braut ist, nach der Eros verlangt?

„Ich kann nicht lachen (denn das würde mich im Ernste meiner Rede stören) wenn ich Euch sage, was mich zuerst auf diesen Gedanken gebracht hat Ich habe einen Doctor gekannt, der war wahnsinnig und starb im Irrenhaus, aber es kommt mir vor als wäre er klüger, als wir Alle gewesen. Kein Mensch kann ohne Liebe leben; hierüber glaube ich, sind wir einig, denn für die Uneingeweihten rede ich nicht. Der sogenannte Wahnsinnige konnte auch nicht ohne sie leben, aber um auf sicheren Grund zu bauen, verliebte er sich in einen Todtenkopf. Jeder Kenner, der diesen Kopf sah, mußte gestehen, es sei einer der allervollkommensten, und keine osteologische Sammlung könne sich ein schöneres Exemplar wünschen. Niemand wußte dieß besser, als der Doctor.

„Er hätte eher seinen eigenen Kopf hergegeben, als diesen, dessen Besitzerin er übrigens nie gesehen hatte. Aber den ganzen Tag stand er vor ihm auf dem Tisch, und Nachts stellte ihn der Doctor an sein Bett, drückte ihn zwischen den Händen, und benetzte ihn mit den Thränen seiner Entzückung.

„Ich habe immer gedacht, in der scheinbaren Narrheit dieses Mannes offenbare sich eine für die gewöhnlichen Menschen verborgene Vernunft. Was muß der Liebe

wichtiger sein, als die Sicherheit ihres Besitzes? Aber wo ist Sicherheit zu finden außer im Tode? das Leben ist so veränderlich; es hält uns in immerwährender Spannung und Unruhe. Die Liebe wird von Eifersucht, von Furcht des Verlustes, von tausend Aengsten über die unzähligen, grausamen Veränderungen, welche die Zeit mit sich führen kann, gemartert.

„Nur im Tode bleibt Alles beim Alten; er raubt uns nichts, er sichert unsern Besitz auf ewig. Deßhalb mußte Orpheus und Alkeste zum Orkus hinabgehen, deßhalb begnügten sich die alten Künstler, wenn sie die ewige, die unwandelbare Liebe ausdrücken wollten, nicht mit der bloßen Abbildung Psyche's; nein sie stellten einen Schmetterling dar, der über einem Todtenkopf flattert. Nur so trug ihr Gebilde das Gepräge der wirklichen Begeisterung durch Eros.

„Wer hat nicht gehört, daß Eros blind ist? Der große Haufe nimmt das in der Bedeutung, er treffe keine Wahl, sondern gebe sich dem ersten besten Gegenstande hin. Dieß ist aber nicht der Eros, zu dessen Preis ich hier spreche. Wohl ist auch Dieser blind, und man hat gesagt, er wähle, (obwohl weit entfernt, flüchtig zu sein,) wie Jener, doch nicht nach Sinnlichkeit, sondern entstehe, wie alles Göttliche aus Nichts und ohne vorhergehenden Grund. Steht diese Erklärung auch viel höher, als die vorige, kann sie doch die am tiefsten Eingeweihten nicht befriedigen. Nein, Eros ist blind, weil Tod seine Braut ist; Blindheit ist das Bild des Todes, die Nacht ist des Tages wirklicher Tod.

„O meine Freunde und Zuhörer! Während ich hier stehe und zu Ehren des Gottes spreche, läßt er mich empfinden, wie sein Geist über mir schwebt, denn die Sonne ist jetzt ganz hinabgesunken, und die finstere Nacht zieht über unsere Häupter herauf. Das ist des Gottes Geliebte, deren kalte, thaubesprengte Lippen uns den Brautkuß geben, den er ihr aufgedrückt. Seht hier die funkelnden Sterne, es sind ihre Augen, die uns betrachten! Sie späht nach ihrem Eros. Den von uns, in dessen Herzen er treu und unvergänglich wohnt, wird sie zur ewigen Umarmung erwählen."

Mit großer Aufmerksamkeit, ja fast mit Andacht hatte unser kleiner Kreis dieser wunderlichen Rede zugehört. Unser Erstaunen stieg jedoch aufs Höchste, als Karl beim letzten Worte sich auf die Erde warf und in heftiges Weinen ausbrach. Wir sprangen Alle auf einmal auf, eilten auf ihn hin, hoben ihn empor und fragten: „Carl! was ist dir!" —

Langsam stand er auf, sah sich um, trocknete seine Thränen, und lachte laut auf, indem er sagte: „Ich glaube, ich bin wahnsinnig. Ich bin über meine eigene Rede so gerührt geworden, daß ich ganz von meinem Concepte abgekommen bin. Aber ich weiß nicht, wie es mir ist: es kommt mir vor, als hätte ich niemals eine schönere Rede gehört, als diese."

Ueber diese naive Bemerkung erhob die Gesellschaft ein schallendes Gelächter und die Munterkeit war zurückgekehrt.

Ich allein konnte die melancholische Stimmung, in die mich Carls Erzählung versetzt hatte, nicht überwinden. Wir kehrten in die Stadt zurück und nahmen von einander Abschied, aber mein Entschluß war unabänderlich gefaßt. Ich war fest entschlossen, am nächsten Morgen zu Carl zu gehen, und, was die Folgen auch sein mochten, das Stillschweigen zu brechen, dessen Gefahr ich jetzt zu ahnen begann.

Kaum war die Sonne aufgegangen, erhielt ich einen Brief von ihm. Hier ist er, ich trage ihn bei mir. Er lautet:

Mein theurer Freund! Was ich dir zu sagen habe, wird dich, gegen meinen Willen, erschrecken; es wird dir Kummer bereiten, aber du wirst Kraft haben, ihn zu überwinden. Wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr. Ich habe genau erwogen, wie ich es vor meinem Gewissen verantworten kann, die Wenigen, welche gut gegen mich sind, zu erschrecken und zu betrüben, vor Allem dich, mein wahrer aufrichtiger Freund! — Ich habe aber eine heiligere Pflicht im Auge zu behalten, heiliger, als die, welche ich der edelsten Freundschaft schulde. Glaube nicht, daß ich meine Tage in Verzweiflung ende.

Nein, mein Freund! wenn Jemand glücklich gewesen ist, so bin ich es, und ich habe mich nicht geirrt, als ich voraussah, daß ich niemals unglücklich werden könne. Aber ich bin gezwungen, mein Glück zu verbergen. Ein heiliger Eid bindet mich, es Niemanden mitzutheilen, nicht einmal Dir, mein Freund! und doch war nur diese Mittheilung und nichts Anderes im Stande, mich beim Tragen meiner Bürde zu stärken. Ich muß fürchten, meineidig zu werden, wenn ich mir nicht selbst die Möglichkeit nehme, mein Schweigen zu brechen. Mehrmals habe ich in einsamen nächtlichen Stunden die Geschichte meines Glücks zu Papier gebracht, aber ebenso oft bei den ersten Strahlen des Tags, den einzigen Mitwisser, der im ungünstigen Falle mich verrathen konnte vernichtet. Im Gefühle meiner Pflicht, im Gefühle meines Glücks verlasse ich das Leben. Laß das dich beruhigen! —

Mit diesen Zeilen folgt der Schlüssel zu meiner Chatouille. Du wirst einiges Geld darin finden, doch hinlänglich, die Unkosten meiner Leiche und sonstiger Ansprüche an mich zu bestreiten. Auf meine übrige Verlassenschaft lege ich gar keinen Werth. Deinen Rembrandt bitte ich dich zurückzunehmen. Er soll der letzte Gegenstand sein, an dem mein Auge haften soll, wenn ich mein Zimmer verlasse. Doch eine kleine verschlossene Goldkapsel, die ich auf meiner Brust trage, wünsche ich, in mein ungeweihtes Grab mitzunehmen, doch ohne Untersuchung ihres Inhalts. — Lebe wohl, mein wahrer Freund! Erst jenseits werde ich deine Freundschaft belohnen können, dort wo die eiserne Mauer des Schweigens unsere Herzen nicht mehr trennt. Lebe wohl! Dein treuer, ewig anhänglicher Carl.

Zitternd eilte ich nach Carls Wohnung; er hatte sie bereits verlassen.

Eine Pistolenkugel hatte seine Tage geendet. Am Bagsvär-See fand man seine Leiche, auf derselben Stelle, an welcher er am Abende vorher seine Rede über Eros gehalten hatte.

Hiemit schloß Friedrich seine Erzählung, und verhüllte sein Gesicht mit den Händen. Ich saß lange still und betrachtete ihn.

„Friedrich! sagte ich endlich: deine Erzählung hat mich im höchsten Grad überrascht und bewegt. Wie unzeitige Schwätz- und Plauderlust uns und andern Verdruß bereitet, davon bietet fast jeder Tag Beispiele. Daß aber Schweigen so gefährlich werden kann, hätte ich bis jetzt nicht geglaubt. Wie übrigens Alles war, so darfst du, mein Freund dich wohl der Betrübniß hingeben, die du dem Andenken des Unglücklichen schuldig bist, aber Vorwürfe hast du dir nicht zu machen. Ich hätte an deiner Stelle ebenso gehandelt, und vielleicht nicht einmal den Entschluß gefaßt, zu welchem du dich zu-

letzt, obwohl zu spät, überwunden hast. Es hat immer etwas Unzartes einem Andern seine Vertraulichkeit aufzunöthigen, und ein nicht geringes Wagestück ist es insbesondere, wenn man auf eine so eigenthümliche Weise, wie du, in den Besitz des Geheimnisses gekommen ist. Aber hier fand noch eine viel wichtigere Rücksicht statt, als die der Delicatesse. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte angenommen werden, daß Carl nach und nach gelernt hatte, sowohl die Erinnerung an sein Glück, als das Gefühl seines Verlustes zu ertragen. Obwohl voraussichtlich sein lebhafter Geist oft zur Mittheilung drängte, war es doch wahrscheinlich, daß er, weit entfernt dieselbe mit Aufopferung seines Geheimnisses zu erkaufen, sich erst dann recht unglücklich gefühlt hätte, wenn er erfuhr, daß er bereits lange einen Mitwisser desselben besitze. Nach Allem, was ich gehört habe, scheint es mir, als ob die Ausführung deines Entschlusses eher seinen Selbstmord hervorgerufen, als ihn verhindert hätte; ja, was noch mehr: er wäre in diesem Falle aus Verzweiflung untergegangen, während er jetzt mit dem tröstlichen Gedanken starb, unter der Last seines Glückes zu Grunde zu gehen. Sei deßhalb immerhin traurig, mein Freund, aber sei auch ruhig und gefaßt, und laß dem Kummer keine unerlaubte Gewalt über deine vorwurfsfreie Seele zu."

Mit diesen Worten stand ich auf, ging an's Fenster und zog die Vorhänge auf die Seite. Die Sonne war bereits aufgegangen und schien klar durch die Scheiben. Beim Anblick des leuchtenden Morgens war es, als ob eine Veränderung in mir vorgehe. Der starke Wein, von den ich die ganze Nacht hindurch dann und wann getrunken, hatte das seine ebenfalls beigetragen, mich zu exaltiren. Die vergangene Nacht, ihr Abentheuer, Friedrichs Erzählung, Alles erschien mir wie ein Traum, aus dem ich jetzt plötzlich erwacht war.

Ich wandte mich um, wie um noch einmal das Vergangene in meine Erinnerung zurückzurufen.

Friedrich saß noch auf dem Divan, in derselben gebückten Stellung, die Lampe stand noch da, und strahlte im Tageslichte eine sonderbare Glanzfarbe von sich; die Luft schien mir dumpf und drückend.

„Höre, Friedrich!" sagte ich, von uns Beiden hat wohl keiner Lust zu Bett zu gehen, auch ist es noch zu frühe, unsere täglichen Geschäfte zu besorgen. Laß uns in die freie Luft gehen. Sieh, wie herrlich der Morgen ist; der Sommertag, den Carl mit Recht den letzten nannte, wird doch nicht der Letzte für uns sein, komm, laß uns ihn genießen."

Friedrich gab meinem Vorschlage seinen Beifall. Wir verließen das Haus. Die Straßen waren noch still und todt. Fast hinter allen Fenstern waren Vorhänge herabgelassen. Nur hie und da sah man aus einem Dachfenster einen früh wachen Tabackraucher in bloßen Aermeln schauen. Wir gingen vor die Stadt hinaus und geriethen unwillkürlich auf meinen gestrigen Weg.

Carls frisches Grab winkte uns, von der Morgensonne beleuchtet: wir traten hin, opferten ihm eine stille Thräne und gingen hierauf weiter.

Ich konnte nicht unterlassen, unsere Schritte an B's Haus vorüber zu lenken; aber auch hier deutete noch Alles an, daß die ganze Familie sich in tiefster Ruhe befand. Ich warf einen verstohlenen Blick nach Marianne's Fenster; die Gardinen waren noch gesenkt, aber viele gläserne Blumentöpfe mit den buntesten Blüthen des Spätjahres stan-

den vor ihrem Fenster und grüßten mich freundlich, als wollten sie mir ein Glück verkünden, das mich heute bei meiner Geliebten erwarte.

Wäre ich allein gewesen, so wäre ich stehen geblieben und hätte mich in meine Hoffnungen vertieft. Aber Friedrich, der nichts von meiner Bekanntschaft mit Herrn B's Familie wußte, durfte es nicht bemerken, ich riß mich also los. Wir gingen weiter bis wir an Charlottenlund waren. Hier ließen wir uns Kaffee geben. Da unsere Unterhaltung nicht besonders lebhaft, sondern Jeder in seine Gedanken vertieft war, ging ich allein in den Wald, mich meinen Betrachtungen zu überlassen.

Ich konnte den Eindruck, den Carls Geschichte auf mich gemacht hatte, nicht überwinden. Unwillkürlich mußte ich mich mit ihm vergleichen; mein heimliches Liebesverhältniß fing an, mir peinlich zu werden. Ich beschloß auf dem Heimwege zu Marianne hineinzugehen, ihr meine Erlebnisse zu erzählen und sie um Erlaubniß zu bitten, mich bei ihren Eltern zu erklären.

In dieser Absicht bereitete ich mich auf eine Rede, voll der gewichtigsten Schlagworte, vor. Ich ging sie mehrere Male bei mir selbst durch, lernte sie fast auswendig und zweifelte nicht an ihrer Wirkung. Wenn ich es aber nicht aus eigner Erfahrung wußte, so hätte ich es aus Wilhelm Meister lernen sollen: je mehr man sich im täglichem Leben auf solche wohl überlegte Reden vorbereitet, destoweniger kommt man dazu, Gebrauch davon zu machen.

Ich kehrte zu Friedrich zurück und wir begaben uns gegen die Stadt zurück. Als wir an der Vorstadt ankamen, war der Vormittag bereits weit vorgerückt. „Ich will, sagte Friedrich, da ich einmal gerade in dieser Gegend bin, zugleich einen Auftrag besorgen, den ich an Jemanden hier habe."

Gut, antwortete ich, froh, einen Vorwand zur Trennung von ihm gefunden zu haben (denn er sollte mich nicht in Herrn B's Haus treten sehen): so will ich einen anderen Weg nach der Stadt einschlagen.

Wir verabredeten darauf, daß wir miteinander zu Mittag speisen wollten, und wo wir einander treffen konnten. Ich that nun als wollte ich einen anderen Weg gehen. Nachdem ich aber so weit gekommen war, daß ich annehmen mußte, er sei an Herrn B's Haus vorüber, drehte ich mich um und trat ein.

Ich fand jetzt Marianne im Garten. Sie war sehr munter und freundlich gestimmt, so daß ich mit Freuden bemerkte, unser Mißverständniß vom gestrigen Abend habe sich von selbst gehoben. Aber ihre Mutter war zugegen und es war mir nicht möglich meine Rede anzubringen.

Marianne, welche bemerkte, ich habe etwas auf dem Herzen, und selbst trachtete, mich allein zu sprechen, gab mir rasch einen äußerst entgegenkommenden Wink.

„Ich will, sagte sie, die zwei Blumengeschirre in Vaters Zimmer holen, sie sollen in die Luft und Sonne hinaus."

Erlauben Sie, entgegnete ich, daß ich einen trage?

„Mit Vergnügen, antwortete sie, und behend eilten wir nach dem Zimmer hinauf. An dessen Seite war ein kleines Cabinet, worin Herr B. im Sommer eine Art Comptoir hatte.

Die Thüre stand offen, ich sah einige Tische mit Briefen und anderen Papieren bedeckt. Kaum waren wir in das erste Zimmer getreten, als mir Marianne um den

Hals fiel und sagte: „Es ist Niemand hier; mein Vater ist im Augenblick in die Stadt gegangen. O, mein Freund! wie lang habe ich mich nicht nach einem Augenblick wie dieser gesehnt."

„Meine geliebte Marianne!" rief ich, „ich habe tausend Dinge auf dem Herzen. Höre, was ich dir zu sagen habe" —

„Nicht ein Wort!" tönte eine mir wohlbekannte Stimme im Cabinet. Aber was gleicht meinem Erstaunen, als Friedrich uns entgegentrat!

„Ich glaube, sagte er, ich bin vom Schicksal ausersehen, ein gezwungener Zeuge aller geheimen Zusammenkünfte zu sein. Aber ich habe ein viel zu theures Lehrgeld bezahlt, um mich noch öfter darein zu finden."

Meine Ueberraschung und Marianne's Verlegenheit nahmen uns die Sprache.

„Erschrecken Sie nicht Fräulein B*, sagte Friedrich: „Dieser junge Mann ist mein Freund. Vor wenigen Augenblicken habe ich mich von ihm getrennt und ließ mir es nicht träumen, daß er hieher ginge. Ich hatte Geschäfte mit Ihrem Herrn Vater, der mir einige Papiere zu durchblättern gab, und ihn zu entschuldigen bat, daß er mich indessen verließ. In einer Stunde versprach er, wieder zu kommen. Ihr Geheimniß werde ich nicht offenbaren, aber Sie selbst dürfen nicht unwissend darüber sein, daß ich es theile.

Es währte lange, bis Marianne von ihrem Schrecken, so plötzlich einen Vertrauten und zwar in einer Person, welche sie vorher nie gesehen hatte, erhalten zu haben, wieder zu sich kam.

Die Zeit verging ohne daß wir es bemerkten, in lebendigem Gespräche, in welchem Friedrich kurz die Geschichte seines unglücklichen Freundes wiederholte.

Marianna und ich unterließen nicht, Anwendungen daraus auf unser eigenes Verhältniß zu machen. Ehe wir es gewahrten, kam Herr B* zurück und fast im selben Augenblicke trat seine Frau herein.

Wir waren alle drei so unverkennbar bewegt, daß wir vergebens gesucht hätten, es zu verbergen. Ich sah auf Marianne, sie auf mich, und als ob wir gegenseitig unsere Gedanken errathen hätten, sanken wir uns in die Arme und knieten uns still vor den Aeltern nieder.

Sie hoben uns freundlich auf und umarmten uns.

„Glaubt Ihr denn, sagte Frau B*, wir hätten es nicht schon längst bemerkt. Eine gute Mutter geht über die Gefühle ihres einzigen Kindes nie irre. Aber sagt, wie lange seid ihr eins mit einander?"

„Ueber ein Jahr;" stammelte Marianne mit niedergeschlagenen Augen.

„So wäre es Sünde", sagte Herr B, „sich eurer Liebe zu widersetzen; sie ist im Schweigen erprobt; warum sollten wir sie nicht segnen?"

In wenigen Monaten hatte ich, durch Herrn B's, Friedrichs und meine eigenen Bemühungen eine Anstellung erhalten, zwar gering, aber doch alles, was Mariannens Eltern verlangten.

Wir hielten Hochzeit und Friedrich war zugegen.

Als die Gesundheit des Brautpaares ausgebracht wurde, näherte sich Friedrich und flüsterste: „Schweigen hat mir einen Freund unglücklich, den anderen glücklich gemacht. Friede sei mit den Todten! Heil folge den Lebenden!"

Von Pantoffeln.

Eine Vorlesung. Aus dem Dänischen.*)

Meine geehrten Zuhörer!

Es ist genugsam bekannt, daß die größten Gelehrten des Mittelalters Jahrhunderte zur Untersuchung der Schuhe und Stiefel der Griechen und Römer verwandt haben, und ich hoffe deßhalb, daß Sie es nicht unbescheiden finden werden, wenn ich mir hiemit zehn Minuten Aufmerksamkeit für den Pantoffel ausbitte, dessen welthistorische Bedeutung zu documentiren durchaus überflüßig ist.

Daß Niemand ihn verachte auf Grund seiner untergeordneten Stellung! — Kein Hut, keine Sturmhaube, ja keine Krone ragt so hoch empor, daß nicht ein kleiner capriciöser Pantoffel in einzelnen Augenblicken darüber geschwebt hätte; und während die Mode, diese Alles umwälzende Zauberin, Sandalen, Kothurne, Ritterstiefel, Schnabelschuhe, Suwaroffe und Wellingtone wegescamotirte — nicht zu reden von zwei oder drei Generationen Galochen, die in einigen wenigen Jahren gerade vor unseren Augen verschwunden sind — hat der Pantoffel Jahr aus Jahr ein seinen Platz in der ganzen civilisirten Welt behauptet. Von ihm kann man singen, was der Dichter von der Liebe singt:

Wie bunt es im wechselnden Treiben
Der Sitten und Bräuche hier geht,
Sie wird in der Mode doch bleiben,
So lange die Welt noch besteht.

Ueber das Alter und die Entstehung des Pantoffels hat man verschiedene Sagen. Laut einer der glaubwürdigsten soll Adam, der erste Ehemann, die ersten Pantoffeln getragen haben. Er war bekanntlich nicht lange im Paradiese, und als er daraus fortwanderte ging der Weg durch „Dornen und Disteln“, wie es heißt, so daß es wahrscheinlich genug ist, daß man die ersten Pantoffelspuren an der Grenze des verlornen Edens sucht. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Pantoffeln älter als unsere Geschichte sind, denn wir können ihre Spuren rückwärts bis zu den allerersten Sagen verfolgen, sowohl den heiligen von Abraham und Sara als den profanen von Ninus und Semiramis — ja, gehen wir noch weiter, werden sie uns bis ganz hinauf auf den Olymp führen, wo der Göttervater Zeus selbst das Dasein des Pantoffels bezeugen kann. Wir wollen uns deßwegen nicht in Hypothesen über die Entstehung des Pantoffelwesens vertiefen, sondern bis auf weiteres dasselbe als Naturphänomen von gleichem Alter wie die Liebe und der Magnetismus betrachten und folglich gilt die Frage nicht der Erfindung sondern der Entdeckung; sie lautet etwa wie folgt: **Wann brauchte man zum ersten Male den Ausdruck „unterm Pantoffel stehen?“**

Die Antwort hierauf finden wir in mehreren Traditionen, aber die wahrscheinlichste von allen ist unzweifelhaft diejenige, welche von dem schwäbischen Augustinermönche Benedictus Anselmus, aufgezeichnet ist, und da ich zufälliger Weise das einzige noch existirende Exemplar der Manuscripte dieses gelehrten Mannes besitze, sehe ich mich in den Stand gesetzt, Ihnen eine Uebersetzung seiner interessanten Aufzeichnung mitzutheilen. Sie lautet folgendermaßen:

*) Aus dem Bremer Sonntagsblatte.

„Vor undenklichen Zeiten lebte ein gewaltiger Rittersmann, welcher Polyphem mit der eisernen Stirn genannt ward. Nie war er in einem Kampfe überwunden worden und hatte nie das Knie gebeugt, weder vor Heiligen noch vor Menschen. — Der Papst und der Kaiser hatten damals eine langwierige Fehde geführt und als sie darauf Friede schlossen, wurden große Feste und Turniere gegeben, zu welchen die berühmten Ritter der weiten Welt eingeladen wurden. Bei diesen Ritterspielen war befohlen, daß die Kämpfer entweder des Kaisers oder des Papstes Farben tragen sollten, aber Polyphem schwur, daß er nie die Zeichen der Knechtschaft tragen wolle, weder die des einen noch die des Andern. Da sprach der Erzbischof: „Befestige das rothe Kreuzband an deinen Helm, oder ich spreche den Bannfluch der Kirche über dich aus." „Ich trotze dem Bannstrahle," antwortete Polyphem. Und der Kanzler sagte: „Hefte die schwarzgeränderte goldne Schleife an deinen Helm, oder ich thue dich in die Reichsacht." Aber der Ritter antwortete: „Ich fürchte keinen im Reiche." Nun kam seine junge Gemahlin herbei und bat ihn inständigst, entweder das eine oder das andere Kennzeichen zu tragen, ihretwegen es zu tragen, aber er gab zur Antwort: „Nie!" Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und sagte: „Soweit ist es gekommen, daß du mich nicht mehr liebst!" Aber Frau Beatrix war bezaubernd schön und der Ritter hatte sie noch nie weinen sehen; er ward heftig bewegt und schwur daß er sie mehr als sein Leben liebe, das wolle er im Kampfe mit zwölf Rittern in blanken Waffen beweisen. Die schöne Frau wollte jedoch nichts davon hören, sondern schluchzte: „Wehe, wehe mir Unglückseligen! Wenn du nur noch einen Funken von Liebe zu mir hast, dann beweise dies dadurch, daß du eines der Zeichen an deinen Helm heftest", und damit lief sie hinein in ihr Betzimmer und schlug die Thür hinter sich zu. Da stand Polyphem eine Weile schweigend und starrte auf die verschlossene Thür, allein in demselben Augenblick schmetterten die Trompeten; er ergriff den kleinen goldgestickten Schuh, welchen Beatrix in der Eile verloren hatte, den befestigte er an seinen Helm und eilte in die Schranken. Hier hielten die Ritter des Kaisers an der einen Seite und die der Kirche an der andern, und der Herold fragte ihn: Stellst du dich unter das Scepter oder unter den Krummstab? „Unter den Pantoffel", rief Polyphem, und nun begann ein Ritterspiel, deßgleichen man noch nie gesehen. Er hob zweiundzwanzig Ritter aus dem Sattel, und fünf von diesen mußten vom Platze getragen werden. Als der Kampf beendigt war, reichte die Schwester des Kaisers ihm den Preis, aber indem sie die goldgewirkte Schärpe ihm über die Schulter band, flüsterte sie ihm ins Ohr: Ritter Polyphem! Es ist kein Mann in der ganzen Welt, der euch überwinden könnte, aber — unterm Pantoffel steht ihr doch. Und was die Fürstin raunte, sagte das ganze Land laut, und es zeigte sich bald, daß unterm Pantoffel mehr Helden stünden, als unterm Scepter und Krummstabe zusammen."

Seit dieser Zeit war es bekannt, daß ein Pantoffelregiment existirt, aber wie viele Bataillone von Ehemännern es zähle, darüber ist man doch nie recht einig geworden. Bald hört man die Behauptung, daß es „fast alle" Männer umfasse, bald wird es auf „fast keine" reducirt. Der ersten Meinung neigt sich die Mehrzahl der unversorgten Herren zu, und speciell der Theil von ihnen, welcher über 38 Jahre zählt; aber das Votum der Herren Junggesellen schmeckt gar zu sehr nach Vogelbeeren, als daß man sie zu Richtern in Ehestandssachen annehmen dürfte — der andern Ansicht neigen sich

die meisten verheiratheten Damen zu, aber auch sie darf man nicht unbedingt als Zeugen der Wahrheit ansehen, denn bis auf den heutigen Tag hat noch keine Frau eingeräumt, daß ihr Mann unterm Pantoffel stehe. Das Zeugniß der Ehemänner ist ebensowenig zuverlässig, denn die Mehrzahl der Enrolirten hat nie den Pantoffel gemerkt und schwört deßhalb in gutem Glauben, daß er nicht über ihre Schwelle gekommen sei. Einen Einzelnen hört man wohl einmal ein offenes Bekenntniß des Entgegengesetzten ablegen, aber insgemein ist es falsch, denn darf ein Mann sagen: „Ich stehe unterm Pantoffel," dann ist es nicht wahr. Stünde er wirklich unterm Pantoffel, dürfte er es ja um seiner Frau willen nicht gestehen. Unbegreiflich ist es übrigens, daß man von beiden Seiten so sorgfältig bemüht ist, das Dasein des Pantoffels zu läugnen, obgleich die gesunde Vernunft sagt, daß es allezeit gerechtfertigt sei, wo es sich finde. Es ist ja durchaus natürlich, daß der stärkste Wille sich geltend macht; wenn er sich nun nicht auf Seiten des Schwertes zeigt, dann ist es in der Ordnung, daß die Regierung auf die Seite des Spinnrockens übergeht. Es ist keine Schande für einen Mann, wenn sein Wille nur eine gewöhnliche Stärke besitzt, ebensowenig wie eine Frau sich dessen zu schämen braucht, wenn ihr Wille eine außergewöhnliche besitzt; folglich wird weder der Mann noch die Frau lächerlich, weil ihr Wille der stärkste ist; aber beide werden sie es, sobald sie zu verbergen suchen, was in der Ordnung. Ich kannte einen sehr talentvollen Schneider, welcher so vollständig in seiner Kunst aufgegangen war, daß es ihm durchaus unmöglich ward, zugleich Hausherr zu sein. Deßhalb besetzte seine junge, energische Gemahlin den leeren Thron, und dies war, wie gesagt, in der Ordnung; aber sie mißbrauchte fortwährend ihre Herrschaft dazu, dem Manne einen Schein der Macht aufzuzwingen, die sie ausübte — dies war nicht in der Ordnung. Einmal als sie vor Freunden und Nachbarn sich über die Willkür des ehrlichen Mannes beklagte, entschlüpfte ihm ein Seufzer, der nicht leicht mißverstanden werden konnte. „Was sagst du?" herrschte die Frau mit einem Blicke, der ebenfalls nicht mißverstanden werden konnte. „Wagst du zu läugnen, daß du ein rechter Despot bist?" — „Nein beim Himmel, ich wage es nicht!" antwortete der Gemahl — „ich versichere hoch und heilig, daß ich ein completer Haustyrann bin!" — — Sehen Sie, das nennt man das Regiment compromittiren! — Man darf übrigens nicht glauben, daß alle Pantoffeln gleich sehr drücken, oder daß sie alle über Einen Leisten genäht sind. Im Gegentheil: man hat sie in allen möglichen Dimensionen und von den verschiedensten Qualitäten. Gewöhnlich theilen die Systematiker sie in drei Hauptklassen ein, und diese sind:

a. hölzerne Pantoffeln,
b. lederne Pantoffeln und
c. seidene Pantoffeln.

Die hölzernen Pantoffeln finden sich nur in den Häusern, in welchen die Frau sagt: „Du sollst," und der Mann antwortet: „Wie du willst!" Ungeachtet sie zweifellos die seltensten sind, ist ihre Popularität ohne Vergleich die größte. Die Sache ist die, daß sie die am meisten in die Augen fallenden sind, und der gemeine Mann kennt deßhalb auch nur diese eine Gattung von Pantoffeln. Kenner unterscheiden zwei Arten von ihnen: die ordinären, unter welchen sich verschiedene ordinäre Ehemänner, oder besser gesagt Ehemannsleute befinden, und die extraordinären oder die „hölzernen Pantoffeln mit Beschlag." Ueber diese letztern wird man genauere Nachricht einziehen

können bei Molieres Georges Dandin und Holbergs Jeppe vom Berge. Sie sollen dem Verlauten nach im höchsten Grade genirend sein.

Die ledernen Pantoffeln sind weit mehr verbreitet. Sie zeichnen sich weniger durch Steifheit als durch Zähigkeit aus und sind unglaublich dauerhaft. Wenn man eine Frau zu ihrem Manne sagen hört: „Gott bewahre! Du bist Herr und ich Sclavin, deßhalb gehorche ich .... —" und dann ein halbausgesprochenes „Aber" .... nachfolgt, dann kann man sich darauf verlassen, daß der lederne Pantoffel, falls er nicht bereits seinen Einzug ins Haus gehalten hat, im Anmarsch ist. Fast alle hitzigen Ehemänner machen nach und nach seine Bekanntschaft, und man behauptet, daß er in militärischen Ehen sehr häufig sein solle. Speculanten, welche ein Vermögen heirathen und eine Frau als Mitgift erhalten, entgehen ihm selten oder nie, und wenn ein alter Junggeselle seiner Haushälterin die Hand reicht, steht er in der Regel unter seinem unmittelbaren Einflusse. Folgendes ist die Theorie des ledernen Pantoffels: „Laß dem Manne seinen eigenem Willen, aber so, daß es ihn nicht gelüstet einen solchen zu haben." Zum Arsenal desselben gehören: „Jeremiaden, Gardinenpredigten, graues Wetter, einsilbige Antworten und Essigbrauerei. Zählt die Frau zu den frommen Schwestern, zieht sie natürlich die Predigten vor — ist sie nervös, hält sie sich an die Jeremiaden, und ist sie eine von den sogenannten klugen Frauen, „dann schweigt sie, aber . . . ." Ich muß mir erlauben ein kleines Beispiel davon anzuführen, wie der lederne Pantoffel sich geltend macht. Es war einmal ein Mann, der eine Frau hatte, und diese Frau hatte einen Geschmack, während der Mann einen andern hatte. Der Mann fand unter Anderm ein sonderlich Behagen an Lammfleisch, und einst in einer schönen Morgenstunde bekam er den despotischen Einfall, Lammfleisch für den Mittagstisch zu decretiren. Die Frau gehorchte — denn „Gott bewahre! Er war ja Herr in seinem Hause, aber . . . ." aber sie gehorchte auf ihre Weise. Mittags erhielt der Herr Gemahl ganz richtig gekochtes Lammfleisch — aber es ward mit Sauerkohl servirt. Am Tage darauf bekam er gebratenes Lammfleisch — ebenfalls mit Sauerkohl, am dritten Tage aufgewärmtes Lammfleisch, gleicherweise mit Sauerkohl, dann grillirtes, dann fricassirtes, dann ragoutirtes und variirtes Lammfleisch, den einen Tag nach dem andern, doch immer und ewig mit Sauerkohl. — Da haben Sie das Princip, meine Damen und Herren! Auf diese Weise kann der festeste männliche Wille nach und nach dahin gebracht werden, jedes Recht aufzugeben, denn — wie das schwedische Sprichwort sagt: Männermuth überwindet Alles — nur keinen Sauerkohl.

Wir kommen jetzt zum seidenen Pantoffel. Er ist meist den Betreffenden unbemerkbar und den Beobachtern unsichtbar und deßhalb zum Theil unwiderstehlich, unvermeidlich und unbeschreiblich. Alles, was ich Ihnen von ihm erzählen kann, beschränkt sich darauf, daß er mit Rosen und Vergißmeinnicht gestickt und aus Liebe, Küssen, Koketterie, Scherz, Launen und Listen gewirkt ist. Wenn der Weltbeherrscher die engen lackirten Schuhe des Junggesellenstandes ausgetreten und die schweren dickbesohlten Stiefel des Hagestolzenthums abgetragen hat, dann befinden sich seine Hühneraugen so unschreiblich wohl in den weichen seidenen Pantoffeln des Ehestandes, daß er es gar nicht bemerkt, wie sie seinen Fuß lenken. Während der Unterthan des hölzernen Pantoffels zitternd gehorcht, „weil er nicht anders kann," und derjenige des ledernen Pantoffels seufzend sich in Alles findet „um des lieben Hausfriedens willen", ergiebt der Mann

mit dem seidenen Pantoffel sich lächelnd auf Gnade und Ungnade, „weil es ihm unmöglich ist, seinem Frauchen Nein zu sagen" — und je kindlicher, kindischer und unerfahrener die Frau ist, je gewisser der Mann seiner Ueberlegenheit in jeglicher Hinsicht zu sein meint, desto dünner ist auch der Damoklesfaden, an welchem der Pantoffel über seinem Throne hängt.

Es ist ein unbegreifliches Versehen der alten Künstler, welche den Herkules hinterm Spinnrocken dargestellt haben, daß sie seine Besiegerin als ein gewaltiges, kräftig gebauetes Weib abbildeten — im Gegentheil: Omphale ist sicherlich ein kleines kindliches Wesen von fünfzehn, sechszehn Jahren gewesen, sonst hätte sie nie den Helden dazu vermocht, mit dem Werg zu spielen. Es hieß natürlich: „Kleiner Herkules! Du begreifst es nicht, wie göttlich du dich am Spinnrocken ausnimmst! Spinne doch ein Bischen!" — und dann spann er, bis Omphale allen Ernstes sich der Keule und der Löwenhaut bemächtigt hatte. Gerade so erging es dem Könige Salomo. Seine kleinen heidnischen Odalisken schmückten sein weißes Haupt mit soviel Blumenkränzen, daß er zuletzt nicht aus den Augen sehen konnte, und dann umschlangen sie ihn mit Rosenguirlanden und zogen ihn im Triumph hin an ihren Altar. Es half zu nichts, daß der weise König auf einmal schalt und lachte: er mußte an ihren Kindereien Theil nehmen und Narrenstreiche vor einem Götzenbilde machen. Es war ja nur Tollheit! Allein bevor er sich dessen versah, hatte er geopfert — der Astarte geopfert, und wissen Sie, meine Herren, wer Astarte war? Es war eine entsetzliche phönicische Göttin, deren Sandalen auf ein Haar aussahen wie — Pantoffeln! — Seht euch in den Spiegel, Ihr Ehemänner! Ihr seid sehr weise, das wissen wir sehr wohl. Aber Ihr seid nicht weiser als König Salomo, Herkules und Marlborough! Es ist kein Einziger unter Euch, der an Astarte glaubt, — Salomo that das auch nicht — aber dessenungeachtet habt Ihr doch Alle ihr geopfert — Alle ohne Ausnahmen! — Es sind zwei Worte, die Ihr vielleicht vergessen habt, und also lautet die Zauberformel: „Um meinetwillen!" — gedenket dieser und dessen, was sie ausgerichtet haben und ihr werdet Eure Schwäche eingestehen! — Es nützt zu nichts, daß der Mann Alleinherrscher über den Geldschrank, Freiherr über seine Tabakspfeife und Disponent über den Hausthürschlüssel ist: deshalb kann er doch unter dem seidenen Pantoffel stehen. Die Frau kann ihn sehr gut davon überzeugen, daß Tabaksdampf das Wohnzimmer ungemüthlich macht, daß Kartenspiel ein Mord der Geselligkeit, daß der Club ein passendes Asyl ist für obdachlose Hagestolze, doch nicht für Familienväter, daß ein ordentlicher Gatte auf den Glockenschlag sowohl Mittags wie Abends zu Hause sein müsse u. s. w. — und alles dieses, ohne daß vom Pantoffelwesen die Rede wäre; denn sieht der Mann ein, daß alle die Behauptungen richtig sind, dann handelt er ja nach der eigenen Ueberzeugung, indem er sie respectirt. Kann die Frau ihn aber dazu bringen gegen seine Ueberzeugung „um ihretwillen" nur zwei Strohhalme über Kreuz zu legen, dann ist es aus mit ihm, wie mit König Salomo: er hat der Pantoffelgöttin geopfert, ihr seine Ueberzeugung geopfert und folglich sich der Abgötterei schuldig gemacht. — Und man thut das so leicht! — War da z. B. der Republikaner Bernard: er war rother Freiheitsheld, sang die Marseillaise vom Morgen bis an den Abend und duldete kein Joch auf seinen Schultern — nicht einmal ein Paar Hosenträger. Seine Braut die kleine Nini, hatte trotzdem ihm ein Paar gestickt, und das schenkte sie ihm zu seinem Namenstage. Er fand

sie natürlicher Weise reizend und versprach sie gut aufzubewahren. Nein! das war nicht die Meinung: er sollte sie tragen. Schönen Dank, aber er brauche nie Hosenträger. Süßer Bernard warum nicht? — Weil sie mich geniren! — Der Undankbare! Diese Hosenträger sollten ihn geniren, diese Hosenträger, auf welche die arme Nini so manche Mitternachtsstunde bei der Lampe verwandt hatte — diese Hosenträger, an welchen jeder Stich ein Liebeshieroglyph war. Es traten zwei große Thränen in ihre schönen schwarzen Augen — es ward ihr weich ums Herz. „Bernard! Um meinetwegen könntest du gern . . . . .“ „Nini um deinetwillen gehe ich den Tod“ — und so ging er in die Hosenträger! Aber es war ein wenig Seide übrig geblieben und die mußte verwendet werden, deßhalb stickte die Kleine ihm später ein paar allerliebste Pantöffeleindhen und zu allerletzt eine — kleine schelmische Nachtmütze. Armer Bernard! Er trug es Alles, denn Nini hatte den Zauber entdeckt, der in den Worten „um meinetwillen“ liegt und sie vergaß nie diese Entdeckung.

Ja meine Herren Verliebten! Hüten Sie sich vor diesen Worten. Sie waren es, die dem Simson die Tonsur gaben und den Alexander dazu brachten, Persepolis in Brand zu stecken. Hüten Sie sich! — Nun sind Sie gewarnt. — Ihnen, meine Herren Ehemänner — wahrscheinlich auch Ihnen, meine Herren Verlobten — kömmt meine Warnung-vielleicht zu spät. Nun wohl! Lassen Sie mich denn versuchen, Sie mit dem auszusöhnen, welches nun einmal nicht anders sein kann. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß der seidene Pantoffel eigentlich im Grunde nur ein anderes Emblem für die zauberische Macht ist, welche die Dichter sonst mit Amors Scepter und Hymens Rosenketten bezeichnen — er ist nur das Symbol des süßen Anhänglichkeitsverhältnisses an welches der Freiheitstroubadour Theodor Körner dachte, als er sang:

„Werde frei, wer elend werden mag!“

Sollte inzwischen dieser Trost nicht ausreichen, und sollten diese Wahrheiten welche ich hier ausgesprochen habe gegen ihre Absicht den einen oder anderen Dorn in den Rosenketten entblößt haben, dann bitte ich die verwundeten Eheleute, dieses Mißgeschick zu verzeihen — und da ich weiß daß die Zauberformel stark genug ist, um ihre Wirkung auszuüben, selbst wenn sie nicht von den rechten Lippen ertönt, so bin ich indessen gewiß, daß Sie Alle mit einander verzeihen — denn ich bitte Sie es zu thun „um meinetwillen!“

Historisches Schatzkästlein.

I. Wr. Wallensteins Horoskop. Im k. sächsischen Hauptstaatsarchive befindet sich unter mehreren, den Waldstein betreffenden Papieren auch das von dem berühmten Keppler, der zur selbigen Zeit an der Sternwarte zu Prag angestellt war, dem Waldstein im Jahre 1609 gestellte Horoskop, welches besonders als ein Zeugniß der psychologischen Auffassung des Charakters des Herzog von Friedland merkwürdig ist. Der Nativität ist der Stand der Gestirne zur Zeit der Geburt Waldsteins beigegeben. Ueber den aus dem Stande der Sterne zu entziffernden Charakter des Friedländers läßt sich Keppler folgendermassen vernehmen.

„Von diesem Herrn mag ich in Wahrheit sagen, daß er ein wachendes, aufge-

munterles, embsiges unruhiges Gemüth habe, allerhand Neuerungen begierig, dem gemeines menschliches Wesen und Handel nit gefallen, sondern der nach neuen unversuchten, seltsamen Miteln trachtet, doch viel mehr in Gedanken habe, als er äußerlich sehen und spüren läßt. Der Saturnus im Aufgange machet müßige, melancholische allzeit wachende Gedanken, Alchymiom, Magiam, Zauberei, Geisterglauben, Mißachtung menschlicher Gebote und Sitten, auch aller Religionen, er macht auch argwöhnisch und mißtrauisch, als wenn alles was Gott und die Menschen thun, nichts als lauter Betrug und viel anderes dahinter wäre als man vorgiebt, und weiln der Mond verworfen steht, wird ihm diese seine Natur zu einem merklichen Nachtheil bei denen mit welchen er zu conversiren hat, gedeihen, so daß er für einen verschlossenen, leichtschätzigen Unmenschen wird gehalten werden. So wird er auch unbarmherzig, ohne brüderliche oder eheliche Liebe seyn, niemaudt achtend, nur ihme und seinen Wollüsten ergeben, hart gegen seine Unterthanen, an sich ziehend, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend, oft ungestüm, auch streitbar, unverzagt, Weib und Mann beisammen, wiewohl Saturnus die Einbildungen verderbt, daß er oft ohne Ursach Furcht hat.

Es ist aber das beste an dieser Geburt, daß Jupiter darauf folget, und hoffen läßt, daß sich mit reiferem Alter die meisten Untugenden abwetzen, und also diese seine ungewohnliche Natur zu hohen wichtigen Sachen fähig werden, denn nebst diesen (Eigenschaften) lassen sich bei ihm auch sehen großer Ehrendurst, und Streben nach zeitlichen dignitaeten und Macht, wodurch er sich viel große und heimliche Feinde machen aber denselben meistentheils obsiegen wird. Diese Nativität hat viel gemein mit der des gewesenen Canzlers in Polen, der Königin in England und anderen dergleichen, die auch viel Planeteiben Auf- und Niedergang um den Horizontem herunter stehen haben, derohalben kein Zweifel ist, wofern (daß) er zu hoher dignität, Reichthum und nachdem er sich zu einer Höflichkeit schicken würde, auch zu stattlicher Heirath gelangen wird.

Und weil Mercurius so genau in opposito Jovis stehet, will es das Ansehen gewinnen, als werde er einen besonderen Aberglauben haben, und dadurch eine große Menge Volks an sich ziehen, oder sich etwa einmal von ein Rott, so malcontent, zu einem Haupt- und Rädelführer aufwerffen lassen.

Zu den im weiteren Verlauf des Horoskops angeführten „Von Unterschiedlichen Zeiten" hat der Friedländer eigenhändig Bemerkungen an den Rand geschrieben, ob die Vorhersagungen auch wirklich und wie sie eingetroffen sind.

(Helbig, Kaiser Ferdinand und Waldstein)

I. Wr. Ordre de bataille in Knittelversen. Suwarow dictirte im Herbst 1799 dem Generalquartiermeister Weyrotter in seine Schreibtafel wörtlich folgende Disposition:

„20. September die Tragthiere bereit!
„21. „ zieht Rosenberg zum Streit
„22. „ folgt Dürefelden zur Schlacht
„24. „ ist Gotthardsberg erobert mit Macht.
So haben wir durch Säbel und Bajonett
Die Schweiz vom Untergang errett.

I. Wr. Aechte Soldaten-Antwort. Als Max Emanuel Carmagnola im Jahre 1691 belagerte, ließ der Festungscommandant Marquis du Plessis Beiliére aus besonderer Hochachtung für den Churfürsten denselben fragen: wo er sein Quartier habe um darnach Befehl zu geben dorthin nicht zu feuern. Max Emanuels Antwort war: „Im Lager!" „Aber wo?" fragte der abgesandte französische Offizier. — „Ueberall" war des Churfürsten Antwort.

Notizen.

.. Der Salzburger Zeitung geht von dem eifrigen Gelehrten von Köchel folgende interessante Mittheilung zu: „Freunden von W. A. Mozarts Musik dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß es mir im Laufe meiner Forschungen geglückt, unter den Schätzen der k. Hof- und Staatsbibliothek in München ein nicht bekanntes, nirgends verzeichnetes Autograph W. A. Mozart's zu entdecken. Es ist dies die italienische Bravour-Arie für Sopran „Tra cento affanni e cento", welche der autographen Ueberschrift zufolge der vierzehnjährige Mozart im Jahre 1770 zu Mailand schrieb, während er dort im December seine vierte dramatische Composition, die Oper „Mitridate Rè di Ponto" mit ausgezeichnetem Erfolge zur Aufführung brachte. Bei Gelegenheit dieser Notiz stelle ich an alle glücklichen Besitzer Mozartischer Autographe das Ansuchen, durch freundliche Mittheilung derselben zur Förderung meines der Veröffentlichung nahe rückenden kritischen Verzeichnisses sämmtlicher Tonwerke W. A. Mozart's beitragen zu wollen. Den verehrlichen Zeitungs-Redactionen, welche diese Mittheilung in ihre Blätter aufzunehmen geneigt sein sollten, werde ich der Sache willen zu besonderem Danke verpflichtet sein. Salzburg, 28. August 1860. Ludwig Ritter v. Köchel, k. k. Rath, Nonnthal 37."

— — Ein englischer Gelehrter, Prof. Way, hat ein neues elektrisches Licht erfunden, das alle früheren Entdeckungen an Intensität übertrifft. Die Weiße des Lichts kann nur mit der der Sonne verglichen werden. Das Licht wird erzeugt durch die Wirkung einer elektrischen Batterie auf eine bewegliche Säule Quecksilber. Bei einem am 7. August auf einer Yacht gemachten Versuche erschienen alle Lichter in Cowes auf der Insel Wight düsterroth. Mit bloßem Auge konnte man in das am Vormast hängende Licht nicht sehen, obgleich nicht größer als ein Pfennigstück erschien.

. Charles Dickens arbeitet an einer neuen Novelle, welche abermals in Monatsheften zu je 1 Shilling erscheinen soll. „Das ist", bemerkt „Leeds Mercury" dazu, „die profitabelste Art der Herausgabe; Dickens frühere Novelle „Bleak House," die in 20 Monatsheften erschien, hat ihm nicht weniger als 40,000 Pfd. St. eingebracht."

* In der Stadt Jakobshagen in Pommern lebe ein Greis, welcher, 117 Jahre alt, noch so rüstig ist, daß er täglich ½ Meile zurücklegen kann. Auch das Augenlicht dieses Greises ist noch so stark, daß er bequem liest. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges 1756 war dieser Mann schon 13 Jahre alt.

.. Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung läßt Schiller's „Wilhelm Tell" in einer Prachtausgabe drucken und in 30,000 Exemplaren der Nationallotterie zum Geschenke machen.

.. (Todesfälle.) Der rühmlich bekannte Joseph de Fabris, Generaldirector der päpstlichen Museen und Galerien, ist am 22. August in Rom gestorben. — In Tübingen ist am 26. d. Mts. der vormalige Musikdirector an der dortigen Universität Dr. Fr. Silcher in hohem Alter gestorben. Dr. Silher hat sich um seine Kunst vielfache Verdienste erworben, Sein Loreleylied und anderes sind in allen Gesangsvereinen bekannt.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.


16. Septemb. 1860.

Unterhaltungsblatt zur Neuen Münchener Zeitung

I. Jahrgang. Nro. 14.

Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung“. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noë.

I.

An einem schönen Sommertage des Jahres 179* begegneten sich zwei junge Leute auf einer Straße Leipzigs. Der eine war ein großer, starkgebauter Jüngling von 23 Jahren. Seine blonden Locken, lichtblauen Augen, breite Brust, wie sein kräftiger, obwohl nicht leichter und graciöser Gang, schienen anzudeuten, daß er aus dem Norden stamme. Der andere war ein Jüngling von fast demselben Alter, jedoch von sehr verschiedenem Aeußeren. Er war etwas unter Mittelgröße, ziemlich zart, doch wohl geformt. Seine lichtbraunen Locken und großen blauen Augen, machten ungewiß, ob sein Vaterland im Süden oder Norden zu suchen sei. Er hattte ein hübsches anziehendes Gesicht, welches mehr Hang zur Freude, als zum Ernste verrieth. Seine Bewegungen waren leicht und anmuthig, und ließen vermuthen, er habe seine Jugend in den besseren Kreisen der Gesellschaft verlebt. Beide waren mit besonderer Sorgfalt gekleidet, und es war deutlich zu bemerken, daß sie durch ihr Auftreten aufzufallen suchten.

Der letzt Genannte schritt seinem Freunde mit besonderem Eifer entgegen, faßte ihn bei der Hand und sagte in einem Tone, der seinen Wunsch nach einer Unterredung über eine höchst wichtige Sache verrieth: „Nun Gustav wie stehts mit dem Befinden der Muhme, der alte Doctor in Bergen dort hat ihr doch wohl Medicin geschickt, sie zu curiren?

„Nicht das Mindeste“, antwortete der Angeredete mißmuthig. „Hast du denn Nichts erhalten, Fritz?“ fuhr er fort. „Du hast ja doch an deinen alten Vormund geschrieben, und ihm deine Lage so hingestellt, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.“

— Ja du kannst dich darauf verlassen, ich habe es kräftig gemacht. Ich habe bei der Sache hauptsächlich die Seite hervorgehoben, von der ich den größten Eindruck auf ihn erwartete, nämlich, daß ich ohne schleunigste Hilfe alsbald festgesetzt würde, zur unauslöschlichen Schande meines hochadeligen Geschlechts. Aber obgleich ich schon seit drei Wochen Antwort haben könnte, habe ich doch noch keinen Buchstaben gesehen. Was fangen wir da an? fuhr Fritz fort. Ich muß heute Abend Geld haben auf dem

Ball, von dem ich nicht wegbleiben kann. Du mußt jetzt bei dem alten Salomon Anstalten treffen.

Ich habe es bereits versucht, sagte Gustav, aber das Unglück will, daß der Alte daheim durch seinen Spion hier, den langweiligen höflichen Schmidt, dem Salomon hat erklären lassen, er würde seine Forderung verlieren, falls er mir noch einen Schilling mehr liehe. Ich weiß jetzt keinen anderen Rath, als wieder nach Haus zu schreiben, und das Herz des Alten durch eine rührende Buß- und Besserungsgeschichte zu erweichen; unterdessen müssen wir eben an den Tatzen saugen, wie unsere norwegischen Bären im Winter. Wenn ich nur meiner zärtlichen, sentimentalen Mutter einen Brief in die Hände practiciren könnte, so würde sie wohl Mittel schaffen; aber den dummen Postmeister hat der Alte ganz in der Tasche, und er liefert ihm jeden Brief aus, und keiner geht ungelesen an meine Mutter, besonders wenn er von meiner Hand ist.

An der Tatze saugen, sprach Fritz ärgerlich, das kann gut genug für zottige Bären sein, aber das thut nicht gut für Burschen, wie wir, die unsere goldene Jugend genießen wollen, ehe wir eingepfercht werden, du in deinem Comptoir und ich in einer oder der anderen Höhle von Rentamt oder Kanzlei. Und der Ball heute Abend?

Darauf müssen wir verzichten, sagte Gustav mit Resignation.

Unmöglich eiferte Fritz. Dorthin kommt, ich weiß es bestimmt, mein kleines süßes vis à vis, und ich soll davon bleiben? So kannst du mit deinem Bergener Temperament, halb Fisch, halb Eis, sagen, aber ich gehe lieber zu Grund, als daß ich daheim bleibe. Kannst du nicht begreifen, daß es mir unmöglich ist, sie als Gegenstand der allgemeinen Bewunderung auf dem Balle zu wissen, und da zu sitzen und ausgeschlossen zu sein, sie zu sehen, mit ihr zu reden, mit ihr zu tanzen, nur weil mir ein Paar lumpige Gulden fehlen? Hast du denn gar kein Gefühl für meine Leiden, wenn ich sie so hinter den herabgelassenen Vorhängen sich zu einem Balle ankleiden sehen müßte, wohin ich nicht kommen könnte? wenn sie so unter ihren Kleidern, und ihrem Kopfputz wählte, um den herauszufinden, von dem sie glaubte, er gefalle mir am besten — und doch ihr nicht sagen können, wie herrlich sie meinen Geschmack getroffen hat! Wie sollte ich es aushalten können, zu sehen, wie sie die Treppe herabkommt in ihrem weißen, rothen oder blauen Kleid — Gott weiß in welchem! aber sie wählt gewiß das rothe, das ich auf dem letzten Balle so sehr bewunderte — und wie sie mit dem herrlichsten Blumenkranze in den harrenden Wagen steigt, während sie noch einen flüchtigen Blick auf mein Fenster wirft und zu einem Balle fährt, auf den ich aus Mangel an Geld nicht kommen kann. Ist denn nicht soviel warmes Blut in deinen Bergener Adern, daß du fühlen kannst, es wird dieß mein Tod werden? Siehst du nicht ein, daß es gerade soviel heißt wie einen Mord begehen, wenn man einem nicht hilft, der im Wasser liegt und auf dem besten Weg ist, zu ertrinken?

Was hilft es denn, dein Elend zu fühlen, wenn ich keine Mittel habe, dir zu helfen? sagte Gustav ruhig. Uebrigens glaube ich, du stirbst eher im Feuer als im Wasser.

Aber so gib mir doch einen Rath, sagte Fritz.

Kannst denn auf deine Uhr bei Salomon oder einem anderen Juden nicht ein paar Gulden entleihen?

Meine Uhr, sagte Fritz, als ob die nicht schon seit langer Zeit in Salomons

Kasten läge! Ich habe nur noch die Kette mit den vier Petschaften, aber von der kann ich mich nicht trennen, weil sie sie vermissen würde. Sie hat die Kette und die Siegel so oft bewundert, daß es gerade wie eine Falliterklärung — nicht wahr so heißt ihr es in der Kaufmannssprache — wäre, wenn ich ohne sie käme. Es war übrigens eine herrliche Idee, die du mir da gegeben hast. Leihe mir deine Uhr nur auf kurze Zeit um sie irgendwo als Pfand einzusetzen, so machst du mich glücklich, und in einigen Tagen bekommst du deine Uhr wieder zurück. Du gehst ja so nicht auf den Ball, sondern leckst an den Tatzen, wie die nordischen Bären.

Fritz! Fritz! du bist doch gar zu leichtsinnig! sagte Gustav, du weißt ja, daß diese Uhr ein Geschenk meiner Eltern an meinem Confirmationstage war, und daß ich mich aus Pietät nicht der Gefahr aussetzen kann, sie zu verlieren.

Ach, mit deiner Pietät, sagte Fritz, ist nicht die Uhr Uhr, woher du sie auch bekommen hast? — und außerdem weißt du ja, daß du sie nicht verlierst, sondern wieder erhältst sobald wir wieder Geld haben. Ist es nicht größere Pietät, das Leben eines Freundes zu retten, als deine Confirmationsgabe vor der Berührung einiger Judenfinger zu bewahren?

Du bist ein Narr mit deinem Sterben, sagte Gustav, davor ist mir nicht bange. Bevor wir jedoch weiter von deiner Rettung sprechen, will ich wissen, was du mit dem Mädchen, für das du da schwärmst, eigentlich vor hast. Ist es wirklich aufrichtige Liebe welche du für sie hegst, oder ist es eine deiner Flugliebschaften, die mit dem ersten Kuß verraucht? Sie ist ein artiges Mädchen von achtbarer Familie und ich will nicht dazu beitragen, daß du ihre Zukunft mit falschen Hoffnungen zu Grunde richtest. Daß du Unglück stiftest, das traue ich gerade deinem Charakter nicht zu, denn der ist ehrlich, wiewohl im höchsten Grade leichtsinnig.

Ob ich sie aufrichtig liebe, sagst du — ich denke an sie Tag und Nacht, ich sehe sie im Traume, meine Augen verlassen niemals den Vorhang, hinter dem sie sitzt und mit ihren niedlichen Fingern stickt, und wenn sie da einen Blick herüber zu mir wirft, da durchfährt es meine Nerven, wie ein elektrischer Funke; ihre Stimme klingt mir süßer als die Liebesgesänge der Nachtigall; wenn sie auf die Straße tritt, erscheint sie mir als eine Grazie von Zephyren getragen, ohne die kleinen, zierlichen Füßchen zu bewegen. Und das nennst du nicht aufrichtige Liebe —

Das thue ich nicht, sagte Gustav, sondern nenne es romantische Schwärmerei. So ungefähr hast du auch deine Gefühle für deine früheren Inclinationen beschrieben, aber wie lange dauerte der Taumel? Ich habe keine Erfahrung über die wahre Liebe, und verlasse mich nicht auf die Beschreibungen der Poeten, aber ich glaube, sie muß ihre Wurzel in etwas Anderem haben, als in dem was mit den Augen erfaßt oder durch die Phantasie geschaffen wird. Sie muß ihren Ursprung in einem Gefühle haben, das in ruhige Ueberzeugung übergeht, und nicht von den Eingebungen des Augenblickes geleitet wird. Ist dein Gefühl für die Nachbarin von dieser Art? Du kennst sie ja nur aus Ballconversationen und weißt von ihr nur, daß sie Charlotte F. heißt, eine leichtsinnige Mutter hat und vaterlos ist.

Ach Gott! sagte Fritz, was bist du doch so unerträglich vernünftig, und nebenbei wieder albern. Kannst du denn nicht begreifen daß ich alles was du da sagst, heute Abend auf dem Balle ergründen will? Leihe mir nur deine Uhr, so sollst du

sehen, wie ich zu den unwiderleglichsten Resultaten komme. Kannst du es vor deinem Gewissen verantworten, mich die beste Gelegenheit, ein vernünftiger Mensch zu werden, verlieren zu lassen? oder ist deinen Adern nicht ein Tropfen warmes Blut mehr als in einem Bergener Stockfisch?

Du bist unverbesserlich, Fritz, sagte Gustav, du weißt nur zu gut, daß ich die Schwachheit habe, für die ich oft genug büßen mußte, meinen Freunden nie ein Nein entgegen setzen zu können, aber es ist unverantwortlich von dir, dich darauf zu stützen. Da hast du meine Uhr, doch du gibst mir dein Wort darauf, daß du nicht mehr als 10 Gulden darauf entleihst. Du wirst mich im rothen Bierhause treffen, wo ich mir ein Butterbrod und ein Glas Bier geben lassen will, denn ich bin jetzt in den Fasten.

Fritz eilte mit der Uhr fort; Gustav machte noch einen Spaziergang bevor er sich in das Bierhaus begab, doch untersuchte er vorher seine Tasche und fand, daß ihr Inhalt sich noch auf anderthalb Gulden belief.

Der Leser kann mit Fug fragen, wer diese zwei Freunde, die wir am Thore zusammentreffen ließen, eigentlich sind? Wir wollen eine kurze Skizze von ihnen geben. Wir müssen uns natürlich auf einige Züge beschränken, die mehr dazu dienen, eine Vermuthung von dem zu erwecken, was sie einst werden, als eine Vorstellung von dem was sie sind; in seinem 23. Jahre hat man noch keine Geschichte, und selbst Vermuthungen sind ungewiß, den der junge Baum läßt sich von allen Winden beugen, wie die junge Birke, die im Walde unter Tannen wächst, wenn die beschattende und schützende Tanne abgehauen. Der Eigenthümer kann sich freuen, wenn sie unter dem niederdrückenden Sturm sich nur beugt, um sich wieder zu erheben, und zu einem kräftigen Baume heranzuwachsen und unter der Last, welche sie nicht ertragen kann, nicht zersplittert.

Gustav Mor war der Sohn eines vermöglichen Kaufmanns in Bergen. Seine Jugendbildung hatte er in der Lateinschule seiner Vaterstadt genossen, die er durch alle Klassen besuchte, und welche er nur verließ, um die Universität in Kopenhagen zu beziehen, wo er seine zwei Examina, obgleich nicht für eine amtliche Laufbahn, sondern für den Handel bestimmt, ehrenvoll bestand. Der Bergener Handelsstand zeichnete sich zu jener Zeit ehrenvoll vor den übrigen nordischen Handelsstädten hinsichtlich seiner Erziehungsansichten aus, indem man es allgemein für nützlich, ja für nothwendig hielt, sich in jeder Lebensstellung, vielleicht sogar am meisten im ausgebreiteten kaufmännischen Leben eine gediegene Bildung anzueignen. Es war demnach nicht selten, daß ein Bergener Kaufmann seinen Sohn ein Gymnasium bis zu Ende besuchen ließ, ohne ihn deßhalb für die Universität zu bestimmen.

Die zum Handel bestimmten jungen Kaufmannssöhne wurden dann gewöhnlich nach Deutschland oder Frankreich geschickt, um ihre erworbenen Sprachkenntnisse zu erweitern und sich mit den Handelsverhältnissen in anderen Ländern bekannt zu machen, Anders verhielt es sich in den übrigen Handelsstädten. Mit höchst mittelmäßigen Schulkenntnissen versehen, wurden die jungen Leute auf ein paar Jahre in eine oder die andere englische Pensionsanstalt geschickt und kehrten mit englischen Kleidern, einigen schlecht nachgeäfften englischen Sitten und tüchtigen Schulden, von denen der Herr Papa so lange wie möglich nichts erfahren durfte, zurück — und die Erziehung des jungen Mannes war vollendet. Das ging nun damals mitunter recht gut, denn der Handel im östlichen Norwegen war im höchsten Grade mechanisch, und verlangte außerhalb seines en-

gen Kreises nicht viel Wissen. Jetzt haben die Verhältnisse den Unterschied ausgeglichen, und die Erwerbung tüchtiger Kenntnisse für den Handelsstand ist jetzt im ganzen Lande als nothwendig anerkannt.

Gustav Mor hatte sich zwei Jahre in Frankreich auf einem Comptoir aufgehalten, und war ein Jahr in Deutschland, als wir ihn und seinen Universitätsfreund Fritz B. in Leipzig trafen. Gustav war ein Mensch von guten Anlagen und offenem, redlichem Charakter. Sein Herz war der Freundschaft leicht zugänglich, die er vielleicht zu rasch anknüpfte, indem er sich von gewissen ansprechenden gesellschaftlichen Talenten leicht hinreißen ließ, was sich nicht mit den Eigenschaften vereinbaren läßt, auf die sich Freundschaft gründen soll. Er war keineswegs ausschweifend, hielt aber, wie man zu sagen pflegt, in Gesellschaft lustiger Brüder gerne mit. Seine Freunde dieser Art benutzten nur zu oft seine Schwachheit, ihm gegenüber eine gewisse protectorische Ueberlegenheit in ökonomischer Beziehung zu beanspruchen, weßhalb er gern ihren Schmeicheleien über den Reichthum seines Vaters sein Ohr lieh, und Geld unter sie verschwendete, bis der Bevollmächtigte seines Vates die Weisung erhielt, die Quelle versiegen zu lassen und weiterer Verschwendung zu steuern. Die Geldverlegenheit, in welcher wir ihn am Beginne unserer Bekanntschaft treffen, war ebenso keine Folge eigener Unregelmäßigkeit, sondern seiner sogenannten Freundschaft, eines Wortes, das leider von jungen leichtsinnigen Leuten so oft mißverstanden und mißbraucht wird.

Fritz B. war der Sohn einer adeligen dänischen Familie. Sein Vater war Deputirter in der Reichskanzlei und Conferenzrath, seine Mutter eine stockadeliche Dame aus einer gräflichen Familie Holsteins. Er selbst war Candidatus juris mit der Note Laudabilis, gewiß nicht wegen seiner gründlichen Kenntnisse, sondern wegen seinen ausgezeichneten Anlagen und der Schonung, mit welcher junge Leute von Adel damals auf der Kopenhagener Universität behandelt wurden. Man ging dort von dem Satze aus, sie, weil sie nun doch einmal ausersehen waren, dereinst wichtige Aemter zu bekleiden, besser durch Schonung zum Studium zu locken, als sie durch dieselbe Strenge, mit der man bürgerliche Examinanden behandelte, vom Lernen abzuschrecken. Er war, was man so nennt, ein ächter Löwe, machte viel Aufsehen und Schulden, stritt mit jedem Alter und Rang, hatte in jeder Straße Liebesintriguen, wechselte seine Geliebten wie seine Stiefel, und mußte gewisse Straßen gänzlich meiden, um nicht vorwurfsvollen Blicken und harten Worten verlassener Geliebten zu begegnen. Seine Gänge waren zuletzt auf einen ziemlich engen Raum eingeschränkt und der Rosenburger Garten, Friedrichsburg und die Lange Linie waren so zu sagen für ihn versperrt.

Bei alle dem war er „ein flotter Bursche“ in welchem Urtheil alles einig war, mit Ausnahme seiner früheren Geliebten und seiner gegenwärtigen Gläubiger. Es war allerdings zweifelhaft, ob sich dieß Urtheil auf die zuverläßigsten Prämissen stützte, aber die Billigkeit gesteht doch zu, daß man die Versuchung in Betracht ziehen muß, denen er zu widerstehen hatte. Er war ein ausgezeichnet schöner Jüngling mit einem Aeußern das mehr anzog, als imponirte. Er war unter Mittelgröße und schmal gebaut, doch konnte jedes Glied seines Körpers sich unbedingt der Kritik eines Künstlers unterwerfen. Sein Gesicht war offen, lebhaft und trug das Gepräge der Gesundheit, seine Augen dunkelblau, mit einem Ausdruck von Gedankenfülle und Schelmerei, doch ohne die geringste Bosheit. Er hatte einen beweglichen Sinn und spielenden Witz, der die Leute

leicht zu dem Glauben verleitete, er sei in allen Materien, über welche er sich mit der größten Leichtigkeit verbreitete, mitten drinnen zu Hause. Seine braunen Locken waren à la Titus abgeschnitten und dienten nur dazu, die Damen mit der französischen Revolution, die Perrücke, Zopf und Puder entfernt hatte, zu versöhnen. Er hatte auch musikalische Talente, und war der erste Tänzer der Schützengesellschaft. Daß er mit all diesen Eigenschaften leicht Zugang in alle Gesellschaften fand, selbst wenn die Stellung seines Vaters ihn nicht unterstützt hätte, läßt sich ebenso leicht begreifen, als daß er mit seinem leichten Sinn lieber Zerstreuungen suchte, als ernste Studien, die er zu Entschuldigung seiner Trägheit nur als spießbürgerliche Pedanterien anzusehen vorgab, welche Leuten von Genie nur den freien Schwung des Geistes hemmten. Es war fast keine, besonders keine Damen=Gesellschaft, zu der er nicht geladen war, und wohin er nicht kam, und überall wurde man ihm hold. Die Mütter priesen seine Talente und Liebenswürdigkeit, die Töchter schlugen ihre Augen nieder, wenn er sich näherte und errötheten, oder suchten zu erröthen, die Väter zuckten die Achseln und meinten, es könne noch ein braver Mann aus ihm werden, wenn er einmal gesetzter würde, und die Löwen rümpften die Nasen über ihn und sagten, wenn er es nicht hören konnte, er sei ein Windbeutel und ein Narr.

Wie Fritz B. und der mehr zurückhaltende und minder talentvolle Gustav Mor so vertrauliche und aufrichtige Freunde werden konnten, schiene befremdend, wenn es nicht ein Erfahrungssatz wäre, daß verschiedenartige Elemente gerade sich am festesten aneinander schließen. Der erste Grundstein zu ihrer Freundschaft wurde auf der Examenbank gelegt, wo sie zufällig Nebenmänner waren, und wo Gustav Gelegenheit hatte, seinem unbekannten Nachbar einige Hülfe im lateinischen Styl zuzuschmuggeln. Erkenntlichkeit dafür und auch der Umstand, daß Gustav gegen Niemanden äußerte, daß er diesen Dienst geleistet habe, bewirkten, daß sich Fritz mehr und mehr an Gustav anschloß und sein munterer Sinn und unverkennbar liebenswürdiger Charakter machten auf Gustav, der selbst ein lebhaftes Gemüth besaß, einen wohlthuenden Eindruck.

Es glückte Gustav mehrmals Fritz in seinem Leichtsinn etwas zurückzuhalten, wenn er ihn von der sittlichen Verwerflichkeit seines Vorhabens überzeugen konnte, und oft mußte Gustav ihm aus seinen ökonomischen Verhältnissen, als besserer Haushälter, heraushelfen. Fritzens Familie betrachtete es als ein Glück für ihn, Freundschaft mit dem gediegeneren Norweger geschlossen zu haben, munterte das Verhältniß auf, und zog Gustav in ihren Cirkel.

Nach Verlauf eines Jahres verließ Gustav die Universität, um auf dem Comptoir seines Vaters sich vorzubereiten, mit Nutzen fremde Länder zu besuchen. Fritz setzte seine Studien fort und reiste, nachdem er sein Staatsexamen bestanden, nach damaliger Sitte und Gebrauch junger Dänen von Adel nach Deutschland, um auf dessen berühmten Universitäten zu studiren, oder sich wenigstens als Student einschreiben zu lassen. Die Trennung unterbrach das Verhältniß der jungen Freunde nicht. Sie unterhielten einen beständigen Briefwechsel und es wurde ihnen so leicht sich zu finden, als ihr Reiseplan im nördlichen Deutschland sich begegnete. Sie setzten dort ihren Umgang nicht allein fort, sondern der allzeit muntere Fritz sorgte auch dafür, daß sie dieselbe Lebensweise wieder von vorne begannen, die sie miteinander in Kopenhagen geführt. Gustavs Kasse, als die best versehene, mußte herhalten bis auch sie leer war.

Gustav saß nach Verabredung in der rothen Kuh — einem Kaffeehause zweiten

Ranges, wo die beiden Freunde immer erst einzuziehen pflegten, wenn die Kasse auf die Neige ging — und verzehrte sein Butterbrod und seinen Krug Bier. In der großen etwas finsteren Stube saßen vier junge Leute an einem andern Tische, die ihrem Alter und Aeußern nach Studenten zu sein schienen. Sie rauchten aus ihren kurzen Pfeifen — Cigarren waren damals noch nicht gebräuchlich — und labten sich gemeinsam an einer Bowle dampfenden Punsches. Die Conversation stieg, jemehr der Punsch in der Bowle sank, und es war namentlich Einer unter ihnen, der das Wort führte und von seinen wunderbaren Reiseabentheuern erzählend das laute Gelächter der Gesellschaft erweckte.

In einer andern Ecke der Stube saß ein Mann an einem kleinen Tische und rauchte seine Pfeife zu einer Tasse Kaffee. Sein Aeußeres mußte unfreiwillig Aufmerksamkeit erregen. Er war groß, breitschulterig, doch schlank und wohlproportionirt. Er hatte ein offenes, einladendes Gesicht, worüber indeß eine Wolke von Mißmuth zu ruhen schien, besonders wenn er seine großen tiefbraunen Augen aufschlug. Seine braunen Locken umwallten frei seine hoch gewölbte Stirn, seine Kleidung war von der bei Leuten der höheren Bürgersklasse allgemeinen Mode, doch ohne bemerkliche Gewähltheit. Er sah wie ungefähr 25 Jahre alt aus. In die laute Unterhaltung der Studenten mischte er sich nicht, sondern blickte hie und da verächtlich auf die lachende Schaar hinüber, wenn das tönende Orakel mit gar zu grobem Bombast aufwartete. Er und Gustav wechselten dann Blicke, welche ihr gegenseitiges Verständniß bezeugten.

Jetzt kam Fritz hüpfend herein, ging auf Gustav zu und klingelte mit dem Silbergelde in der Tasche, um ihm zu zeigen, daß die 10 Gulden abgeholt seien. Er setzte sich zu Gustav und rief „Kellner! — eine Flasche Moseler, Zucker, Wasser und zwei Gläser! Gustav sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, der bedeutete: wirst du nie klug? Fritz flüsterte ihm ins Ohr: Nun, Moralphilosoph, keine sauren Mienen! Deine Uhr ist in Ephraims Kasten wohl versorgt, denn an den sauertöpfischen Salomon mochte ich mich nicht wenden.

Der Kellner brachte den verlangten Moseler und beide Freunde waren stille Zuhörer der Unterhaltung an dem andern Tische.

In Kopenhagen, sagte der Vielschwätzer, hatte ich es ganz behaglich, wegen meiner muntern Laune und besonders weil ich mancherlei von meinen Reisen erzählen konnte. Als ich die allgemeine Unwissenheit über das Ausland bemerkte, machte ich mich daran die ungereimtesten Reiseabentheuer aufzutischen und die dummen Dänen nahmen Alles für baare Münze. So erzählte ich einmal in einer Gesellschaft, daß ich auf einer Winterreise in Rußland von Bären überfallen worden sei, die mein Pferd tödteten und es eilig verzehrten; ich hätte übrigens bemerkt, daß einer derselben sich in die Stränge des getödteten Pferdes verwickelt hatte, habe mich entschlossen auf den Bären loszuschlagen, worauf er mit dem Wagen davonlief und mich wohlbehalten in ein Dorf brachte, woselbst die Leute mir zu Hilfe kamen und den Bären tödteten, und dieß glaubte die ganze Gesellschaft. Ein donnerndes Gelächter belohnte diesen glänzenden Beweis der dänischen Dummheit. Einer der Burschen machte die Bemerkung, es wundere ihn daß die Dänen noch so dumm seien, indem er doch wüßte, daß eine große Anzahl Deutscher in Dänemark lebten, von denen sie einige Aufklärung erhalten könnten. Er habe selbst einen Onkel als Professor in Kopenhagen und es sei ein Mann von großer Gelehrsamkeit, soviel ihm bekannt sei.

Da hilft nichts, sagte der Erzähler, die Sache ist die, daß, außer ihrer natürlichen Dummheit, ihre Lebensweise es mit sich bringt, daß sie noch dümmer und immer dümmer werden, denn sie essen nichts anderes als Grütze, und Grütze macht bekanntlich dumm, weßhalb man auch in Deutschland einen dummen Menschen einen „Grützkopf" nennt.

Du bist wohl auch in Norwegen gewesen, meinte einer der Studenten, wie sieht es denn da aus?

Wie kann es wohl aussehen, antwortete der Prahlhans, in einem Lande, wo man mitten im Sommer bis an die Kniee im Schnee watet, wo die Einwohner in Schaffelle gekleidet sind und wo weder Getreide noch Obst wächst. Man lebt dort von Fischen, deren es eine ungeheure Menge gibt, und wofür sie sich von Deutschen menschliches Essen einzutauschen suchen. Es gibt auch einige kleine sogenannte Städte, die aus elenden Bretterhütten bestehen und wo Deutsche ihren Handel treiben. Man bekommt hier nichts Anderes zu essen, als Fisch und ein wenig Fleisch von wilden Ziegen, die auf den Gebirgen herumklettern. Ordentliche Fuhrwerke gibt es nicht, man muß sich mit räudigen Pferden, die nicht größer als Maulesel sind, zum Reiten behelfen; auf den Landstraßen wimmelt es von gefräßigen Bären und Wölfen, und von Sicherheit ist keine Rede ohne eine Escorte von Bewaffneten zur Abhaltung der Raubthiere. Das lächerlichste von Allem sind übrigens ihre sogenannten Bälle. Ich war auf einem solchen in einer Stadt, die Bergen heißt und dort nahe daran, mich zu Tod zu lachen. Stellt Euch vor, ein Saal von Thranlampen beleuchtet, daß es stank, nicht zum Aushalten. Die Herren erschienen in großen Wasserstiefeln, die Damen hatten kurze Schürzen von dickem Flanell, und das lange, gelbe Haar flatterte ihnen ohne alle Ordnung und Putz um die Ohren. Ich muß übrigens gestehen, einige davon wären noch angegangen, wenn sie nur gekleidet und nur ein wenig gescheiter gewesen wären.

Kein Gedanke, französisch oder deutsch mit ihnen reden zu können, da sie nur ihr barbarisches Geplauder wälschten. Ich hatte einen Bedienten zu mir genommen, der norwegisch verstand und mir ihr dummes Gewäsche verdollmetschte. Es ist merkwürdig, daß gar kein Verstand unter diese Halbwilden kommt, obgleich gar viele deutsche Kaufleute, natürlich lauter gebildete Leute, dort wohnen.

Das muß eine saubere Gegend sein, meinte ein Zuhörer — ich möchte wohl auch dorthin reisen.

Jetzt erhob sich Fritz von seinem Stuhle, trat an die jungen Leute hin und sagte: Meine Herren! Sie unterhalten sich, wie ich höre, mit Reiseabentheuern. Auch ich bin ein gutes Stück gereist, und will Ihnen erzählen, was mir einmal in England begegnete. Ich brachte die Jagdzeit bei einem reichen Lord zu, einem Freunde meines Vaters, um Theil an seiner Fuchsjagd zu nehmen. Man übergab mir ein gut dressirtes Jagdpferd mit der Weisung mich nur im Sattel zu halten und das Pferd gehen zu lassen, wie und wohin es wolle. Die Jagd ging nun über Stock und Stein, über Gräben und Hecken, und nichts schien die Eile meines Pferdes aufhalten zu können; da sah ich zu meinem Schrecken, daß die Jagd auf der andern Seite eines ziemlich breiten Flusses war, und daß das Pferd alsbald seinen Lauf gegen das Wasser, über welches keine Brücke führte, nahm. Ich versuchte herabzuspringen, aber das blitzschnelle Rennen des Pferdes machte es unmöglich. Nun hielt ich mich so fest, als möglich an,

und empfahl mich Gott, als der Hengst ins Wasser sprang, aber auf dem Boden unten fortlief bis er auf der andern Seite wieder heraufstieg und seine Jagd nach Füchsen fortsetzte. Ich war nun am nächsten daran, und schoß den Fuchs vor den Uebrigen, die den weiteren Weg über eine entlegene Brücke gemacht hatten und so zu spät kamen. Das sonderbarste war, daß das Pferd nicht über das Wasser schwamm sondern auf dem Boden, obwohl mir das Wasser mehrere Klafter über den Kopf ging, mit solcher Geschwindigkeit lief, daß das Zündpulver auf meinem Gewehr nicht naß wurde, und der Staub noch trocken auf meinem Ranzen lag, als ich aus dem Wasser herauskam. Nur im Gesicht war ich ein wenig feucht geworden.

„Was ist das für eine Historie, mein Herr!“ sagte der Großmaulige.

Das ist eine deutsche Historie, antwortete Fritz.

„Das ist ja eine Münchhausiade!“

Ja, Münchhausen war ein Deutscher, sagte Gustav.

„Wer sind Sie mein Herr?“

Ich bin ein dummer Däne, erwiederte Fritz.

Gustav erhob sich nun und betheiligte sich an dem Gespräche, theils um Fritz von weiteren Neckereien abzuhalten, theils um dem Windbeutel ein ernstes Wort zu sagen. Ich höre, sprach er, Sie sind in Bergen gut bekannt; da es meine Vaterstadt ist und ich längere Zeit nichts mehr davon gehört habe, interessirt es mich, Jemanden zu treffen, der kürzlich dort war. Sie haben vermuthlich die Familie Bauer kennen gelernt?

O ja, sehr wohl, antwortete das Großmaul, etwas verblüfft, auf eine Patrouille gestoßen zu sein. Ich kam sehr häufig in das Haus und kann Sie versichern, daß sich Alles wohl befindet.

Darf ich fragen sagte Gustav, ob Sie die Familie Wetwalken getroffen haben.

O ja, oft, sagte der Windbeutel der durch Gustavs ruhige, freundliche Anrede dreister wurde und den Eindruck seiner Erzählung zu mildern wünschte, das war eine für mich besonders interessante Familie, da sie aus Hamburg stammt, und aus sehr gebildeten Leuten bestund. Man bezeigte mir viele Höflichkeit und trug viel dazu bei, mir den Aufenthalt in Bergen angenehm zu machen.

Da können Sie mir vielleicht auch sagen, wie sich die Familie Prets befindet?

Gewiß, antwortete der Andere, sie befand sich sehr wohl und kam mir ebenfalls mit großer Zuvorkommenheit entgegen.

Ich danke für Ihre Mittheilungen, antwortete Gustav, muß Ihnen aber leider erklären, daß die von mir genannten, Ihnen so gut bekannten Familien, niemals in Bergen existirten und daß Sie folglich dieselben nicht gekannt haben können.

Der Lange war äußerst verblüfft, in eine solche Falle gegangen zu sein, griff aber, wie das meist geschieht, um seine Verlegenheit zu decken zur Grobheit. Er nahm eine entrüstete Miene an und schrie: Wie mein Herr! Sie wollen sagen ich habe gelogen?

Ich weiß nicht, antwortete Gustav ruhig, welche Gränzlinie Sie zwischen Wahrheit und Lüge ziehen, sondern bestehe darauf und werde beweisen, daß von Allem was Sie über Bergen und Norwegen überhaupt gesagt haben, kein Wort wahr ist, und daß Sie deutlich an den Tag legen, daß Sie nie in Norwegen gewesen sind.

Als die Gesellschaft nun sich drohend erhob, um sich in die Sache zu mischen, hörte Gustav in rein schwedischem Dialect sich zuflüstern: haben Sie fechten gelernt?

Gustav drehte sich um und gewahrte den einsamen Gast, der an dem kleinen Tische gesessen war, neben sich. Er antwortete: Nein, aber ich habe gute Fäuste.

Der Schwede wendete sich darauf in reinem Deutsch an die Versammlung „Meine Herren! Wir Alle sind aus den nordischen Reichen, und Ihnen, mein Herr, muß ich bemerken, daß Sie uns Alle beleidigt haben. Sie haben das dänische Volk, dessen Repräsentanten diese beiden Herren hier sind, sowie Ihre Kameraden, denen Sie solche Lügen ins Gesicht zu schleudern sich erdreistet haben, auf gleiche Weise beleidigt. Ich erkläre Sie für einen Lügner und bin bereit diese Behauptung auf jede Art, zu jeder Zeit und an jedem Ort, der Ihnen beliebt, zu vertreten. Meinen Namen und Wohnung finden Sie auf dieser Karte.

Er warf eine Karte auf den Tisch, wendete sich an Gustav und Fritz und sagte in bestimmtem Tone: „Kommen Sie, meine Herren, lassen Sie uns diesen Ort verlassen."

Die unbekannte Mittelsperson besaß jene augenblicklich imponirende Würde in Aeußerem und Stimme, die alsbald das Uebergewicht gibt und ihren Besitzern unwillkürlichen Gehorsam selbst dann verschafft, wenn man keineswegs zur Nachgiebigkeit geneigt ist und vielleicht in ruhigeren Augenblicken sich über seine Schwachheit ärgert.

Unsere zwei jungen Freunde folgten von dieser magnetischen Kraft gezogen ihrem unbekannten Genossen schweigend, sozusagen mechanisch auf die Straße, nachdem sie dem prahlenden Schwätzer, der verblüfft über den unangenehmen Erfolg seiner geistreichen Einfälle dastand, noch einen verächtlichen Blick zugeworfen hatten.

Draußen angekommen blieb Gustav stehen, und sagte wie aus einem Traum erwacht, zu seinem unbekannten Begleiter: „Mein Herr! die edle Weise, mit der Sie sich in einen für uns vorhin vielleicht verhängnißvollen Streit eingemischt haben und dessen unangenehme Folgen Sie großmüthig auf sich nahmen, macht es entschuldbar, wenn wir zu wissen wünschen, wem wir für diesen Dienst zu danken haben. Ehe wir auf die Erfüllung dieses Wunsches hoffen dürfen, ist es unsere Pflicht, Ihnen zu sagen, auf wen Sie Ihren Edelmuth verschwendet haben. Mein Freund hier ist Candidatus juris Fritz B. aus Kopenhagen und ich bin Gustav Mor, Handlungsreisender aus Bergen."

Ich danke Ihnen für ihre Zuvorkommenheit, antwortete der Fremde. Sie brauchten mich nicht zu überzeugen, daß ich jene Unannehmlichkeiten, von gebildeten Leuten abzuwenden suchte, deren Folgen besser in meiner Hand liegen, obwohl ich an ihrem Muthe nicht zweifle. Ich bin Schwede von Geburt, mein Name ist Karl Broström. Ich bin Privatmann und reise, um mir die Zeit und meine Erinnerungen zu vertreiben. Ich gehöre nicht zu den Kampfhähnen, die Händel suchen, hatte aber, als ich Sie als Männer des Nordens erkannte und die Wendung der Sache voraussah, befürchtet, Sie möchten etwa keine so geübten Fechter, wie jene Jenenser Bursche sein, und mischte mich alsbald in den Streit, nachdem ich der Begründetheit meiner Furcht gewiß war. Ich bin ein geübter Schläger und habe nichts zu besorgen, und werde dem Windbeutel lehren, sich in Zukunft zu besinnen, ehe er andere Nationen beleidigt, die er nicht kennt.

Mein Herr, sagte Fritz, ich bin in der Fechtkunst nicht ungeübt, und hätte den Streit, wenn ihre Dazwischenkunft es nicht überflüssig gemacht hätte, gewiß auf meine Seite gelenkt. Indessen danke ich Ihnen aufrichtig für Ihr ritterliches Entgegenkommen

und würde mich glücklich schätzen, wenn ich durch nähere Bekanntschaft mir Ihre Freundschaft erwerben könnte.

Das Schicksal, oder wenn man so will, der Zufall, hat uns zusammengeführt, antwortete Broström, und nach meiner Erfahrung sind solche Zusammentreffen selten ohne Bedeutung für die Zukunft. Was in Beziehung auf uns geschehen wird, ist ungewiß, sicherlich jedoch ist mir Ihre Freundlichkeit wohlthuend und wenn sie sich auch nicht zur Freundschaft erheben wird, die mir immer ein heiliger Gedanke ist.

Die drei Nordländer tauschten ihre Karten aus und verließen einander. Gustav und Fritz gingen zusammen nach ihrer Wohnung. (Forts. folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

— d. Die nächste Zukunft der Mode. (Crinoline und Haartour.) Ein alter Witz sagt, daß nichts unter dem Mondenscheine neu sei. Das Wort hat sich am sichersten bereits in den Geschichten der Thorheiten, der Moden und Trachten bewährt. Noch ist es kaum ein Jahr, daß sich ein vereinter Krieg gegen die Crinolinen der Damen erhob, man predigte und stürmte mit allen Mitteln — aber vergeblich; die Schönen setzten sich trotzig dagegen und hielten nur halsstarriger an ihrer welschen Unsitte und wie zum Hohne gegen alle Schönheit bauschten sich die unförmlichen Reife noch mächtiger auf — bis die Frauenwelt doch allgemach in sich ging und sich beiläufig schämte; nun sind sie mit den ermüdenden Angriffen seltner geworden, wenn gleich an den Massen noch lange nicht verschwunden. Wäre Oesterreich siegreich an den vorjährigen verhängnißvollen Kampfe hervorgegangen, die Crinolinen wären über Nacht verschwunden. Sie waren bekanntlich schon einmal da, unter dem Regiment des schönen prächtigen Zopfes, und noch früher, in der mächtig bewegten Landsknechtzeit, in letzterem Falle aber als Zierde der Männer. Denn was unsere Crinolinen für die Frauenwelt das waren die Pluderhosen damals unter den starken Reitern des Frundsberg. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts brauchte ein anständiger Bursche zu seinen Hosen eine erstaunliche Anzahl von Ellen. Die Historie berichtet, daß einer dieser Gesellen bloß neun und neunzig Ellen zum Unterfutter nöthig gehabt habe. Befragt, warum er nicht lieber gleich hundert Ellen genommen habe erwiederte er lakonisch „neun und neunzig ist ein lang Wort und gut landsknechtisch, hundert aber ist kurz und nicht so prächtig zu reden.“ Ja man will sogar wissen, daß Mancher 150 Ellen in eine Hose gebracht habe und einer mal gar zweihundert. Schade, daß die Frage über die verwendeten Ellen Zeuges bei den Crinolinen noch nicht historisch festgestellt ist, sie möchte indeß kaum mit all den Garnituren und zehnfachen Volants bisweilen eine annähernde Zahl erreicht haben. Indessen gab es um 1550 auch raisonable Spießgesellen die mit etwa 30 bis 40 Ellen Kartek zum Unterfutter zufrieden waren. Zudem war der dazu verwendete Kleiderstoff, Kartek oder Rasch (Arras) außerordentlich dünn, dabei aber immer noch kostbar genug, daß mancher gute Gesell die Errungenschaft eines ganzen Streifzuges daran wenden mußte, um standesgemäß stolzieren zu können. Zwar predigte man dagegen, wie vorigen Jahres gegen die Crinolinträgerinnen selbst in Frankreich geschah, gegen den „gotteslästerlichen Hosenteufel“ und der brave Magister Andreas Musculus zu Frankfurt gab 1556 ein feines Büchlein heraus, eine wohlgemeinte und energische „Vermahnung und

Warnung von zerluderten, Zucht- und Ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel;" in Summa aber verhalf sie wenig, man spottete nur darüber und das Unwesen nahm sogar bei den Studenten überhand, bis einige der regierenden Herren auf eine List verfielen, die dem ganzen Handel schnell ein Ende machte. So ließ Herzog Christoph von Württemberg, der würdige Sohn des Herzog Ulrich „der nicht allein ins Regiment, sondern auch in aller Gottesfurcht und allen christlichen und fürstlichen Tugenden dem Vater succedirt und sonderlich der Hochfahrt und Verschwendung von Herzen feind gewesen" den Büttel oder Scharfrichter, der dazumal noch zu den unehrlichen Leuten gerechnet wurde, in solch lange und bis auf die Schenkel herunterhängende Pluderhosen kostümiren, verehrte ihm auch ein absonderlich gutes Trinkgeld, daß er den ganzen Tag in der Stadt an den Markt und in allen Gassen auf- und niederging und sich also vor männiglich sehen und schauen lasse. Das Beispiel wirkte bedeutend, in aller Stille legten die Bürger und jungen Stutzer ihre Hosenpracht ab, und schämten sich, mit dem Büttel in gleichen Kleidern zu gehen. Auch der Churfürst von Brandenburg übte mit gleichem Erfolg das gute Recept und der „Hosenteufel" verschwand mit der Hülfe der andern Fürsten und Herren, die in ihren Städten denselben „letzten Versuch" glücklich zur Anwendung brachten. Ein wahres Glück indeß war es, daß unsere schönen Crinolinträgerinnen nicht in den Zeiten dieses „grausamen" Herzogs gelebt haben, denn unfehlbar wäre eines Tages ein Herold unter Posaunenstoß durch die Straßen geritten mit den Donnerworten, daß jede Dame gleichviel, ob jung oder alt, schön und häßlich vornehm oder bürgerlich, die nach einer Stunde noch mit solch einem „sündhaften teuflischen" Röckelein in den Gassen betroffen würde, unfehlbar zu Verwarnung und nützlich- auferbaulichen Beispiel mit ihren Reifen an einem öffentlichen Schandpfahl mehrstündig angekettet und ausgestellt werden sollte.

Wir brauchen Gottlob! heut zu Tage keiner so schrecklichen Mittel mehr — die Schönen sind in sich gegangen, wenigstens zum großen Theil — deß ungeachtet sind wir aber noch nicht sicher von den launischen Auswüchsen der Mode, die jedenfalls ein „ungeheueres Ereigniß" stillbrütend vorbereitet. Den Reifröcken folgten damals die mannshohen-Aufsätze und riesigen Haartouren — und sie werden auch diesesmal folgrecht nicht mehr zu lange auf sich warten lassen. Die netten Küpferchen von Chodowiecky zum Göttinger Musenalmanach, den bekanntlich der Satyriker Lichtenberg eine Zeit lang redigirte, zeigen uns noch jene wirklich haarsträubende Mode der „Coeffüres Anglaises." Man drängte das Haar thurmartig nach oben, ein complicirtes Drahtgestell mit terrassenförmigen Schichten hielt den müheseligen Putz, der mit Bändern und Schleifen wohlbedächtig durchwunden war; dazu gab es auch ofenrohrartige Locken und grandiose Hüte. Eine so aufgeputzte Dame erschien dann „en Consideration" oder „en Herison galant", auch „en Cérémonie", weitere Kunstausdrücke lauteten: en Circassiene d'Italie coeffée d'un chapeau en Coquille oder la même coeffée d'un chapeau galant avec un chignon lache et tresse; auch à la Polonoise coeffée d'un chapeau garnie à la mode; — avec un chapeau d' amour, — à l'Angloise coeffée d'un chapeau de gaze d'Italie; — en Carcot coeffée d'un demi bonnet; — coeffée en Chien — couchant, à la Bergère à la promenade u. dgl.

Natürlich mußten die Wagen und Fuhrwerke damals auch eine Umgestaltung erleben und die Lohnwagen und Fiaker waren nebst den Damen in Verzweiflung. Die

Münchner „Lehenrößler“ rissen Sitze und Kissen aus ihren Kutschen und waren genöthigt sehr niedrige, spannenhohe Bänkelchen dafür hineinzuthun, auf denen nun „das Frauenzimmer“ zusammengebeugt und verkrümmten Leibes Platz nahm. Ein Spaßvogel in der der Zeitschrift „der Zuschauer in Bayern“, der für alle Thorheiten eine ziemlich freie Feder führte, brachte (Jahrgang 1780. S. 213) eine satyrische „Eingabe der gesammten Münchner Lehenrößler,“ in der er das modische Unwesen dem Gelächter preisgab. Er ließ nämlich von der ehrsamen Zunft der Lehenrößler eine Preisaufgabe ausgehen, für die Verfertigung eines Staatswagens, den man täglich in wenig Stunden mit leichter Mühe so abändern könne, daß das Colorit des Wappens allemal mit dem Anzug der Dame harmonisire; in demselben sollte ein wälscher Kamin angebracht sein, eine Toilette und ein Schreibtisch, ferner müßten die Gläser so eingerichtet sein, daß die Gesichtsbildung immer schöner und liebreicher durchscheine, als selbe in Wahrheit sich erhalte, auch sollte der Kasten in ein geschlossenes Cabinetchen umgewandelt werden können, mit Spiegeln und einer kleinen Hausapotheke um bei anfallenden Uebelkeiten, Ohnmachten, Schwachheiten und Alterationen, die damals zum unentbehrlichen guten Ton gehörten, sogleich die Gegenmittel in Bereitschaft zu haben u. s. w.

Da die Philosophie der Geschichte aus gleichen Folgen auf gleiche Ursachen zu schließen lehrt oder in profanerer Weise, da die Welt der Modethorheiten im Kreisgang und Cirkeltanz geht, uns sonach nach Ueberwindung der Crinoline die Ankunft ihrer haarsträubenden Schwester bevorsteht, so erlauben wir uns vorläufig diese visionären Andeutungen, theils um späterhin, unter die Vorkämpfer des „guten Geschmacks“ gezählt zu werden, theils aber auch um den wagenbauenden Künstlern einen zeitgemäßen Fingerzeig zu geben, damit die künftige schöne Modewelt doch eine leichtere Beförderungsmethode erhalte, als unseren nun glücklich vergessenen Crinolinen leider nicht beschieden war. „Alles für den Fortschritt.“

∽ Ausstattung einer adeligen Braut im sechszehnten Jahrhundert, ein treuer und wirklicher Auszug aus Familiennachrichten eines deutschen Edelmannes: „Meiner Tochter Jutta habe ich, Hanß von Schiebelin, zum Schmucke an ihrem Ehrentage gegeben: Einen Rock von Damasden; einen Rock von Sammet, schwarz mit Perlen geziert; ein Bätbuch von blawem Sammet mit Gulden Schloß; zwei Gulden Ringe mit köstlichen Steinen, so ihrer seligen Mutter zuhändig gewest; ein Gulden Herzlein; ein Paar Gulden Armspangen; eine Schnur großer reiner Perlen umb den Hals und schöne rothe Corallen umb die Arm, ebenfalls ihrer seeligin Mutter geeignet; sämptlich klare und starke Leinwand von meinir seeligin Frawen, wie auch ihre schön fein theure Kanten. Der Bräutigam hat Ihr verehrt: Eine Schnur gekrümmte Goldgulden; ein silbern Heft und Knäuffel; zwei Silber Schellenbänder an den Arm (Schellen an Kleidersäumen, Gürteln und Armbändern war sonst nur die Tracht der Fürsten und des Adels); ein Gürtel mit Vorplatten von Silber und Steinen; ein Schlicht Gulden Ring; ein Gulden Ring mit Crucifix; ein Gulden Ring mit Edelstein; ein schön Gulden Kreuzlein; ein Parret von Sammet; ein bunt gestreift Seiden Kleid, unten mit Filz ausstaffirt; eins von Damasden; ein durchsichtig Kleid von Nesselgarn; ein paar schöne spitzige Schuh von sehmisch Leder zum Tantzen; ein Paar Pantöfflein von Silberstuck; ein gar schön ausgenähtes Schnupftüchlein; ein Schleyir mit Silber Preißlein durchwirkt. — Ferner hat Jutta von ihrer Schwieger als Hochzeitgeschenk bekommen; ein groß

silbirn Trinkgefäß; eine sehr schöne Spindel, so gar künstlich gearbeitet; ein Wiegen so auf 50 und mehr Gulden gekostet und gar anmuthig zu schauen; ein groß fein tafeldecken. Nicht zu gedenken der vielen anderen und schönen und köstlichen Geschenke so ihr von Befreundeten und fremden Hochzeitsgästen gemacht worden. Waren deren über Hundert an Zahl, und haben auf die 6 Tage lang banketirt, narrirt, getanzt, künstlich Feuer geworfen und Lustschießen gethan." Eben diese Jutta von Schiebelin schreibt kurz vor ihrer Verheirathung an eine ihrer Muhmen, sie möchte ihr doch „einin schönin Kragen von klaren Schleyir, ein Paar gepuffte Ermel und ein Paar schöne lange gelbe Zöpfe von fremden Haar machen lassen, welche sie an ihrem Ehrentage brauchen wolle.

I. Wr. Epitaph auf Waldstein.

Hier liegt und fault mit Haut und Bein
Der große Kriegsfürst Wallenstein,
Der groß Kriegsmacht zusammen bracht,
Doch nie geliefert recht eine Schlacht.
Groß Gut thät er vielen schenken
Dagegen auch viel unschuldig henken.
Durch Sterngucken und viel tractiren
Thät er viel Land und Leut verlieren.
Gar zart war ihm sein böhmisch Hirn
Konnt nicht leiden der Sporen Klirrn
Hahn, Hennen, Hund er bandisirt
Aller Orten, wo er losirt.
Doch mußt er gehn des Todes Straßen
D'Hahn krähn, und d'Hund bellen lassen.

(theatrum europaeum.)

Miscellen.

H. Ein Correspondent des Scotsman beschreibt den neulligen Ausbruch des Köthigya Johul, eines der berühmtesten isländischen Vulcane. Dieser Johul, — so nennt man in Island einen Berg dessen Spitze Gletscher trägt — gehört zu einer großen etwa 40 englische Meilen langen und 20 Meilen breiten Kette von Johul's die sich in der Richtung von Osten nach Westen, oder genauer am Nordosten nach Südwesten, längs der südlichen Küste Island's hinzieht und sich etwa 20 Meilen ins Land hineinerstreckt. Ihre durchschnittliche Höhe beträgt etwa 5000 Fuß. Seit dem Ausbruch des Hekla im Jahre 1846 hatte in Island keine vulcanische Eruption mehr stattgefunden. Der diesmalige Ausbruch des Köthigya ist sein fünfzehnter; er begann am 8. Mai und dauerte bis zum Ende derselben Woche. Wie es in Island immer der Fall ist, gingen auch diesmal Erdstöße voraus und das erste Zeichen seiner Ankunft war eine Rauchwolke welche ruhig über dem Gipfel des Gebirges schwebte. Lebhafte Flammen und eine bisweilen 2400 Fuß hohe Rauchsäule zeigten sich von Zeit zu Zeit, und am 12 und 16 Mai wurden beträchtliche Mengen von Bimsstein und Schwefel durch die Luft bis zu dem 80 engl. Meilen entfernten Reykiavik fortgetragen. Am merkwürdigsten aber war die Herausschleuderung enormer Mengen heißen Wassers, welches reißende Ströme von großer

Tiefe bildete. Diese Ströme führten auf ihrem Wege zum Meere mächtige Eisstücke von so gewaltiger Größe mit sich, daß sie erst 20 Faden vom Land entfernt zertrümmert wurden. Glücklicherweise erlitten die in der Nähe wohnenden Landleute nur geringen Schaden, sind aber in großer Besorgniß vor einer Erneuerung des Unfalles.

[Jäger-Latein.] Toomer, der Jagdaufseher von Broomy-Lodge in New-Forest, zog ein Ferkel mit Jagdhunden auf. Das junge Schwein nahm ganz die Gewohnheiten seiner Spielkameraden an und jagte selbst mit ihnen, wie der bestdressirte Hund. Kam es auf eine Fährte, so wurde sein Gang immer langsamer, je mehr es sich dem Wilde näherte. Seine Ohren senkten sich, der Schwanz streckte sich aus und endlich, wenn das Wild ganz nahe war, fiel es plötzlich auf beide Knie und rührte sich nicht eher, als bis der Jäger geschossen. War dies geschehen, so kam das Thier zu seinem Herrn zurück, der es durch ein Stück Gerstenkuchen belohnte, den er stets bei sich trug und wonach es sehr lecker war. War das Schwein zu hitzig und verdarb irgend etwas, so wurde es dagegen durch Steinwürfe bestraft. — Endlich wurde man genöthigt diesen Schwein-Pointer zu schlachten. Er hatte nach und nach Geschmack am Jagen bekommen, trieb es auf seine eigene Hand und zu seinem Vortheil und richtete dadurch großen Schaden auf dem Reviere an. Selbst das Verschwinden einiger Lämmer wurde dem Schweine zur Last gelegt. — (Allg. D. Jagdztg.)

H. Decamps, einer der bedeutendsten unter den jetzt lebenden französischen Malern hat vor einigen Tagen ein schreckliches Ende genommen. Er wollte auf die Jagd reiten; allein schon am Thor ging sein Pferd mit ihm durch, rannte auf der Landstraße fort und warf ihn endlich ab. Unglücklicherweise fiel Decamps auf einen am Wege stehenden Baumstumpf auf, wo ihn ein unterdessen herbeigeeilter Feldhüter mit blutigem Gesicht aber noch bei vollem Bewußtsein liegen fand. Er wurde sogleich nach Hause gebracht und starb noch am selben Tage umgeben von seiner Familie und seinen Freunden. Er ist im Jahr 1803 in der Picardie geboren, zeigte schon frühe ein großes Talent für die Kunst, das er selbstständig von seinen Lehrern in seiner eigenthümlichen Weise ausbildete. Gustav Planche sagt von ihm: „Decamps ist ein großer Künstler; ganz und gar eigenthümlich, ahmt er Niemand nach und wird von Niemand nachgeahmt werden; er ist so sonderbar, so durchaus originell, daß er nicht einen einzigen Schüler haben konnte.“ Das mag auch daran Schuld gewesen sein, daß er eine allgemeine Anerkennung erst seit der großen Ausstellung von 1855 erlangte, wo man seine Werke alle zusammen sah. Unter denselben erwähnen wir nur, die türkische Patrouille, das Hundespital, die Cimbernschlacht, Affen als Sachverständige, Joseph von seinen Brüdern verkauft, nur einen Begriff von seiner Vielgestaltigkeit zu geben. Er hinterläßt eine große Menge unvollendeter Arbeiten.

*** In den culturhistorischen Bildern aus dem Musikleben der Gegenwart von A. W. Ambros findet sich unter vielem anderem Interessanten ein seltenes Actenstück. Es ist dieß die Melodie, welche ein der schönen Welserin gehöriges, jetzt in Innsbruck befindliches mechanisches Orgelwerk spielt, welche aus dem Jahre 1550 herrühren muß, und wohl eine der ältesten zu uns gekommenen Melodien sein mag.

Notizen.

* Bei einem neulich von den Beamten der Londoner Telegraphengesellschaft veranstalteten Diner wurde die interessante Thatsache ausgesprochen, daß gegenwärtig nicht weniger als 200 Frauen in den Diensten der Gesellschaft angestellt sind.

H Die Petersburger Zeitung berichtet, daß die Arbeiten an der Eisenbahn von Petersburg nach Nischnei-Nowgorod so weit vorgeschritten sind, daß diese Linie im August des Jahres 1861 eröffnet werden wird.

H In der France musicale wird mitgetheilt, daß der von Prinz Poniatowski componirte und Napoléonienne benannte Militärmarsch dem Kaiser so außerordentlich gut gefalle, daß dieser ihn statt des nicht genug lebendigen Partant pour la Syrie der Königin Hortense zur Nationalhymne bestimmt habe. (?)

∞ Dem bekannten Dichter Max v. Schenkendorf, welcher auf dem Friedhofe von Koblenz ruht, dem Mitkämpfer in den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815, wird jetzt auf Veranlassung einer hohen Person eine Marmorstatue gesetzt, welche von der Künstlerhand des Bildhauers Hartung bereits ausgeführt ist und nächstens in feierlicher Weise auf dessen Grabe aufgestellt werden soll.

† Der Autor einer berühmten Schrift. Napoleon I. ließ bekanntlich den Buchhändler Palm erschießen, weil er den Verfasser der in seinem Verlage erschienenen Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ nicht nennen wollte. Da Palm sein Geheimniß in das Grab mitnahm, so herrschte über die Person des Verfassers bisher Ungewißheit. Der praktische Arzt Dr. Preu in Hersbruck schreibt nun dem fränkischen Kurier: Bezüglich Ihres Leitartikels erlaube ich mir die Notiz, daß mein seliger Vater, Rechtsanwalt Dr. Christoph Preu, die Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, nicht verfaßt, sondern nur deren Correctur gemacht und mir als den Verfasser seinen Schwiegervater, damaligen Rector der Stadtschule zu Altdorf, Joh. Christian Heinrich Adler, angegeben hat, welcher schon 1797 das gleichartige Schriftchen: „Die Franzosen im Nürnberg'schen Gebiete im Augustmonat 1796, Beitrag zur künftigen Geschichte des französisch deutschen Krieges, Frankfurt und Leipzig“ herausgegeben hat.“

†† Die Pariser Kunstausstellung. Die französischen Blätter haben bereits das Programm zu der großen Pariser Kunstausstellung des Jahres 1861 gebracht. Dieselbe findet vom 1. Mai bis 1. Juli statt, und können die Künstler aller Nationen, Maler, Bildhauer, Architekten, Kupferstecher u. s. w. ausstellen, jedoch kein Künstler mehr als 4 Werke. Die Kunstwerke müssen zwischen dem 20 März und 1. April eingesandt sein. Es werden außer einer Ehrenmedaille von 4000 Fr., Medaillen zu 1500, 500 und 250 Fr. ausgetheilt, für die Malerei allein 21.

§ Der Leviathan aller Journale ist das in New-York bei Georg Roberts erscheinende Blatt: „The Constellation.“ Illuminated quadrupel sheet. Das Blatt hat mehr als $2^1/_2$ Fuß Länge auf $1^3/_4$ Fuß Breite. Die vor uns liegende Nummer enthält 44 größere und kleinere Illustrationen, Porträts, Landschaften, Monumente, historische Scenen, u. s. w., jede Seite hat 13 Columnen zu 400 Linien, im Ganzen 104 Columnen. Jede Linie hat 40 Buchstaben was auf 104 Columnen 41,600 Linien, 374,400 Wörter und 1,664,000 Buchstaben ergibt. Das ganze Riesenblatt hat 45,568 Geviert-Centimeter oder $1366^3/_4$ Quadratfuß, während die Times nur 5794 Geviert-Centimeter hat. Würde die Constellation so eingetheilt, daß die Pagination richtig, so wäre ein ganzer Band mit einer Umdrehung des Cylinders gedruckt. Das Blatt kostet 50 Cents.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

23. Septemb. 1860. | I. Jahrgang. Nro. 15.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Gruß

an die Versammlung deutscher Geschichtsfreunde in München am 18. Sept. 1860.

Was der Waffen Macht bezwungen,
Und der Stärke trotzig Recht,
Was des Geistes That errungen
Von Geschlechte zu Geschlecht,
Was geführt zu hell'rem Lichte
Und erhöht der Ahnen Ruhm:
Durch den Griffel der Geschichte
Ward es unser Eigenthum.

Ehre darum jedem Streben,
Das in Schrift, Geräth und Bild
Uns das thatenreiche Leben
Uns'rer Ahnenzeit enthüllt!
Aus dem Schoos der Erdentiefe
Ruft es Zeugen jener Zeit,
Aus dem Staube der Archive
Geister der Vergangenheit.

Ihr! von fern und nah gekommen,
Freunde solcher Wissenschaft,
Seid gegrüßt und hoch willkommen!
Freundliche Genossenschaft! —
Tauschet euer Forschen, Wissen
Aus der Zeiten langem Lauf',
Kläret manchen ungewissen
Räthselhaften Namen auf;

Hascht die Geister der Erscheinung
Aus der Zeiten rascher Flucht,
Und das Wissen statt der Meinung
Ist der Mühe edle Frucht! —
Denn im forschenden Gedanken
Wird zuletzt die Wahrheit ruh'n,
Und der Enkel wird euch danken,
Wie es wir den Vätern thun.

v. Krempelhuber.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Roë.

(Fortsetzung.)

Auf Gustav hatte diese Geschichte einen unbehaglichen Eindruck gemacht, er dachte an die möglichen Folgen für ihren neuen Bekannten, Fritz aber behandelte die Sache mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn als einen herrlichen Spaß und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu den Ballfreuden des Abends und der Zusammenkunft mit seiner reizenden Nachbarin.

Gustavs tieferes Gemüth konnte sich nicht so leicht über die Vorfälle des Tages beruhigen und er warf Fritz den Leichtsinn vor, mit dem er sie betrachtete. Wie kannst du, sprach er, nachdem du die eigentliche Ursache zu allen Unannehmlichkeiten bist, in die wir verwickelt sind, und noch dazu einen wackern Fremden den Folgen eines Duells preis gegeben hast, an deinen Ball und deine Eintagsverliebtheit denken? Weißt du denn nicht, daß wir uns den Haß junger Tollköpfe auf den Nacken gezogen haben, und daß wir, wie auch das bevorstehende Duell ausfallen mag, den Consequenzen einer zwar zugelassenen, aber doch strafwürdigen Handlung in einem fremden Land, wo Alles gegen uns ist, preisgegeben sind? Wie kannst du unter solchen Umständen an Vergnügungen denken?

Gott! Was du doch langweilig bist mit deinem ewigen Moralisiren, sagte Fritz, Nichts ist doch einfacher, als das. Wir sind gefordert, wir schlagen uns. Ist unser neuer Freund unglücklich, so trete ich an seine Stelle, ich kann meinen Schläger handhaben; und werden wir siegen, wovon ich überzeugt bin, gut, so reisen wir über die Gränze und lachen unsere Gegner aus. Gerade in Deutschland kann man sich sicher schlagen. Deutschland mit seinen kleinen Staaten ist wie dazu eingerichtet. Man kann ja von einem Land auf einem Bein ins andere hüpfen — Unsern Windbeutel brauchen wir nicht zu fürchten. Ein kleiner Riß in den Arm kurirt ihn, die ganze Affaire verschafft uns ein Renommée, das uns in Zukunft vor solchen Beleidigungen sicher stellt. Deß bin ich sicher, unser Freund wird den Lümmel zahm machen. Seine Ruhe, sein kräftiger Arm wird ihm gegen die ganze Burschenschaft helfen, und warum sollte ich kein Vergnügen haben, wenn ich kann? Die Sorgen kommen schon noch. Wir schlagen uns, wir reisen ab, und damit ist die Sache vorbei.

Wir reisen — und ohne Geld, bemerkte Gustav, und du willst auf einem Ball die paar Groschen, über die wir noch verfügen können, vergeuden, und die sind nicht einmal dein.

Im schlimmsten Fall könnten wir noch 10 fl. auf deine Uhr geliehen erhalten — übrigens ist unser Freund gewiß besser versehen und wird uns nicht im Stiche lassen. Sei nur nicht so unsäglich vernünftig. Ich muß auf den Ball, denn mir ahnt, daß sich mein Schicksal dort entscheiden wird. Jetzt bin ich mit der Toilette fertig. Meinst du nicht, diese Weste steht mir gut? Mache die Uhrkette ja recht fest an, da hast du Nadeln. Du wirst mich doch nicht der Schande aussetzen wollen, daß sie mitten im Tanzen herabfällt und verräth, daß die Uhr fort ist. So! jetzt kaufe ich mir ein Paar Handschuhe um zwei Gulden, und dann auf den Ball. Gute Nacht, Griesgram, träume von Mercur und Minerva und schlafe gesund.

Fritz eilte davon und ließ Gustav mit seinen Besorgnissen allein. Lange suchte dieser vergebens Ruhe, endlich aber übermannte ihn der Schlaf, und er träumte aber von bangern Dingen, als von den genannten Gottheiten. Der Kummer seiner Eltern über das Schicksal, das ihm nach seiner Meinung bevorstand, schwebte vor seiner Phantasie; die Zukunft seines leichtsinnigen Freundes zeigte sich ihm in den schwärzesten Farben und er machte sich noch den Vorwurf durch seine Nachgiebigkeit dazu beigetragen zu haben.

Es schlug zwei Uhr, Fritz stürmte die Treppe herauf, und öffnete wild die Thüre. Gustav ahnte, es müsse ihm etwas Widerwärtiges begegnet sein, denn Fritz pflegte

einen Ball nie vor dem frühen Morgen zu verlassen. Das Zimmer war dunkel und Gustav konnte so Fritzens Aussehen nicht untersuchen, er war aber verwundert und erschreckt, als er hörte, wie jener sich auf einen Stuhl fallen ließ und in ein krampfhaftes schallendes Gelächter ausbrach. Gustav machte nun Anstalten ein Licht anzuzünden, welche Operation zu jener Zeit nicht so schnell von Statten ging. Fritz fuhr fort zu lachen und hielt die Uhrkette mit den 4 Siegeln in der Hand.

Mein Gott, was fehlt dir? sagte Gustav erschrocken. Erzähle mir doch Mensch, was dir begegnet ist, bist du verrückt geworden, oder bist du betrunken? Endlich kam Fritz zu Wort und sagte: „verrückt, sagst du, nein! vernünftig bin ich geworden und geheilt von meinen Liebesparoxysmen. Sie ist eine Kokette und ich verachte sie jetzt ebenso sehr, als ich sie früher zu lieben glaubte. Höre nur, was vorfiel.

Als ich auf den Ball kam, strahlte sie mir entgegen und lächelte mir mit ihrem falschen Lächeln zu, wie sie es gewöhnlich hinter ihrer Gardine that. Ich machte mein zierlichstes Kompliment und engagirte sie auf den ersten Walzer, denn du weißt, wie gut ich ihn tanze und daß der Walzer der Probirstein der Liebe ist. Sie ließ die Arme niedergleiten und erröthete. Wir tanzten, ich drückte ihre niedliche Hand, denn niedliche Hände hat sie, das muß ich ihr lassen, und sie drückte die meinige dagegen und ich schwebte im dritten Himmel, oder welche Nummer der Himmel der Liebe hat. Wir tanzten nicht, wir schwebten: als Alles zu walzen aufhörte, mußten auch wir innehalten und ich führte sie zu einem Stuhle. „Ein Glas Limonade“ sagte sie. „Sie tanzten doch auch gar zu gewaltsam.“ Ich eilte auf den Schwingen der Liebe, ihr die Limonade zu bringen, aber es währte geraume Zeit, bis ich mich durch das Gedränge am Schenktische durcharbeiten konnte. Endlich hatte ich mein Ziel erreicht und eilte jetzt zurück, aber denke dir meinen Aerger, als ich den Platz an ihrer Seite von einem andern Herrn besetzt fand, und kannst du errathen von wem? Von niemand Anderem, als unserem verdammten Windbeutel, mit dem sie in einer lebendigen, freundlichen Unterhaltung begriffen war. Sie lachte und scherzte und ich sah ihn ihre Hand drücken. Ich fühlte mich versucht, ihm die Limonade ins Gesicht zu schütten, behielt aber doch meine Contenance und bot sie ihr an, sie dankte mit spöttischem Lächeln und bemerkte, ein schnellerer Bote habe sie bereits damit versehen. Ich warf die Limonade zum geöffneten Fenster hinaus und lief, von lautem Gelächter des Großmauls verfolgt, erbittert fort. Ich ging in den Garten hinab, mich dort abzukühlen, und kam, nachdem ich dort mehrere Wege abgelaufen war, an einer Laube vorüber, in welcher ich einen Herrn und eine Dame im eifrigsten Gespräche sah. Es waren sie und der Prahler. Als sie mich sahen, fingen sie an zu flüstern und ich hörte deutlich, wie er sagte: es ist ein dummer Däne. In meiner Erbitterung wendete ich mich um, und schrie: wir sehen uns morgen, Windbeutel! und ging weiter. Ich kehrte nun, um sie näher zu beobachten in den Saal zurück, denn noch sprach in meinem Herzen Etwas zu ihren Gunsten. Es konnte ja ein Bruder, oder Vetter sein, mit dem sie sprach. Bald darauf kam das Paar Arm in Arm, in vertraulich lispelndem Gespräche zurück. Sie schauten mich an und lächelten sich zu. Ich stellte nun vernünftige Betrachtungen an, so vernünftige, daß du selbst keine vernünftigeren angestellt hättest.

Ich fand nun, daß ihr Costüm fast unanständig, ihr Wäsche nicht sonderlich rein, und sie nahe besehen bei weitem nicht so schön sei, als in der Ferne. Sie tanzte

dann mit dem Renommisten und ich gewahrte, daß ihre Bewegungen mehr kokett, als anmuthig waren. Ich würdigte sie keines Blicks.

Damit sie nicht glauben sollte, ich sei wegen ihres Betragens gegen mich aufgebracht, und daraus etwa neuen Anlaß zum Lachen ziehe, beschloß ich zu tanzen. Ich forderte die schönste Dame, die ich finden konnte, dazu auf und tanzte mit ungemeinem Feuer. Der Walzer und vielleicht auch der Aerger rissen mich hin und ich tanzte wild, aber denke dir meine Wuth, als der Tanz mit Spott und Schande endigte. In einer kühnen Schwingung verwickelten sich meine vier Siegel fest in ein Sammtband an einer andern tanzenden Dame, deine schlecht befestigten Stecknadeln gaben nach und meine Uhrkette fiel hier, das Band der Dame dort auf den Boden. Darüber entstand allgemeines Gelächter, an welchem sich meine Nachbarin und ihr Windbeutel vernehmlich betheiligten. Ich ließ meine Dame stehen, griff in meine Tasche, wie um zu sehen, ob die Uhr noch drinnen sei, hob die unglückselige Uhrkette auf und lief ohne Entschuldigung zur Thüre hinaus und fort, ohne meinen Hut zu suchen. Auf dem Wege, der, wie du weißt, ziemlich lang ist, kühlte sich meine Wuth mehr und mehr ab, und ich fand die ganze Scene so komisch, daß ich in ein heftiges Gelächter ausbrach. Mein Liebesrausch ist verflüchtigt, und da bin ich jetzt, vollkommen geheilt, und so vernünftig, wie zuvor. Du meinst wohl, das wolle nicht viel sagen, aber so viel ist gewiß, in Zukunft will ich mich besinnen, ehe ich mich wieder in ein hübsches Gesicht am Fenster verliebe. Damit ist die Geschichte aus, bis auf die Hiebe die ich dem großen Maul noch aufhänge; dann verlasse ich Leipzig, wo ich ein Gegenstand des Gelächters sein werde. Er soll mich wenigstens nicht auslachen, und seine Dulcinea auch nicht. Aber jetzt zu Bett, denn ich bin müde von meinen Geistes- und Körperanstrengungen.

Gustav konnte eben nicht lachen, war aber in seinem stillen Sinn darüber vergnügt, daß Fritz von seiner Liebe geheilt war; dabei hoffte er, werde ihm diese Prostitution für lange Zeit ein Lehrgeld gewesen sein.

Am nächsten Tage erschien Broström bei den Freunden, und theilte ihnen mit, er habe auf nächsten Tag, früh 6 Uhr eine Forderung erhalten, und ersuchte sie, seine Secundanten zu sein, was Gustav mit Ernst und Sorge, Fritz mit Freude annahmen. Broström versprach, Alles zu ihrer Abreise vorzubereiten und als Gustav ihn mit ihren ökonomischen Verlegenheiten bekannt machte, sagte er, dieß solle kein Hinderniß sein. Er bot ihnen ein Darlehen von 200 Gulden an, was Gustav erkenntlich entgegen nahm. Er bezahlte nun ihre kleinen Schulden und löste seine Uhr ein; am nächsten Morgen wurden sie von Broström in einem Wagen abgeholt, der sie und Ihr Gepäck auf den Kampfplatz und weiter führen sollte, jenachdem es der Erfolg des Duelles erforderte.

Auf dem bezeichneten Orte trafen sie den Windbeutel mit zwei Secundanten, zweien der jungen bei dem ersten Zusammentreffen gegenwärtig gewesenen jungen Leute und einem Arzte.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien zu Ende waren, legten sich Broström und sein Herausforderer in Fechtstellung aus. Broström zeigte seine gewöhnliche Kaltblütigkeit, sein Gegner jedoch schien etwas erhitzt zu sein. Schnell machte dieser einen heftigen Ausfall, den Broström mit großer Behendigkeit parirte, und im selben Augenblicke ihm mit einem so kräftigem Hiebe folgte, daß der Stoßschläger des Gegners weit weg flog. „Heben Sie Ihre Waffe wieder auf und halten Sie sie fester“ sagte Broström. Der

Gegner holte seine Klinge, und machte in seiner gesteigerten Heftigkeit abermals einen unvorsichtigen Ausfall, der die nämlichen Folgen hatte. Broström wartete ruhig bis sein Gegner seine Waffe wieder in Händen hatte; dieser, rasend vor Aerger, stürzte sich noch toller auf ihn. Nach einigen abgewehrten Hieben flog die Klinge des Gegners zum drittenmale ihm aus der Hand.

Broström zog nun seinen Schläger zurück und sagte ruhig. Ich fechte nicht mehr mit einem Manne, der seine Waffe nicht einmal halten kann.

Der Gegner war wie rasend und bestand darauf, daß er abermals losziehen solle.

Nun trat Fritz heran und sprach: Ich habe auch Etwas mit diesem Herrn abzumachen. Er hat mich gestern auf dem Balle beleidigt und ich habe ihn gefordert. Ziehen sie vom Leder und spüren Sie, wie ein „dummer Däne" unverschämte Lümmel züchtigt.

Der Rasende legte sich gegen Fritz aus, ohne daß irgend eine vorhergehende Besprechung möglich war.

Fritz hatte Gewandtheit, aber nicht Broströms physische Kraft. Der Kampf war demnach gleicher. Auf beiden Seiten wurde mit Heftigkeit geschlagen und der Ausgang war lange ungewiß, bis Fritz eine unvorsichtige Blöße seines Gegners geschickt benützte, und ihm in die Schulter hieb, worauf der Schläger Jenen aus der Hand fiel und das Blut heftig hervorquoll. Der Kampf war beendigt, die Wunde wurde untersucht, nicht als gefährlich befunden, und die Kämpfenden trennten sich.

Broström sagte zu seinen Freunden: Obwohl der Ausgang des Zweikampfes nicht von der Beschaffenheit ist, um uns öffentliche Verfolgung zuzuziehen, meine ich doch, Sie thäten am besten, mit mir, wenigstens auf einige Zeit, nach Berlin zu gehen; nachdem, was vorgegangen, würden Sie schwerlich Unannehmlichkeiten von Seiten der jungen Studenten entgehen können, die sich Alle als verpflichtet betrachten werden, die Niederlage unseres Gegners zu rächen, besonders, da sie durch einen Ausländer herbeigeführt ist. Soviel ich weiß ist unser Gegner aus einer vornehmen Familie und eine Koryphäe in der Burschenwelt. Man wird sich wie ein Bienenschwarm über Sie stürzen und Sie so lange necken, bis Sie zu einem Duell mit einem Andern gezwungen sind, und in diesem Falle dürfte wahrscheinlich ein oder der andere berühmte Schläger unter den Jenensern gewählt werden, wobei der Ausgang der Sache nicht mehr sicher wäre.

Ich kenne aus früherer Zeit den Ton unter diesen Leuten, und weiß, daß, obwohl sie selten an ihren inneren Zwistigkeiten aufrichtig Theil nehmen, sie dennoch einig sind, wenn es sich darum handelt, einen Corpsbruder gegen einen Ausländer zu rächen. Sie sind ja zur Reise vorbereitet, und wenn keine Nothwendigkeit Sie hier zurückhält, so glaube ich, folgen Sie am besten meinen Rath.

Gustav erklärte sogleich, er sehe das Richtige in diesem Vorschlag ein und nahm ihn mit Erkenntlichkeit auf. Er war besorgt gewesen, Fritz könnte sie durch seinen Leichtsinn in neue Unannehmlichkeiten verwickeln, und betrachtete deßhalb seine Entfernung für nothwendig.

Fritz meinte, er habe nicht übel Lust, sich mit diesen Laffen noch ein wenig herum zu beißen „aber die Vorfälle auf dem gestrigen Ball lassen mich wünschen, mich hier nicht mehr länger sehen zu lassen, besonders da ich jetzt ohne den Vorwurf der Feig-

heit abreisen kann.“ Gustav verstand den Sinn dieser Worte vollkommen und Broström war zu discret, um sie sich erläutern zu lassen.

Die Freunde reisten nun miteinander nach Berlin. Es währte nicht lange, schloßen sich Gustav und Fritz an Broström mit jener Freundschaft an, wie sie in diesem Alter so leicht gestiftet wird. Sie lernten Broström als einen Mann von ungewöhnlichen Kenntnissen und einer die ihrige weit überragenden Lebenserfahrung kennen, und Gustav sah diese Bekanntschaft als ein wahres Glück für Fritz, und als ein Mittel an, seinen Leichtsinn zurückzuhalten und ihn vor weiteren Unbesonnenheiten zu bewahren.

Broströms Alter gab ihm auch eine gewisse Ueberlegenheit über Fritz und bald sah dieser zu ihm mit einer Ehrfurcht hinauf, die es Broström leicht machte ihn zu leiten.

Broströms Kenntnisse machten ihn zu einem interessanten Gesellschafter und sein feiner Ton theilte ihren Beziehungen Behaglichkeit und Herzlichkeit mit. Er war nicht munter, und oft sah man eine gewisse Melancholie auf ihm lasten, als ob sorgenvolle Erinnerungen seinen Geist drückten. Nichts destoweniger nahm er an Lust und Zerstreuungen Antheil, obgleich nicht mit der Lebhaftigkeit wie Fritz.

Seine Bekanntschaft mit den schönen Künsten kam ihnen sehr zu statten, um das Sehenswürdige schnell aufzufinden. Gustav, dessen tieferes Gemüth besser zu Broström stimmte, schloß sich ihm auf das engste an, und sie wurden Freunde in des Wortes edelster Bedeutung.

Sie brachten einige Wochen vergnügt mit einander in Berlin zu. Die Wechsel für Gustav und Fritz waren eingelaufen womit sie Broström die ihnen vorgestreckte Summe zurückgeben und sich so von einer Last befreien konnten, die Gustav sehr drückte, nämlich dem Gefühle in einem unbehaglichen Verbindlichkeits-Verhältniß zu ihrem neuen Freunde zu stehen.

Mit diesen Wechseln kamen zugleich Bestimmungen, welche ihre Trennung nothwendig machten. Gustav wurde zur Uebernahme des Geschäftes nach Hause berufen, da sein Vater sich zurückzuziehen und es Gustav und dessen älterem Bruder zu übergeben gedachte, und Fritz wurde aufgefordert eine Reise nach Italien zu machen, auf welcher Broström ihn bis Wien zu begleiten beschloß.

Der Tag ihrer Abreise war festgesetzt, und die drei Freunde, die es durch längeren vertraulichen Umgang in der wahren Bedeutung des Wortes geworden waren, beschlossen den letzten Abend ihres Zusammenseins im Thiergarten zuzubringen. Dort gab es schon zu jener Zeit verschiedene Vergnügungsplätze, obgleich sich diese an Glanz und Pracht nicht mit den Feenschlössern vergleichen lassen, welche seither dort entstanden sind.

In vertraulichem Gespräche saßen sie in einem Pavillon und rauchten ihre Pfeife zu einem Glase dampfenden Punsches und durchliefen im Geiste die Scenen, die sie miteinander durchlebt. Für Broström waren es allerdings nur einige Wochen gewesen, jedoch hinlänglich, um ihn mit aufrichtiger Hingebung an seine neuen Freunde zu fesseln. Die Unterredung wurde mit Lebhaftigkeit geführt und Jeder der drei Freunde bediente sich seiner Muttersprache. Dieß erregte bei dem anwesenden Publicum einige Aufmerksamkeit, und nicht selten blieben Gruppen der Spaziergänger stehen, um einen Augenblick den fremdartigen Tönen zu lauschen. Dieß war besonders mit zwei Herren in eleganter Kleidung der Fall, die mehrmals vor dem Pavillon vorbeigegangen waren, die

drei Freunde mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten, und deren Gespräch zu verfolgen schienen.

Plötzlich erhob sich Broström und sagte: Ich habe Etwas vergessen, was ich unbedingt vor unserer Reise noch ordnen muß, und ich verlasse Euch, um diese Sache zu bereinigen. Wir sehen uns in unserer Wohnung wieder.

Da die Freunde Broströms bestimmten Charakter kannten, versuchten sie nicht ihn zurückzuhalten, sondern setzten ihre Unterredung fort und entwarfen Pläne für ihren zukünftigen Verkehr.

Kurze Zeit, nachdem Broström sie verlassen hatte, kamen die zwei Herren, von denen sie mit sovieler Aufmerksamkeit betrachtet worden waren, zurück und blieben vor dem Pavillon stehen. Einer von ihnen, ein Mann, der aussah, wie ein Militär, da er Schnurrbart, eine zu jener Zeit im Civil ungewöhnliche, sogenannte Zierde trug, und zwischen 40 und 50 Jahren zu sein schien, verbeugte sich höflich vor den zwei Herren und sagte auf schwedisch: „Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, wenn ich Ihre Unterhaltung unterbreche. Da ich hörte, daß Sie ein mit meiner Muttersprache so verwandtes Idiom redeten, konnte ich es nicht unterlassen, Sie anzusprechen, selbst auf die Gefahr hin, Ihr Mißfallen zu erregen. Die nordischen Klänge sind nordischen Ohren so lieblich im fremden Lande, daß sie sogar bis zur Zudringlichkeit reizen. Ich höre an Ihrem Dialekt, daß Sie ein Norweger und ein Däne sind, welche ich das Glück habe, anzutreffen und wenn ich nicht irre, war ein dritter Herr bei Ihnen, ein Landsmann von mir, da er rein schwedisch sprach. Mein Name ist Baron Sparre, ich bin bei der Gesandtschaft hier angestellt, bin aber kürzlich erst von einer Reise nach Stockholm zurückgekehrt. Sollte ich Ihnen in irgend Etwas hier dienen können, wozu meine Stellung vielleicht Ihnen nützlich sein kann, sollte es mir ein Vergnügen sein."

Fritz nannte ihren Namen und Stand und setzte hinzu: Es ist für uns sehr erfreulich, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen, nur beklage ich, daß unser Freund Herr Broström, ein Schwede, dem Ihre Bekanntschaft als Landsmann doppelt angenehm gewesen wäre, soeben fortgegangen ist, um noch ein sehr dringliches Geschäft vor seiner Abreise zu besorgen. Für Ihr freundliches Anerbieten danken wir; da wir jedoch Morgen in aller Frühe von Berlin abreisen, mein Freund Mor nach Norwegen und unser Freund Broström und ich nach Wien, so haben wir für dießmal keine Gelegenheit, es zu benützen.

Ich beklage sehr, sagte der Baron, daß unsere Bekanntschaft nur von so kurzer Dauer ist, und daß wir um die unseres Landsmannes ganz und gar gekommen sind, umsomehr, als mein Freund, Herr Staalberg hier, glaubte ihn zu erkennen, worin wir uns übrigens getäuscht haben müssen, da der Name Broström uns ganz und gar unbekannt ist.

Unter gleichgültigen Gesprächen machten sich die vier Nordmänner nun nach der Stadt auf, und trennten sich am Brandenburger Thor, wo jeder seinen Weg ging.

Als Fritz und Gustav in ihrer Wohnung angelangt waren, fanden sie Broström, der mit dem Durchsehen einer Anzahl Papiere beschäftigt war, von denen er einige vernichtete. Sie erzählten ihm nun ihre Unterredung mit Baron Sparre, worauf Broström nur bemerkte: Ich kenne keinen von ihnen, und lege nicht viel Gewicht auf ihre Bekanntschaft, da ich durch Erfahrung belehrt bin, daß es nicht immer angenehm ist, einen Landsmann zu treffen. Sie machen oft größere Ansprüche auf Vertraulichkeit, als man in

der Lage ist, befriedigen zu können. Uebrigens muß ich Euch benachrichtigen, daß ich einen Brief erhalten habe, der meinen ganzen Reiseplan ändert. Ich muß meine Reise nach Wien aufschieben, oder vielleicht ganz aufgeben, und folge deßhalb dir, Gustav, nach Hamburg, von wo ich vielleicht weiter gehe, wohin, ist noch unbestimmt. Die Freunde wunderten sich über diese unerwartete Aenderung, welche Fritz betrübte und Gustav erfreute, sie waren aber so gewohnt, Alles, was Broström sagte oder that, als richtig und wohlbegründet zu betrachten, daß es ihnen nie einfiel, nach einem Grund zu fragen. Seine geistige Ueberlegenheit und seine ausgedehntere Erfahrung ließ sie zu ihm achtungsvoll aufblicken, und sie scheuten sich vor einem Anflug des Geheimnißvollen in seinem Wesen, welches sie von Jemanden in ihrem Alter und in ihren Umständen abgestoßen hätte.

Die Aenderung im Reiseplan wunderte sie weniger, denn sie hatten während ihres Zusammenseins öfter bemerkt, daß er bezüglich kleiner Ausflüge oder Vergnügungen oft plötzlich sein Vorhaben veränderte. Dieses Schwanken und Zeichen von Schwermuth, die sich oft seiner bemächtigte, hatten in den Freunden die Vermuthung erweckt, eine unglückliche Vergangenheit möchte sorgenvolle Erinnerungen in ihm erweckt und einen niederdrückenden Einfluß auf sein Gemüth ausgeübt haben. Dieß trug auch dazu bei, daß sich die Freunde in seine Launen fanden und seine frühere Vergangenheit niemals berührten, was ihnen um so leichter fiel, als die Jugend am liebsten an den Genüssen der Gegenwart und der Hoffnung der Zukunft hängt. Die Jugend hat keine andere Vergangenheit als die Kindheit, auf welche sie mit Geringschätzung herabsieht, während das Alter, das im Kampfe des Lebens diejenige Zeit als die glücklichste ansehen gelernt hat, wo man Nichts wünschte und deßhalb nichts vermißte, wo man nicht kämpfte und deßhalb nicht litt, auf sie mit Wehmuth und Sehnsucht zurückblickt.

Am nächsten Morgen zog Fritz nach der Kaiserstadt und seine beiden Freunde gegen Norden.

Damals flog man noch nicht blitzschnell in einem behaglichen Coupe in einigen Stunden auf den Schienen von Berlin nach Hamburg; ein harter Postwagen stieß den Reisenden auf einem Wege voll tiefer Geleise und großer Steine umher, und fiel von Zeit zu Zeit um, während ein verdrießlicher „Schwager“ bald über die Pferde, bald über den Weg fluchte und bei jedem Wirthshause Zehrung für sich und seine Rosse verlangte. Bald war man hinter schwer belasteten Güterwägen, bald begegnete man solchen, von 6 bis 8 Pferden langsam fortgeschleppt, deren ungeheures Geschirr für die armen, abgehetzten Thiere schon übergenug Last schien; da mußte man geduldig eine geeignete Stelle zum Vorfahren abwarten, oder sich mühevoll an ihnen vorbeiarbeiten, oft vom Wagen absteigen und dem „Schwager“ dazu helfen. Eine ebene gut gebahnte Strasse war da eine Seltenheit, minder selten aber Streit und Prügelei unter den Kutschern, wobei die Reisenden wohl zuweilen Theil nehmen mußten.

Wer Gemächlichkeit und Ruhe liebte suchte deßhalb so bald als möglich die holprige Landstrasse zu verlassen und nahm zu irgend einem Fahrzeug auf dem Flusse seine Zuflucht, um zwar langsam, aber doch mit Sicherheit für Leben und Glieder, auf der ruhigen Fläche der Elbe nach Hamburg hinabzugleiten.

Unsere Freunde bedienten sich gerne dieses Beförderungsmittels von Magdeburg aus, und erreichten in einem Elbschiff, in Gesellschaft von Menschen und Ochsen nach drei Tagen Segelns Hamburg.

Hamburg hatte damals ein ganz anderes Aussehen, als jetzt, und wer sich nicht für Handel und Börsenspeculationen interessirte, fand nur wenig Anziehendes.

Mit seinen spitzgiebeligen Häusern und den vielen Fenstern, die ihnen das Aussehen einer Laterne gaben, wovon man jetzt noch Muster in einigen Strassen trifft, war es der ächte Typus einer Hansestadt. Die herrlichen Paläste, die jetzt die reizenden Alsterufer umgeben, existirten da noch nicht und Napoleons Radirmesser hatte die häßlichen jetzt in üppige Blumengärten verwandelten Stadtwälle noch nicht getilgt. Die unzähligen Vergnügungsplätze, auf welchen sich jetzt jeden Abend die Elite der Stadt bei auserlesener Musik und köstlichen Erfrischungen belustigt, existirten damals noch nicht; nur das Theater, welches sich unter dem berühmten Schröder zu einem hohen Grade von Ruhm erhoben hatte, bot anziehendere Unterhaltung und das Leben der Hamburger wechselte demnach auch zwischen Börse und Theater.

Der Hamburger Berg, der jetzt billig anständige Vergnügungen darbietet, war damals berüchtigt und nur heimlich besucht; von den vielen schönen Landhäusern, welche die reichen Hamburger jetzt mit Allem, was Luxus und Geschmack bieten, ausgestattet haben, war damals kaum etwas zu sehen. Booths blumenreicher Garten, das Entzücken des Blumenfreundes, war noch nicht vorhanden.

Die beiden Freunde fühlten deßhalb wenig Beruf, ihren Aufenthalt über die nöthige Zeit zu verlängern. Nachdem Gustav seine Geschäftsgänge gemacht, einigemal Theater und Börse besucht hatte, benützte er die Gelegenheit sich auf einem Bergener Schiffe zur Ueberfahrt nach seiner Vaterstadt einen Platz zu bestellen.

Broström hatte über seine Reise noch nichts festgesetzt, Gustavs Einladung, ihn nach Norwegen zu begleiten, jedoch abgeschlagen. Die wenigen Tage, die sie noch miteinander zubringen konnten, verwendeten sie auf den Besuch der Umgegend.

So machten sie einen Abstecher nach Wandsbeck, wo sie in einem Wirthshause — Hotels gab es damals noch nicht — zu ihrem Glase Bier in der Zeitung, deren zu jener Zeit noch keine solche Fluth war — lasen, und sich über ihre bevorstehende Trennung — Gustavs Schiff sollte am nächsten Morgen abreisen — unterhielten. Während Broström in einem Berliner Blatte las, wurde er mit einem Male blaß wie eine Leiche und Gustav, der seinen Freund einer Ohnmacht nahe glaubte, stürzte hinaus, um Wasser herbeizuschaffen Als er zurückkam, hatte Broström theilweise seine Fassung wieder erlangt und sagte auf Gustavs Frage, ob er krank sei, es habe ihn ein häufig wiederkehrender Schwindel, der jetzt vorüber sei, überfallen; doch wünschte er zurückzukehren, da der Schwindel ein leichtes Uebelbefinden zurückgelassen habe.

Der Abend schwand über dem Einpacken dahin. Zu Gustavs großer Freude erklärte Broström, er wolle seine Einladung annehmen und ihm nach Norwegen folgen. Da das Schiff, mit dem sie abgehen sollten, am nächsten Morgen um 4 Uhr abzusegeln hatte, schlug Broström vor, sie sollten bereits am Abend an Bord gehen, um am nächsten Morgen im Gasthause keine Störung zu verursachen. Um 11 Uhr Abends waren die Freunde an Bord, und da der Wind günstig war, fuhr auch um 4 Uhr das Schiff in rascher Fahrt die Elbe hinab. Die Freunde genossen auf dem Verdeck die herrliche Morgenluft und die schöne Aussicht, welche das östliche Ufer der Elbe darbietet, obgleich es damals mehr die Natur, als die herrlichen Villen der Hamburger war, welche die

Ufer der Elbe verschönte. Der Wind war günstig und am dritten Tag traten Norwegens Klippen am Horizont herauf.

Der silbergekrönte Folgefond spielte, von den Strahlen der Sonne beglänzt in allen Regenbogenfarben, die unzähligen Inseln und Eilande, welche die Küste bedecken, boten jeden Augenblick eine andere Ansicht, und die herrlichen Perspectiven des inneren Leed erheiterten und erfreuten die Reisenden.

Broström war nun sichtlich munterer und vor Gustav leuchtete der Wiederschein des Vaterlandes, der Familie in hellen Farben und er klagte nur, daß das Schiff, um dessen Steven der weiße Schaum aufbrauste, und das von einem fast tobenden Südwinde vorwärts gepeischt wurde, nicht schnell genug ginge, obwohl ihm die Schiffer versicherten, es renne seine acht Knoten.

Gegen Abend öffnete sich die wunderherrliche Bucht Bergens mit ihren weißen Häusern, herrlichen Kirchen, zahlreichen Schiffen und riesigen Umgebungen im Glanze der Abendsonne vor den Augen der Reisenden. Gustav sah die wohlbekannte Gegend nach mehrjähriger Abwesenheit mit dem Entzücken der Jugend wieder. Gegenwart und Vergangenheit lachten ihm gleich freundlich entgegen. Familie und Freunde zeigte ihm die erstere, der Kindheit Erinnerungen die letzte in gleich lichten Farben. Sein Freund bewunderte, und staunte über alles Große und Erhabene, was an diesem Orte Natur und Kunst um die Wette vor die Augen des Menschen stellen. Leben und werkthätige Menschenhand sah man überall, und ihre sicheren Begleiter, Wohlstand und Zufriedenheit bemerkte man, wohin man das Auge nur wenden mochte. Die alte und mittelalterliche Geschichte dieser Stadt gab Gustavs tieferem Gemüth und sinnigem Geiste mancherlei Stoff zu fruchtbaren Gedanken. (Forts. folgt.)

Aus dem schönschriftstellerischen Frauenleben.

(Aus dem Englischen von R. B.)

III.

Die berühmte Frau.

Bist du seit deiner Rückkehr schon bei unserem alten Freunde Jakob Lee gewesen sagte Herr Seldon zu seinem Neffen.

„Nein Onkel, ich höre er hat das Unglück einen Blaustrumpf zur Frau genommen zu haben und seitdem war mir immer, als träte ein unheimlicher Geist mit dintenklerigen Fingern, verstrubelten Haaren und schlampigen Kleidern zwischen mich und unseren armen Freund, so oft ich dessen gedachte. Ich kann mir ganz gut das schmutzige Hauswesen vorstellen, das so ein schreibseliges Weib führt, ich rieche bereits den qualmenden Duft verbrannter Speisen und sehe ein Pack zerlumpter, ungewaschener Kinder, die einen gräulichen Heidenspectakel vollführen. Eine schöne Gegend das so eine Wirthschaft! Gott bewahre mich vor so einem Weib, die ihren Beruf schändet und ihre Zeit vergeudet, indem sie sich mit Dintensaft besudelt und am Ende gar für Zeitschriften arbeitet. Ich wette darauf, Jakob hat keinen festen Knopf an seinen Hemden und kein einziges Paar ganzer Socken. — Und was war der früher für ein prächtiger Kerl! (sagte Heinrich bei sich selbst) dem hätte ein theilnehmendes, pflegendes Herz noth gethan! Beim Hercules! das ist ein verzweifelter Fall!“

„„Heinrich, willst du mir die Freude machen und hingehen?"" sagte Herr Seldon mit feinem Lächeln.

In Gottes Namen, wenn du es willst. Diese Ehekrüppel werden von ihren Weibern so zugerichtet, daß ich ohnehin die traurigen Ueberreste meines Freundes später wahrscheinlich nicht mehr erkennen würde. Eine berühmte Frau, eine Schriftstellerin! — und er zuckte verächtlich die Achsel.

Am andern Tag um eilf Uhr stand Heinrich wirklich an der Thür seines Freundes und zog die Glocke. Aber mit welch einem Gesicht? es stand deutlich darauf: Ich bin auf das Schlimmste gefaßt und thue es nur um Jakobs willen. — Die Magd führte ihn in ein kleines Empfangszimmer — es war nicht gerade kostbar eingerichtet, aber rein und geschmackvoll. Hier standen auf einem Blumentischchen einige schöne Pflanzen in deren grüner Mitte ein hellstimmiger Canarienvogel schmetterte, dort ein chinesisches Tischchen und richtig! Dintenzeug, Papier und Feder darauf — — „Hab's ja gedacht murmelte Heinrich, da haben wir schon das Unglück! o es ist ein schreckliches Unding um so einen Blaustrumpf. Wie sie mich anekeln wird! Mir thut nur der gute Jakob leid!" — Indem er ein Buch, das gerade auf dem Tischchen aufgeschlagen war, in die Hand nahm, fiel ein beschriebenes Blatt heraus — es waren Verse! Beinahe wäre ihm das Buch aus den Händen gefallen; sorgfältig, aber nur mit dem Daumen und Zeigfinger, hob er das Manuscriptchen auf und schob es mit einem kaum verhaltenen Ausdruck des Unbehagens wieder an seine Stelle, dann hielt er neuerdings Umschau im Zimmer, aber er konnte trotz aller Aufmerksamkeit kein tadelnswerthes Stäubchen entdecken; die Fensterscheiben glänzten hell, der Teppich war mit mathematischer Genauigkeit hingebreitet, die Bilder hingen nach dem Senkblei gerade an den Wänden, die Vorhänge waren frisch und sauber aufgemacht und — was noch ein größeres Wunder war — da lag gar ein halbvollendetes Kinderkleidchen und dabei ein Fingerhütchen, das einer fabelhaft kleinen Hand anzugehören schien. Heinrich war eben daran, auch die Stiche zu untersuchen, als er draußen Schritte hörte und nun alle Energie zusammennehmen mußte, um das voraussichtliche geistige Tropfbad zu ertragen.

Eine kleine Dame schwebte herein und stand freundlich vor ihm. Ihr schwarzes glänzendes Haar war glatt hinter die zierlichen Ohren gekämmt und von der Rückseite des für einen jeden Phrenologen untadeligen Kopfes einfach befestigt; ihre Augen waren funkelschwarz und fröhlich, der Anzug stand der kleinen Gestalt reizend, ihre Füße schienen fabelhaft klein und die Schuhe gegen alle Befürchtung nicht niedergetreten, die schneeweißen Fingerchen aber zeigten, von Dintensaft nicht die leiseste Spur, als sie selbe dem Gaste zum Willkomm reichte.

Heinrich war schon bereit mit dem Gefühle eines Verbrechers sich auf die Kniee niederzulassen und eine offene Beichte abzulegen — als ihm der Dämon seines Junggesellenthums gerade noch rechtzeitig in's Ohr flüsterte: Warte nur noch ein wenig; jetzt ist sie gerade für eine Gesellschaft geputzt, aber der Klauenfuß wird schon noch zum Vorschein kommen.

Also setzten sie sich und das Gespräch begann — und Heinrich saß wie auf Kohlen jeden Augenblick auf einen Ausbruch ihrer Gelehrsamkeit oder ihrer Blaustrümpfigkeit gefaßt. Indessen — es mußte doch leidlich gegangen sein, denn als zwei Stunden später der gute Jakob Lee nach Hause kam, fand er seinen alten Freund in bester Laune

tête à tête mit seinem Weibchen. Eine einfache Einladung zum Mittagessen erfolgte. Er hatte bereits angefangen, die kleine reizende Dame durch das bestechende Glas einer besseren Meinung anzusehen und fürchtete nun durch das bevorstehende Blaustrumpf-Diner entzaubert zu werden. Seine Einwendungen aber wurden mißcreditirt. Und siehe da: Es war nichts auszusetzen, weder an dem feinen Tafeltuch, noch den blühweißen Servietten, die Gläser waren spiegelklar, das Silber schön und hell, die Speisen ganz untadelig und vortrefflich, die Brühen und Saucen excellent, der Nachtisch geschmackvoll aufgeputzt und passend. Frau Lee präsidirte dem kleinen Diner mit Anstand und Zierlichkeit, die Pastetchen hatte sie selbst bereitet und die Früchte eingesotten, und dem kleinen Plauderer der gleichzeitig mit diesen guten Dingen erschien — noch ganz frisch vom Bade mit feuchten Locken, einem schneeweißen Kleidchen, schwellenden Gliedern und netten Grübchen darinnen, sah man augenblicklich hinreichend an, wie vortrefflich derselbe in Pflege stand.

Sobald die beiden Herren alleine waren, ergriff Heinrich die Hand seines Freundes drückte sie und sagte halb lächelnd: „Jakob, mir ist wie einem Spitzbuben zu Muthe! Ich hörte von deiner Frau als von einem Blaustrumpf reden und kam hieher mit der aufrichtigen Intention, dich als das arme Opfer eines unglücklichen Hauswesens, einer unverdaulichen Küche und eines thörichten Herzens zu bemitleiden, nun aber will ich als ein alter Junggeselle sterben, wenn ich nicht ehrlich und wahrhaft wünsche, daß die Frau, die gerade hinausgegangen, meine eigene wäre!“

Ein glücklicher Stolz leuchtete aus Jakob Lee's Blicken. „„Du weißt noch lange nicht die Hälfte — sagte er; höre: Vor ungefähr vier Jahren verwickelten sich meine Geschäfte in sehr unangenehmer Weise, zugleich fing ich an zu kränkeln, mein Muth zu neuen Unternehmungen sank, ich war ein verzweifelnder Mensch. Da schrieb Emma, ohne daß ich es wußte, an verschiedene Zeitschriften und Journale, ihre Einsendungen gefielen und machten Glück, Bestellungen folgten, neue Anträge und Bitten um Beiträge kamen dazu und kurze Zeit darauf sogar ein Wechsel auf achthundert Thaler als vorläufiges Honorar für ein gewünschtes Bändchen Erzählungen. Und während dieser Zeit hatte sie keine Pflicht der Mutter und Hausfrau vernachlässigt, ihre heitere, standhafte Liebe richtete meinen umdüsterten Geist wieder auf und gab mir frischen Muth neu aufzuleben. Und nun fuhr sie fort zu schreiben, obwohl ich, wie du siehst ganz gut im Trocknen bin; ihr sei gedankt, als meinem Schutzengel, denn sie sagt: „Wir müssen etwas zurücklegen für etwaige Regentage.“ Gott segne ihr sonniges Antlitz!““

Emmas Eintritt machte einer weiteren Lobrede ein Ende und Heinrich empfahl sich in einer unbeschreiblichen und reuigen Stimmung; er that reichliche Buße für seinen früheren Aberglauben und für seine bösen Scrupel, denn nun wußte er nur zu gut was das für ein Ding sei, so ein verlästerter Blaustrumpf oder eine berühmte Frau.

Historisches Schatzkästlein.

** Nach der Verordnung v. 12. Januar d. Jahres 1808 lautete §. 13 der Instruction für das Feuerpiket der bayerischen Landwehr wie folgt: „Wenn bei Tage oder bei der Nacht ein Gewitter entstehen sollte, so hat sich das Jourhabende Piquet nebst dem Tam-

hour, an dem Orte einzufinden, wo entweder der k. Landrichter wohnt, oder aber die Löschgeräthschaften verwahret werden, um bei sich ereignetem Unglücke sogleich bei der Hand zu sein." Es scheinen sonach damals die Gewitter im Sommer sehr selten gewesen zu sein. Zu unserer Zeit dürfte das Feuerpiquet, wenn diese Instruction noch Kraft hätte, im Sommer gar nicht mehr nach Hause gehen. Ein anderes Rescript vom 22. Juli 1807 verordnet bezüglich der Landwehr-Artillerie: Um der bürgerlichen Artillerie im wirklichen Gebrauche der Kanonen einige Uebung zu verschaffen, wird derselben gestattet, am Fronleichnamsfeste bei den vier Evangelien feuern zu dürfen; in jenen Städten aber, wo diese Salutirung am Fronleichnamsfeste vom k. Militär geschieht, wird dieselbe vom Bürgermilitär bei der zweiten Procession mit 12 Kanonenschüssen vorgenommen." Man muß gestehen, daß diese „Uebung" allerdings sehr den Namen „einige" verdiente.

I. Wr. Pfalzgraf August (1615—1632) von Sulzbach kaum auf seiner Reise durch Italien nach Neapel, und besuchte dort den alten Physiognomen und bekannten Gelehrten Porta. Um die Kenntnisse Porta's zu prüfen, trat August in der Mitte seines Gefolges bei ihm ein, Porta ging aber sogleich auf August zu, und sagte: „Der hat eine Löwenstirne, dieß ist der Pfalzgraf."

(Aus: „Die Beherrscher der Stadt Sulzbach." 1783.)

I. Wr. Nebenverrichtungen eines Pastors des XVI. Jahrhunderts. Der Pastor von Siegenhofen (1560) hatte außer seinen kirchlichen Verrichtungen, um seinen Lebensunterhalt nur einigermaßen verdienen zu können, noch folgende Beschäftigungen: Er war Dorfbarbier, machte den Brautleuten die Hochzeitschuhe, copulirte sie, spielte bei dem Hochzeitmahle in dem Wirthshause auf, mußte seiner Kuh das Stroh schneiden, dabei Schule halten, und dennoch mit seiner Familie hungern.

(Löwenthal. l. cit.)

I. Wr. Zwei Reime, die am Regensburger Rathhaus sich vor Alters befanden, lauteten: der eine

Wer durch die Weisheit sich nicht weiß emporzuschwingen,
Der soll sich nicht in den Rath durch andere Wege dringen.

der andere:

Ein jeder Rathsherr, der da geht
Von Amtes wegen in den Rath,
Soll seyn ohn all böß' Affect
Dadurch sein Herz nicht werd bewegt,
Als Feindschaft, Zorn und Heuchelei,
Neid, Gunst, Gewalt und Tirannep.
Und seyn dadurch ein gleich Persan
Dem armen, wie dem reichen Mann,
Auch sorgen für die ganz Gemein
Derselben Nutz betrachten rein.
Denn wie er richten wird auf Erden
So wird ihn Gott auch richten werden
Am jüngsten Tag nach seinem Rath
Den er ewig beschlossen hat.

(Aus der Regensburger Chronik.)

*** Nach den neuesten Forschungen von Ottokar Lorenz, wie sie in dessen „Leopold III. und die Schweizer Bünde. Wien 1860" (vorgetragen am 21. Mai 1860) mit historischer Kritik angestellt sind, ist wieder ein lange Zeit hochgefeierter Heros der Schweiz aus der Reihe der historischen Persönlichkeiten gestrichen worden: Arnold von Winkelried, dessen Heldentod bei Sempach zu so vielen poetischen und malerischen Schilderungen Anlaß gewesen ist. Vor der historischen Kritik ist jetzt dieser Schweizerheld zum Schattenbild der Sage geworden, gleich Wilhelm Tell!

Miscellen.

† Berlin. Es ist erstaunlich, zu welch hohen Ehren in Berlin plötzlich das Bier gelangt ist, ja sogar das Bierpulver. Wahrhaft zauberische Wirkung äußert der Gerstensaft auf die Nerven der guten Berliner, und eben dasselbe, was, (nach ihrem Urtheile) uns Süddeutsche bisher in höchstem Grade verdummte, das hilft ihnen gegen alle ihre Gebrechen wieder auf die Beine, und schärft auf merkwürdige Art ihre geistige Kraft. So lesen wir in der Preußischen Zeitung folgende zwei Anpreisungen: „Der Wahrheit die Ehre und Ehre dem Fabricate, die ihm gebührt!" Kurz vor einer Vorstellung, der Oper „Orpheus" überfiel mich eine plötzliche starke Heiserkeit, die mich zu verhindern schien, meinem künstlerischen Berufe an jenem Abende nachkommen zu können. Ich war im Begriff, dies dem Vorstande des Theaters anzuzeigen, als mir von einem Freunde gerathen wurde, sofort zu dem vielbekannten und, wie ich jetzt erkannt, mit vollem Rechte vielgerühmten Malz-Extract des Herrn Joh. Hoff (Fabrik: Neue Wilhelmsstr. 1) meine Zuflucht zu nehmen. Während des Ankleidens im Garderobezimmer trank ich den heißgemachten Inhalt einer halben Flasche und spürte Linderung der Heiserkeit, die während der Vorstellung der Oper gänzlich wich, als ich auch die zweite Hälfte der Flasche, heiß gemacht, getrunken hatte. Zu Hause nahm ich vor dem Schlafengehen eine Dosis des in Milch gekochten Malzpulvers (vis cerevisia) und wiederholte dies am nächsten Morgen. Wohl noch selten hatte ich Brust und Kehlkopf so frei und kräftig gefühlt, als nach dem Gebrauch dieser Mittel. Jede Spur von Heiserkeit war verschwunden. Der vollen Wahrheit gemäß und zum Nutzen und Frommen meiner künstlerischen Collegen veröffentliche ich den trefflichen Erfolg des Specificums, das in keinem Keller eines Theaterchefs fehlen sollte, um Heiserkeitsverlegenheiten und Opernstörungen sofort abhelfen zu können. Probatum est. Mir hat das Mittel geholfen, es wird auch Andern helfen. Berlin. W. Hellmuth, Mitglied des Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theaters." — Pflichtgemäße Danksagung. Meine Frau litt seit längerer Zeit an Brustbeklemmung, Schlaflosigkeit, großer Schwäche und Appetitlosigkeit. Nach mehreren erfolglos angewandten Mitteln nahmen wir unsere Zuflucht zu dem so vielgerühmten Hoffschen Malz-Extract und Kraft-Brust-Malz (Fabrik: Neue Wilhelmsstraße 1). Schon nach dem Gebrauch weniger Flaschen dieses vortrefflichen Extractes nahm meine Frau Besserung ihres Zustandes wahr, denn die Brustbeklemmung ließ nach, Schlaf und Appetit stellten sich allmälig wieder ein. Ebenso war das in Milch gekochte Kraft-Brust-Malz, zum Frühstück genossen, von beson-

ders guter Wirkung, so daß jetzt, nach fortgesetztem Gebrauch beider Mittel, meine Frau vollständig hergestellt ist. Solches der strengsten Wahrheit gemäß bezeugend, spreche auch ich dem Herrn Hoff meinen wärmsten Dank mit dem Wunsche aus, daß er zum Besten vieler Leidenden noch recht lange sein segensreiches Wirken fortsetzen möge. Berlin, den 25. August 1860. Jhrke, Dessauerstrasse Nr. 5."

** In dem nordamerikanischen Staate Arkansas sind kürzlich die Ruinen einer alten Stadt entdeckt worden. Dieselben sind von beträchtlichem Umfang, liegen in einer sehr fruchtbaren Gegend in der Nähe des Flusses Pecos, und waren nach dem ganzen Bau zu schließen, von einem kriegerischen Stamm bewohnt. Mehrere der Gebäude haben eine ungeheuere Ausdehnung und sind aus massiven Blöcken von schwarzem Granit erbaut, die nur durch mächtige Anstrengungen an Ort und Stelle geschafft worden sein konnten. Es befinden sich darunter die Ueberreste zweier Bauten von 300 Fuß Länge, deren halb eingestürzte Mauern selbst jetzt noch 30 Fuß hoch sind. Der eine davon, der mit Basreliefs geschmückt war, hat keine Zwischenwände und man hält ihn deshalb für einen Tempel. Alle Gebäude haben Schießscharten nach Art der alten Burgen in Europa. Die Steinblöcke, aus denen sie bestehen, sind mit einem harzigen Mörtel zusammengekittet, der eine solche Festigkeit zeigt, daß große Trümmer der Wände niedergestürzt sind, ohne daß die Blöcke sich ablösten. Welchem Volke mögen diese Bauten, die von einer hohen Cultur Zeugniß geben, ihren Ursprung verdanken?

† Der Einfluß des Mondes auf die Pflanzenwelt wurde in neuester Zeit eben so geleugnet, als von manchen Seiten bestätigt. Man hat Diejenigen, welche daran glauben wollten eben so lächerlich gemacht, wie die, welche an die erfahrungsmäßige Einwirkung des Mondes auf die Witterung glaubten. Nun erfährt man so eben aus den Verhandlungen des Berliner Gartenbauvereins, daß Hofgärtner Hempel daselbst auf die Eigenthümlichkeit aufmerksam machte, daß abgefallene Aepfel, die sog. Falläpfel, bei abnehmenden Monde an derjenigen Stelle, wo sie aufgefallen sind, nicht zu faulen anfangen; daß dagegen diejenigen, welche bei zunehmendem Monde vom Baume gefallen sind, bald auf der aufgefallenen Stelle in Fäulniß übergehen.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Die Franzosen in Deutschland. Historische Bilder. Von A. Tellkampf. — Zur Erinnerung an Louis Spohr. Von H. Giehne. — Der graue Thurm. Ein Novellenkranz. 2 Bde. Von Hensler. — Constanze. Roman in zwei Theilen. Von E. v. Rothenfels. — Verrufen. Lebensbild in 4 Bänden. Von K. Schram. — Walter Scott. Lebensbild, aus englischen Quellen zusammengestellt. 2 Bde. Von F. Eberty. (Fortsetzung folgt)

† In Weimar haben in vergangener Woche Abgeordnete des deutschen historischen Kunstvereins getagt. Aus allen Theilen des Vaterlandes hatten sich Vertreter eingefunden. Den Fremden zu Ehren wurde im Theater Goethe's Tasso gegeben, auch hatte Se. k. Hoheit der Großherzog, der jetzt noch in Eisenach auf der Wartburg weilt, die Vertreter der Kunstvereine in großherzoglichen Hofwagen nach Ettersburg fahren lassen. In diesem mitten im Ettersberge äußerst romantisch gelegenen Jagdschlosse finden sich manche Sehenswürdigkeiten. An dem veranstalteten Festessen nahmen wohl 70 Personen Theil. In Toasten wurde die Kunst nach verschiedenen Richtungen hin gefeiert. Der historische Kunstverein hat im vorigen Jahre zwei sehr schöne Bilder: „Die Begegnung Friedrich des Großen mit Kaiser Joseph" gemalt von

Menzel, und den „Ritt Kaiser Rudolfs nach Speyer zu seinem Grabe“ von Schwind, erworben. Vor einigen Tagen wurden diese beiden Kunstwerke verloost. Das erste Bild gewann Se. kgl. Hoheit der Großherzog, das zweite der Kieler Kunstverein.

|| Zur Telegraphie. Von dem neulich in mehreren Blättern erwähnten Handbuche der telegraphischen Correspondenz von U. v. Alvensleben erschien soeben Nr. 17 und 18 enthaltend die neuesten Telegraph-Tarife des Russischen Reiches und der italienischen Staaten, Neapels, Siciliens, des Kirchenstaates sowie die Veränderungen in den Tarifen der übrigen Europäischen Staaten. Zu ersehen ist daraus, daß neuerdings mehrere Staaten den Bestimmungen des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereins beigetreten sind.

** Eine Belgische medicinische Zeitschrift meldet nach Angabe des Paters Legrand, früher Dolmetsch des Admirals Genouilly und nun einer der ältesten und ehrwürdigsten Missionäre in Tonquin und Cochin China, daß in jenen Ländern die Wasserscheu mittelst eines Absudes von Blättern des Stechapfels (Datura stramonium) mit vollständigem Erfolge geheilt wird. In einem Liter (der 100. Theil eines Cubikmeters) Wasser wird eine Handvoll dieser Blätter bis auf die Hälfte eingekocht, und der Trank dem Patienten, zuweilen mit Anwendung von Gewalt eingegeben, worauf wohl ein heftiger Wuthanfall, der jedoch nur von kurzer Dauer ist, eintritt, nach 24 Stunden aber die Genesung folgt.

— Das Licht der Tropengegenden ist trotz seiner größeren Lebhaftigkeit nicht so geeignet für photographische Zwecke, als das der gemäßigten Zonen, indem man in den ersteren längere Zeit braucht um ein Bild hervorzubringen, als in den letzteren. Auch werden bei uns im März und April schneller Bilder erzeugt, als im Juni und Juli. Eben so eignen sich die Morgenstunden besser als der Nachmittag zum Photographiren.

§ Es sind Berichte von der amerikanischen Fregatte „Niagara“ welche die japanesischen Gesandten nach Japan zurückbringt, eingelaufen. Die Gesandten hatten aus der ihnen angewiesenen Kajüte beinahe alle für sie mit großen Kosten hingeschafften Möbel entfernen lassen und zogen es vor, nach orientalischer Manier auf dem Fußboden zu lagern. Sie nahmen täglich ihre 7 bis 8 Mahlzeiten ein, rauchten, spielten Schach und streichelten ihre großen Zehen, welche Manipulation ihnen offenbar große Tröstung und Befriedigung zu gewähren schien.

∽ Den vielen germanischen Festen in diesem Jahre wird auch die Stadt Lüttich, eingedenk ihres Ursprungs und ihres heutigen Berufs, ein Gesangsfest anreihen, zu dem die Männer-Gesangvereine Belgiens, Deutschlands, Frankreichs und Hollands eingeladen werden. Eine umso höhere Bedeutung erlangt dieses Fest dadurch, daß es, gelegentlich einer Reise des Königs der Belgier nach Lüttich veranstaltet, den vier Völkern Gelegenheit bietet, unter den Augen dieses beliebten Herrschers einen friedlichen Wettstreit auszuführen und ihre einmüthige Stimmung zu bekunden. Den Deutschen bietet sich dabei noch die Gelegenheit, ihren alten Ruhm Meister des Gesanges zu sein, aufrecht zu erhalten. Mögen sich deutsche Gesangvereine zahlreich an dem Feste betheiligen, welches am 14. und 15. Oktober stattfinden wird.

.*. (Todesfälle.) Die in Hamburg am 7. Sept. eingetroffene letzte Post aus Afrika hat die betrübende Nachricht von dem Tode des kühnen Reisenden Dr. Roscher aus Hamburg überbracht. Derselbe hatte eine Expedition zur weiteren Erforschung von Mittelafrika unternommen und war bis an einen der großen Binnenseen, westlich von Zanzibar, gelangt. Er wurde Nachts in seinem Zelte von zweien der wilden Ureinwohner des Landes überfallen und durch einen vergifteten Pfeil getödtet. Seine Diener ergriffen die Flucht und brachten die traurige Kunde nach Zanzibar. Ihre Aussagen erhielten nur zu bald volle Bestätigung, denn nach einigen Tagen traf ein Negerhäuptling in Zanzibar ein, welcher die seinem Stamm angehörigen Mörder hatte festnehmen lassen und sie den Ortsbehörden zur Bestrafung auslieferte.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

30. Septemb. 1860. — I. Jahrgang. Nro. 16.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne „Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

In der Strandgade*) Bergens lag ein weiß übertünchtes Haus mit vier Fensterstöcken auf die Straße heraus, nämlich zweien auf jeder Seite der grün bemalten mit massivem Schnitzwerk versehenen Hausthüre. Unter den Fenstern stand auf beiden Seiten eine grüne Bank, auf deren einer ein etwa zwölf Jahre altes Mädchen in einfacher reinlicher Kleidung an einem Strumpfe strickte. Hin und wieder hob sich ihr Köpfchen empor, wenn sich eine bekannte Stimme vernehmen ließ und sie grüßte vorübergehende Bekannte mit freundlichem Nicken, und alle grüßten das muntere Mädchen; alle Einwohner Bergens schienen die kleine, aufblühende, noch kindliche anmuthige Emma Moe zu kennen.

Das Haus schien seine größte Ausdehnung in der Tiefe zu haben, da es sich weit gegen die Bucht hinab erstreckte, wo es seine Fortsetzung in einem großen Packhause, sogenannten Brygger fand, welches, wie Alles in Bergen, ebenfalls weiß angestrichen war. Als die Leute so in ihrer malerischen Nationaltracht vorübergingen, grüßte das sanfte Kind ihnen entgegen, und hatte immer für Jeden ein freundliches Wort.

Es war gegen Abend. Das herrliche, klare Wetter schien nicht durch einen Bergener Strichregen unterbrochen werden zu wollen, was jedoch nicht verhinderte, daß die Vorübergehenden sich mit dem gewöhnlichen Regenhut oder Schirm, die hier niemals überflüssig erscheinen, versehen hatten.

Ein ungefähr 11 Jahre alter Junge kam mehr tanzend als gehend die Straße herab, mit einem Pack Bücher unter dem Arm und trillerte das beliebte Lied: „Wohn' ich auf hohem Berge," das eigens für die Bewohner Bergens gemacht zu sein scheint, die in den hohen Gebirgen, tiefen Thälern und dem Ufer mit seinen Salzfischen ihre einheimische Gegend, wie sie in diesen Strophen besungen werden, erkennen müssen.

„Du bist wieder erst Abends aus der Schule gelassen worden, Carl, sagte das Mädchen — warst du wieder eingesperrt, weil du nichts gelernt hast?"

---

*) Uferstrasse.

hältnisse erworben. Die Zuneigung des Principals und die aufrichtige Freundschaft des Sohnes konnten ihm bei seiner Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit und Ehrlichkeit nicht entgehen.

Nach Verlauf weniger Jahre war er ein äußerst gewandter Geschäftsmann, weßhalb ihm sein Principal wichtige Geschäfte anvertraute, ihn auf Reisen in und außer Landes schickte, wodurch er Gelegenheit bekam, sich mit den Handelsverhältnissen noch vertrauter zu machen und persönliche Bekanntschaften zu stiften, die ihm mit der Zeit von großem Nutzen waren. Der junge B. war schwach von Gesundheit, und es stand zu befürchten, daß seine Brust angegriffen sei. Anstrengende Geschäfte waren ihm eine drückende Last. Moe sah dieß ein, und arbeitete zur Erleichterung seines Freundes Tag und Nacht, wodurch die Freundschaft zwischen den beiden jungen Leuten noch inniger wurde, und der alte B** Moe's Werth immer mehr schätzen lernte. Die Krankheit des jungen B** nahm mehr und mehr zu, die Aerzte erklärten ihre Kunst unvermögend, ihn zu heilen, und konnten nur noch die Hoffnung lassen, daß ein Aufenthalt in Italiens wärmerer Luft vielleicht das Leiden des angegriffenen Organs aufhalten könne.

Der Kranke selbst hatte keine Hoffnung mehr, und wiewohl er der Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Reise sich willig unterzog, stund es klar vor ihm, daß er nicht wieder zurückkehren werde. Vor seiner Reise eröffnete er dem Vater seine Ahnung und bat ihn, wenn er nicht mehr sei, seinen Freund als Compagnon in das Geschäft aufzunehmen, wodurch sein Vater ihm den Gedanken an sein eignes Schicksal erleichtern würde, indem er so die Gewißheit einer treuen Stütze desselben nach seinem Tode habe, und auch sein Freund für die ihm während seiner Krankheit bewiesene liebevolle Sorgfalt belohnt sei.

Der Vater gab ihm gerne das Versprechen: der Abschied war wehmüthig für Beide. Die Ahnung des Sohnes erfüllte sich nur zu bald; nach einem Jahr hatte der alte B** keinen Sohn mehr. Nach dessen Tode erfüllte Herr B** sein Versprechen und nahm Moe als Theilnehmer in das Geschäft auf.

Außer diesem verstorbenen Sohne hatte B** eine um wenige Jahre jüngere Tochter. B**'s Frau war die Tochter eines deutschen Kaufmannes, der sich in Bergen niedergelassen, und als geborener Hamburger die feste Ueberzeugung hatte, daß Kenntnisse und Wissen sich nur dort erwerben ließen. Als die Tochter 12 Jahre alt war, schlug er deßhalb vor, sie in ein Institut nach Hamburg zu schicken. Obwohl B** sich nicht von seinem einzigen Kinde trennen wollte, mußte er doch um den Hausfrieden zu erhalten, schließlich nachgeben.

Die Tochter reiste, von Moe begleitet, dahin ab und kam nach 4 Jahren mit mehr Kenntnissen und Fertigkeiten, als zu jener Zeit junge Mädchen zu besitzen pflegten, zurück. Sie war ein hübsches Mädchen lebendigen Sinnes und beweglicher Einbildungskraft, mit der sie sich leicht den Ton der Zeit aneignete, besaß jedoch nicht soviel Urtheilsvermögen, um einsehen zu können, ob dieser Ton wirklich der für das Leben passendste sei.

Ihr Aufenthalt in Hamburg fiel in Deutschlands sentimentales Zeitalter. Im Institute waren Lehrerinnen und Zöglinge sämmtlich für schöne Literatur begeistert. Man schwärmte für Geßners Idyllen, für Goethes Wahlverwandtschaften, für Werthers Leiden, für Lafontaines herzbrechende Romane und andere ähnliche Producte der Zeit.

neigt und achtete ihre guten Eigenschaften; sie schätzte Mo'es Charakter sehr hoch und beklagte nur, daß ihre vielen Versuche, seinen Geist von Schreibepult und Waarenlager in die heiteren Sphären des Gemüthes zu erheben, umsonst gewesen waren. Sie sah wohl, daß Moe, wenn es sich darum handelte, in Verborgenheit und in der eigentlichsten Bedeutung des Worts Wohlthaten mitzutheilen, als der erste dazu bereit war, ebenso aber auch, daß er wählsam in der Persönlichkeit war, und nicht die gesammte Menschheit, würdig oder unwürdig als seine Brüder betrachtete und sich dazu berufen fühlte, aus dem Auswurf einen Kreis von Engeln zu bilden.

Nachdem B** die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Moe und Louise günstig für einander gestimmt waren, obwohl sie nicht in der brennenden Liebesflamme glühten, die Louise einst als Bedingung einer Ehe betrachtet hatte, beschloß er einen Versuch zur Durchführung seines Vorhabens zu machen.

Er war zu redlich um Hinterlist anwenden und zu sehr Vater, um sein Ansehen in die Wagschale werfen zu wollen, sondern er wollte ihnen offen seinen Wunsch mittheilen und den Erfolg ihrer eigenen Bestimmung überlassen. Zuerst vertraute er sich Moe an. Dieser nahm, in der Ueberzeugung, daß Louise, nachdem die Zeit einen Theil ihrer Schwärmerei hätte sich verflüchtigen lassen und ernstere Verhältnisse ihr ernstere Pflichten auferlegten, eine gute und verständige Hausmutter werden würde, das Anerbieten dankbar an.

Bei Louise stieß die Angelegenheit auf mehr Bedenklichkeiten. Sie konnte sich nur schwer von ihrem Lieblingsgedanken losreißen, an der Seite eines empfindsamen Geliebten an den blumenreichen Ufern der Gewässer von Lundgaard zu schwärmen, den Gesängen der Vögel und dem Rieseln der Bäche zu lauschen und Flöifjeld und Ulbrikke zu stummen Zeugen ihrer Seligkeit zu machen. Da aber der empfindsame Geliebte nicht erschien, dachte sie mit Schrecken an die Zeit wo ihre Eltern sie zurücklassen würden, betrübt darüber, daß sie ihren wohlmeinenden Wunsch nicht erfüllt habe. Sie erschrack vor dem Gedanken, so ohne einen theilnehmenden Freund, dem sie ihre Empfindungen und Gefühle mitzutheilen vermöchte, durch das Leben gehen zu sollen. Und einen solchen zweifelte sie nicht an dem achtbaren Moe zu finden, obwohl sie voraussah, daß er ihre Herzensergießungen mehr mit Geduld, als mit Theilnahme hinnehmen würde.

Sie hatte kürzlich erst Schillers: „Selbst die glücklichste der Ehen, Mädchen! hat ihr Ungemach, selbst die besten Männer gehen öfters ihrer Leier nach" — gelesen, und fühlte sich gewiß, daß in einer Ehe mit Moe dessen prosaisches Wesen, das ihr überall entgegentrat, ihr einziges Ungemach sein würde.

Nach mehreren schlaflosen Nächten gab sie dem Wunsche des Vaters nach und wurde Moe's Ehegemahl.

Moe's Berechnung schlug nicht fehl. Louise wurde eine tüchtige Hausfrau, und eine liebevolle, vielleicht nur zu zärtliche Mutter. Ihr Pflichtgefühl trat vor ihren schwärmerischen Ideen nicht zurück, obwohl es diese nicht ganz und gar aufheben konnte. Sie schwärmte in ihrem unschuldigen Sinn für die neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit, machte sich aber, weil sie hierin in ihren Umgebungen keinen Wiederhall fand, nur bei vereinzelten Gelegenheiten Luft und folgte ihrem Gange in der Stille.

So war das Ehepaar, mit dem der Leser soeben angefangen hat, Bekanntschaft zu machen.

scheulichen Gräueln nehmen wollen? Wer gab den Menschen das Recht, ihre Mitmenschen niederzumetzeln und wie Cannibalen zu wirthschaften? Und die Vernunft, was hat sie denn ausgerichtet? Soviel, daß die verblendeten Menschen nicht mehr an Gott noch an Teufel glauben. Den Glauben hat sie vernichtet und damit unsern Fischhandel. Selbst im katholischen Italien fängt man jetzt an, Religion und Fasten zu vernachlässigen, und geht es so fort, so verlangt kein Mensch mehr nach Fisch, sondern ißt Fleisch von Anfang bis zu Ende des Jahres. Heute habe ich die Rechnung meines Commissionärs über meine letzte Fischladung nach Livorno erhalten; ich schlage kaum die Fracht heraus. Er schreibt mir mit Bedauern — er ist noch ein wahrer Katholik — daß Keiner mehr nach Fischen fragt oder sich an Fasttage hält. Die Klöster werden aufgehoben, die französischen Freiheitsideen vernichten die katholische Religion. Man kümmert sich nicht im Geringsten mehr um den Papst, noch viel weniger um Mönche. Statt der herzerhebenden Messe hört man den Pöbel die Marseillaise brüllen. Er räth mir ganz und gar ab, mehr Fische zu schicken, da es als gewiß erscheint, daß sie in Italien, wie in Frankreich ganz aus dem Handel verschwinden werden. Das sind die Folgen der verfluchten Revolution mit ihrer Vernunft, ihrer Freiheit und ihren Menschenrechten. Noch haben wir Spanien, aber wie lange wird es dauern, ist das auch angesteckt! —

Ich will meinen Handel aufgeben, ehe mich die französische Revolution ganz und gar ruinirt. Ich danke Gott, daß ich noch mein väterliches Haus und Hof habe, worauf ich in Frieden hinscheiden kann.

Deine Furcht ist gewiß übertrieben, lieber Mann — antwortete Frau Moe, aber selbst wenn dein Handel unter den neuen Ideen leiden sollte, so mußt du dich doch als Mensch freuen, daß die Vernunft über den geisterdrückenden Aberglauben der Mönche den Sieg davon getragen hat. Wir sind ja selbst Anhänger der alten Lehre Luthers, die das Dunkel zerstreut und Licht in unsere geistigen Angelegenheiten gebracht hat, und müssen uns freuen, daß sich dieses Licht immer mehr und mehr ausbreitet.

Diese Bemerkung setzte Moe in einige Verlegenheit, da er ihre Richtigkeit nicht geradezu läugnen durfte. Er war ein streng religiöser Mann und orthodoxer Lutheraner und wollte nicht leugnen, daß seine mercantilischen Anschauungen hier mit seinen religiösen im Streite lagen. Er besann sich eine Weile, um irgend einen äußeren Vertheidigungsgrund für sein Urtheil über die französische Revolution vorzubereiten. —

Da kam der kleine Carl in die Stube hereingehüpft und wollte der Mutter die Ursache seines späten Nachhausekommens sagen.

Man ergriff diese Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und schickte Carl hinaus, um nachzusehen, welchen Wind die Wimpel auf dem Flaggenberge zeigten.

Ich schaute darauf, als ich nach Hause ging, sagte Carl — es steht auf Südwest.

Südwest und immer Südwest — versetzte Moe ärgerlich — bekommen wir denn keinen Nordwind mehr in diesem Sommer?

Wie kannst du dich so darüber ärgern — sprach Frau Mor — du weißt ja doch, wir erwarten ja unsern lieben Gustav von Hamburg und für ihn ist der Wind ja günstig. Du mußt doch dich nach seiner dreijährigen Abwesenheit seiner Heimkehr entgegen sehnen. Ich träume jede Nacht von ihm und freue mich so recht innerlich, den

ten wurde. Im Beginne des Frühjahrs schon zeigten sich mehrere Nordlichte, welche in den Telegraphen eine so große Verwirrung anrichteten, daß man einmal während einiger Stunden die eingelaufenen Depeschen nicht besorgen konnte. Der Sommer brachte eine Reihe heftiger Gewitter, Wasserhosen, Stürme, welche die westlichen Staaten verheerten und Störungen der Magnetnadel verursachten, wie sie noch nicht beobachtet worden sind. Fast täglich hört man von Erdbeben; so war am Samstag eines in Südcarolina und soeben berichtet der Telegraph, daß am Dienstag mehrere heftige Stöße in Kentuky gefühlt wurden. Der seit Jahresfrist fast gänzliche Mangel an Regen in den Antillen und die häufigen Erdbeben haben in jenen Gegenden die Besorgniß vor einem verheerenden Orcan entstehen lassen. Von dorther kommende Schiffscapitäne berichten das nicht weniger überraschende Phänomen einer gänzlichen Veränderung in der Richtung der Passatwinde — ein in der Geschichte der Schifffahrt unerhörtes Ereigniß.

⁎*⁎ Der Monat September ist seit den letzten Jahrzehnten der Monat der großen Jahresversammlungen wissenschaftlicher und anderer Vereine geworden. Das ist nichts Neues mehr; daran ist man bereits gewöhnt. Als ein selteneres Zusammentreffen aber dürfte es wohl hervorzuheben sein, daß in voriger Woche nicht weniger als sieben Vereine in sieben größeren deutschen Städten zu gleicher Zeit ihre Hauptversammlung hielten, nämlich in München, Köln, Königsberg, Stuttgart, Hannover, Heidelberg und Frankfurt a. M. In München tagten die Geschichtsforscher, in Köln die Volkswirthe, in Königsberg die Aerzte und Naturforscher, in Hannover die Bienenzüchter, in Stuttgart die Ornithologen oder Vogelkundigen, in Heidelberg die Land- und Forstwirthe und in Frankfurt am Main die Architekten. — Mit Recht kann der Deutsche gerade in jetziger ernster Zeit sich freuen eines solchen regen geistigen Zusammenlebens und Zusammenstrebens.

H. Ein Brief von Herrn Mariette aus Cairo enthält die folgenden der größten Beachtung würdigen Zeilen: „Ich schreibe ihnen in aller Eile, daß uns die Nachgrabungen zu Memphis die Werkstätte eines Metallgießers finden ließen. Schon haben wir die Werkzeuge dieses Handwerkers aufgefunden, etwa 40 Pfund unverarbeiteten Silbers, goldene Ohrringe, 20 noch nicht beschriebene Medaillen und andere zum Guß bestimmte Gegenstände. Die Arbeiter lassen mir sagen, daß sie nicht ohne mich fortarbeiten können; ich eile hin trotz der drückenden Hitze."

H. Esquire. Jeder Engländer, welcher sich ein gewisses Ansehen geben will, fügt heutzutage seinem Namen den Titel esquire (Ritter) bei. Obgleich Niemand etwas dagegen einwendet, kommt das Recht dazu doch nur folgenden Personen zu: 1) den Söhnen aller Pairs und Lords; 2) den Adeligen aller Nationen; 3) den Söhnen der Baronets; 4) Jenen, welchen der König den Patentbrief als Ritter giebt; 5) den Rittern des Bathordens; 6) den Advocaten; 7) den Friedensrichtern und Bürgermeistern; 8) den Kronbeamten und allen jenen, welche das Recht haben, der Krönung beizuwohnen oder irgend einen Vertrauensposten bekleiden; 9) den Attorneys in den Colonieen.

H. Um einen Begriff von der Rentabilität der renommirten englischen Zeitungen zu geben, erwähnen wir nur die Thatsache, daß in der Illustrated London News die einfache nicht ganz zwei Zeilen einnehmende Anzeige eines Geburts-, Todesfalles oder einer Vermählung in der dafür bestehenden Rubrik 5 Schillinge (3 fl.) kostet.

H. Die Testamentsvollstrecker einer kürzlich zu Brompton in England verstor-

ich weiß gewiß, unser Gustav hätte ihn nicht zum Freund genommen, wenn er nicht brav wäre.

Gustav holte nun Broström herein, und stellte ihn vor. Sein erstes Auftreten machte einen günstigen Eindruck in der Familie.

Es gibt Menschen, von der Natur so glücklich ausgestattet, daß ihre erste Erscheinung alsbald vortheilhaft wirkt. Die Bedingungen dazu sind nicht immer körperliche Schönheit oder bereits bekannte Geisteskraft und Anlagen, sondern jenes je ne sais quoi, ein Ausdruck des innern Menschen, der sich in ihrem Blick, in Sprache und Wesen ausdrückt, und welche schon bei ihrem ersten Erscheinen sie in der Geneigtheit ihrer Umgebung auf den Punkt bringen, den in dieser Beziehung minder Begabte erst nach längerer und genauerer Bekanntschaft erreichen können.

Einer dieser Glücklichen war Broström. Er besaß männliche Schönheit, geistige Kraft war auf seiner hohen schön gewölbten Stirn geschrieben. Aus seinen klaren blauen Augen glänzte ein Ausdruck von Schwermuth, der nicht umhin konnte, jenen Grad von Aufmerksamkeit und Interesse zu erwecken, der für einen gebildeten Weltmann erforderlich erscheint.

Schüchtern muß ich mich, sagte er zu Frau Moe hingewendet, in eine mir ganz und gar unbekannte Familie drängen, und dieß um so mehr, als ich mit Grund befürchten mag, gerade jetzt die Freude zu stören, die die Heimkehr eines theuern Sohnes den Aeltern verursachen muß. Uebrigens habe ich es nur gewagt, indem ich den Wünschen meines lieben Freundes nachgab.

Glauben Sie mir, versetzte Frau Moe, die Anwesenheit des Freundes meines Sohnes kann meine Mutterfreude nicht beeinträchtigen, weil ich weiß, daß Sie daran Theil nehmen. Wenn Sie selbst noch eine Mutter besitzen, werden sie gewiß erfahren haben, wie glücklich sich eine Mutter beim Wiedersehen eines lange vermißten Sohnes fühlt. Sie sind uns herzlich willkommen.

Ja, herzlich willkommen! nahm Moe das Wort und reichte Broström die Hand — der Freund meines Sohnes ist auch mein Freund.

Broström wurde von diesem Augenblicke als ein Glied der Familie betrachtet. Die Kinder begrüßten ihn als alten Bekannten und alles Ceremoniell verschwand. Sein ruhiges, etwas schwermüthiges Wesen erregte Theilnahme, und sein ausgebreitetes Wissen und seine gesellschaftlichen Talente öffneten ihm leicht den Zugang in die besseren Kreise Bergens. Auch seine Eigenschaft als Fremder trug dazu bei, daß er gesucht wurde. Es liegt im Charakter nordischer Gastfreundlichkeit, daß sie leicht vom Gesuchtwerden zum Suchen übergeht. Zu jener Zeit mochte auch etwas Zufall mit unterlaufen, da Norwegen damals von Fremden wenig besucht war, und namentlich in dem abgeschlossenen Bergen ein Fremder, mit Ausnahme eines Kaufmannes, als Phänomen erschien.

(Forts. folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

I. Wr. Verleihungsact der Churwürde an Herzog Maximilian I. von Bayern. Am 7. Jänner (1622) erließ Kaiser Ferdinand an die zu Regensburg versammelten Churfürsten und Stände des Reichs eine Proposition, da Pfalzgraf Friedrich von

I. Wr. **Volkslied.**

Kein stärkhere Maur ein Fürst mag han,
Denn wann ihn lieben sein Unterthan
Und er sye auch hat lieb und wert
So leidens mit im Feuer und schwert.
Treibt er aber das Widerspill
Macht Neuerung und Beschwernus vill
So hilft kein Schloß noch starke Maur,
Fliecht Adl, Bürger und der Baur.
Ein Büchs die nur mit Heu geladen
Die thut sye alle von ihm jagen.

Chronica v. Amberg v. Michael Schweiger 1516.

I. Wr. **Aus der Hunnenschlacht** 955. Unter den tapfern Kämpfern aus dem Bayerlande in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde befand sich auch der Regensburgische Bischof Michael (942 — 972). Ein Hunne hieb ihm das Ohr ab, und er fiel bewußtlos zu Boden. Neben ihm lag ein leicht verwundeter Hunne auf der Wahlstatt. Als nun dieser bemerkte, daß das Bewußtsein bei dem Bischofe wiederkehre, ergriff er seine Lanze, um ihn zu durchbohren. Der Bischof sammelte seine Kräfte, sprang auf, kämpfte mit dem Heiden und tödtete ihn, nachdem er selbst eine Wunde an der Hand erhalten hatte. (Brunner, annal. boic.)

F. Gr. **Ein Lehenreichniß.** Innerhalb des Burgfriedens der Stadt Cham im bayrischen Walde ist der Jannahof gelegen, dessen vordem adelige Besitzer verpflichtet waren, alljährig an einem Tage, „da kein Wölklein am Himmel steht" ein Ei auf einem vierspännigen Wagen nach Straubing zu fahren und selbes beim dortigen Vicedomamte einzuliefern. Dieselben durften auch das „Geigenrecht" ausüben (d. h. zur Strafe der Geige verurtheilen) und besaßen außerdem Steuerfreiheit.

(Grubers u. Müllers bayrischer Wald.)

F. Gr. Ein alter Spruch kennzeichnet die sieben Städte der Rhön folgendermassen:

Mellerstadt hat's Feld,
Münnerstadt hat's Geld,
Fladungen hat's Holz
Neustadt hat'n Stolz,
Kissingen hat's Salz,
Königshofen hat's Schmalz
Bischofsheim hat'n Fleiß:
So hast den Rhöner Kreis.

*** Im Jahre 1449 auf St. Gallustag, wurden einige Weiber in der St. Martinskirche zu Memmingen wegen der **Kirchenstühle uneins** und schlugen einander in der Kirche, wurden daher **ins Gefängniß** gelegt. Die Geistlichen vermeinten, man müsse die Kirche wieder weihen, und wollten die Sache an den Bischof berichten. Der Rath aber urtheilte, es seie nicht nöthig — **weil es nur Weiber wären** — und die Geistlichkeit ließ es bei diesem Ausspruche beruhen! Welcher Mangel an Galanterie!

er fand Trichinen — kleine mikroskopische Thiere — sogar in den Muskeln der damit behafteten Kranken.)

. In Koburg hatte man außerordentliche dramatische Vorstellungen vor der Königin von England beabsichtigt; Herr Emil Devrient war durch ein eigenhändiges Schreiben des Herzogs dahin berufen, um bei denselben mitzuwirken. Durch die Krankheit der Herzogin-Mutter sind diese Aufführungen jetzt verhindert, zu denen auch Frau v. Bulyovszki und Herr Dawison Einladungen erhalten hatten.

... Mechanikus Ruhmkorff in Paris hat kürzlich für den Professor Janim einen Induktionsapparat verfertigt, welcher, durch sechs Bunsen'sche Elemente angeregt, Funken von 15,5 Pariser Zoll Länge gibt, so daß der Anblick dieser Funken oder Blitzschläge selbst den Unerschrockensten zittern machen.

* Die Bergarbeiter-Bevölkerung Oberschlesiens betrug im Jahre 1858: 23376 Mann mit 36255 Familiengliedern wovon 60 Proc. beim Steinkohlenbergbau; die Hüttenarbeiterbevölkerung 12806 Mann mit 22329 Familiengliedern, und hiervon waren $^2/_3$ beim Eisenhüttenwesen beschäftigt.

— Auch eine Beschäftigung. In dem pommerischen Amtsblatt befindet sich ein Steckbrief der Polizeiverwaltung zu Stolpe vom 26. Febr. d. J., worin eine gewisse Alwine Auguste Krause aus Sonnenburg unter Anderm dahin signalisirt wird: Aufenthaltsort: ohne Domicil; Religion: evangelisch: Beschäftigung: unverehelicht.

** Aus St. Petersburg schreibt man: Der restaurirte Circus, jetzt „Marientheater," wird am 10. (22.) September eröffnet werden. Die deutsche Gesellschaft soll aber nicht darin spielen, und die Entscheidung schwankt noch, ob in Zukunft die italienische oder die russische Oper darin residiren soll. Jedenfalls läßt das Haus an Eleganz der innern Ausstattung alle andern St. Petersburger Theater hinter sich. Die Decoration ist durchweg von himmelblauem Sammet und Gold. Die Lehnstühle des Parquets haben in der Rückenlehne Spiegelscheiben, in denen die Nummer matt eingeschliffen ist. Einschließlich der um das Parquet herumlaufenden Baignoires gibt es vier Reihen Logen. Die Plätze sind so berechnet, daß die Einnahme bei vollem Hause das große Theater um 40 Silberrubel übertrifft. Beiläufig bemerkt, ist es das erste und einzige Theater, welches mit Gas erleuchtet werden wird. — Der Schauspieler Herr Haase ist für das deutsche Theater zum Winterhalbjahr mit einer Gage von monatlich tausend Thalern engagirt. Das lockt.

† Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat bereits mehrere Pensionen ausgesetzt, deren Empfänger aber nicht bekannt sind, da der Grundsatz der Geheimhaltung der Namen festgehalten wird. Ein Ehrengeschenk von 250 Thalern hat Hermann Kurz erhalten, der Verfasser des Romans „Schillers Jugendjahre" und mancher Erzählung. Der Verwaltungsrath begleitete die Ehrengabe mit einem Schreiben worin es heißt: „Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat Ihnen ein Ehrengeschenk von 250 Thalern zuerkannt keineswegs als Unterstützung, die Sie notorisch weder bedürfen noch gesucht haben; nehmen Sie es vielmehr an und auf in demjenigen Sinne worin es freundlich und freiwillig Ihnen dargebracht wird: als Merkmal aufrichtiger und theilnahmsvollster Anerkennung, geschöpft aus einer nationalen Stiftung, welche Schillers Namen trägt, an deren Resultate niemand ein näheres Recht besitzt als der dichterische Geschichtschreiber seiner Sturm- und Drangjahre."

— Berlin. Der Director der Dorpater Sternwarte, Staatsrath Professor Dr. Mädler, hielt sich bei seiner Rückkehr von Spanien, wohin er in seiner amtlichen Eigenschaft zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 18. Juli gereist war, nur kurze Zeit hier auf um rechtzeitig zu der in Königsberg jetzt tagenden Versammlung der Naturforscher einzutreffen. Wir können unsern Lesern die zuverlässige Mittheilung machen, daß der berühmte Gelehrte seine



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

Moe's Familie fand Broström immer liebenswürdiger, und es freute sie innig, daß Broström Ausflüge zu machen gedachte, um die Umgegend in weiterer Entfernung kennen zu lernen, und daß er beschloß, den Winter in Bergen zuzubringen.

Der Sommer verfloß Broström in weit ausgedehnten Wanderungen, auf welchen er sich mit mancherlei Kenntnissen bereicherte, sowohl über die Natur der Gebirge des westlichen Norwegen, als über die verschiedenen Sitten, Gebräuche und Arbeiten der Bewohner.

Den Winter brachte Broström in Moe's Familie zu. Zur Vergeltung ihrer Aufmerksamkeit gegen ihn beschäftigte er sich mit der Unterweisung des Sohnes in lebenden Sprachen, die auf der Lateinschule nur spärlich getrieben wurden, und der Tochter in Musik und Zeichnen, worin er ein ausgezeichneter Dilettant war.

Als ein Glied der geachteten Moe'schen Familie nahm er an allen, sowohl privaten als öffentlichen Wintervergnügungen, die er durch sein musikalisches Talent zu erhöhen suchte, Theil.

Unterdeß währte es nicht lange, und die Neugierde setzte Alles in Bewegung, um zu erfahren, wer das Phänomen eigentlich sei, und warum er sich in Bergen aufhalte. Er schien keinen eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes zu haben; er hatte kein Geschäft, war reichlich mit Geld versehen, und hatte offenen Credit von einem bekannten Stockholmer Haus auf eines der reichsten Comptoirs Bergens. Einige glaubten wohl, er mache seine Wanderungen als Naturforscher, aber er brachte weder Pflanzen noch Steine mit nach Hause. Hübsche Zeichnungen von Landschaften schienen die einzige Ausbeute seiner Reisen zu sein, und daran verflüchtigte sich jener Glaube. Gustav wurde mit Fragen über ihn bestürmt; er konnte ihnen aber keinen Bescheid geben, sondern äußerte (auf Grund des oft düstern Sinnes Broströms) bloß die Vermuthung, daß er um eine oder die andere Sorge zu vergessen reise, denn er betrachtete es als eine Kränkung der Freundschaft, sich in seine Geheimnisse einzudrängen.

irgend eine andere schwärmerische Auflösung des Räthsels oder wenigstens eine Entschuldigung für seine Theilnahme an der Verschwörung gefunden haben; denn die will immer klüger als Andere sein und die Mitleidige spielen. Sie mag sagen, was sie will, ich nehme den Verbrecher nicht mehr in meinem Hause auf.

In diesem Augenblicke trat Frau Moe in die Versammlung und nahm, nach freundlicher Begrüßung derselben am gedeckten Kaffeetische Platz. Da Nr. 1 die Sache nicht ins Geleise brachte, wandte sich Nr. 5 folgendermaßen an Frau Moe: Wir sprechen hier über eine Angelegenheit, worüber Sie die sicherste Aufklärung geben können, da Sie von dem ganzen Verhältniß ohne Zweifel mehr wissen, als wir. Man hat nämlich aus den geheimnißvollen Umständen, in denen Ihr Gast, Herr Broström zu leben scheint, geschlossen und das Gerücht verbreitet, derselbe sei einer der Theilnehmer am Morde Gustavs III. in Schweden.

Man nimmt ferner an, Ihr Sohn, der in so engem Freundschaftsverhältniß zu ihm steht, müsse in das Geheimniß eingeweiht sein, und wundert sich, daß Sie und Ihr Mann unter solchen Umständen Ihre Beziehungen zu ihm nicht abbrechen. Ich will übrigens noch bemerken, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die dem Gerüchte unbedingt Glauben schenken, oder ihn ohne Ueberzeugung von seinem Verbrechen verurtheilen, aber meine Stimme ist gegen die vielen, welche Wehe und Zeter über einen Königsmörder schrieen, zu schwach.

Und worauf gründet man diese Vermuthung, antwortete Frau Moe — hat er irgend eine Handlung begangen, die zu diesem harten Urtheil berechtigen kann? Bei uns, die wir ihn genau kennen, hat sich niemals ein solcher Argwohn erhoben.

Es scheint mir doch, sagte Nr. 1, als liege in seinem ganzen Benehmen Grund genug. Hat er nicht selbst zugegeben, er habe Schweden 1792 verlassen und ist es nicht bekannt, daß es in jenem Jahre war, wo der Mord begangen wurde und alle Theilnehmer sich flüchten mußten? Welchen andern Grund sich hier verborgen, ohne irgend ein Geschäft aufzuhalten, sollte er wohl haben? Warum ist er trotz seines Ueberflusses an Geld traurig und niedergeschlagen? Sieht man nicht die Reue über das Verbrechen in seinen finstern Blicken? Braucht man noch mehr Beweise, um zu erfahren wer er ist?

Es ist leicht möglich, antwortete Frau Moe, daß für Bosheit und Klatschsucht diese Beweise hinlänglich sind, der gesunden Vernunft und dem christlichen Sinne beweisen sie nichts. Wenn die Jahrzahl 1792 geeignet ist, Argwohn gegen ihn zu erregen, wäre er dann wohl albern genug gewesen, sie freiwillig mitzutheilen? Kann in jenem Jahre Schweden Niemand, als ein Königsmörder, verlassen haben? Kann Niemand von andern Erinnerungen, als solchen gepeinigt werden, können nicht andere Geschicke ihn veranlaßt haben sein Vaterland zu verlassen? Man ist nicht berechtigt, das Schlechteste von einem Menschen zu vermuthen, dessen ganzes Thun auf Achtung und Theilnahme Anspruch macht. Es paßt schlecht zu Christenthum und menschenfreundlichem Sinne, ein Verdammungsurtheil über einen Menschen nur nach Vermuthungen und nach den auf solchen gegründeten Gerüchten zu fällen.

Da Madame ihn in Ihren Schutz nimmt, bemerkte Nr. 1, kann Sie uns auch wohl die Falschheit dieses Gerüchtes aufklären. Wer ist er denn und wozu hält er sich hier auf.

Die Frage, wer er ist, sagte Frau Moe, kann ich mit wenigen Worten beantworten: er ist ein edler Mensch! — und, warum er sich hier aufhält, wäre unbescheiden von uns, ihn zu fragen, umsomehr, als wir Alle wünschen, daß sein Aufenthalt recht lange dauern möge; denn er hat unsere Freundschaft verdient und die soll, trotz alles Geschwätzes, ihn niemals verlassen.

Ich könnte allenfalls denken, versetzte Nr. 1, die deutschen romantischen Ideen von Madame hätten noch eine Entschuldigung für ihn gefunden, selbst wenn sie so gut wie wir, wüßten, daß er ein Königsmörder ist. Die Romane schildern ja selbst den Räuber Rinaldo Rinaldini als einen edeln Mann.

Ihre jämmerlichen Bemerkungen, antwortete Frau Moe, will ich Ihnen schenken, da ich recht wohl begreifen kann, wie schwer es Ihnen fallen muß, daß nicht Alle einem Gerüchte beipflichten wollen, welches Sie mit soviel Eifer und Befriedigung unter Ihren Plauderbasen zu verbreiten suchten. Es gibt übrigens auch noch wohlmeinende Leute, die keine Freude daran haben, den guten Namen Anderer auf eine bloße unhaltbare Vermuthung hin, zu vernichten, und selbst wenn Broström, zu welcher Annahme jedoch durchaus kein Grund vorliegt, in einiger Verbindung mit der unglücklichen Geschichte stünde, hätte man kein Recht, ihn zu verdammen. Familienverhältnisse konnten ihn leicht in ein Complott verwickeln, ohne ihn deßwegen zum unmittelbaren Theilnehmer zu machen, wenn er nicht auf der andern Seite als Denunciant auftreten wollte, eine Rolle die jeder rechtschaffene Mensch vermeidet, selbst wenn keine Familien- oder Freundschaftsbeziehungen im Wege stehen.

Ja, sagte Nr. 1, wenn Sie in Ihren romantischen Ideen soweit gehen, den Königsmord selbst in Schutz zu nehmen, so ist es kein Wunder, daß Sie Umgang mit Königsmördern pflegen. Sie müssen ihn ja als einen Helden betrachten, der sich für das Wohl des Vaterlandes aufopfert, und werden vermuthlich einen Roman, dessen Hauptfigur er ist, schreiben.

Ihre Bitterkeiten treffen mich nicht, und sind mir im höchsten Grade gleichgültig, sagte Frau Moe. Indeß will ich, um Ihnen weitere derartige Ausbrüche Ihrer Bosheit zu ersparen, mich von einer Gesellschaft entfernen, in der solche Bemerkungen geduldet werden.

Nr. 5 stand auf. „Auch ich kann nicht mehr länger an einer Gesellschaft theilnehmen, in welcher Scandal die Stelle der Unterhaltung vertritt.

Frau Moe und Nr. 5 entfernten sich.

Ach die Sentimentale! Auch die wird noch romantisch! Sie hat es, wie man murmelt, auf den jungen Gustav Moe abgesehen. Nun wird sie ihn wohl bekommen, bemerkte Nr. 1 beim Aufbruche von Nr. 5.

Das Fortgehen von Frau Moe und Nr. 5 bewirkte doch, daß minder lebhaft geklatscht wurde, und daß nach kurzer Zeit die Frau Basen, minder zufrieden mit ihrer Unterhaltung, sich entfernten.

Auch auf der Börse kam die Sache zur Sprache, und Herr Moe wurde gefragt, ob sich die Sache wirklich so verhalte.

Es wundert mich, antwortete Herr Moe, daß meine Herren einem solchen, von bösen, müßigen Zungen erfundenen Gerüchte Glauben beimessen können.

Broström ist uns Allen bekannt, und ich bin überzeugt, daß seit seinem Hiersein Niemand an seinem Charakter etwas mit Grund aussetzen kann.

Da man nun seine Theilnahme an dem Morde nur aus dem Umstande folgern will, daß er Schweden im Jahre 1792 verlassen hat, so ist der Beweis, meine ich, doch gar zu schwach, um einen Mann eines so scheußlichen Verbrechens zeihen zu können. Wäre er schuldig, so würde er ohne Zweifel so klug gewesen sein, das Jahr der Abreise aus seinem Vaterlande nicht genau anzugeben. Was er von der Sache denkt weiß ich nicht, da es mir immer undelicat erschien, mit einem Schweden über jene schreckliche Katastrophe zu sprechen. Daß sein Gemüth von etwas belastet ist, scheint mir möglich, wenigstens seiner düstern Laune nach zu urtheilen — wenn es nicht Krankheit ist, die sich auf diese Weise äußert. Ein Königsmörder aber ist er gewiß nicht, auf keinen Fall aber ist man berechtigt, ihn dessen zu beschuldigen.

Da kommt Herr Broström, sagte der Kaufmann B*, vielleicht könnte man sich mit ihm in ein Gespräch über jenen Mord einlassen, wodurch sich der Grund oder Ungrund des Argwohns feststellen ließe.

Broström betrat die Börse und wandte sich zu Moe in einer Angelegenheit, über welche dessen Sohn ihn um die Mittheilung der Meinung seines Vaters gebeten hatte. Nachdem dieß abgemacht war, trat Kaufmann B** zu Broström.

Wir sprachen soeben von dem Königsmord in Schweden, und wie es sich eigentlich damit verhielt. Sie hielten sich wahrscheinlich zu jener Zeit in Stockholm auf, und können uns die besten Mittheilungen machen.

Ich kann Ihnen nur sagen, was bereits allgemein bekannt ist, antwortete Broström mit Ruhe und ohne, daß eine Miene verrieth, daß ihn die Sache persönlich berühre. Ich war zufällig damals nicht in Stockholm, da ich bereits im Oktober 1791 in öffentlichen Angelegenheiten nach Tornea geschickt worden war, von wo ich vor der Execution Ankerströms nicht zurückkehrte.

Aber Sie wissen gewiß, wer die Verschwornen waren, sagte B. und haben vermuthlich einige derselben persönlich gekannt.

Soweit ich weiß, sagte Broström, bestund die Verschwörung nur aus mißvergnügten Adeligen, da ich jedoch nicht von Adel bin, hatte ich keine Gelegenheit, dieselben kennen zu lernen. Ich habe wohl mehrere der bei der Sache Compromittirten schon gesehen, aber der Standesunterschied in Schweden bewirkt, daß nur selten nähere Bekanntschaften zwischen Adeligen und Bürgerlichen eingegangen werden. Ich bin übrigens froh mit keinem derselben bekannt gewesen zu sein: denn die That war so entsetzlich, daß es jeden schmerzen muß, Freunde unter den Verschworenen zu haben, und kein redlicher Mann kann ihr Unternehmen vertheidigen, welchen Grund immer sie auch zu ihrer Entschuldigung anführen mögen. Sie werden übrigens einsehen, daß dieser Gegenstand jedem Schweden ein unangenehmer ist, da er einen Schatten auf die Nation wirft, so unbillig es auch sein mag, ein Volk nach einzelnen Facten zu beurtheilen.

Broström entfernte sich. Nun! sagte Moe zu den Umstehenden, halten Sie ihn noch für einen Königsmörder?

Nein, antworteten diese, seine Ruhe und seine unveränderte Miene bewiesen noch mehr als seine Worte, daß das Gerücht falsch ist.

Das Gerücht von Broströms Unschuld verbreitete sich rasch in der Stadt, und

die Klatschschwester Nr. 1 mußte schweigen, obgleich sie es vor ihren gleichgesinnten Colleginen es noch immer nicht anerkennen wollte. Broström war jetzt wie früher ein willkommener Gast in der Familie. Er war wieder der Liebling der Damen und der Gegenstand mütterlicher Aufmerksamkeit. Er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Unterricht des Sohnes von Moe, der bei ihm merkliche Fortschritte in Sprachen, Musik und Zeichnen machte, wogegen die Tochter besondere Anlage zur Musik zeigte.

Broström hatte jetzt zwei Jahre in Bergen zugebracht, ohne einen Wunsch nach Veränderung des Aufenthalts geäußert zu haben. Wohl sprach er manchmal von seiner Absicht vielleicht eine Reise nach Italien oder Amerika antreten zu wollen, aber er schien weder in Bezug auf Zeit noch hinsichtlich des Orts entschlossen.

An einem schönen Sommerabend ging er mit einer kleinen Gesellschaft längs den Gewässern von Lundgardt spazieren und erfreute sich an der herrlichen, riesigen Umgebung.

Hinter einem Busch saß eine weibliche Gestalt, die ihre Aufmerksamkeit erregte: sie war hoch, mager und zusammengeschrumpft. Ihre Haut war gelbbraun, ihr Haar schwarz, wie ihre Augen, die wie Glas blinkten. Sie war zerlumpt und etwas phantastisch gekleidet, und trug ein Ränzchen auf dem Rücken.

Als die Gesellschaft näher kam, stand sie auf und ging zu einer der Damen hin. In einem etwas fremdartigen Dialekt von dem schwer zu sagen war, ob er schwedisch oder norwegisch war, sprach sie: „Kleine Jungfrau, sie hat einen Wunsch, den sie verheimlicht, gebe sie mir die kleine Hand, und ich will ihr sagen, ob er in Erfüllung geht.“

Die Dame, an welche sie sich gewendet hatte, war ein lebhaftes Mädchen, welches dieß belustigte. Da, Mutter, sagte sie und streckte ihre Hand hin, aber wahrsage auch richtig, sonst bekommst du kein Geld.

Die Wahrsagerin nahm die Hand, betrachtete sie genau und sagte: „Morgen bekommen wir Südwind und da kommt der, den du erwartest.“

Da man von dem Mädchen zufällig glaubte, es sei einem jungen Seemann hold, der von Italien erwartet wurde, so erregte diese Antwort Aufmerksamkeit, das Mädchen wurde blutroth und zog seine Hand zurück.

Mehrere Herren der Gesellschaft machten sich nun einen Scherz daraus, ebenfalls ihre Hand auszustrecken, um ihr Schicksal zu vernehmen. Die Wahrsagerin verkündete Jedem sein Urtheil, doch in einem Orakelspruch der auf verschiedene Weise ausgelegt werden konnte.

Broström stand beiseits und nahm an der um die Wahrsagerin herum entstandenen Lustigkeit nicht Theil.

Willst du dir nicht wahrsagen lassen, sagte Gustav Moe, der bei der Gesellschaft war.

„Ich halte nichts von solchen Narrenspossen, sagte Broström, ich will der Wahrsagerin lieber das, wonach sie trachtet, ohne Weissagung geben. Dabei zog er einige Schillinge hervor und reichte sie dem Weibe. Diese ergriff die Hand, welche Broström zurückziehen wollte.

„Fürchtest du dich, mir deine Hand zu zeigen?“

Warum sollte ich mich fürchten, sagte Broström, und reichte ihr die Hand hin.

Das ist eine feine Hand, sagte die Wahrsagerin, wie viele Linien sind nicht darin! einige zeigen nach Süden, andere nach Norden, einige nach Westen, aber keine gegen Osten. Das ist sonderbar. Ich muß sie doch ein wenig genauer ansehen, fuhr sie fort und zog Broström auf die Seite.

Sie drehte der übrigen Gesellschaft den Rücken, schrieb eine Weile in ihrer Hand, murmelte einige unverständliche Worte, und legte, während sie Broström mit scharfem Blick betrachtete, ihm ein zusammengerolltes Papier in die Hand, schloß sie und sagte: „Deine Gesundheit zieht dich nach Süden, dort ist es schön und gut für dich.“

Broström stutzte und steckte das Papier unbemerkt ein. Uebrigens änderte er sein ruhiges Aussehen nicht, und verließ die Wahrsagerin, indem er den übrigen zurief: ich dächte, wir hätten jetzt genug von dem närrischen Zeug.

Unter Scherzen und Neckereien kehrte die Gesellschaft zurück. Niemand dachte weiter an die Prophezeihungen, ausgenommen das junge Mädchen, das still darüber nachsann.

Broström ging nach seiner Wohnung, um zu sehen, was das Papier enthielt, da es ihm aus den Blicken des Weibes vorkam, als ob der Zweck ihres Auftretens gewesen wäre, ihm das Papier einzuhändigen. Er öffnete den Zettel und las bestürzt folgende Worte von einer ihm bekannten Hand geschrieben:

„Dein Aufenthaltsort ist bekannt, du wirst verfolgt. Fliehe so schnell wie möglich.“

Am nächsten Morgen theilte Broström Gustav mit, er habe sich entschlossen seinen Reiseplan nach Italien auszuführen, wenn eine Schiffsgelegenheit sich ergebe.

Gustav versuchte zwar, ihn zu überreden, noch einige Zeit dazubleiben, da er aber Broströms bestimmten Charakter kannte, sagte er ihm, es sei zwar gerade eine Schiffsgelegenheit da, es werde aber Broström kaum möglich sein, noch zur rechten Zeit fertig zu werden, da es berits an demselben Abend unter Segel gehen sollte.

Ich kann in einer Stunde bereit sein, sagte Broström, und da die Jahreszeit zu einer solchen Reise eben die bequemste ist, will ich die Gelegenheit nicht versäumen. Wenn du die Güte hättest, mir einen Platz zur Ueberfahrt zu erwirken, würdest du mir einen großen Dienst erweisen.

Darauf kannst du dich verlassen, antwortete Gustav, denn das Schiff gehört meinem Vater und er wird dir es nicht abschlagen.

Gustav theilte seinem Vater Broströms Entschluß mit, und der Vater, der Broströms Entschiedenheit ebenfalls kannte, gab seine Zustimmung. Mutter Moe und die Kinder waren sehr betrübt und suchten Broström zu überreden; als er aber unerbittlich blieb, nahmen Alle einen zärtlichen Abschied von ihm, wobei es von Seiten der Mutter und Tochter nicht an Thränen mangelte und Abends acht Uhr glitt das Schiff mit Broström an Bord aus der Bai. —

Wir verlegen jetzt die Scene von Bergen nach einem schönen Thale im Innern der östlichen Gebirge Norwegens.

Zwei Jahre waren seit der Abreise Broströms von Bergen verflossen und die Familie Moe hatte vergebens Nachrichten von ihm erwartet. Gustav hatte einen Brief aus Lissabon von ihm erhalten, worin er ihm meldete, er stehe, nachdem er seine Reise in

Italien vollendet, jetzt im Begriffe mit einem Schiff von Lissabon nach Rio de Janeiro abzugehen. Seit jener Zeit hatte man nichts mehr von ihm gehört.

An einem herrlichen Sommerabende saß unser alter Bekannter, der frühere Kaufmann Moe auf seinem ländlichen Erbgute in seiner Stube und genoß seine Nachmittagspfeife und seine Tasse Thee. Im Schlafrocke, Pantoffeln und Nachtmütze ruhte er im wohlgepolsterten Lehnstuhl und sah zufrieden durch die offenstehende Thüre auf seine Felder und Wälder, die sich bis an den niedlichen See hinab erstreckten, der sein Eigenthum gegen Osten begränzte.

Sein Weib, jetzt eine runde Rentiere, war in ländlicher, jedoch freundlicher Tracht, woran man doch Spuren von Bekanntschaft mit städtischen Moden entdeckte, und in einem Nachthäubchen mit Spitzen. Seine, jetzt fünfzehn Jahr alte Tochter Emma war, vielleicht durch die Sorgfalt der Mutter, eleganter gekleidet, als man damals junge Mädchen auf dem Lande zu sehen gewohnt war.

Mutter und Tochter spazierten in dem hübschen Garten umher und beschäftigten sich mit Blumen, deren botanische Namen die Mutter dem Gedächtniß der Tochter, welche dieselben mit ihrem norwegischen Namen benannte, einzuprägen suchte. Heutzutage hätte man gewiß beide Damen jede mit ihrem Sonnenschirm in der Hand gesehen, aber zu jener Zeit begnügte man sich mit Strohhüten als Schutzmittel gegen die Sonne.

Moe hatte sein Comptoir den beiden Söhnen überlassen und sich auf sein väterliches Erbgut zurückgezogen, um dort sein thätiges Leben in ländlicher Ruhe zu beschließen. Er hatte ein neues, geräumiges und bequem eingerichtetes Gebäude auf seinem Grunde aufgeführt. Alles auf dem Hofe verrieth Wohlstand und Thätigkeit, aber keine Pracht. In dem heimlichen Wohnzimmer stand ein Pianoforte, zu jener Zeit eine Seltenheit, Sopha, Stühle und Tische waren von blank gebohntem Birken- oder Ulmenholz, und nur Vater Moe's Lehnstuhl, ein Geburtstaggeschenk von seinem Gustav, war von Mahagony.

An der Wand war ein von Emma schön gesticktes Kissen, ebenfalls eine Geburtstagsgabe, befestigt, woran sechs rein geputzte Meerschaumpfeifen mit Silberbeschlag hingen, Moe's Lieblinge um welche Emma hübsche mit Perlen besetzte Schnüre mit eleganten Quasten geschlungen hatte.

Die Wände waren mit Holz ausgetäfelt und hellgrün bemalt, welche Farbe gewählt worden war, um Moe's durch immerwährende Arbeit am Pulte geschwächten Augen zu schonen. Ein geräumiges Gesellschaftszimmer war der Prachtsalon des Hauses, mit schönen Tapeten, einem Kronleuchter und zwei Spiegeln in vergoldeten Rahmen verziert. Auch hier waren die Meubel von Birkenholz mit Ausnahme zweier Mahagony-Spiel-Tische.

In dem Schlafzimmer der beiden Alten — damals war es bei Eheleuten noch nicht in Brauch, in getrennten Zimmern zu schlafen — hatte Mutter Moe ihren Bücherschrank, worin die besten deutschen belletristischen Werke in zierlichen Einbänden aufgestellt waren. Emma's Kammer — die Bezeichnung boudoir gab es noch nicht — war die eleganteste im ganzen Hause und nach Gustav's Plan mit Geschmack und Bequemlichkeit eingerichtet. Emma war der Abgott der Familie und an ihr durfte nichts gespart werden. Sopha und Stühle waren von Mahagony und hatten Damastüberzüge. Ihr Schreib- und Zeichentisch war ebenfalls von Mahagony, und über ihm stand, ein Bü-

cherpult, mit Dichterwerken nach Mutter Moe's Auswahl. Darin fanden sich auch einige französische Bücher, damit Emma das Französische nicht vergessen sollte, das sie von Broström gelernt hatte.

Vater Moe's Bibliothek bestand aus einer Bibel, worin die Geburts- und Todestage der Familie aufgezeichnet waren, dem „genauen Comptoiristen“ und einer Zolltafel für 1797, worin er so oft Aufschlüsse gesucht. „Berlings Tidende“, Iversens Avisblatt für Fuhnen und „Christiania Intelligenssiddel“ waren seine vornehmste Literatur. Das Haus hatte vier hübsche Fremdenzimmer, denn Gastfreundschaft war damals in Norwegen zu Haus, und Moe hatte oft Gäste. Nachdem Vater Moe seine Pfeife geraucht, sie ausgeklopft, abgeputzt und wieder an Emmas Kissen gehängt hatte ging er hinaus in den Garten und sagte zu Emma: „Du könntest mir heute Abend noch ein wenig Musik machen, ich bin recht freudig gestimmt und höre deine Stimme gern. Du weißt selbst, auf welche Lieder ich etwas halte.

Emma hüpfte munter hinein, setzte sich an das Instrument und stimmte Ewalds Lied

Einem Seeman mit muthiger Brust
Kann niemals an Geldern es fehlen.

an. Mutter Moe setzte sich auf das Sopha und lauschte vergnügt dem Gesang ihrer Tochter, wozu Vater Moe den Takt schlug.

Während des Gesanges kam eine Hausmagd herein und sagte: Da kommen zwei Mannspersonen — Herren nannte man damals nicht Jeden, der einen anständigen Rock an hatte — in einem Wagen dahergefahren und lenken gerade gegen den Hof herauf.

Ja, ja! sagte Vater Moe, das sind wohl Fremde; sie sollen uns willkommen sein. Bleib du nur da, Emma! und sie setzte ihren Gesang fort. Auf einmal sprang Mutter Moe vom Sopha auf, schlug ihre Hände zusammen und rief „Gustav und Broström!“ Jetzt verstummte das Lied, Alle liefen den Kommenden entgegen und riefen ihnen mit lauten Freudengrüßen Willkommen zu.

Gustav umarmte seine Eltern und die Schwester und sagte: Unser Freund kam vor einigen Tagen nach Bergen und ich beeilte mich, ihn zu Euch zu bringen, da ich wußte, es würde Euch große Freude machen.

Darin hast du sehr wohl gethan, Gustav, sagte Vater Moe, und ich brauche unserm Freunde nicht zu sagen, daß er willkommen ist. Darauf reichte er Broström seine Hand.

Hätte ich es nicht gewußt, lieber Vater Moe, sagte Broström, so hätte ich mich nicht so beeilt, zu Euch zu kommen.

Daß Sie uns in unserer Einsamkeit aufsuchen, sagte Mutter Moe, darauf legen wir hohen Werth; nur müssen Sie sich in diesem abgelegenen Thal nicht langweilen, und besonders das Große und Schöne nicht vermissen, daß Sie gewiß auf ihren Reisen gesehen haben.

Ich habe mich so lange als Fremder unter Fremden herumgetummelt, antwortete Broström, daß es mich drängt, wieder unter aufrichtigen Freunden zu weilen, denn das Reiseleben hat mir nur einen solchen gegeben und den finde ich hier. Er reichte Gustav die Hand.

Gustav drückte sie und eine Thräne blinkte in seinem Auge.

Die Familie und Broström setzten sich um den heimlichen Familientisch; die wohlbekannte Kanne dampfte, Emma servirte den Thee und hausgebackenen Zwieback, und die Unterhaltung, die am Theetisch immer gedeiht, kam in Gang. Broström erzählte von seinen Reisen und beantwortete die häufigen an ihn gerichteten Fragen mit der ihm eignen Klarheit und Gediegenheit. Morgen, sagte Vater Moe, wollen wir den Hof und die Umgegend besehen; denn heute Abend sind Sie auf die beschwerliche Reise gewiß müde. Unter dessen könntest du deinen Gesang fortsetzen, Emma. Herr Broström hat gewiß die Güte dich mit seiner schönen Baßstimme zu begleiten, die wir so lange vermißt haben.

So vertrieb man sich mit Musik und Gespräch die Zeit bis zum Abendtisch, der aus Anlaß der Ankunft der Gäste mit dem Besten versehen war, was Mutter Moe in Eile hatte auftreiben können.

Du denkst wohl nicht daran, uns sobald zu verlassen, lieber Gustav? sagte Mutter Moe.

Ich bin gesonnen, einen Monat bei Euch zuzubringen, antwortete dieser. Unsere letzte Expedition für diesen Sommer ging vor meiner Abreise ab, und so habe ich Zeit.

Und Sie, Herr Broström, entschlüpfen uns nicht so bald, fuhr Mutter Moe fort. Sie haben wohl keine feste Bestimmung, und wenn Sie sich in der ländlichen Ruhe nicht zu sehr langweilen, wissen Sie, wie angenehm es uns wäre, Sie bei uns zu behalten.

Ich danke Ihnen herzlich, sagte Broström — ich kann gewiß meine Zeit nirgends vergnügter zubringen, als bei so theuern Freunden und der Aufenthalt hier stimmt auch vollkommen zu meinem Plane. Ich habe mich auf Bergwissenschaft verlegt und zu diesem Behufe die südamerikanischen Bodenverhältnisse studirt; jetzt ist es mein Wunsch auch die norwegischen Gebirge zu untersuchen, wohin ich von hier aus Ausflüge machen kann.

Das ist mir äußerst erwünscht, sprach Vater Moe, mir ging hier eigentlich nichts ab, als eine vernünftige Unterhaltung mit einem erfahrenen Mann und diesen Mangel füllen Sie mir aus. Unser liebster Nachbar ist unser hochwürdiger Pfarrer Herr Smith, aber er versteht sich nicht auf meine praktischen Anschauungen und ich mich nicht auf seine philosophischen. Wir werden manch behagliches Gespräch pflegen, und Sie werden gewiß so freundlich sein, der kleinen Emma bei ihren musikalischen Uebungen zu helfen.

Das ist herrlich, sagte Emma und klatschte in die Hände, wenn ich fleißig spielen werde, sollen Sie Freude an Ihrer Schülerin erleben.

Broström war jetzt, wie früher, in der Familie zu Hause. Die Zeit verfloß in ländlicher Gemächlichkeit; die zwei Freunde durchstreiften die Gegend, besuchten, die in der Nähe wohnenden Familien, die nur aus einigen Geistlichen, Gutsbesitzern und mehreren angesehenen Bauern bestanden und die Abende gingen zur größten Vergnügung der Alten unter Musik und Gesprächen dahin.

(Forts. f.)

Schloß Egg bei Deggendorf.

Nun die Eisenbahnstrecke von Straubing nach Passau dem Verkehr übergeben worden ist, dürfte es am Platze sein, des ungefähr anderthalb Stunden von Deggendorf

entfernten Schlosses Egg zu gedenken, das einzig in seiner Art, jedoch fast gar nicht bekannt ist. Wer sich einen richtigen Begriff von der Beschaffenheit einer ritterlichen Veste zu Ausgang des Mittelalters machen will, der soll nach Egg gehen und er wird sich in seinen Erwartungen weit übertroffen finden. Sonst geht das gewöhnlich umgekehrt. Vorwerke, Ringmauern, Thürme, Herrenhaus — Alles trägt den Stempel eines ächten Ritterbaues, die vollen Gewähren des Alterthums in stolzer Kraft, in Ehrfurcht gebietender Größe.

Ein herrlicher Blumengarten lacht dem durch das äußere Thor Eingetretenen entgegen. Dieses kann mittelst eines schweren Fallgitters gesperrt werden. Das Geplätscher eines laufenden Brunnens unterbricht angenehm die hier herrschende Stille. Durch ein zweites Thor, dessen Fallbrücke herabgelassen ist, gelangt man in den heimlichen und schattigen Vorhof. Ein restaurirter Ziehbrunnen bleibt dem Beschauer zur Rechten. Ueber der gothischen Pforte, zu welcher man mittelst einer hohen und breiten Steintreppe gelangt, erblickt man die vereinten Wappen der Egger und Armannsperge mit dem ritterlichen Gruß: „für den Freund und gegen den Feind.“

Im eigentlichen Schloßhofe ziert ein Geharnischter, das Panier der Herzoge von Bayern in der Rechten, den Knauf des Brunnens, dessen Wasser von erquickender Frische ist. Ein zweiter Brunnen mit laufendem Wasser, durch Delphine geschmückt, steht auf der anderen Seite des viereckigen Wartthurmes. Bäume gruppiren sich gar anmuthig um diese Brunnen und bilden durch ihr zartes Grün einen wohlthuenden Gegensatz zu dem vielen Mauerwerk. So ist auch der untere Theil des Wartthurmes, der Ringmauer und des Herrenhauses mit dem wohlthuenden Dunkel des Epheu bewachsen und trägt nicht wenig zu der malerischen Wirkung des Ganzen bei. Um das Schloß zieht sich die Ringmauer nebst Zwinger. Von ersterer gelangt man mittelst einer Fallbrücke, die auf der Nordseite des Thurmes angebracht ist, in diesen selbst. Der Obertheil desselben ist mit 5 Spitzen abgeschlossen, die im Vereine mit den stolzen Zinnen und zierlichen Giebeln des Herrenhauses dem Ganzen ein ungemein imposantes Ansehen verleihen.

Das eigentliche Herrenhaus ist in Form eines Hufeisens gebaut und dessen offene Seite dem Wartthurme zugewendet, auf den wir später ausführlich zurückkommen werden. Das Erdgeschoß des Schlosses enthält eine ziemlich auserlesene Bibliothek, von dem letzten Grafen von Armannsperg angelegt. Ueber einer Stiege betritt man den Ahnensaal mit einer reichen Sammlung älterer Bildnisse, die ihrer Costüme wegen viel Interesse bieten. Im Hintergrunde desselben hängt, von älteren Waffen umgeben, ein hölzerner runder Schild mit dem Wappen der Egger und als Umschrift den alten Turnierreim: „Die Ekker von Ekk haben guet pfenning sekk, gelert on alle schandt nach ern in dem lannt.“ Zu einem Epitaphium gehörig, befand sich derselbe ehedem in Straubing. Unferne davon betritt man den kleinen Speisesaal, der ganz getäfelt und mit einem Ofen versehen ist, und Trachten aus der Zeit Kaiser Karls V. aufweist. Im großen Speisesaal ist von besonderem Interesse der alte Kachelofen mit drei Darstellungen aus dem Leben Simson's, ein Wappen und acht zierliche Spruchschilde, welche die neun Felder des Getäfels an der Decke schmücken. So steht auf einem Schilde: „willt du dein lebtag froh geniessen, so laß dich manches nit verdriessen,“ auf einem anderen: „ain froher sinn das allerbest, hast du ihn schon, so halt ihn fest.“ „Jedes Mal wird zum feste, sieht der Hausherr frohe gäste.“ Eine Glastafel mit der Jahreszahl 1387 ist unferne des

lebensgroßen Conterfei's eines Egger von Degenberg zu bemerken. Rothe Kleider und ein weißer Radmantel zeichnen diesen aus. Im jetzigen Billardzimmer ist in die Wand ein alter Weinschank von grauem Sandstein, so eine Art Trog bildet, eingefügt. Die Wände sind mit Schachfiguren aus gebranntem Ton geschmückt. Diese Figuren sowohl wie jene drei kolossalen Ahnenbilder im Gesellschaftssalon verdanken ihre Existenz der kunstgeübten Hand des Meisters Ludwig Foltz. Ein Divan von weiß und blauer Seide, mit Silberfransen garnirt, ein Geschenk des verstorbenen Sultans Mahmud, spricht die Damen besonders an. Im Gesellschaftssalon liegt auch ein Fremdenbuch auf. Im anderen Flügel betritt man einen Salon mit dem Bildniß der Frau Fürstin Cantakuzenos, einer gebornen Gräfin von Armannsperg. Zwei mit minutiosem Fleiße ausgeführte Landschaftsbilder v. Couven's zeigen dem Beschauer, wie dies Schloß vor der Renovation beschaffen war.

Es würde zu weit führen, wollte man auch die Gemächer des obersten Stockes beschreiben. Alle Einrichtungen sind im schönsten harmonischen Einklang mit dem Styl und Charakter der Burg selbst hergestellt, französische Eleganz und deutsche Solidität sind durchgehends zu einem schönen Ganzen vereinigt.

Nachdem man das Schloß, das mit größter Artigkeit gezeigt wird, besehen, geht es in den Wartthurm, zu welchem in einer Höhe von fünfzig Fußen eine Fallbrücke den Eingang vermittelt. Der ganze untere Theil des Thurmes vom Eingang an ist ein leerer, noch nie von einem Strahle des rosigen Lichtes erhellter Raum. Ignaz Freiherr von Armannsperg, der Großvater des letzten Grafen, bot um die Mitte des vorigen Jahrhunderts demjenigen einen Dukaten, der sich mit einem Lichte da hinab ließe. Ein junger Mann wagte es endlich, allein er kam nicht weit, als ihm schon das Licht erlosch und er schnell das Zeichen gab, ihn wieder herauf zu ziehen. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Schicksal. Ein dritter kam auf den Boden, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er mit dem Lichte herum leuchtend fand, daß er nur auf Menschenschädeln und Knochen stand. In einer Ecke saß auf einem hölzernen Stuhle ein Geripp, das in dem Augenblicke, da er ihm näher trat, zusammenstürzte. Freiherr von Armannsperg ließ nun die Thurmmauer am Boden durchbrechen. Drei Maurer hatten sechs Tage daran zu arbeiten und noch jetzt erkennt man die wieder vermauerte Oeffnung. Die Gebeine wurden herausgenommen; sie füllten einen großen Wagen und wurden im Kirchhofe zu Berg, wohin Egg damals eingepfarrt war, begraben. Die Phantasie weigert sich, darüber nachzudenken, wie diese Unglücklichen, von schlüpfrigen Kröten und anderem ekelhaftem Gewürm umgeben, da verkamen. Noch ist die ganze Einrichtung vorhanden, mittelst welcher die Armen auf einer hölzernen Platte, wie der Eimer in den Ziehbrunnen, hinab gelassen wurden, um hier an Hunger und Durst, an Schrecken und Ungeziefer aller Art, auf den halbvermoderten Cadavern anderer vor ihnen dem gleichen Loose Verfallener hinzusterben!

Rechts seitwärts vom Eingang in den inneren Schloßhof befindet sich die schmucke Kapelle, über welcher vordem die Wohnung des Burgpfaffen war, wie man sich dazumal ausdrückte. Den Hochaltar schmückt ein schönes Oelgemälde von dem Historienmaler Philipp Folz, die Maria mit dem Jesuskindlein vorstellend. Eine Wendeltreppe von hellgrauem Sandstein führt von der Empore, welche für die Gutsherrschaft eingerichtet ist, auf den Boden des Kirchleins. Hieher hat sich der vorletzte Graf Armannsperg gebettet.

Dessen Grabschrift lautet: „Denkmal für den hochgebornen Herrn Joseph Felix Ferdinand Grafen von Armannsperg auf Egg, Locham, Mariaposching, Obermenching, Breitenried, Kammerherr und Regierungsrath Sr. Majestät des Königs von Bayern, geboren den 12. Februar 1756, gestorben den 28. October 1820."

Von dem unter dem Schloßgebäude befindlichen Keller führt eine runde, in den Stein gehauene Oeffnung, durch welche ein Mann eben durchschlüpfen kann, in einen etwas tiefer liegenden, in den Sandstein gehauenen unterirdischen Gang, welcher in gerader Richtung gegen den inneren Schloßhof aufsteigt. Er ist nur wenige Schritte lang. An seinem Ende führt eine senkrechte eben so große Oeffnung nach dem Schloßhofe hinauf und ein anderer seitwärts zu einem zweiten etwas erhöhten und breiteren Gange. Dieser endet mit einem Rondell, in welchem Sitze in den Felsen gehauen sind, weshalb die Volkssage hier den ehemaligen Sitz einer geheimen Vehme vermuthet.

Mit Sicherheit ist nur anzunehmen, daß die Egger vom Egg ursprünglich Ministerialen der Grafen von Bogen waren, mit der Zeit zu ritterlichen Ehren gelangten, und hier eine Burg sich erbauten. Der erste des Geschlechtes, der urkundlich nachgewiesen werden kann, ist Ulrich, der 1289 als Zeuge in einer Mettener Urkunde vorkommt. Laut seines Grabsteines starb derselbe am 21. Jänner 1310. Dessen Sohn Ulrich erblich im Jahre 1329, Peter am 26. Mai 1357, nachdem er 1318 eine Margrett Wartterin zu der Wart geehelicht hatte.

Diese Ministerialen waren aber von Haus aus unfreie, hörige Leute. Die mächtigen Grafen mußten über ein Dienstgefolge verfügen können, das bei den häufigen Fehden sie in den Stand setzte, das bereits Errungene zu behaupten und auf Kosten anderer zu mehren. Hätten sie aber freie Leute in Wehrdienst genommen, so würde dies erstlich viel gekostet haben und wäre nicht ganz sicher gewesen. Sie zogen deshalb aus ihrer unterhabenden Bauernschaft die stärksten und derbsten Bursche heraus, gaben einem jeden Schwert, Spieß und Schild in die Hand, auf den Kopf eine Blechhaube und dazu ein kleines Roß- oder Fußlehen, von welchem der neue Dienstmann leben konnte. Deutschland war voll von solchen Ministerialen, sie saßen auf den Dörfern herum und führten nach diesen Wohnsitzen gewöhnlich ihre Namen, wie Ulrich von Egg, Hans von Greising, Kurt von Penk, Dietlieb von Waltenhofen. Schon König Konrad II. verbot 1024, solche Soldatenlehen je wieder den Söhnen verstorbener Dienstmannen zu entziehen. Durch dieses Edict verpflichtete Konrad die Grafen, den Söhnen ihrer Soldaten stets das väterliche Erbe zu belassen. Seine Absicht ging dabei ohne Zweifel dahin, den Verband zwischen den Grafen und ihren Dienstleuten zu lockern, letztere unabhängiger von den ersteren zu machen und dadurch die den Königen im Wege stehende Macht der der erblich gewordenen Grafschaft zu erschüttern. Es war, bemerkt Gfrörer in seinem Papst Gregorius VII. und dessen Zeitalter, als ob Konrad II. zu den Grafen gesagt hätte, wie ihr mir und dem Reiche gethan, so geschehe es euch; habt ihr mich aus der freien Verfügung über die großen Lehen des Reiches verdrängt, so sollt nun auch ihr eure Dienstleute nicht mehr nach Gutdünken wechseln dürfen. — Nachdem so die Erblichkeit dieser kleinen Soldatenlehen eingeführt war, konnte es natürlich nicht mehr fehlen, daß die Wehrmänner der Grafen durch gegenseitige Heirathen, durch gerechte und ungerechte Mittel nach und nach Reichthum erwarben, ihre Lehen vergrößerten, nach dem

Beispiele der Grafen sich ebenfalls Burgen bauten und so im Lauf der Zeit sich in den Herrenstand hinauf arbeiteten.*)

Peter von Eck theilte im Jahr 1366 mit seinem Vetter Albrecht die Veste zu Eck und die beiden Vorhöfe daselbst in der Weise, daß letzterem zu seinem Theil fiel „daz frawnhaus“ mit all' seinen Gemächern bis an die läuchten (die große Laterne im Hofe) und von der Leuchte bis an den Thurm nach der Länge, mit der Befugniß, auf seinem Theil von dem Eck der Mauer hinter dem Thor bis zu dem Eck des Thurmes „als ez vermarcht ist“ zu bauen. Sie theilten auch den Keller nach dem Durchschnitt des Schwibbogens — „als der Schwigpog dar inn get.“ Beide sollten ihren Theil unterzimmern, d. h. durch eine Dielenwand von dem anderen scheiden. Die vorgemerkte Leuchte theilte beide Häuser durch und durch vom Dach bis zum Keller. Der Thurm, das Thor und der Hof zwischen beiden Häusern, die Wehr, die Kapelle und „waz da vor dez Turndleins und dez Tor ist“ soll beiden Theilen gemein sein. Thorwärtel und Wächter sollen mit Einverständniß beider Theile aufgenommen und auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten werden. Das Gemach über der Kapelle war ihrem gemeinschaftlichen Caplane angewiesen. Die Thore und Zugbrücken, dann die Vorhöfe sollten beiden Vettern zum Gebrauche dienen, endlich keiner dem andern das Aus- oder Einreiten hindern. Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte auf das Jahr 1831 gibt noch weitere Aufschlüsse hierüber.

Noch ist hier zu bemerken, daß die St. Martinskapelle auf dem Friedhofe zu Metten die Familiengrabstätte der Egger war. Bei Aufhebung des Klosters Metten (21. März 1803) wurde dies Kleinod gothischer Bauführung „zur Verschönerung des Gottesackers“ niedergerissen und ist gegenwärtig keine Spur mehr von ihr übrig.

Peter von Egg war um das Jahr 1344 Kaiser Ludwigs Feldhauptmann, erscheint auch als Pfleger zu Mitterfels und bald nachher als Vicedom zu Straubing. Dieser Ritter erlangte durch seine unnatürliche Strenge bei der Mit- und Nachwelt eine grauenvolle Berühmtheit. Ihm däuchte das Blut seines eigenen Sohnes nicht zu theuer, um es der Gerechtigkeit zum Opfer zu bringen. Im Jahr 1347 war ein Heer von 2000 Helmen, von dem Gegenkönige Karl abgesandt, aus Böhmen in dem Bayerwalde eingefallen und verübte die unmenschlichsten Gräuel. Auf die Nachricht hievon sandte der Vicedom seinen Sohn mit einem Heerhaufen dem Feinde entgegen. Bei Furth geriethen beide Theile an einander und es geschah ein hartes Treffen, in welchem Peter von Egg ausriß und die Flucht ergriff. Die Kunde von der Niederlage der Bayern und die schamlose Feldflucht seines Sohnes drang dem Egger durch Mark und Bein. Glühend vor Zorn vermaß er sich, er wolle den Schimpf im Blute des eigenen Sohnes abwaschen. Zur Stunde bestieg er die Gerichtsbühne auf offenem Markte, ließ den Sohn nebst dem Henker zur Stelle kommen und sprach mit starker Stimme über den Pflichtvergessenen das Todesurtheil. Mit hocherhobenen Händen flehte der junge Egger und schwur bei allen Heiligen, den Fehl zu bessern durch männliche That. Unbeweglich blieb der furchtbare Richter. Das Vaterherz mit Macht bezwingend, schrie er: „Henker, verrichte dein Amt!“ und zu den Füßen des Unerbittlichen rollte das Haupt des Sohnes. Das war am Colomanstag 1347.

*) Vergleiche hierüber „das Kloster Metten und seine Umgebungen von G. Aichinger, Cooperator in Pondorf.“

Auf die kolossalen Ahnenbilder im Gesellschaftssalon zurückkommend, stellt jener zunächst der Thüre, mit abgenommenem Helme und den Streitkolben in der Hand, den Thiemo de Ekke vor, der nach einem alten Schenkungsbuche des Stiftes Freising schon 1103 vorkommen soll; jener in der Mitte des Saales, die Lanze in der Rechten, diesen unerbittlichen Richter; der links ohne Bart, so sich auf sein langes Schwert stützt, den Unglücklichen, welchen sein eigener Vater hinrichten ließ. Die Linie der Egger von Käpfingen pflanzte sich am längsten fort und erlosch erst in unserem Jahrhundert mit dem Tode des Freiherrn Ludwig Egger von Käpfingen, Präsident des kgl. Appellationsgerichts für den Naab- und Regenkreis.

Nach dem Ableben des letzten Eggers kam diese Veste 1403 in den Besitz der Fraunberger vom Haag und von diesen 1427 sammt dem Pfleggericht um „8000 ungarische und tukaten Gulden" an den Herzog Heinrich von Landshut, der einen Pfleger dahin setzte.

Als dieses Schloß im Besitz der Herren von Keckh war, kam den 28. November 1633 eine Abtheilung schwedischer Truppen von Deggendorf herauf, plünderte das Schloß und steckte es beim Abzug in Brand, doch wurde nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt. Von 1640 bis 1740 lösten die Familien Keckh, Spaur, Wagner, Montfort, Schrenk, Reiching und Armannsperg einander im Besitze der Burg ab. Fünf dieser genannten sind bereits erloschen.

Die Grafen von Armannsperg führten als redendes Wappen einen silbernen Adler (Aar) in Blau. Das Freiherrndiplom vom 21. September 1719 wurde für Johann Georg von Armannsperg und das Grafendiplom vom 7. Juli 1790 für den Enkel desselben, Franz Xaver Freiherrn von Armannsperg, ausgefertiget. Dieselben stammten aus einem uralten bayerischen Geschlechte, welches sich um 1160 von den Inkofern von Inkofen, die schon 1109 urkundlich vorkommen, schied. Die Stammreihe der Familie, welche sich nach Armannsperg, einem Sitze und Hofbaue bei Rottenburg in Niederbayern nannte, läuft von 1248 von Sibotho von Armannsperg ununterbrochen fort. Diese Familie besaß Schloß Egg seit 1726, dann Loham in Niederbayern, so wie Breitenried in Oesterreich.

Im Siege des Neumarkter Pfalzgrafen Johann und seines Sohnes Christoph, nachmaligen Königs der skandinavischen Reiche, bei Hiltersried am 16. September 1433 trug Martin Armannsperger das Banner der Bogenschützen. Mit ihm ragten unter den Streitern des Tages hervor, die Satzenhofen, die Nothaft, Wilhelm Paulstorfer mit der Rennfahne, der siebenzigjährige Hans Zenger, Peter Kammerauer, die Pflug, die Thürlinger, der Warberger, Stör und Hans Dorner, des Pfalzgrafen Schreiber. Pfalzgraf Johann, der Besieger der Hussiten bei Hiltersried ruht in der Pfarrkirche zu Neunburg vor dem Wald. Das von seinem Volk geführte Hauptbanner war bis in die neueste Zeit seitwärts des Hochaltares zu sehen. Da erregte selbes das Mißfallen des Meßners, der es dann entfernte. Ein unersetzlicher Verlust!

Hans Wilhelm Armannsperger, kaiserl. Hartschierhauptmann, war mit Karl V. vor Algier und in der Mühlberger Schlacht. Erasam und Hans Wilhelm Armannsperger wurden zu den beßten Kriegshauptleuten Schwendi's, Basta's in Ungarn und Siebenbürgen gezählt. Mit Ludwig Joseph Grafen von Armannsperg, kgl. Staatsminister, erlosch dieses Geschlecht am 3. April 1853. Dieser fand auf dem Kirchhofe zu München seine letzte Ruhestätte. Derselbe bekleidete vom Jahr 1813 an schon bedeutende Aemter

im Staate, wurde in der Kammer zum Präsidenten gewählt und gehörte zu den vorragendsten Mitgliedern der liberalen Partei. Im Jahre 1832 wurde er an die Spitze der Regentschaft gestellt, welche dem zum König von Griechenland erkornen Prinzen Otto von Bayern beigegeben wurde. Graf Armannsperg leitete als Staatskanzler die Geschäfte bis zu seiner 1837 erfolgten Rückkehr nach Bayern. Von da an wohnte er fast ununterbrochen auf dem Schlosse Egg und unterwarf dasselbe einer durchgreifenden Restauration, welche der geniale Architekt und Bildhauer Ludwig Folz leitete. In den architektonischen Grundformen des Gebäudes wurde nichts geändert, sondern nur an das Bestehende angeknüpft und die zierliche Ornamentik des gothischen Styles, welche die alten Bauten mit so malerischem Reize schmückte, allenthalben angebracht. Hier verlebte der Restaurator den Rest seines vielbewegten Lebens in beneidenswerther Zurückgezogenheit. Seine Tochter ehelichte den Fürsten Cantacuzenos, der weitläufige Besitzungen in der Wallachei sein nennt und gewöhnlich zu Fokschan lebt.

Zum Schlusse ist noch beizufügen, daß außer dem Bräuhause und dem Beneficiaten-Häuschen, welche außerhalb des Schloßthores liegen, das Gärtnerhaus wegen seinem zierlichen Holzbau von ganz besonderem Interesse ist. Der armannspergische weiße Adler krönt dessen Firft.

Hans Weininger.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Ferdinands v. Schill Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen. Von G. Bärsch. — John Paul Jones. Biographischer Roman. 2 Bde. Von St. Grabowski. — Die Geusen. Epische Dichtung. Von J. L. K. J. Seyffardt. — Neue Weisen. Von J. von Soest. — An allen Orten. Von D. Rostoski. — Dichtungen von Th. Witting. — Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse. Von Theodor Fontane. — Henriette Sonntag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen. 2 Thle. Von J. Gundling. — Angelika Kaufmann. Ein historischer Roman. 2 Bde. (Forts. f.)

† Ein in letzter Zeit in Coblenz gedrucktes Concert-Programm kann einem wirklich um die Sicherheit der Rheingrenze bange machen. Das Concert hat am 21. Sept. in der Salle du Gymnase stattgefunden. Es war ein „Grand Concert donné par le jeune pianiste Emile Köttlitz (dem Namen nach offenbar kein Franzose), avec le concours de la Société Liedertafel et de la chapelle du 30. Rég. d'Infanterie." In diesem schönen Concerte ward unter Anderm „Air de la flûte enchantée pour voix de Basse, Mozart", „Am Neckar, am Rhein, Choeurs (wäre das Schluß-s weggelassen, so wäre das eine schwere Versündigung an der französischen Sprache gewesen), Kücken" und „Waldschöne, avec solo de Basse, Choeurs (!), Kücken" aufgeführt. Zu Nutz und Frommen der Herren vom Militär folgt nachstehendes Avis: „Des chartes d'Officiers sont déposées au Casino Militaire". (Unsterbliche Hanswurste, diese deutschen Virtuosen und Pianisten!)

*** (Todesfälle.) In Berlin ist am 22. September der Historienmaler Stilke gestorben; namentlich bekannt war derselbe durch ein Bild: „Losreißung der beiden englischen Prinzen von ihrer Mutter Elisabeth." — Ein anderer Künstler auf dem Felde der Historie, der Maler Ballenberger, ist am 21. September in Frankfurt a. M. verschieden. Im Jahr 1834 war er als Steinmetzgeselle aus Ansbach nach Frankfurt gekommen; sein Genie that sich jedoch bald hervor und verschaffte ihm einen berühmten Namen. Mehrere Bilder in dem bekannten Kaiserfaal rühren von ihm her.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

14. October 1860. I. Jahrgang. Nro. 18.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung". Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Festgedicht

zur

Feier der Enthüllung des Wolfram-Denkmales zu Eschenbach.

1.

Hochauf mein Lied zu dieses Festes Preise,
Daß jedes Herz dich freudig wiederhallt!
Im Ton des Jubels rausche deine Weise,
So weit des Eschenbachers Name schallt!
Ihr Herzen all im großen Vaterlande
Vom Donaustrom bis an den deutschen Rhein,
Vom Alpenzug hinauf zum Ostseestrande,
Stimmt alle froh in diese Klänge ein!

2.

Ja stimmet ein, ihr deutschen Brüder alle,
Welch Land der Erde euch nur immer trägt,
Daß eine große Freudenhymne schalle,
So weit noch treu ein deutsches Leben schlägt!
Denn unserm Sängerfürsten gilt die Feier,
Der uns das Riesenlied vom Graale sang
Und um das Haupt sich und die heil'ge Leier
Des Dichterruhmes schönsten Lorber schlang.

3.

Für seinen Calderon mag Spanien brennen,
Für Dante Welschland, wie es billig soll,
Wir können stolz den Eschenbacher nennen
Und dann ist erst die große Trias voll!
Es kann der Rittersänger kühn sich messen
Mit diesen Blüthen ihrer Nation —
Wir dürften Parcival und ihn vergessen?
Vergaß man Dante oder Calderon?

4.

Glückauf, Glückauf! mit Wonne sey's verkündigt,
Ein neuer Geist durchglüht das deutsche Blut,
Und was man an der alten Zeit gesündigt,
Die Enkel machen Alles wieder gut!
Das wahrhaft Große läßt sich zwar verdunkeln,
Wie oft ein Stern verschwimmt in Nebelnacht,
Die Wolke weicht — und höher wird sein Funkeln
Und strahlt zuletzt in voller Sonnenpracht.

5.

So stieg dein Lied, du großer Sanges-Meister,
Herauf zum Leben wie aus dunkler Gruft,
Und schallt auf's Neue in den Kampf der Geister,
In den man siegreich seine Weisen ruft!
Und allum wird's im deutschen Sängersaale,
Im ganzen Deutschland wird es mächtig wach,
Das langverschollne Lied vom heil'gen Graale,
Dein großes Lied, Wolfram von Eschenbach!

6.

Wo Du geweilt in schönen alten Tagen,
Da rage dankbar Dir ein Monument,
Und möge laut es jedem Fremdling sagen,
Daß diese Stadt sich Deine Heimat nennt.
Es zeige stolz noch unsern späten Söhnen,
Die hohe Seele seines Stifters an,
Des edlen Pflegers alles Großen, Schönen,
Des Bayernkönigs Maximilian!

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

Nachdem Gustav wieder abgereist war, begann Broström seine mineralogischen Excursionen. Er hatte seine Bücher, Zeichnungen und Instrumente sich kommen lassen, und brachte, wenn er zu Hause war, den Tag mit seinen Studien hin. Er gab Vater Moe manchen nützlichen Wink über Ackerbau nach den Erfahrungen, die er in andern Ländern gemacht hatte, und construirte für ihn vortheilhafte landwirthschaftliche Geräthe.

So verstrich Allen auf angenehme Weise die Zeit. Der Winter kam mit seinem Ernst und seinen Reizen, deren er in Norwegen nicht entbehrt. Er knüpfte die Familie noch enger im warmen Zimmer an einander. In der reinen Winterluft und auf den herrlichen Schlittenwegen wurden häufige Spazierfahrten durch die schneebedeckten Fichtenwälder unternommen. Der Dichter sagt nicht mit Unrecht: „Der Winter meines Norwegens ist so prächtig!"

Wenn der Schnee Wald und Flur mit seiner weißen Decke einhüllt, wenn die Strahlen der Sonne oder des Mondes auf der mit Diamanten übersäten Schneefläche spielen, und der schnellfüßige Renner pfeilschnell mit dem leichten Schlitten über die ebene Bahn dahin eilt, dann athmet man so frei in der reinen Luft und oft ist man versucht zu fragen, steht der Sommer dem Winter an Schönheit nach? die Frage ist gewiß nicht schwierig zu beantworten, gewiß aber wird Niemand, der den südlichen Winter mit seiner Nässe und seinen Stürmen kennt, sich bedenken, den nordischen vorzuziehen.

Eines Abends im Monat März saß die Familie Moe in ihrem warmen Zimmer und ergötzte sich an Emma's Gesang, welchen Broström's Baß und ausgezeichnetes Klavierspiel begleiteten. Draußen wehte der Schnee, von heftigem Nordost herangetrieben. Das wilde Wetter erhöhte den Genuß der behaglichen Stube.

Es ist böses Wetter draußen, sagte Mutter Moe, und wir dürfen Gott danken, daß wir so ruhig und zufrieden in unserer bequemen Stube sitzen können, während viele frieren und leiden.

In diesem Augenblicke trat ein Knecht herein und sagte: Ich höre Geschrei draußen, es ist gewiß einer, der auf dem Lande oder auf dem Eise sich im Schneewehen verwirrt hat.

Broström sprang auf und rief dem Burschen zu: Eile, zünde Lichter in Laternen an, und mache, daß wir dem Armen zu Hülfe kommen können.

Gott segne Sie dafür, Herr Broström, riefen Mutter Moe und Emma einstimmig. Nehmen Sie doch Ihren Mantel um, daß Sie sich nicht erkälten.

Nehmt die Läden von den Fenstern, sagte Vater Moe, und stellt mehr Lichter hinter sie.

Die Familie erwartete in ängstlicher Spannung den Ausgang der Sache. Vater Moe schickte mehrere Knechte hinter Broström nach.

Broström rief dem Verirrten zu, er solle schreien, damit man ihn finden könne, aber der Wind verwehte seine Stimme. Er folgte der Richtung, in welcher der Knecht den Schrei gehört hatte, und lauschte vergeblich nach einer Wiederholung.

Wenn es nur nicht auf dem Eise war, bemerkte der Knecht, denn das trägt nicht recht am Ausflusse des Mühlbachs.

— Wir müssen die Stelle zuerst untersuchen, antwortete Broström. Als sie an den Rand des Eises kamen, hörten sie ein schwaches Rufen. Er liegt im Wasser, sagte Broström, bringe einige Stangen daher und folge mir. Endlich entdeckten sie einen schwarzen Fleck und erkannten ihn als den Kopf eines Pferdes, das im Eise lag.

Wo sind Sie? rief Broström. Ein schwacher Laut beantwortete seine Frage.

— Halten Sie sich fest , so sind Sie gerettet.

Er nahm das Licht und sah einen Mann in einem Wolfspelz, der sich am Borde des Eises festhielt.

Schnell bildete er mit Hülfe der Stangen eine Art Brücke, worauf er unter unsäglichen Mühen den Unglücklichen auf das schwache Eis heraufzog.

Mit Hülfe der abgeschnittenen Zügel wurde ebenfalls das Pferd heraufgewunden.

Hatten Sie noch Jemanden bei sich? fragte Broström.

Einen Kutscher, antwortete er mit schwacher Stimme.

Sucht ihn, sagte Broström.

Wir sehen ihn nicht, antwortete der Knecht, er ist gewiß fort.

Setzt den Mann in einen Schlitten, und bringt ihn so schnell wie möglich nach Hause, er ist sehr schwach.

Mit vereinten Anstrengungen brachte man den Reisenden nach Hause, aber im bewußtlosen Zustand. Er wurde nach Broströms Zimmer getragen, ausgekleidet und in sein Bett gelegt, und von ihm mit warmen, wollenen Tüchern gerieben. Einige Naphtatropfen brachten ihn zum Leben. Warmes Bier mit Syrup wurde ihm in den Mund gebracht; er schlürfte ein wenig davon, worauf er in wollene Decken eingewickelt und eine Flaumdecke über ihn gelegt wurde. Nach einiger Zeit kam er in heftigen Schweiß und wurde jetzt als gerettet betrachtet. Er fiel in Schlaf und Broström wachte die Nacht über bei ihm.

Die Familie dankte gerührt Broström, ohne dessen verständige und kräftige Hilfe der Reisende gewiß gestorben wäre.

Als der Kranke am nächsten Morgen erwachte, war er vollkommen bei Bewußtsein, aber sehr schwach und konnte nur mit Anstrengung sprechen. Auf Mutter Moe's Rath wurde er mit keinem Wort angeredet. Broström, der fortwährend um ihn beschäftigt war, gab ihm warmen Gerstenschleim zu trinken, und er fiel abermals in festen Schlaf.

Nach einiger Zeit erwachte er, aber mit starken Kopfschmerzen, einem heftig schlagenden Puls und einer Röthe, die auf ein bedeutendes Fieber hinwies.

Es wurde ein Bote nach dem Arzte abgeschickt, der sechs Meilen von Moe wohnte, und erst am nächsten Tage kam.

Noch wußte man nicht, wer der Reisende war. Als der Arzt kam, erkannte er den Patienten sogleich und theilte mit, es sei der junge Bergcandidat Munk, der ihn selbst vor einigen Tagen auf Grund ihrer Universitätsbekanntschaft von Kopenhagen besucht habe. Er reiste, um die Gebirge der Umgegend zu untersuchen.

Ein ernstes Nervenfieber stellte sich ein, und der Kranke phantasirte stark. Der Arzt blieb bei Moe und behandelte den Kranken sorgfältig.

Der Kutscher wurde einige Tage später im Wasser gefunden, und begraben.

Als der Kranke soweit gekommen war, daß er Red und Antwort stehen konnte, erzählte er, er sei Mineralog und ein Sohn des Pfarrers Munk in Nordland. Er hatte seine Studien im Bergseminar in Königsberg vollendet und war jetzt auf einer Reise, sich das Gebirg anzusehen, in wieferne es Anlaß zu neuem bergmännischen Betrieb bieten könne. Er hatte einen Empfehlungsbrief an Herrn Moe von einem Geschäftsfreund B** in Arendal mitgebracht, der ihn zur Reise aufgefordert, da jener selbst in dieser Richtung etwas zu unternehmen gedachte. Seinen Koffer hatte er auf dem Hofe, wo er zuletzt auf Besuch war, zurückgelassen; den Brief aber in sein Notizbuch gelegt gehabt, wo er sich auch vorfand. Er hatte sich im Schneegestöber auf dem Eise verirrt und war in die offene, jedoch bei Nacht unsichtbare Stelle hinein gerathen.

Vater Moe versicherte ihm, er wäre auch ohne Empfehlung in seinem Hause willkommen gewesen, und bat ihn, bei ihm auszuruhen, wenigstens so lange, bis er von seiner schweren Krankheit ganz und gar hergestellt wäre.

Munk drückte seinen Dank gegen Broström, von dem er erfuhr, daß er ihn gerettet habe, sowie gegen Moe für seine gastfreie Aufnahme aus.

Das Pferd wurde von einem der Knechte auf dem Hofe erkannt, und alsbald mit der Nachricht vom Tode des Begleiters nach Hause geschickt. Der Bote brachte Munks Koffer zurück.

Munk kam zu sich und war bald wieder bei all seinen Kräften. Er zeigte sich als munterer Geselle und als ein Mann von Verstand. Er wurde in den Familienkreis aufgenommen und war recht wohl beliebt; doch schien es Vater Moe, als ob er eine besondere Lust am Erzählen von Skandalgeschichten habe, wobei er abwesende Personen nicht verschonte.

Broström konnte sich ihm nicht anschließen, denn er glaubte zu entdecken, er habe es hier mit einem kalten Egoisten zu thun, der sich auf Andrer Kosten zu heben suchte und Witzen nachjage, die theils schwach, theils einstudirt waren.

Mutter Moe war eben sowenig mit ihm zufrieden, denn seine Satyre machte sich oft an die Aesthetik und das Gefühlswesen, wie er es nannte. Diese Seite der Sache betrachtete Vater Moe hingegen auf andere Weise und er lachte oft herzlich über die Streiche, die er den verwünschten sogenannten Romantikern versetzte, die nicht in das praktische Leben gehörten.

So ging es hin bis zum Frühjahre. Munk machte kurze Ausflüge in die Umgegend, hatte aber doch beständig sein Standquartier bei Moe.

Broström betheiligte sich bei seinen Wanderungen, und machte sich seine Kenntnisse zu Nutz, die er jedoch nicht als sehr gründliche erkannte. Oft wollte er als Broströms Lehrer auftreten, aber dabei ergab es sich, daß die Rolle umgetauscht werden sollte. Dieß ärgerte Munk, der bei sich selbst Broström's höhere Kenntnisse anerkennen mußte, und oft ließ er sich mit Bitterkeit über Leute aus, die Alles wissen wollten, weil sie in andern Ländern herumgereist seien und doch über die Verhältnisse in Norwegen nichts wüßten.

Bei einer solchen Gelegenheit antwortete Broström „es gibt gewisse Verhältnisse, die für die ganze Erde gelten. Es ist die Obliegenheit des Mannes der Wissenschaft, die Grundsätze der natürlichen Dinge zu erforschen, die unveränderlich sind, und er wird finden, daß die Abweichungen als solche nur scheinbar sind, weil er sie nicht genau kennt.

Physik und Chemie sind die sichersten Führer dieser Wissenschaft, und ohne sie kann Erfahrung nur irre führen. Für den Empiriker ist Vieles ein wirres Räthsel, das nur der wahrhaft wissenschaftlich gebildete Mann zu lösen im Stande ist."

Munk biß sich erbittert in die Lippen, aber Mutter Moe, die dem Gedankengange leicht gefolgt war, jubelte im Stillen über den Triumph ihres Lieblings.

Die Folge dieses Conflictes waren kühlere Beziehungen zwischen Broström und Munk, welche der erstere jedoch in den Schranken des Anstands zu halten wußte.

In der See von dem Besitzthume Moes lag eine kleine Strecke vom Lande entfernt eine kleine Insel, die zum Hofe gehörte und worauf die Rinder des Anwesens weideten.

Auf der Insel war ein schmuckes Laubgehölz, in demselben hatte Vater Moe Gänge aushauen lassen und ein kleines Lusthaus aufgeführt, das hie und da von der Familie besucht wurde, die dann dort ihren Thee einnahm.

Broström hatte vor einiger Zeit dort einige Kaninchen ausgesetzt und war öfter hinübergefahren, um sie zu besichtigen.

An einem schönen Abend im Monate August schlug er vor, hinzugehen um nach den Kaninchen zu sehen. Vater Moe fühlte sich nicht ganz aufgelegt, und Mutter Moe wollte ihn nicht verlassen, Emma aber betheiligte sich freudig mit Broström und Munk an der Partie.

Munk bestand darauf, den kleinen Kahn rudern zu wollen und Broström und Emma nahmen auf dem Vordertheile Platz.

Das Wetter war herrlich und ruhig, und die Spazierfahrt äußerst angenehm. Die Abendsonne spiegelte sich in der stillen Wasserfläche, welche die Gebirge und Bäume um den See und auf der kleinen freundlichen Insel zurückwarf.

— Wie schön ist die Natur hier doch, sagte Broström.

Ja herrlich, bemerkte Emma, ist sie in Italien wohl schöner?

— Jedes Land hat seine eigenthümlichen Schönheiten, und Vergleichungen sind schwierig; deßhalb soll man die Schönheit genießen, wo man sie findet.

Wenn man ordentlich sentimental ist, kann man Schönheiten an jedem Steinhaufen finden, sagte Munk, und lachte über seinen vermeintlichen Witz.

— Rudern Sie rechts, rief Broström, gerade vor uns liegt ein Felsen.

Wollen Sie mich auch noch rudern lehren, antwortete Munk gereizt, man braucht doch nicht nach Brasilien zu reisen, um das zu lernen, das kann man in Norwegen auch.

Broström, der die Gefahr sah, faßte Emma um den Leib. In demselben Augenblicke stieß der Nachen mit solcher Gewalt an den Felsen, daß er umschlug. Broström hielt Emma in einem Arme und schwamm ans Land, das nicht weit entfernt lag.

Halten Sie sich an das Boot, rief Broström Munk zu, der augenscheinlich nicht schwimmen konnte.

Munk, über diesen Rath erbost, ließ das Boot los und versuchte zu schwimmen, sank aber unter.

Sobald Broström Emma ans Land gebracht hatte, stürzte er sich wieder ins Wasser, tauchte unter, erfaßte Munk bei den Kleidern, und schwamm mit ihm ans Land.

Munk, der zum zweiten Male Broström das Leben verdankte, warf ihm, statt zu danken, einen wilden Blick zu und sagte kein Wort, während Emma, nachdem sie sich

von ihrer Angst erholt hatte, Broström in den wärmsten Ausdrücken für ihre Rettung Dank sagte.

Sie haben mir nichts zu danken, antwortete Broström. Es war meine Pflicht, zu retten, wen ich konnte. Indeß wird dieß vielleicht Herrn Munk lehren, eine freundschaftliche Warnung nicht mit Verachtung aufzunehmen.

Ohne Ihre hochmüthige Warnung wäre das Unglück nicht geschehen, sagte Munk bitter, und ihr Hofmeistern muß ich mir für die Zukunft verbitten.

Broström und Emma betrachteten Munk mit stiller Verachtung.

Die Leute auf dem Hofe hatten das Unglück bemerkt und machten freiwillig Anstalten, mit einem andern Boot die drei Verunglückten abzuholen.

Als sie ans Land kamen, erzählte Broström von dem Unglück als von einem zufälligen, ohne die Schuld davon auf Munk zu werfen, und dieser gab keine Sylbe von sich. Das kalte Bad hatte keine weiteren Folgen, wie Mutter Moe befürchtete, und wofür sie nun ihre nassen Gäste schleunigst ins Bett commandirte und mit warmen Getränken pflegte.

Es wurde nicht weiter von der Sache gesprochen, obwohl Emma ihrer Mutter bald Broströms rasche Hülfe und Munks Undankbarkeit anvertraute, wodurch das Wohlwollen derselben gegen den einen und der Unwille gegen den andern noch vermehrt wurden.

Der Sommer verfloß ohne weitere Veränderungen, als die, daß Broström auf Grund des gespannten Verhältnisses, das sich mehr und mehr zwischen ihm und Munk entwickelte, sich bei dessen Excursionen nicht mehr betheiligte, sondern seine Untersuchungen auf eigne Hand in andern Richtungen anstellte.

Wenn Munk sich bei Moe's aufhielt, suchte er sich auf alle mögliche Weise bei der Familie einzuschmeicheln und namentlich suchte er augenscheinlich Emma's Neigung. Mehrmals hatte er auch durch Sticheleien Broström, wenn dieser nicht zugegen war, zu verkleinern gesucht, war aber bei diesem Versuche bei den Alten auf solchen Unwillen gestoßen, daß er es aufgab, und Broströms Namen seitdem nicht mehr in den Mund nahm.

Unter den Familien, welche Moe besuchten, war es besonders der Pfarrer von Sognet, der am häufigsten kam. Der Geistliche, Herr Smith, war Wittwer und hatte nur ein Kind, eine Tochter Louise, die ein Jahr älter, als Emma und deren liebste und vertrauteste Freundin war.

Sie war ein hübsches Mädchen, ohne Anspruch auf Schönheit machen zu können. Sie hatte ein offenes Wesen, und ihr Vater und die verstorbene Mutter hatten ihr mehr Kenntnisse beigebracht, als es sonst bei jungen Mädchen in Landstädtchen gewöhnlich ist.

Wie es bei jungen Mädchen, die im Hause ihrer Eltern auf dem Lande erzogen werden, und die keine sonderliche Gelegenheit zum Umgang mit ihren Altersgenossen haben, sehr oft der Fall ist, hatte sie sich jenen Ernst angeeignet, der eigentlich einem höheren Alter angehört. Oft wies sie Emma zurecht, wenn diese ihrer munteren Laune freien Lauf ließ, welches die gutmüthige Emma weit entfernt war, böse aufzunehmen, sondern sogar immer, wenn sie etwas Wichtiges vorhatte, sie um Rath befragte.

Der Pfarrer war der Typus eines norwegischen Landgeistlichen, ehrlich in seinem Charakter, einfach in seinem Wesen und treu in der Erfüllung seiner Berufspflichten. Er war dabei ein tüchtiger eifriger Oekonom, und wurde oft und niemals vergebens von Vater

Moe über Gegenstände der Landwirthschaft zu Rath gezogen. Auch war er ein munterer Mann, der sich gerne bei gesellschaftlichen Ergötzungen freute und dem ein launiger Einfall immer willkommen war. Es erweckte deßhalb immer besondere Freude bei Moe, wenn der Pfarrer und seine kleine Louise die Familie besuchten.

Eines Abends, als der Pfarrer und Louise bei Moe waren und die ganze Familie im Gartenhause am Theetisch saß, war Munk recht in seiner, wie er meinte, witzigen Laune, erzählte Geschichten von Personen und Familien, die er gekannt, und jagte nach spaßhaften Einfällen, die besonders daran als solche kennbar waren, daß er selbst in Gelächter darüber ausbrach.

Der Geistliche, der manchmal mitlachte, bemerkte, daß dieß bei Broström nicht der Fall war.

Sie halten nicht viel auf Scherze und Lustbarkeit, Herr Broström, sagte der Geistliche.

Das ist natürlich, fiel Munk ein. Wer selbst keinen Witz hat, kann ihn nicht genießen, weil er ihn nicht faßt.

Sie irren sich, Herr Munk, sagte Broström. Aechter Witz erheitert Jeden, studirter hingegen kann Niemanden erheitern, außer die Witzeleienkrämer selbst.

Darf ich vielleicht fragen, was Ihre Definition von Witz ist, sagte Munk aufgebracht.

Aechter Witz, antwortete Broström, und nur dieser verdient diesen Namen, ist eine Naturgabe, mit der sich Niemand brüsten darf, denn sie ist angeboren und nicht erworben. Ich gebe gerne zu, daß er mir nicht zu Theil wurde, aber ich kümmere mich nicht darum; denn Erfahrung lehrt, diese Gabe bringt ihrem Besitzer oft mehr Schaden als Gewinn. Derjenige, der ächten Witz besitzt, muß sehr aufmerksam auf sich sein, und ihn öfter zurückhalten, als ihm den Zügel schießen lassen, denn er entströmt dem, der ihn besitzt, ohne daß er weiß, woher; wie ein Blitz, der rasch leuchtet und zuckt. Oft verwundet er, wenn auch nicht beabsichtigt war zu verwunden, und der dem es gilt, hat selten hinlänglich Macht über sich, um zu erkennen, daß die Verletzung keine vorsätzliche gewesen ist. Dieß ist der wahre Witz. Witzjägerei ist und bleibt dagegen immer verächtlich und ihre Wunden sind unheilbar, weil sie vorbedacht sind. Der studirte Witz ist immer schwach, weil er die Gelegenheit suchen muß, während der ächte der Gelegenheit entspringt, wie der Feuerfunke dem Stahl. Witzjäger müssen deßhalb sehr oft ihre Witze selbst beklatschen.

Hierin hat Herr Broström vollkommen Recht, sagte Mutter Moe.

Ja! wenn er nicht ganz irre geht, unterbrach sie Munk mit glühendem Gesicht, aber seine philosophischen Abhandlungen machen doch nicht auf Alle Eindruck.

Er verließ aufgebracht die Gesellschaft, worin eine allgemeine Stille, die immerwährende Folge ähnlicher Zwiste, eintrat.

Nach Verlauf einiger Zeit sagte Broström:

Es thut mir leid, daß ich dazu beigetragen, die allgemeine Munterkeit zu stören, aber ich konnte der Aufforderung nicht ausweichen. Indeß werde ich in Zukunft solchen Conflicten zu entgehen wissen, zu denen leider um so mehr Anlaß gegeben ist, als meine und Herrn Munks Anschauungen so höchst verschieden sind.

Sie haben sich hierin Nichts vorzuwerfen, mein lieber Freund, sagte Vater Moe. Ich unterschreibe jedes Wort, das Sie gesagt. Es ist dem jungen Manne sehr gut,

wenn er die Wahrheit hört, und ich habe mich schon lange über die Unverschämtheit geärgert, mit der er von abwesenden Leuten spricht, nur um seine vermeintlichen Späße auskramen zu können.

Das ist wahr, sagte der Pfarrer. Seine Weise von Andern zu reden, verräth keinen christlichen Sinn, wenn auch die Art und Weise seiner Darstellung mich manchmal zu einem Lächeln gebracht hat.

Die jungen Mädchen freuten sich im Stillen über die Zurechtweisung, die Munk erfahren, denn er war bei ihnen nicht beliebt.

Einige Tage später gab Munk vor, er müsse nach Königsberg reisen, wohin ihn seine Geschäfte riefen. Munks Abreise war der Familie nichts weniger als unangenehm, da sein Benehmen gegen Broström, den Liebling Aller, unerquicklich war und die Familie oft in dem traulichen Tone der Mittheilung, der in ihr herrschte, störte. Der Winter wurde auf die gewöhnliche, behagliche Weise verlebt.

Im Monat April lief ein Brief von Munk ein, worin er anzeigte, er würde Königsberg in einigen Tagen verlassen, um seine Untersuchungen in der Nähe der Moe'schen Besitzung fortzusetzen. Er bat um die Gewähr der alten Gastfreundschaft in der Familie.

Obgleich diese Nachricht Moe keineswegs Freude machte, fiel es dem Alten nicht ein, Munk die Gastfreundschaft abzuschlagen, die man zu jener Zeit jeder unbescholtenen Person zu Theil werden ließ. Munk kam und das alte Verhältniß trat ein. Man bemerkte, wie Munk sich bei der Familie einzuschmeicheln suchte, indem er seine Lust an Scandalen und gezwungenen Witzen unterdrückte, und mit mehr Schonung von Anderen sprach, da er das Gegentheil nicht nach dem Geschmack der Familie gefunden hatte. Selbst gegen Broström war er höflicher und schien den Eindruck auslöschen zu wollen, den sein früheres Benehmen auf ihn hervorgebracht. Broström behandelte ihn mit kalter Höflichkeit, wollte sich aber nicht weiter, als nothwendig, mit ihm einlassen.

Munk's Aufmerksamkeit war besonders auf Mutter Moe und Emma gerichtet, und es war augenscheinlich, daß er die Gunst der Letzteren durch die Mutter zu gewinnen trachtete, deren ästhetischer Empfindelei er durch mitgebrachte Gedichte, die Mutter Moe's Lieblingsliteratur bildeten, schmeichelte.

An einem schönen Maimorgen ging Broström in Begleitung Munks auf die Jagd. Der gewählte Grund lag zwischen Moe und der Besitzung des Geistlichen, welche durch eine Art Holzumzäunung getrennt waren, welche auf und ab von steilen Abhängen unterbrochen war. Auf der Seite des Moe'schen Gebietes wand sich der Weg durch eine Schlucht und ging am Fuße des Abhangs rund um eine hervorragende Klippe.

Welche Scene kann sich mit einer Jagd im Frühjahre in den norwegischen Gebirge vergleichen?

Wir stehen früh vor Sonnenaufgang auf, um zeitig an der zur Jagd bestimmten Stelle zu sein, ehe die Sonnenstrahlen die Nachtfährte der herumschweifenden Hasen vertilgt haben. Wir athmen auf unserer Wanderung die erfrischende Morgenluft und eilen die Anhöhe hinauf; denn im Frühjahre hält sich der Hase am liebsten auf Höhen auf. Wir sind zur Stelle und lassen uns auf einem oder dem andern Baumstumpf nieder.

Noch schwebt ein leichter Nebel über Thal und See. Es ist noch zu dunkel, um den Hasen in sichern Schuß zu bekommen. Alles ist noch still und die Natur liegt in

ihrem Morgenschlummer. Die Moosschnepfe, die Verkünderin des Morgens, fliegt ihre kreisförmige Morgenwanderung und gibt mit ihren knurrenden Lauten den übrigen Bewohnern des Haines das Signal, ihre Freude erschallen zu lassen.

Im Osten färbt sich der Himmel mit goldrothem Scheine, der das Herannahen der Sonne verkündigt und Nebeldünste fallen wie Thau in das Thal und auf den See hinab. Jetzt hört man das ferne Lärmen des Auerhahns; das Zwitschern des Rothhalses und anderer Singvögel bringt aus jedem Baumdickicht. Die ersten Sonnenstrahlen treten majestätisch hervor und verwandeln jeden Thautropfen in einen Diamanten. Die Moltroste, die Nachtigall Norwegens, stimmt ihren Morgengesang an; ihre Flötentöne und Triller durchzittern die Luft. Der monotone Ruf des Kukuks mischt sich in den allgemeinen Jubel; so wenig musikalisch man ihn nennen mag, so hört man ihn doch mit Freuden, denn er verkündet, daß der schöne Frühling ins Land gekommen ist. Während aus jedem Busch Vogelgesang ertönt, hebt sich die Lerche in die Luft, so hoch, daß ihre Freudentöne kaum mehr vernommen werden, als ob sie der Sendbote sein wollte, der den Jubel der Erdbewohner zum Schöpfer hinaufträgt, von dem alle Freude ihren Ursprung hat.

Jetzt ist die Zeit für den Jäger gekommen. Sein „Koppel los" verkündet, daß die Jagd beginnen soll.

Die derben Jagdhunde eilen lustig in den Wald, um ihre Beute zu jagen. Ab und zu hört man ein aufmunterndes Hallo! und die Jäger folgen der Richtung der Hunde und lauschen aufmerksam dem ersten Gekläff derselben. Los! schallt es aus dem Munde Aller und jeder Jäger sucht sich seinen Posten, um zum Schusse nach dem fliehenden Hasen zu kommen. Die Hunde lärmen und die Jagd geht bergauf und thalab und das Echo der Berge hallt das laute Hundegebell wieder. Alles ist Leben und Freude, die nur der arme, flüchtige Hase nicht theilt. Plötzlich wird es stille; die Spur ist verloren, oder der Hase hat sich versteckt.

Jetzt werden die Hunde durch die Jagdrufe der Jäger ermuntert und Schüsse losgelassen, um den Hasen aus seinem Schlupfwinkel zu schrecken. Es gelingt, und die Jagd beginnt auf's Neue. Puff! da ging ein Schuß los und Alle warten auf das Signal, ob er getroffen hat oder nicht. Des Schulzen „da seht", „da seht" unterrichtet uns, daß er in einen Baum schoß, und alle Jäger sind wieder gespannt darauf, Freund Lampe kommen zu sehen. Die Hunde kläffen und die Jagd nähert sich. Wieder ein Schuß, aber dießmal folgt ihm ein jubelndes „Getroffen!"

Jetzt versammeln sich die Jäger um den Sieger, der mit der Beute in der Hand, umringt von Hunden, die nach ihrem Lohne lechzen, dasteht.

Der Hase wird ausgeweidet und die Hunde mit den Eingeweiden bedacht. Man koppelt die Hunde, um ein anderes Feld zu suchen, aber der wichtige „Trefftrunk" muß vorher eingenommen werden. Man zieht seine Flasche, seine gesalzene Bratwurst und Brod hervor. Der Trefftrunk wird genommen, dann wird erzählt, woher der Hase kam, und wie schwierig der Schuß war. Der Baumschütze bringt eine Ursache seines Fehlschusses vor, die Jeder ansieht, für was er will.

Noch ist es erst vier Uhr und es ist Aussicht auf noch mehrere „Trefftrunke." Unter lustigen Jagdscherzen zieht man weiter, und dieselbe Scene wiederholt sich mit mehr oder weniger Glück, bis die Jäger mit ihrer Beute den Heimweg antreten.

So geht es auf einer nordischen Hasenjagd zu. Sie fordert Anstrengung und Geschicklichkeit, lohnt aber mit den herrlichsten Naturscenen, gutem Appetit und erquickendem Schlaf. Wie viel schöner ist sie, als die Wildschwein- oder Hirschjagd in südlicheren Ländern, deren Vergnügen nur in eitlem Prunken mit prachtvollen Kleidern, kostbaren Pferden, glänzenden Waffen und zahlreicher Dienerschaft besteht, wo das Wild in großer Menge zusammengetrieben und ohne Kunst oder Anstrengung von Seite des Jägers getödtet wird. (Forts. folgt.)

Ein Ausflug in den bayerischen Wald.

F. Gr. An einem regenkalten Abende des heurigen Sommers saßen in des „Hausherrn" weniger kühlem Gelasse vier muntere Gesellen beisammen, verschiedenen Berufes zwar, aber verwandten Charakters, nach ächtdeutscher Sitte hinter Gambrini schäumenden Humpen über eine gemeinschaftliche Fußwanderung zu berathschlagen.

Der Schwarzwald wurde hiezu vorerst aufgeworfen; Ideenassociation führte von ihm auf den bayerischen Wald — und warum auch in die Ferne schweifen, wo anderes Schöne so nahe liegt?

Zwischen Rathen und Thaten lag allerdings noch einige Zeit, in welcher wir leider unsers vierten Cumpans verlustig wurden. Die schelmischen Falschwerber Amor und Hymenäus haben uns den treuen Mann gekapert: — leicht sei ihm die Ehe und sein Himmel voller Baßgeigen!

So zogen wir — als munteres Kleeblatt — eines schönen Morgens fort über die „Dreihelmenstadt" mit ihrer ehrwürdigen Trausnitz und dem hohen Martinsdome und hinab gen das reichbethürmte Straubing (schon um 849 unter Ludwig dem Deutschen als Ortschaft bekannt), wo die schöne Baderstochter und Herzogengemahlin Agnese Bernauer († 12. October 1435) zur ewigen Ruhe gebettet ist. Eine Capelle wölbt sich über die Stätte, nebst dauerndem Jahrestage, gestiftet von dem strengen Richter und Vater Herzog Ernst. Der „Agnes bernawerin" Grabstein ist verwittert und beinahe unleserlich; Geschichte und Lied aber haben des treuen Fürstenjünglings Albrechts Liebe, wie trauriges Ende des „Engels von Augsburg" der Nachwelt bewahrt.*) — Manch interessantes Denkmal einstiger Geschlechter findet sich noch sonst auf dem hochliegenden Friedhofe zu Sct. Peter, dessen uraltes Portal ist allein schon sehenswerth; eine weitere Capelle zeigt einen Todtentanz mit vielen Umschriften und Figuren, in der Roccocozeit entstanden. Die hohe Stifts- oder Pfarrkirche ist vom Baumeister des Landshuterthurmes Hanns Steinmetz erbaut. Sie besitzt unter Anderem mehrere Gemälde von M. Wohlgemuth. Leider fanden wir einen schönen und wohlerhaltenen Flügelaltar altdeutscher Schule mit Doppelschildereien und Heiligenstatuen durch einen neuen, wenn schon gut ausgeführten, dem Anscheine nach verdrängt und wegen Mangels an Platz in den Seitengang gerückt. Dem fünfspitzigen Giebel des 200 Fuß hohen viereckigen Stadtthurmes verdankt der alte Straubinger Spruch: „Fünfe gerade!" sein Entstehen.

*) Im bayerischen Nationalmuseum ist ein Gyps-Abguß dieses Grabsteins, sowie in v. Hefner-Alteneck's Trachtenbuch eine Abbildung desselben enthalten. A. d. R.

Mancher Name guten Klanges ist dieser Stadt entsprossen: Ulrich Schmide, der erste Bayer, welcher nach Amerika's Entdeckung 1534 mit den Hispaniern im neuen Erdtheile 18 Jahre gegen die Wilden Brasiliens kämpfte und Miterbauer von Buenos Ayres ward; Flurl, der berühmte Mineralog, Fraunhofer, der weltbekannte Optiker; Maler Georg Kopp, wegen Todschlages durch einen Backenstreich flüchtig gegangen und in Rom seiner Verdienste halber 1610 zum Patricier erhoben; die tapfern Stadtvertheidiger und trefflichen Schützen des dreißigjährigen wie des österreichischen Erbfolge-Krieges Simon von Holler und Einsiedler; der Franciscanermönch Octavian Pentenrieder, bis 1690 Missionär in Cairo; die Gelehrten Kirchmayer und Sigerereuter; Oekonom Herzer; die Dichter Lengenfelder und Spitzenberger; der berühmte Hofmaler Schöpf; die Bildhauer Obermayer und Keller; der Verfertiger jenes werthvollen Tisches für Herzog Albrecht V., Drechsler Sandtner, u. A.

Frühe schon und gleichzeitig mit Deggendorf fand in Straubing wegen begangenen Frevels am christlichen Heiligthume eine heftige Judenverfolgung statt. „Die Juden 1338 im Sept. Guett All verprendt wurden durch die Gluett", — besagt ein alter Reim. In einem eigenen Gnadenbrief ertheilte Herzog Heinrich den Bürgern „Seine und seines Landes Huld" für die fanatische That, schenkte ihnen all erbeutete Habe der Juden, erklärte für aufgehoben alle Bürgerschulden an jene. Gleiches gewährte er den Deggendorfern und versicherte in einem Schreiben an Pfleger Conrad den Freiberger Seine Huld und Gnade „darumb, daß sie unsere Juden zu Deckendorf verbrannt und verderbt haben."

Von da vertauschten die munteren Reisenden, vom guten Sommerbiere Straubings wohlgelabt, das schnaubende Dampfroß mit Sanct Petrus bescheidenen Räpplein. Auf blumigen Matten ging es das Donaugestade entlang; gar heiß brannte die liebe Frau Sonne und erpreßte durch das ungewohnte Ränzchen den Staatshämorrhoidariern verjüngten Maßstabes viele Schweißtropfen; und wohl unter manch stillem Seufzerlein über das kühne Wagniß einer Fußreise waren wir bei der einstigen Benedictinerabtei Oberaltach angelangt. Hier stand vor eilf Jahrhunderten Wodans Thron im dichten Walde, zu der heiligen Eiche strömten die Bewohner des Landes zum geheimnißvollen Opfer, bis 696 Herzog Theodo II. mit den Großen seines Reiches durch Bischof Rupert feierlich getauft ward. Herzog Odilo der Fromme (II.) gründete Bisthümer, stiftete Klöster, darunter 731 auch Oberaltach. Aber schon 904 erlag dieses mit allen seinen Denkmalen der Zerstörung und die Mönche wurden von den wilden Hunnen dahingeschlachtet. Die edlen Grafen Friedrich I. und Aswin von Bogen begannen mit 1090 den Wiederaufbau. Abt Benedict Resch erweiterte 1694 das Kloster und ließ, um den Gebäulichkeiten eine schier ewige Festigkeit zu geben, die Mauern auf 14 Schuh dicken Grundbau stellen. Aber wie eitel ist des Menschen Sinnen! — Heutzutage ist der Prachtbau halbverfallen, Kleingütler, Taglöhner und ländliche Handwerker haben, den Schwalben gleich, sich nun in die Zellen der Mönche, wie in den Prunkgemächern eingesiedelt, einen Theil des Erdgeschoßes aber zu Viehställen verwendet. Die Wechselfälle dieser Abtei, welche sich schon frühe durch besondere Gelehrsamkeit ihrer frommen Genossen ausgezeichnet, waren überhaupt merkwürdig: bald nannte es an 140 Güter im bayerischen Walde sein Eigen, bald war es wieder so arm, daß der Abt nur mit hölzernem Kelche consecriren konnte. Bei seiner Aufhebung aber (1803) überließ es außer

gefüllten Cassen bedeutende Kirchenschätze nebst kostbarer Bibliothek, eine Menge von Hofmarken, Gütern, Rechten und Zehnten, zu mehr als 1½ Million gewerthet. Die Kirche besitzt noch ein schönes Altarblatt von Christian Wink. Bemerkenswerth wären auch die Fresken der Gebrüder Merz, weniger ob ihrer Kunst als ihrer grotesken Anspielungen auf die Reformationszeit. Das Sehenswürdigste ist das schöne Grabdenkmal aus rothem Marmor, welches Abt Johann Vogel 1418 den Wiederherstellern des Klosters errichten ließ. In voller Rüstung, jeder eine Kirche in der Hand tragend, sind sie auf des Sarkophages Deckplatte abgebildet: „Fridricus comes de pogen reformator nostri monasterii.“ — und: Aschwinus comes de pogen, qui dedit nobis pogen et ayterhoven.“ — Außer den Grafen von Bogen fanden hier noch manch edle Geschlechter ihre Grabesstätte; aber die Speculation unsers Jahrhunderts, die aus den Gebeinen seiner Befreiungskämpfer mit Vortheil Leim und Stiefelwichse fabricirt, hat die merkwürdigsten Denksteine, gleich jenen vom Kloster Metten, bei Vilshofen und Plattling zu Wasserbauten viel praktischer verwerthet!

In einer halben Stunde gelangten wir hierauf in den freundlichen Markt Bogen, mit weithin sichtbarer Pfarrkirche auf der Kuppe des Berges. Er trug in grauer Vorzeit die Wiege des so mächtigen Geschlechtes der Grafen von Bogen; die einstige Schloßcapelle erweiterte sich aus deren Ruinen zur geräumigen Wallfahrtskirche, als die Menge der zu dem wunderthätigen Gnadenbilde Pilgernden im Laufe der Zeit immer mehr zunahm. Man hat ihrer zur Blüthezeit selbst bis über 50,000 in einem Jahre berechnet. Das uralte Marienbild, bereits 1104 vom Grafen Aswin von Bogen, dem „Schrecken der Böhmen“ hier aufgestellt, ist aus fremdartigem Steine gefertigt, der Mantel roth mit Weizenähren bemalt; unter dem Herzen ruht in einer Oeffnung der fleischgewordene Gottmensch. Jetzt ist es mit einem Ueberwurfe bekleidet. Außen an der Kirchhofsumfriedung sind drei interessante Grabsteine aus dem XII. Jahrhundert eingemauert; leider sehr verstümmelt und wohl Personen aus dem einst so mächtigen Dynastengeschlechte vorstellend. Am bewaldeten Abhange des Bogenberges erhebt sich das Sct. Salvatorkirchlein, 1463 erbaut; zwei Eremiten haben sich dabei gegenwärtig ihre Clause gebaut. Von der Spitze des Bogenberges (1328 Fuß hoch) ist die Rundsicht über das bayerische Flachland, wie über den Zug des Böhmerwaldes, entzückend: das Auge vermag sich kaum davon zu trennen. Gerne gibt der hochbetagte aber rüstige Todtengräber, der neben der Kirche wohnt, gefällig und redselig Auskunft über alle die Orte, welche sich dem Umblicke darbieten. Nachdem wir im Hochgenusse der Natur geistig geschwelgt, forderte auch der leibliche Materialismus seinen Tribut: und das Bogener Bier benebst Sommerkellern sind in Wahrheit nicht zu verachten, namentlich bei so freundlicher Aufnahme und angenehmer Unterhaltung, wie wir sie nach des Tages Mühen in der Familie des Herrn Münstererbräu gefunden. Im Verlaufe der Weiterreise wurde noch manchmal und gerne derselben gedacht, namentlich von jenem Theile, auf dessen zartpoetisches Gemüth alle Blüthen, insonders aber frische Maien-Röschen einen schwärmerischen Einfluß ausgeübt hatten.

Von da ging es andern Morgens fort über Berg und Thal, durch schattigen Wald und sonnige Wiesen; den Moleschott'schen Stoffwechsel auf breitester Grundlage durchzuführen, hatte sich unser wohlbehäbige Reisemarschalk zur lohnenden Aufgabe gesetzt. Neben dieser Charge ward er auch für das Ehrenamt des Delicatessen- und Vergnügungs-

Commissärs als die geeignete Persönlichkeit befunden, während der Dritte im Bunde verdammt worden, bei etwaigen Ansichtsverschiedenheiten die Friedenspfeife anzurauchen. Es geschah Solches zwar nur aus löblicher Vorsorge, denn ein amerikanisches Sprüchwort sagt beißend genug: „Wo nur immer zwei Deutsche beisammen, kundgeben sie drei verschiedene Meinungen!" — In Schwarzach wurde gegenüber der Kirche bei Wirth Erlacher Mittagsrast gehalten; neben bescheidener Zeche fanden wir in selbem einen eben so freundlichen wie gesprächigen Mann, stets bereit, unserer Neugier Auskunft zu geben, in seiner Ehehälfte aber eine gute Küchenregentin. Vor dem Orte steht neben einer kleinen Capelle ein Haus, von dessen Keller ein unterirdischer Gang ohne weitern Ausgangspunct in der Länge von ungefähr 150 Schuh ganz glatt in den Felsen gehauen ist: das wozu? läßt sich nicht mehr enträthseln. Aus einer mit Blüthen übergossenen Bohnenstaude glaubte unser Reisestatistiker sich zu dem Schlusse berechtigt, daß hier die Bohnenzucht sehr gedeihen möchte, was sich der „Friedenspfeifler" sofort hinter das gelehrige Ohr schrieb. — Von Schwarzach begann in glühender Nachmittagshitze das Steigen, vorbei am bewaldeten Degernberg mit seiner Ruine, auf steilen Fußwegen nach der Diensthütte und weiter auf der von Revierförster Bauer mit ungeheurer Mühe angelegten Kunststraße. Eine Gedenktafel, in Felsen eingelassen, bewahrt hiefür dankbar seinen Namen. Schon hatte das Charakteristicum des bayerischen Waldes begonnen: überall sickerten und sprudelten geschwätzige Quellchen aus den Bergeswänden, von größter Frische und Reinheit. Auch jene Todtenbretter, mit Emblemen der Vergänglichkeit und frommen Inschriften bemalt, erschienen an den Wegen, auf welche hierorts die Leichen vor der Einsargung gelegt werden.

Die Sonne hatte sich hinter drohenden Wolken versteckt, als wir die Spitze des Hirschenstein erreichten, so genannt, weil ein gejagter Hirsch auf seiner Flucht von da hinab in die Tiefe setzte, aber freilich unten zerschellte. Eine herrliche Aussicht, ergänzend jene vom Bogenberge, über Altbayerns Gefilde hin, bis gen Regensburg, Straubing und Deggendorf, lohnte des Tages Mühen. Leider ist das Belvedere, welches 3730 Fuß über der Meeresfläche erhaben, zwei Schaugänge bildete und die Fernsicht bedeutend erweiterte, zerfallen und unbesteigbar; mit 160—200 fl. wäre es nach dem bereits gefertigten Plane zweckmäßig wieder hergestellt und damit dem Freunde der Natur ein wunderschönes Panorama geboten. Das alte wurde seinerzeit von Beiträgen der k. Regierung von Niederbayern, wozu auch Private ihr freiwilliges Schärflein gaben, errichtet.

Ferner Zitherklang und Flötenspiel leitete uns in das einsam stehende Forsthaus von Oedenwies, welches dem ermüdeten Körper schmackhafte Gebirgsforellen und saftigen Schmarren bot, während die gemüthlichen wie gebildeten Inwohner und das Fremdenbuch in angenehmer Wechselunterhaltung, des Wetters augenblickliche Mißgunst übersehen ließen. Diesem Fremdenbuche, welches manch interessanten Namen in sich trug, glauben wir zwei Gelegenheitsgedichte entnehmen zu sollen:

I.

Wie sieht man von dem Hirschenstein
So tief ins deutsche Land hinein;
All deutsches Land, wie schön zu seh'n,
Nichts soll davon verloren geh'n!

II.

Auf den Bergen wohnt d'Freiheit!
Wird gar oft declamirt,
Aber d'Einheit von Deutschland
Woaß ma nöt wo's logirt!

(Schluß folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. Mittelalterliches Geschützwesen. Die Anwendung von Kanonen finden wir im XIV. Jahrhunderte schon mehrfach im Gebrauche, namentlich zur Bewältigung fester Burgen. Unter anderen bezwang Herzog Albrecht III von Oesterreich damit das Raubschloß Leonstein. Deß zum Andenken schenkte der Ritter von Zelking einige Kugeln dem Freiherrn Richard Strein von Schwarzenau, welcher sie in Friedeck einmauern ließ mit der Inschrift:

„Hier ist zu sechen, waß maaß und gestalt,
Hertzog Albrecht Leonstein mannigfalt
Die Vesten mit sollichem Zeug beschoß
Daß der von Ror sie mußt lassen los.
Solch Pillul schwerlich zu riechen sein,
Wo die fliegen zumal in die vesten ein!
Hanns Wilhelm von Zelking der edle Herr
Von Leonstein schaffts zu führen her;
Schenkts seinem Freund Herrn Richard Strein,
Der laßt zur Memori aufrichten sein.“ —

Die Büchsenmeister pflegten ihren Geschützen eigene, mitunter sonderbare Namen zu geben; so betitelte Kaiser Max I. seine Lieblinge, die er oft selbst bediente: „Pfabenschwanz, Zytrenndel, Hirngrillen, Einhorn, Basilisk, Weckauf, Kuniginn, schöne Tarantel, Kernpeiß, Puterinn, wunderliche Dirn, Hurnasserin, Purlepaus, Kererin, Nar, Frau Humbserinn, Nerin, Genßbühl, Liepart, Purasserinn, sechs Singerinnen, Kitzlerinn, alte Kattel“ u. s. w. Wie man sieht, herrschen weibliche Bezeichnungen darunter bedeutend vor.

F. Gr. Ein Blättchen aus der Geschichte bayrischen Waffenruhmes. — Als Kreuzesstreiter gegen die Wenden, Sorben und Obotriten waren Herzog Heinrich von Niederbayern, Pfalzgraf Otto und Eberhard von Zweibrücken mit über die Weichsel und weiter vorwärts ins Heidenland gedrungen; sie halfen die Ordensveste der Deutschherren, Marienburg vollenden, und erbauten dann zu einem Vorposten und festem Punkte gegen die Grenze Samaitens, an der Memel die Bayerburg, welcher sie auch das eigene Banner wie das Siegel von Wittelsbach verliehen. — Kaiser Ludwig der Bayer, (auch „Bürgerkönig“ genannt wegen seiner besondern Liebe zu den Städten, welche er so reichlich mit Privilegien bedacht,) schenkte unterm 12. December 1337 in München dem Deutschritterorden Lithauen und Samaiten, so weit es heidnisch. Die Bayerburg soll die Hauptburg bleiben, das neu zu gründende Erzbisthum soll Bayern heißen, — die Bayerfahne soll stets die erste zum Angriff und die letzte beim Rückzuge sein! — Erst mit dem Sinken des Deutschordens verschwand auch allmählig dieser deutsche Außenposten auf Feindesboden.

F. Gr. Mittelalterliche Galanterie. Zu Runding auf der stolzen Veste, altem Stammeseigen, saß Herr Ritter Albrecht von Notthaft; eine wunderliebliche Tochter war ihm erblüht. Gar viele Werbung geschah um die holde Maid in züchtigen Ehren, und manch stattliche Edle ritten ihr zu Gefallen, selbst der junge Herzog Georg von Landshut huldigte dem sittigen Burgfräulein. Doch die schöne Veronika liebte nur Einen: der mannliche Georg von Closen führte sie heim auf seine Burg in Gern als eheliches Gespons. Von Leidenschaft getrieben begehrte der junge Bayernherzog das Paar

daselbst zu besuchen; aber der eifersichtige Closen verschloß ihm ungastlich die Thore und weigerte das Einlager. Da befahl der Landshuter, um des Ritters lodernden Argwohn zu verhöhnen, die gerade aufgethürmten Heuschober in den nächsten Wiesen anzuzünden und ließ seine Trompeter hiezu „den Eiferer“ blasen.

R. B. (Ein mittelalterlicher Bierkenner.) Laurentius von Phriesen, ein seiner Zeit hochberühmter Doctor der Weltweisheit und Arznei schreibt in seinem im Jahre 1530 zu Straßburg herausgegebenen „Spiegel der Arztney“: „An etlichen Ländern macht man ein trank, den man nennet bier, ursach: daz man den Wein daselbst nit so wolfeil und genugsam gehaben mag als in andern ländern. Daßelbig bier wird in mangerlei weg (auf verschiedene Art und Weise) gemacht, deshalben es dann auch die menschen (den Körper u. Geist) in mangerlei weg hat macht zu ändern &c. Bier ist ein trank und ein speis, denn es gibt viel nahrung u. macht feist. Bier macht viel wind u. gurrens im Leib denen, so es nit gewohnt haben. Bier schadt den weibern in diesen landen, macht sie viel Krankheit leiden ob sie deß zu viel trinken.“

= Graf Cavour stammt aus einer alten deutschen Familie. Sein eigentlicher Name ist Benso — der Titel „Graf Cavour“ ist ein mit einer ihm gehörigen Besitzung verbundener Titel — und er stammt in gerader Linie aus einem sächsischen Adelsgeschlecht. Der Ritter Benz oder Bens hatte seine Besitzungen im jetzigen Fürstenthum Schwarzburg — die Trümmer einer Burg in der Nähe des Schlosses Schwarzburg führen noch heute diesen Namen — und zog mit den Kreuzfahrern nach Jerusalem, um das heilige Grab den Sarazenen zu entreißen. Bei seiner Rückkehr gerieth er mit den Bürgern einer Stadt in der Nähe von Turin, welche ihm mit seinem Gefolge den Durchzug verweigerten, in Streit, eroberte die Stadt, machte sich dort ansäßig und verheirathete sich mit der Tochter einer vornehmen italienischen Adelsfamilie. So kamen die Cavours aus Deutschland nach Italien. Noch heute führen sie den Wahlspruch ihres deutschen Ahnherrn „Gott will Recht“ mit deutschen Worten in ihrem Wappen und auf der Villa des Grafen auf der Straße nach Genua kann der Besucher diesen Wahlspruch mit deutschen Worten über der Thüre lesen. (Der Mann macht seiner deutschen Abkunft und seinem Wahlspruch alle Ehre!)

Miscellen.

II. Der Moniteur veröffentlicht ein Gesetz bezüglich der Errichtung einer unterseeischen Telegraphenlinie zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten. Wir theilen den ersten Artikel desselben mit, welcher über das projectirte Unternehmen hinreichenden Aufschluß giebt. „Die Herren Rowett, Conneau, Trotter und Curtis verpflichten sich Namens der von ihnen repräsentirten Compagnie und auf Risico und Gefahr derselben, im Verlauf von 3 Jahren eine unterseeische Telegraphenlinie mit einem Leitungsdraht zu erbauen, welcher die Küsten Frankreichs und der vereinigten Staaten von Nordamerika verbinden, und eine der beiden Inseln Saint Pierre und Miquelon berühren soll. Die Linie könnte auch in drei Theile zerlegt werden, wenn die Gesellschaft den Draht über die Azoren führen wollte. In letzterem Fall müßte der zwischen Frankreich und den Azoren liegende Theil binnen 18 Monaten beendigt sein.“ Dagegen macht sich der Minister im Namen der Regierung verbindlich, dieser Gesellschaft auf die Dauer von 50 Jahren eine jährliche Brutto-Einnahme von 1,050,000 Frs. zu garantiren.

H. Coulvier Gravier veröffentlicht in den Annalen für Chemie und Physik eine Fortsetzung seines Verzeichnisses der Sternschnuppen, welches die Zeit vom 3. September 1853 bis 10. November 1859 umfaßt, während welcher auf dem Observatorium von Luxemburg 11 Meteore der ersten, 22 der zweiten, 80 der dritten Größe — zusammen also 113 — beobachtet wurden.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Von H. Holland — Nondum. Erzählungen von F. W. Ziegler. — Der Sieger von Gravelingen. Drama in fünf Aufzügen. Von C. Erstenberg. — Der Karfunkel. Volksdrama in drei Aufzügen. Von F. Pocci. — Architektur-Bilder aus Paris und London. Von A. Rosengarten. — Klopstock und Meta. Von L. Brunier. — Zur Geschichte des Nero und des Galba. Von G. R. Sievers. (Forts. f.)

H. Professor Malapert in Poitiers hat ein neues Filter für Chemiker vorgeschlagen. Alle Experimentatoren werden nämlich durch die geringe Resistenz des Papieres beim Filtriren belästigt und aufgehalten. Malapert legt mitten in das Filter ein Stück Leinwand wodurch nicht nur die Solidität des gebrechlichen Apparates vermehrt, sondern auch die schon nach der ersten Filtration genommene Flüssigkeit viel reiner wird. Das neue Filter wurde von der Pharmazeutischen Gesellschaft in Paris geprüft und dieselbe erklärt daß die Substanz desselben alle für die feinsten chemischen Experimente nöthigen Bedingungen erfülle, indem sie weder Leim noch Eisen enthalte sondern nur eine Spur von Chlor — welches sich aber auch in allen Papiersorten findet.

H. Der fünfte Band der Correspondenz Napoleon's I. ist soeben im Buchhandel erschienen. Er umfaßt den ganzen ägyptischen Feldzug für die Nachwelt geschildert durch Bonaparte selbst, der ihn ersann und ausführte. Die Geschichte desselben entwickelt sich vor unsern Augen von Tag zu Tag in den officiellen und Privat-Briefen Napoleons an seine Generale und Freunde.

H. Man veranstaltet den Wiederabdruck des alten Moniteur welcher im Grunde allein die authentische und unverfälschte Geschichte der französischen Revolution enthält. Dieser Abdruck umfaßt die Zeit von der Vereinigung der Generalstaaten bis zum Consulate (Mai 1789 — November 1799), ist mit erläuternden Noten versehen und mit Vignetten nach Stahlstichen aus jener Zeit geschmückt. Das vollständige Werk wird aus 32 Octavbänden bestehen.

H. Man nimmt an, daß die Gesammtbevölkerung der vereinigten Staaten von Amerika, jetzt etwa 32 Millionen erreichen wird. New-York hat gegenwärtig 950,000 Einwohner, ist also die dritte Hauptstadt der civilisirten Welt und hat sich jedenfalls unter allen Städten der Erde am raschesten zu solcher Größe erhoben.

H. Die von Herrn Davis in Carthago aufgefundenen Mosaikböden und sonstige Alterthümer, welche in dem Britischen Museum aufgestellt wurden, sind von Herrn Franks im Journal der Alterthumsgesellschaft beschrieben worden. Die Mosaike, welche allegorische Figuren von mehreren römischen Monaten, und Jahreszeiten ꝛc. enthalten, sind in farbigen Tafeln sehr genau abgebildet, wodurch die betreffende Abhandlung noch an Interesse gewinnt.

*** **(Todesfälle.)** In Dresden starb am 28. v. M. der kgl. preuß. geheime Justizrath Dr. Grävell im Alter von 79 Jahren. Er bekleidete vom Mai 1849 an das Amt eines Deutschen Reichsministers, bis der Reichsverweser und mit ihm sein Ministerium ihre Aemter niederlegten.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

21. October 1860.



I. Jahrgang. Nro. 19.

Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noé.

(Fortsetzung.)

Bei dem dießmaligen Jagdausflug Broström's und Munks waren zwei Hasen bereits erlegt und es war 6 Uhr.

Sie faßten abermals unter der Umzäunung Posto.

Emma hatte die Nacht bei ihrer Freundin im Pfarrhause zugebracht, und wurde Morgens zu Hause erwartet. Die Meute näherte sich Broströms Stand und er sah den Hasen den Weg in der Kluft hinauflaufen. In demselben Augenblicke aber hörte er oben auf der Höhe Pferdegestrampf und begriff, daß es Emma auf dem Rückwege sein müsse.

Er ließ den Hasen an sich vorüberlaufen, aus Furcht, Emmas kleines unruhiges Pferd möchte vor dem Schusse scheu werden; augenblicklich rief er Munk zu: „Schießen Sie nicht,“ denn der Hase eilte gerade gegen seinen Stand. Hörte nun Munk nicht, oder wollte er auf den Ruf nicht achten — er schoß gerade, als Emma dicht neben ihm war.

Das Pferd wurde scheu, und raste in tollen Sprüngen den Felsweg hinab.

Emma rief aus allen Kräften um Hülfe. Broström warf sein Gewehr fort und stürzte über die Steinhaufen hinab, um möglicherweise das Pferd zu fassen, wenn es um die Krümmung des Wegs käme.

Es glückte und er kam zu rechter Zeit, das Thier anzuhalten und die todtenbleiche Emma von seinem Rücken nehmen zu können. Das Pferd ließ sich indessen nicht beruhigen, sondern lief, wie Broström die Zügel ein wenig nachließ, in voller Carriere mit dem leeren Sattel zu Moe's hinab.

Emma lag ohnmächtig in Broströms Armen. Unterdessen kam Munk, der den Schrei gehört hatte, herbei.

Broström warf einen zornigen Blick auf ihn und sagte: Hier sehen Sie die Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit; warum schoßen Sie, als ich Ihnen zurief. Holen Sie etwas Wasser in Ihrer Flasche.

Munk versicherte, er habe den Ruf nicht gehört und brachte Wasser, worauf Emma aus ihrer Ohnmacht erwachte und Broström für seine Rettung mit thränenvollem Blick dankte.

Nach Verlauf einiger Zeit wollte Emma nach Hause gehen. Jetzt zeigte es sich daß Broström im Stürzen über die Felsen seinen Fuß verrenkt hatte, und solchen Schmerz darin empfand, daß er nicht damit auftreten konnte. So lange die Gefahr da gewesen, hatte er es nicht beachtet. Emma bat nun Munk, in den Hof zu eilen, um ihre Eltern zu beruhigen und Anstalten zu treffen, daß Broström nach Hause gebracht werden konnte. Unterdessen blieb sie bei Broström, holte Wasser und machte einen Umschlag über den verwundeten Fuß. Auch äußerte sie lebhaftes Mitleid und innigen Dank, dessen Aufrichtigkeit sie durch Thränen bezeugte.

Broström fühlte weniger Schmerzen, als er die Theilnahme und den Kummer des lieben Mädchens sah, und versicherte ihr, sein Unglück sei durch die Freude, sie aus der schwebenden Gefahr gerettet zu haben, vielfach aufgewogen.

Emma war sehr unwillig über Munks Betragen, welches der Anlaß zu Broströms Unfall gewesen. Broström suchte ihn jedoch zu entschuldigen, er habe möglicher Weise seinen Zuruf nicht vernommen. Im Stillen war er jedoch vom Gegentheil überzeugt, da Munk nur eine kurze Strecke von ihm entfernt stand, und den Hufschlag des Pferdes auf dem Geröll selbst gehört haben mußte.

Die Ankunft des Pferdes ohne die Reiterin erweckte große Angst bei Moe, und Vater Moe selbst ging, von zwei Knechten gefolgt, auf den Pfad hinaus um zu sehen, wie es Emma bei dem Unfalle ergangen sei. Er traf Munk, der die Geschichte erzählte, was Vater Moe einigermaßen beruhigte. Er ließ noch mehrere Knechte mit einer Tragbahre zur Fortschaffung Broströms nachkommen, da es keinen Fahrweg gab.

Dieser wurde nun auf die Bahre gesetzt, und von zwei Knechten getragen, Vater Moe hielt ihn an der einen, Emma an der andern Hand.

Mutter Moe traf Broström auf dem Hofe. Sie brach in Thränen aus, aus Dankbarkeit für seine rasche That, wodurch er ihre liebe Tochter aus augenscheinlicher Gefahr gerettet, und aus Schmerz über das Mißgeschick, welches er sich dabei zugezogen.

Broström beruhigte sie durch die Versicherung, daß er bald seinen Fuß wieder würde gebrauchen können. Er wurde zu Bett gebracht und ein Bote nach dem Arzt geschickt. Unterdessen wurden Hausarzneien angewendet, die in den von ärztlicher Hülfe entfernteren Gegenden Norwegens allgemein zu finden sind.

Bei der Untersuchung ergab sich, daß das obere Knöchelgelenk verrenkt und stark geschwollen, aber kein Glied gebrochen war. Der Arzt erklärte, die Verrenkung habe keine Gefahr, der Kranke müsse sich jedoch einige Zeit ruhig verhalten. Das Bein wurde verbunden und die nothwendigen Arzneien und Verhaltungsmaßregeln angeordnet.

Emma, bei deren Rettung Broström sich beschädigt hatte, war äußerst sorgsam, ihn zu pflegen. Sie wich fast nicht von seinem Bett, verband den Fuß nach der Anweisung des Arztes und las ihm vor, um ihm die Zeit zu kürzen.

Diese Aufmerksamkeit und Theilnahme machten auf Broström tiefen Eindruck und er bestrebte sich, doch nicht immer mit Erfolg, die Gefühle, welche für sie in ihm entstanden, zu verbergen. Dieß war ihm um so peinlicher, als augenscheinlich ähnliche sich auch des jungen Mädchens bemächtigten, das noch nicht gelernt hatte, die Regungen ihres Herzens zu verschleiern.

Munk's Ansehen bei der Familie, das niemals groß gewesen war, sank durch diesen Vorfall, trotz seiner heuchlerischen Bestrebungen, sich durch die an Broströms Unfall bewiesene Theilnahme zu heben, bedeutend. Er bemerkte sehr wohl die Kälte, die ihm überall entgegentrat, und war wüthend über das Schicksal, das Broström bei jeder Gelegenheit auf seine Kosten erhöhte.

Er hatte lange Groll gegen Broström genährt, aber dieser Groll ging in Haß über beim Anblicke der liebevollen Zuvorkommenheit, mit der Alle und namentlich Emma ihren Liebling behandelten.

Der verwünschte Mensch, dachte er, wird mir immer im Wege sein, und meine Hoffnung, mein Ziel bei der liebenswürdigen Emma zu erreichen, vernichten. Ich will auf einige Zeit verreisen. Vielleicht kommt sie doch zur Besinnung und findet, daß sie sich nicht einem Manne hingeben kann, dessen Verhältnisse ganz und gar unbekannt sind, und über dem ein mystischer Schleier schwebt, dessen Lüftung uns doch vielleicht noch gelingt. Habe ich ihn nur erst blos gestellt, so könnte wohl noch Hoffnung für mich übrig bleiben.

Munk erklärte, er beabsichtige, nach Fahlun zu reisen und dort den Kupferbergbau zu studiren, und nahm mit viel gezierten Worten von der Familie Abschied.

Zwei Jahre sind verflossen. Broström hatte ein kleines Besitzthum, eine Meile von Moe entfernt gekauft. Dazu gehörte ein Wasserfall und Wald, beide in der Nähe einer nach Broströms Meinung betriebwürdigen Kupfermine. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Gustav hatte er dort einen Stollen anzulegen begonnen.

Vater Moe, dessen Gesundheit in späterer Zeit hauptsächlich durch den Schmerz über den Tod seines ältesten Sohnes sehr gelitten hatte, wurde gegen das Ende des ersten Jahres von einer schweren Krankheit ergriffen, die aller Mühe und Sorgfalt ungeachtet seinem thätigen, strebsamen Leben ein Ende machte. Auf seinem Todtenbette hatte er die Freude von allen seinen noch lebenden Kindern umgeben zu sein. Der jüngste Sohn Carl hatte sein theologisches Schlußexamen mit Auszeichnung bestanden, und war zu Hause eingetroffen, um seiner betrübten Mutter zur Seite zu stehn. Broström war der trauernden Familie in den Tagen ihres Kummers ein treuer, sorgsamer Freund, und Carl hing an seinem Lehrer mit derselben Freundschaft, mit welcher ihn die ganze Familie umfing.

Broström, der nun ein neues Arbeitsfeld betreten, brachte seine ganze Zeit, in welcher er sich von seinen Geschäften losmachen konnte, bei Moe's zu und Carl besuchte ihn oft auf seiner Besitzung. Wenn Geschäfte Broström ungewöhnlich lange hinderten Moe zu besuchen, wurde er sehr vermißt und augenscheinlich drückte sich diese Sehnsucht bei Emma, welcher Unterdrückung ihrer Empfindungen fremd war, am stärksten aus. Mutter Moe durchschaute ebenso, wie die übrigen Familienglieder, daß diese Gefühle tiefere, als die bloßer Freundschaft waren.

Sie beobachtete Broströms Benehmen gegen Emma genau, und jene Kenntniß der stillen, zurückgedrängten Liebe, welche sie sich aus den Romanen Lafontaine's, ihres Lieblingsschriftstellers, angeeignet hatte, machte es ihr klar, daß Broström Emma eben so aufrichtig, als sie ihn, liebte.

Das Geheimnißvolle in Broströms Benehmen und sein fruchtloses Bestreben seine

innersten Regungen zu verhüllen, hatten für sie etwas Romantisches, das ihr Interesse im höchsten Grad erweckte.

Sie theilte sich ihrem Sohne Carl mit und schlug ihm vor, Broström bezüglich seiner Gefühle für Emma und seiner Absichten zu erforschen und bat Carl, ihn ihrer Zustimmung zu versichern. Carl antwortete ihr, er finde es undelicat, sich in die Herzensangelegenheiten Anderer einzudrängen, und meinte, man müsse der Zeit die Lösung des Räthsels überlassen.

Er war übrigens mit der Mutter darüber einig, daß Broströms Liebe zu Emma unverkennbar sei, so sehr er dieselbe auch zu verbergen suche, und daß nur Pflichtgefühl auf Broströms Seite ihm diese Fessel auferlege. Welcher Umstand ihm diese Pflicht auferlegte, war ein Geheimniß, welches zu ergründen er sich nicht für berechtigt hielt.

Indessen litt Emma merklich unter diesem Zustande. Sie verlor ihre frühere Munterkeit, ihre lebhafte Farbe, suchte die Einsamkeit, und nicht selten fand die Mutter sie mit Thränen im Auge und in Wehmuth versunken.

Wenn ihre Mutter sie fragte, was ihr fehle, schüttelte sie nur den Kopf und klagte über Kopfschmerzen.

Mutter Moe, über Emmas Zustand beunruhiget, wandte sich an ihre vertraute Freundin Louise, und bat sie, Emmas Seelenzustand zu erforschen. Sie theilte ihr ihre Vermuthung über Emmas Liebe zu Broström und ihre Verzweiflung darüber mit, daß dieser keinen Schritt thue, seine Liebe, welche er unverkennbar fühlte, kund zu geben.

Louise äußerte ihr Leid über Emmas Liebe, denn auch sie war davon überzeugt, obwohl sie dieses Verhältniß vor Emma noch niemals berührt hatte. Sie glaubte, das Hinderniß, welches Broström abhielt, sich über die von ihm gewiß getheilte Liebe auszusprechen, müsse unüberwindlich sein, da Broström ein rechtschaffener Mann sei und Emma gewiß nicht hintergehen wolle. Sie beklagte übrigens, daß Broström sich nicht eher entfernt hatte, als bis ihre gemeinsamen Gefühle eine Höhe erreichten, welche unübersteiglich war.

Mutter Moe meinte, Emmas Liebe sei älter und rühre mindestens von der Zeit her, wo Broström sie mit eigener Lebensgefahr gerettet, worauf sie ihn während seiner Krankheit gepflegt habe, während welcher Broström sich seiner und ihrer Gefühle bewußt geworden sein müsse.

Louise versprach mit Emma zu sprechen um ihre Stimmung zu untersuchen, was sie wegen ihres vertraulichen Verhältnisses zu erreichen hoffte.

Emma saß auf ihrem Zimmer, ihr Kinn auf ihre Hand gestützt, in äußerster Niedergeschlagenheit. Als Louise eintrat, fiel sie ihr um den Hals, weinte bitterlich und schluchzte: Ich bin unglücklich, liebe Louise!

Ich will dich, liebste Emma! antwortete Louise, nicht um den Grund deines Kummers fragen, denn ich ahne ihn. Du liebst Broström und bist betrübt darüber, daß er deiner Liebe nicht entgegen kommt; aber glaube mir, es ist nicht Mangel an Liebe, was ihn hindert, sich mitzutheilen, sondern seine Verhältnisse verbieten ihm, Gott weiß, aus welchem Grund, dich in sie einzuweihen. Er ist ein rechtschaffner Mann und will dich nicht mit in sein schweres Schicksal, was immer für eines es sein möge hineinziehen. Daß etwas schwer auf seinem Gemüthe lastet, ist deutlich an seiner oft finstern Stimmung zu sehen.

O Gott, sagte Emma, wie gerne wollte ich nicht seinen Kummer, welcher es

auch sei, mit ihm theilen. Er ist so gut, so edel und rechtschaffen und ich glaube, er liebt mich aufrichtig. Was sollte mich da hindern, sein noch schwereres Geschick zu theilen, denn ein Verbrechen kann er nicht begangen haben, dazu ist er zu ehrlich.

Die Ursache seines Kummers, antwortete Louise, ist sein Geheimniß, das wir nicht berechtigt sind, aufzuspüren. Daß es übrigens von Wichtigkeit sein muß, ist klar, sowohl aus seiner düstern Stimmung, als auch aus der Stärke, mit der er die Kundgebung der Liebe zurückhält, die er unstreitig für dich fühlt. Deine Verhältnisse können keine Bedenklichkeiten bei ihm wachrufen, sondern es müssen die eigenen sein, die ihn abhalten, dich zur Genossin seines Schicksals zu machen. Wie schwer es dir also auch fallen wird, du mußt suchen, eine Neigung, die dich nur in dein Unglück führen wird, zu unterdrücken.

Du weißt nicht, was Liebe ist, theuere Louise, sagte Emma, denn sonst könntest du nicht so sprechen. Mein Leben kann ich ihm aufopfern, aber meine Liebe folgt mir ins Grab, das sich bald für mich aufthun wird; denn ich fühle, daß ich ihm jeden Tag mehr und mehr entgegen gehe.

Wenn er aber nun an eine frühere Ehe gebunden wäre, sagte Louise, könnte er dir da seine Hand anbieten?

Emma stutzte. Nach kurzem Bedenken fuhr sie jedoch ungestüm auf: Das ist unmöglich! Ein rechtschaffener Mann sollte so erbärmlich handeln, sich die Liebe eines unschuldigen Mädchens zuzuwenden, wenn ein solches Hinderniß ihrer Vereinigung im Wege steht. Wäre es so, so könnte ich sein Bild aus meinem Herzen reißen, und es würde mir auch gelingen.

Ich will nicht sagen, daß dem so ist, sagte Louise, und ich glaube es auch nicht, aber es könnte ja andre Verhältnisse geben, die ihm eben so streng verbieten, dir seine Hand zu reichen. Und dieß muß nach seinem Benehmen angenommen werden; deßhalb verlangen deine Ehre und deine Zukunft von dir, deine Neigung zu überwinden. Die erste Bedingung dauernder Liebe ist gegenseitige Achtung und Vertrauen, und diese können mit Heimlichkeiten auf der einen Seite nicht bestehen.

Was immer heimlich auf sein Gemüth drückt, rief Emma, ich werde sein Leid mit Freuden theilen. Vergebens suchte ich meine Liebe zu unterdrücken, denn ich kenne seinen edeln Charakter und weiß, daß er seinen Kummer nicht durch eine schlechte Handlung verschuldet haben kann.

Suche dich wenigstens zu beruhigen, schmeichelte Louise, und harre der Zukunft, vielleicht bringt sie Licht in dieses Mysterium. —

Louise theilte Mutter Moe das Resultat ihrer Unterredung mit Emma mit, und diese hinterbrachte es ihrem Sohne Carl.

Broströms Besuche bei Moe's wurden seltener und seine finstere Laune nahm zu. Emma wurde von Tag zu Tag verstimmter und litt augenscheinlich an ihrer Gesundheit. Schlaflose Nächte, die sie in ihrem Zimmer auf und abgehend zubrachte, schwächten sie und sie verkümmerte unter Kopfschmerzen und Mattigkeit. Die Mutter wollte einen Arzt rufen lassen. Emma widersetzte sich dem mit Bestimmtheit, und behauptete, sie sei nicht krank; dabei suchte sie den Vorsatz der Mutter durch eine gezwungene Munterkeit abzulenken, die indeß allzu unnatürlich war, um ihre aufmerksame Umgebung täuschen zu können.

Broströms Namen nannte sie nie, und wenn er von andern berührt wurde, schwieg sie und wechselte die Farbe. Wenn Broström zu Moe's kam, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück. Endlich entwickelte sich bei ihr eine Krankheit, die in ein ernstliches Nervenfieber überging. Der Arzt wurde geholt und alle nothwendigen Mittel angewendet.

Bereits ehe sie krank wurde, hatte die Mutter an ihren Sohn Gustav geschrieben, ihm die Lage der Sache erklärt, und ihn, als Broströms vertraulichsten Freund gebeten, herauf zu kommen, um gemeinschaftlich zu berathen, was geschehen könnte und müßte.

Gustav beeilte sich, dem Wunsche der Mutter nachzukommen, und erschien, während gerade Emma's Krankheit am heftigsten war. Der Arzt verbot ihm, sie zu sehen, da er befürchtete, sein Anblick würde sie zu sehr angreifen. Gustav war der Ansicht, mit Broström nicht von der Sache zu sprechen, bevor Emma's Krankheit sich entschieden habe, da er, falls diese tödtlich enden sollte, es für unnütz und unbescheiden hielt, sich in das Geheimniß Broströms, das er als ein sehr ernstes betrachtete, eindrängen zu wollen.

Broström war wie ein Verzweifelter über Emma's Zustand, den er sich zum Vorwurfe machte.

Endlich erklärte der Arzt Emma außer Gefahr, und auch Gustav wurde, nachdem Emma auf diesen Besuch vorbereitet worden war, zu ihr gelassen. Er nannte Broströms Namen ebensowenig, als Emma denselben berührte.

Jetzt beschloß Gustav mit Broström zu sprechen und ihm offenherzig seine Meinung über dessen Verhältniß zu Emma anzuvertrauen. Er machte sich zu ihm auf.

Als Gustav eintrat, saß Broström mit der Hand unter dem Kinn in düsterer Stimmung.

Er sprang auf und erbleichte beim Anblick Gustavs. In verzweiflungsvollem Tone rief er: „Ist sie todt?"

Nein, antwortete Gustav; sie befindet sich besser und heute hat der Arzt erklärt sie sei außer Gefahr.

Broström schlug die Hände zusammen und rief begeistert: „Gott sei gelobt!" und Thränen entstürzten seinen Augen.

Mein lieber theurer Freund, sagte Gustav, ich bin gekommen, dir diese erfreuliche Nachricht mitzutheilen, um zu sehen wie sehr willkommen sie dir wäre. Außerdem wollte ich mit dir über eine für uns Alle gleichwichtige Angelegenheit sprechen. Von den ersten Stunden an, in welchen wir unsere Freundschaft schlossen, wußte ich, daß ein drückendes Geheimniß auf dir laste; aber ich habe diese Saite niemals vor dir berührt, weil ich mich für unberechtigt hielt, dich darüber zu fragen. Jetzt hat sich die Sache geändert und ich weiß, daß auch das Glück meiner Familie von deinem Geschicke abhängig ist Ich weiß du liebst Emma, und ihre Liebe zu dir ist so aufrichtig, daß das Glück ihres Lebens darauf beruht. Ihre Liebe ist die Ursache ihres Kummers und ihrer Krankheit und sie ist in Verzweiflung darüber, daß du ihr dein Gefühl nicht offenbarst, von dem sie weiß, daß es dem ihrigen gleicht. Der Vorhalt, daß deine Verhältnisse dich als ehrlichen Mann abhalten, sie mit in dieselben hineinzuziehen, und daß sie deßhalb ihre Neigung bekämpfen müsse, hat nichts gefruchtet. Sie erklärt, sie wolle willig dein Geschick, welches es auch sein möge, mit dir theilen, da sie überzeugt sei, nur Unglück, nicht Verbrechen könne dasselbe geschaffen haben. Dein Wandel unter uns während unsers langen Zusammenseins hat uns Alle von der Richtigkeit ihres Urtheils überzeugt. In ihrem und unser Aller

Namen bitte ich dich uns deine Verhältnisse umsomehr anzuvertrauen, als du gewiß davon überzeugt bist, daß ich dein Vertrauen nicht mißbrauchen werde.

Theurer Freund! sagte Broström, es war eine meiner bittersten Sorgen, daß ich Euch nicht in mein Unglück einweihen und mir dadurch nicht die einzig mögliche Erleichterung meines gedrückten Herzens suchen konnte. Ich habe ein schweres Verbrechen begangen, ohne Verbrecher im moralischen Sinne des Worts zu sein, und bin deßhalb landesflüchtig und muß es bleiben, um nicht das Unglück eines theueren Jugendfreundes herbeizuführen. Ich erkenne dein und deiner Familie Recht an, Offenheit von mir zu fordern, und will dieser Forderung entsprechen. Da meine Mittheilung aber für eine mündliche Unterredung zu weitläufig ist, will ich dir eine schriftliche Darstellung meines ganzen vergangenem Lebens geben und Euch das Urtheil darüber überlassen. Die gegenseitige Neigung, die zwischen mir und Emma entstanden, und die ich unfreiwillig hervorgerufen zu haben mir zum Vorwurfe mache, ist die schwerste Bürde auf meinem Gewissen die ich nur durch ein aufrichtiges Geständniß, welches du in einigen Tagen haben sollst, werde erleichtern können.

Ich danke dir, mein theurer Freund, sagte Gustav; ich erwartete einen solchen Entschluß von deinem edlen Herzen, auf dem ich noch nie einen Makel entdeckt habe.

Die Freunde schieden mit gerührten Herzen und Gustav theilte seiner Mutter und seinem Bruder das Ergebniß seiner Unterhandlung mit. Wenige Tage darauf sendete **Broström** ihm seine Lebensgeschichte, die wir unsern Lesern in Folgendem mittheilen.

(Forts. f.)

Ein Ausflug in den bayerischen Wald.

(Schluß.)

Ein nächtliches Gewitter hatte die schwüle Atmosphäre gereinigt; neugestärkt ging es früh Morgens fort von der gastlichen Stätte. Manch frisches Lied ward angestimmt, doch die alten Knaben hatten in der Regel längst dessen Strophen vergessen. Nach dauernder Wanderung gelangten wir an eine mächtige Felsengruppe auf freier Höhe. Es war der sogenannte Predigtstuhl (3710 Fuß hoch), der sofort erklommen ward. Weithinaus schweifte der Blick in die bayerische Ebene, wie in das Stromgebiet des schwarzen Regen und gen die böhmischen Höhen, von der Sonne wechselnd beleuchtet. Von da ging es abwärts, mitunter durch prächtigen Wald mit malerischen Durchsichten, nach dem hochgelegenen Kollenburg und seiner schönen Ruine, an welche die Menschen der Gegenwart ihr winziges Nestlein angeklebt. Im XII. Jahrhunderte saßen hier die Kalmberger, der mächtigen Grafen von Bogen Dienstmannen und Schatzhüter, durch gar manches Edelgeschlecht im Verrinnen der Zeiten noch abgelöset. Ein lieblicher Weg führte weiter nach dem freundlichen Markte Viechtach, der Geburtsstätte des gelehrten Dominik von Limbrunn, mit seiner geräumigen Pfarrkirche. Am meisten Interesse bieten in dieser Gegend die grotesken Partieen des Pfahlrückens, der hier bis zu 120 Schuh sich erhebt. Der Pfahl ist ein mächtiges Quarzlager, in verschiedenen Farben wechselnd, welcher auf zwanzig Stunden hin durch den bayerischen Wald bis in die Oberpfalz sich erstreckt.

Nach guter Labung wanderten wir unter den mannigfachsten Landschaftsbildern

dahin im schönen Regenthale; von bewaldeter Höhe lugten jenseits, noch stolz im Verfalle, die Trümmer von Neuennußberg herab und sahen uns nach bis Altennußberg, einst das Stammhaus der reichen Nußberger, auch im Böckler- wie Löwlerbunde thätige Glieder. Hierauf gelangten wir nach dem Kirchdorfe Teisnach, wo im Gewässer Bayerns edle Perle (unio margaritifer) schlummert. Von da zog sich der Weg durch eine wildromantische Felsenschlucht, aus welcher der Regen schäumend und in mächtigen Sprüngen herabtoste und führte sodann gegen Eck und die Höhe von Böbrach, bis auf einmal der Silberberg mit seiner „Bischofshaube", so genannt von der eigenthümlichen Auszackung, zwischen den andern Bergesriesen hervortrat. Von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne übergossen, gemahnte diese kahle, von Natur rothgefärbte Höhe an ein Stück Alpenglühen. An ihr liegt das schon über 400 Jahre lang ausgebeutete Bergwerk, wo neben Anderem insonders Schwefelkies und hieraus Eisenvitriol, namentlich aber Poté (zur Spiegelglaspolitur nothwendig) gewonnen wird; überhaupt ist dieser Theil des bayerischen Waldes sehr reich an den verschiedensten Mineralien. — Von Bodenmais, wo es auch auf der Post gut wohnlich, ist des Arber kegelförmige Doppelkuppe mit seinen zwei Seen am besten zugänglich. Bis zur sogenannten Diensthütte führt ein gut angelegter Fußweg, mit ländlichen Ruhebänken versehen, durch das Rißloch, eine tiefe Schlucht, inmitten des Hochwaldes vom Gebirgswasser ausgerissen. Durch sie stürzt in größern und kleinern Fällen aus der Höhe von 5—600 Schuh der Rißbach herunter, gebildet aus dem vereinten Schwel- und Waldauerbach und bricht sich schäumend an mächtigem Gestein und Felsenplatten, von schlanken Baumesriesen malerisch überragt. Des großen Arber Spitze, neuester Angabe zufolge 5027 Schuh hoch, jedoch in zwei Stunden — auch für Damen — leicht zu besteigen, ist nur dürftig von der Latsche, aber reich mit isländischem Moose und Cryptogamen, wie von Haidebeeren bewachsen. Den Gipfel krönt ein trigonometrisches Signal; unter diesem befindet sich eine Holzhütte zum Schutze oder Uebernachten der Besteiger und die ganz kleine Capelle, in welcher jährlich einmal, am Sct. Bartholomäustage, feierlicher Gottesdienst abgehalten und stets sehr besucht wird. Der Hohebogen, Ossa, der Rachel, Lusen, der Dreisesselberg, Plöckenstein, Klingenberg, bilden mit dem Arber die hervorragenden Knotenpunkte des bayrischen Waldes. Die Aussicht von letzterem ist bei reiner Luft fast unbeschreiblich. Ueber die Oberpfalz mit dem Fichtelgebirge, dann tief „ins Böhmen" hinein und bis zum Zuge des Riesengebirges, dann hinab den ganzen Bayerwald bis gen Passau und tiefer bis zu den dämmernden Höhen bei Wien und wieder gegen das Lechthal- und Appenzellergebirge verliert sich der schweifende Blick. Nahe am Gipfel des Berges selbst entfließt eine starke Quelle des reinsten und besten Wassers. Unter munteren Scherzen wurden vor dem Abzuge, was in dieser reinen Luft wohl noch nie vorgekommen, zur Verherrlichung unsers Besuches nach der Zahl der Genossen drei Tarokfolo's mit ziemlich ausgefrornen Händen riskirt und zu großer Freude von Jedem auch eines gewonnen. Gegen Südosten herabsteigend gelangt man an den größern Arbersee, 23 Tagwerk umfassend. In tiefem Bergkessel eingeschlossen, von riesigen Bäumen umwachsen, bilden steile Wände sein Becken; darüber herein schaut gar ernst der mächtige Arber, „der König des Waldes", und spiegelt sein Haupt im silbernen Gewässer. Feierliche Stille schwebt über dem imposanten Bilde, welches sich dem beschauenden Gemüthe unvergeßlich einprägt. Nur Forellen leben in diesem See, aber schwer und nicht immer zu fangen.

Auf einem romantischen aber weniger gut erhaltenen Pfade, bergauf, bergab gelangten wir hierauf nach der Glashütte Schachtenbach, durch ihre schönen Producte wohl bekannt. Es war noch Feierzeit und erst in einigen Stunden sollte die Arbeit aufgenommen werden; aber die artige Frau Verwalterin, an die wir uns auf gut Glück gewendet, ruhte nicht, bis die Hüttenmänner bereitwillig aus der noch nicht ganz reifen Masse durch Blasen eines Trinkbechers und in dessen Verkühlung, Absprengung und Schliff eine kleine Idee von der Glasfabrication uns beigebracht hatten. Von da gelangten wir nach der reizenden Villa des Herrn von Steigerwald bei Rabenstein, wo die Freundlichkeit der Eigenthümer uns die Besichtigung der herrlichen Anlagen mit mächtiger Fontaine, — ebenso der reichen und überaus geschmackvollen Ausstattung des ältern wie des prächtigen Neubaues auf's Bereitwilligste gestattete. Fürwahr ein poetisches Lausch-Winkelchen und Liebes-Plätzchen in dieser colossalen Waldnatur mit reizend schönen Landschaftsbildern!

Ein ausgezeichnetes Nachtquartier fanden wir auf der Post zu Zwiesel; das öfter vom Brand schwer heimgesuchte Städtchen bot jedoch nichts Sehenswerthes mit Ausnahme der zahlreichen Glashütten der Umgegend, deren vorzügliche Erzeugnisse mit Recht Berühmtheit wie weitgehende Verbreitung erlangt haben. Die Eigenthümer dieser Etablissements haben aber auch nicht umsonst im Munde des Volkes den Titel „Glasfürsten" empfangen. Trotz des massenhaften Holzverbrauches bei der Glasfabrication ist hier — wer sollte es glauben — noch jungfräulicher Urwald anzutreffen. Auch der Mineralog findet reiche Ausbeute in dieser Gegend: insonders der schöne Rosenquarz ist da heimisch; auch der edle Granat und Schörl kommen neben sonst seltneren Mineralien hier oft vor.

Wir fügen hier die eigenthümliche Prophezeiung an, welche von einem Bauern, der eine Art von zweitem Gesichte besessen haben soll, herstammen will, aber hoffentlich kaum sich je erfüllen dürfte. „Im bayrischen Walde draußen (überm großen Arber), besagt sie, — wird Alles über und untereinandergehen und Alles menschenleer werden; Glashütten und Herrenhäuser veröden so, daß Füchse zum Fenster herausschauen. Es wird Alles wieder Wald werden; die Wäldler aber ziehen nach draussen (Niederbayern hinab), dort sich niederzulassen. Es geschieht Solches so wahr, als bei seiner (des Propheten) Leiche ein Rad brechen und dessen Sarg vom Wagen herabrollen wird." — Letzteres hat sich auch wirklich bei des Bäuerleins Todtenfahrt ereignet und hiedurch die Zahl der Gläubigen bedeutend erhöht.

Ein kühler Morgen drängte zur Weiterreise; die hehren Bergesriesen traten nun allmählig etwas zurück und gaben mehr der Idylle Platz. Bis Mittag war das freundliche Regen mit seiner hochgelegenen Pfarrkirche inmitten eines denkmalreichen Friedhofs erreicht. Wie in Zwiesel so nickten uns auch hier aus den Fenstern überall Flora's liebliche Kinder ihren Willkomm zu. An eines Bäckers Hause aber trat uns ein seltsam allegorisches Bild entgegen: ein mächtig ausschreitender Storch, welcher mit spitzem Schnabel das seiner Brust entwachsende menschliche Profil an der Nase packt mit den Worten: „Nosce te ipsum!" — *). Regen liegt am Flusse gleichen Namens und findet sich hier wieder die edle Perle. Leider ist die Muschel vielem Diebstahle und damit ge-

*) Dieselbe barocke Vorstellung fanden wir auch in Moosburg.

winnloser Vernichtung des Schaalthieres ausgesetzt. Eine Stunde vom Markte liegt hoch auf dem Pfahle und weithin sichtbar die schöne Ruine Weissenstein mit seinem zinnengekrönten Hauptthurme, in grauer Zeit Eigen der mächtigen Grafen von Bogen.

Nach dreieinhalbstündigem Reisemarsch auf bester Straße waren wir im einsamen Wirthshause auf der Rusel, von Holz und im Gebirgsstyle aufgeführt, eingetroffen. Die Aussicht von den obern Zimmern ist die genußreichste, weit jedoch noch übertroffen von jener auf dem Hausstein, einer Felsenplatte südlich der Rusel (3100 Schuh Höhe). Es schwelgt der trunkene Blick in ungeahnter Rund- und Fernsicht: ein Riesenteppich in wechselnden Farben und Tönen ist vor ihm ausgebreitet, besäet mit Hunderten von Ortschaften. Wie flüssiges Silber ziehen sich hindurch die breiten Bänder der Donau, der Isar; anmuthig wechseln bewaldete Kuppen mit üppigen Wiesen und fruchtreichen Aeckern; auf leichter Wölbung erhebt sich hier und dort ein schimmernd Gnadenkirchlein und nebelgraue Ruinen auf steiler Felsenhöhe sind dazwischen wieder eingeflochten. Links im Vordergrunde des märchenhaften Bildes ragen noch herein die Ausläufer des bayrischen Waldes, während in nebelblauer Ferne die Massen der Salzburger und Steyrer Alpen am Horizont duftig verschwimmen. An Städten erkennen wir nach der Landshuter hohen Trausnitz Landau an der Isar, Straubing, Regensburg mit der fernhinleuchtenden Walhalla, dem deutschen Ehrentempel, Deggendorf mit seinem Natternberge, Plattling, Hengersberg, Osterhofen, Vilshofen und Passau.

Am 19. Juli 1849 genossen auch unsere naturliebenden Majestäten, König Max und Königin Marie, diese entzückende Aussicht; deß zum Gedächtniß gibt eine Säule mit Inschrift noch Kunde. Die Ausstattung dieses wundersamen Punktes mit Ruhebänken bedürfte allerdings einiger Reparatur, um so mehr, als die Eisenbahnverbindung den Besuch des bayerischen Waldes durch Freunde des Landlebens und sonstige Touristen schon jetzt bedeutend gemehrt hat. Es ist schwer begreiflich, daß unsere Künstler, für welche diese Gegenden eine so reiche Fundgrube der schönsten Motive und Gedanken bilden, den Weg dahin noch nicht gefunden haben! —

Längst hatte die Königin der Nacht ihren brillantfunkelnden Mantel über das schöne Bild ausgebreitet und süßen Schlaf gesenkt über manch hoffnungsvolle wie schmerzbewegte Augen; heiliger Gottesfrieden wehte über die lautlose Natur, nur manchmal grollte fernhin dumpfer Donner. Da erbleichten allgemach die silbernen Sternelein: gen Osten begann es zu tagen, ein leuchtender Schein und golden erglänzten urplötzlich die ersten Strahlen der Sonne, gen Westen aber zitterte ein Stück Regenbogen in den tiefsten Farben spielend am schwarzumwölkten Himmel. Fürwahr ein wundersam neuer Genuß auf dieser Hochwarte, der auch unsern Vergnügungscommissär mit der Bettdecke unter dem Arm und in halb engelhaftem Urwaldscostüme zu einer gottvoll klingenden Schnaderhüpfl-Dithyrambe begeisterte. —

„Abwechslung muß sein, sagte der Teufel und strich sich den Schweif paperlgrün an" — meldet ein nordisches Sprichwort: Allmälig hatte es und immer stärker zu regnen begonnen. Die romantischeren Puncte wurden daher bei der Weiterreise selbst von unserm gefühlvollen Reisemarschalk nur kurz beachtet. In drei Stunden war Deggendorf an der Donau (mit seiner berühmten Gnadenkirche 1337 gegründet)*), der

*) 1837, als das 500jährige Jubiläumsfest dieser heiligen Stätte gefeiert ward, belief sich die Zahl seiner frommen Besucher auf 100,000.

Vorort des bayerischen Waldes erreicht, hier aber bei dem strömenden Regen auf Aufenthalt und die beabsichtete Tour über Passau, Linz und Salzburg — oder nach einer anderen Lesart über Bogen — heimwärts nach München verzichtet. Gastfreundlich nahm uns hier ein österreichisches Dampfboot auf, von dessen gemüthlichen Beamten wir Bayern ob unserer Staatseinrichtungen und glücklichen Zustände wiederholt laut beneidet wurden. Wir konnten ihnen für ihr schönes Vaterland nur gleiche Gaben und zwar aus vollem Herzen wünschen: — in dieser Hinsicht überall nur Ein Gedanken und dieselbe Melodei!

Der bayerische Wald unterscheidet sich vom bayerischen Hochgebirge namentlich durch eine gewisse Weichheit der Formen, welche die einzelnen Gebirgszüge kennzeichnen. Da ist nichts Eckiges, Zerrissenes oder wilde Zerklüftung, überall herrscht eine liebliche und wohlgefällige Harmonie. Die Berge umzieht bis zunächst an den Scheitel kräftiger Wald, selbst die Kuppe deckt ihre kahlen Stellen mit üppiger Haide und wo sich der Wald lichtet, da weiden muntere Heerden auf reicher Trift, klettert am sanften Hange der stattliche Geisbock und das vließreiche Lamm. Tiefer herab aber in der Ebene wechseln blumige Matten und Wiesen mit Aeckern, häufig umrandet mit obststrotzenden Bäumen. Die stattlichen Trümmer zahlreicher Burgen geben Kunde von den Fehden der Böckler und Löwler, vom dreißigjährigen, dem spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg, unter deren Schrecken die meisten Orte des Waldes nicht weniger schwer gelitten, als durch die früheren Einfälle der Hussiten.

Die „Waldler" selbst sind ein munterer biderber Volksschlag, einfach, jedoch nicht ungefällig im Benehmen; die Wirthschaften wie der Tisch wohlbehäbig: — öfter wiederkehrende Gebirgsforellen, mehrfaches Geflügel und guter Café mit ausgezeichnetem Wasser mundeten uns sehr; dabei überall weiche Betten und ungemein billige Zechen.

Als trefflichster Reisebehelf muß insonders noch „Grubers und Müllers bayerischer Wald" anempfohlen werden, sowohl wegen seines in jeder Beziehung reichen als praktischen Inhalts. Die Mitnahme dieses so gediegenen Werkes würden wir jedem Besucher des bayerischen Waldes zuvörderst anempfehlen.

Historisches Schatzkästlein.

—d. Kaiser Wenzel zu Nürnberg.*) Als unser Kaiser Wenzeslaus, der böhmische König seiner Zeit zu Nürnberg auf St. Egydien Hofe bei Niklas Muffel zur Herberge gelegen, begehrte er eines Tages von Frau Barbara des besagten Niklas ehelich Hausfrauen sie möcht' ihm das Haupt waschen und zwagen. Dazu war sie williglich und that das. Darauf sprach der König: Liebe Wirthin, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; und was begehret ihr, daß Wir euch zum Lohne geben? Sprach sie mit ehrsamen Worten: sie begehre nichts. Aber der König wollte, sie solle fordern, und

*) Die ganze Erzählung wörtlich in Oefele Script. Rer. Boicar. I. 353. K. Wenzel war ein großer Freund vom Waschen und Baden. Auch verdankte er, als er gefangen saß, seine Befreiung einer Bademagd, was er durch ein Gemälde selbst verewigen ließ. Tenzels Monat-Unterredungen. J. 1690 S. 699. nach dem Original in Lambecii Commentar de Vindobon. II. 749.

was sie fordere wolle er ihr geben. Also bat sie, daß er ihr Bedenkzeit gäbe, mit ihrem Manne davon zu reden. Als das geschehen, bat sie, der König möchte ihr geben einen bewährten (ächten) Span von dem heiligen Kreuz, da hatte sie große Liebe dazu. Da sprach der König, er wolle ihr viel lieber eine größere Gabe an Gelde geben, denn das heilige Kreuz, welches er an seinem Halse trage, hätte ihm sein Vater, Kaiser Karl, gegeben, und es sei daßselbe gar lange von seinen Eltern, den Königen von Böhmen und dem Hause Lützelburg hergekommen. Doch schickte er nach einem Priester und einem Goldschmied und ließ da Kerzen anzünden, und knieten nieder und thäten das Kreuzlein, das da golden war, darinne der Span lag, von seinem Halse, und brachen das auf und thäten den Span heraus, und schickten nach glühenden Kohlen in die Küche. Da brachte man ein silbernes Becken, und legte also der Priester den Span in die glühenden Kohlen. Da sprang der Span des heiligen Kreuzes, daß es viele Leute sahen, kräftiglich heraus aus dem Feuer, einem Ritter auf seinen Mantel, als sie um das Kreuz knieeten. Der Ritter hieß Herr Christoph Blumeraz, war gar ein mächtiger, frommer, gottesfürchtiger Mann und des Königs Hofmeister. Und nachdem sagte der König dem Priester in böhmischer Sprache, er sollte ihm ein wenig von dem Span geben; der Span aber lag auf einem weißen, leinenen Tuche. Da nahm der Priester ein Messer und sah den kleinen Span an, und gedachte ein wenig davon, nach des Königs Gebote zu nehmen, und indem er das Messer noch eine Spanne hoch über dem hl. Span hatte, da spaltete sich derselbe ganz gleich von einander. Da erschrack der Priester und sah den König an. Da sprach der König: Liebe Wirthin wir wollen euch recht beichten, wir haben dem Priester auf Böhmisch gesagt, er solle euch ein klein Theil davon geben. Also seht ihr das große Wunder Gottes, der Span ist aus dem Feuer gesprungen, ohne alle menschliche Hülfe sogar gleich von einander gegangen, daß kein Mensch sehen kann, welcher Theil größer sei. Also will Gott der Herr, daß das hl. Kreuz von euch soll ebenso geehret werden, wie von Uns; dann so nehmet, welchen Theil ihr wollet. Also wendete der Priester die zwei Stücke um, und konnte Niemand sehen, welches Stück größer sei. Da nahm sie und ihr Hauswirth das Stück mit gar großen Freuden, und gab ihr der König dazu 20 Schock Böhmische Groschen. Das geschah um Ostern, als man zählte nach Christi Geburt 1470 Jahr. Daraus machten sie ein silbernes Kreuz, darinnen dasselbige hl. Kreuz noch ist.

Louis Spach, ein französischer Präfecturbeamter, hat eine Biographie des Straßburger Ammeister, Dominicus Dietrich), geschrieben, die das allgemeine Interesse deßhalb verdient, weil sie, auf urkundlichen Forschungen basirt, jene für Deutschland so schmachvolle „Reunion" der alten Reichsstadt Straßburg mit Frankreich schildert. Dominicus Dietrich von halbfranzösischer Abkunft bekleidete die erste bürgerliche Magistratur der freien Stadt Straßburg in der Zeit der Raubkriege Ludwig XIV, und verfolgte als solcher die Politik der schwankenden Neutralität. Nach dem Nymweger Frieden, und während Kaiser Leopold mit den Türken zu schaffen hatte, untersuchten die Reunionskammern zu Metz, Besançon und Breisach, welche Orte und Herrschaften von den dem Könige im Westphälischen und Nymweger Frieden abgetretenen Ländern lehenweise ab-

*) Dominique Dietrich, ammeistre de Strassbourg, par Louis Spach, archiviste en chef du département du Bas-Rhin, Paris et Strassbourg, Veuve Berger-Levrault.

hängen, und beschlossen, daß alle Städte und Dörfer im Niederelsaß, in der Landvogtei Hagenau, im Nieder-Mundat Straßburg und im Stift Weissenburg dem Könige huldigen müßten. Während französische Truppen von allen Seiten gegen Straßburg zogen, entließ die Stadt ihre Soldtruppen, wozu französische Intrigue und eigene Charakterlosigkeit die Regierenden vermocht hatte. Rings von Feinden eingeschlossen, versuchte man zu unterhandeln, die Franzosen aber forderten Unterwerfung. Wiewohl die Bürgerschaft hiezu nicht geneigt war, so erlangte doch der Magistrat Vollmacht für den Großen Rath und dieser übertrug selbe an acht Delegirte, welche einen Capitulationsvertrag entwarfen, der von dem französischen Bevollmächtigten Louvais fast unverändert angenommen wurde. So ging der Schlüssel Deutschlands in Frankreichs Besitz über.

F. Gr. Wie sehr mit der Zeit die altdeutsche Sitte des Zutrinkens unter dem Adel und bei fürstlichen Höfen ausgeartet, geht unter Anderm daraus hervor, daß bei manchem Zechgelage schwächere Trinker im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Tode gesoffen wurden. Man versuchte mehrseitig, diesem Unwesen zu steuern: unter Anderm gelobten im Jahre 1524 sechs weltliche und fünf geistliche Fürsten (die Bischöfe von Straßburg, Speyer und Trier, dann von Würzburg und Freising) gegenseitig, für die Folge der gotteslästerlichen Reden beim Zutrinken sich zu entschlagen. Doch sollten sie nebst ihrer Dienerschaft sothanen Gelöbnisses enthoben sein, wenn sie an Fürstenhöfen im nördlichen Deutschland Besuche machten, weil man da nicht umhin könne, auf solche Weise Bescheid zu thun!!

Miscellen.

F. Die Pariser Arbeiterclassen werden immer und immer mehr an die äußerste Grenze von Paris hinausgedrängt, da nicht nur die alten Häuser, sondern ganze Straßen jenes Stadttheils fallen, der bis jetzt zumeist das Quartier dieser thätigen Bevölkerung war. Noch bewohnen diese menschlichen Ameisenfamilien größtentheils Paris von der Rue St. Denis bis zum Marais, und hier werden die tausenderlei Dinge geschaffen, die durch ihr coquettes Aussehen den Namen „Articles de Paris“ weltberühmt machen. Vom lieben Montag, oder um wahrer zu sprechen, vom Dienstag an, denn der französische Arbeiter kennt auch den tricoloren Montag, bis zum Samstag Abend herrscht eine ungemeine Rührigkeit in diesen meist kleinen aber unzähligen Fabriken. Der Fabricant selbst kennt nur ein einziges Ziel, das er seiner Laufbahn steckt, welche darin besteht, zu arbeiten und arbeiten zu lassen, so viel und so schnell als möglich um so schnell als möglich so viel Renten als möglich zu erwerben. Daher wohnen sehr viele dieser kleinen Fabricanten in den erbärmlichsten Häusern, benutzen die besten Zimmer, die vorhanden, als Geschäftslokale, die schlechtesten als Schlafgemächer: schränken sich auf alle mögliche Weise ein, und überwachen selbst ihre Leidenschaften. Selbst die Gesundheit, oder vielmehr was dazu beiträgt, ist ihnen Nebensache; frische Luft, Nebensache, beinahe die unentbehrlichsten Bequemlichkeiten, Nebensache; geordnete Lebensweise, Nebensache; aber es dahin zu bringen, sich in späteren Tagen ein kleines Landhaus kaufen zu können, von seinen Renten zu leben, sei es auch noch so spärlich, Hauptsache. — Nach den beschränkten Wohnungen der Herren Fabricanten läßt sich auf die noch beschränktern der Arbeiter leicht schließen. Ich sah die Wohnung eines Arbeiters, der eine Frau und

drei Kinder hat, sie bestand aus einem Zimmer und einem Bette; als ich ihn um die Schlafstätte seiner drei Kinder frug, zog er die drei Schubladen einer alten Commode auf worin sich in jeder ein kleines, nichts weniger als elegantes Bett befand. „Des Nachts" — fügte er naiv hinzu, — „wenn die Kinder schlafen, bleiben die Schubladen offen. —" Die Ambition des französischen Arbeiters ist wie die des Meisters, Eigenthümer eines Hauses, eines Häuschens oder einer Hütte, oder im Nothfalle wegen unzureichender Mittel wenigstens der eines kleinen Stückchen Feldes zu werden, um dort bei einem schönen Sonntagswetter mit seiner kleinen Familie, und sei es nur auf dem Grase, aber auf eigenem Gebiete ein mitgeschlepptes Mittagsmahl zu verzehren. Des Abends kehrt er neugestärkt von seinem Landgute zurück, das manchmal zwar nur einige Meter breit und lang ist, von welchem aber, wie er stolz zu sagen pflegt, selbst Napoleon III. ihn nicht ausweisen kann. — Der Pariser Trödelmarkt heißt der „Temple," weil auf dem Platze des jetzigen Trödelmarktes einst der gewaltige viereckige Thurm, das spätere Gefängniß Ludwigs XVI. stand, der den Namen von dem Orden der Tempelritter erhalten dessen Großmeister Jakob Molay ihn bewohnte. Eine Straße dicht daneben heißt noch heute Rue de Molay. Durch hölzerne Dächer sind auf diesem Raume 2000 kleine Buden beschützt, aus denen man die Geschichte Frankreichs mehr studieren kann als aus allen Büchern. Die Moden aller Zeiten, die abgetragenen Staatsuniformen aller Regierungen die Equipirungsstücke ganzer französischer Armeen liegen hier neben den modernsten Kleidern, Shawls und Hüten zwischen zerrissenen Schuhwerk und kostbaren Teppichen, neben zerlumpten Blousen und feinen Blonden. Wer hier culturhistorische Studien pflegt und Zeit genug hat sich mit Conjecturen über die einstigen Besitzer zu befassen, dessen Phantasie kann sich an der Fülle des Materials förmlich berauschen. Es ist nicht selten, daß sehr elegante Damen — natürlich incognito — ihre Salon-Garderobe auf dem Temple completiren, wo sich Toilettengegenstände, als: Shawls, Spitzen ꝛc. zu 1000 Francs bis zu alten vergilbten Bändern zu 2 Sous befinden. Die Grisette wie die Ouvriere suchen sich dort, ohne die Oeffentlichkeit zu scheuen, ihren Sonntagsstaat zusammen und warten nicht erst die Dämmerung für ihre Einkäufe ab. Aber gleich dem Wiener Trödelmarkt steht auch dem Pariser ein großer Läuterungsproceß bevor, und sein jetziges originelles Dasein dürfte in den letzten Zügen liegen. Die Baucultur dringt schon bis nahe an diese Holzbaraken hin, und droht diese Antiquitätenwelt in ein modernes Gebäude, ferne von ihrer gegenwärtigen, höchst günstigen Lage, zu versetzen. So wird selbst den alten Kleidern im letzten Stadium ihres Erdenwallens das Dasein erschwert, sie müssen immer weiter und weiter ziehen, das neue Paris duldet nichts Altes in seinem Centrum.

II. Redwitz's „Philippine Welser" in Pesth. Pesth, 4. Okt. Die Stadt ist ruhig. Was aber von einer solchen Ruhe zu halten ist, wie sie hier herrscht, darüber ist Niemand im Zweifel. Die Stimmung aller Bevölkerungsclassen zeigt sich gleich unbehaglich, denn die Unsicherheit der allernächsten Zukunft macht jeden bangen und zagen. Doch finden sie auch mitunter erhebende Momente — Momente die dem dynastisch und staatseinheitlich fühlenden Patrioten das Herz schwellen können. Einen solchen Moment erlebten wir vor Kurzem im städtischen Theater, als Redwitz's „Philippine Welser" aufgeführt wurde. Das hinreißende Spiel der Frankfurter Künstlerin Frau Versing-Hauptmann als Philippine, und der ächt deutsche Geist, der durch den einfach schönen Bau des Stücks weht, riefen in dem besuchten Haus einen Beifall wach, den wir, so

oft germanisches Wesen und Leben zu Ehren gebracht werden sollte, lange nicht mehr zu hören gewohnt waren. Wir registriren mit Freuden die „Philippine Welser" als eine Bühnenthat, gerade so wie wir in dem Stephansfest vom 20. August einen Akt begrüßt haben, durch welchen Ungarn dem deutschen Cultur- und Civilisationsgeist — gleichviel ob bewußt oder unbewußt — seine Huldigung dargebracht hat. Ja, es war ein schöner Abend: das deutsche Weib, der deutsche Bürger, der deutsche Habsburger, die deutsche Liebe und Treue siegten über die unziemliche Verläugnung des deutschen Wesens, und alle Zuschauer fühlten: es sei denn doch eine Ehre — ein Deutscher zu sein.

— Aus Berlin schreibt man, daß die dortige, am Schillerfeste zur Vertheilung eines dramatischen Preises eingesetzte Preiscommission ihre erste Versammlung abgehalten habe. Dem Vernehmen nach soll sie sich mit großer Majorität dahin erklärt haben, daß in den letzten drei Jahren kein des Preises würdiges Drama erschienen sei. Wolle man aber dennoch die 1000 Thlr. seinem Zwecke möglichst gemäß ausgeben, so seien die „Fabier" von Freitag das verdienstlichste Drama; von einigen Comitemitgliedern soll auch „das Testament des großen Kurfürsten" von Putlitz als beachtenswerth genannt sein.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Fragmente aus Italien. Von L. Passarge. — Verirrte Seelen. Roman in drei Bänden. Von Ernst Willkomm. — Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen. Von Gustav Pfarrius. — Neue Propheten. Roman in zwei Bänden. Von K. Wartenburg. — Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihren gegenwärtigen Zuständen. Von A. v. B. — Charakteristiken zur Culturgeschichte der Gegenwart. Von H. von Orelli. (Forts. f.)

** Der Sänger Mario in London ist zur nächsten Saison in Paris mit 90,000 Franken, Hr. Niemann für acht Monate mit 72,000 Franken engagirt. Für solche Preise muß man freilich ein großer Künstler sein. Der große Garrick bekam 84 Thaler monatlich. Zu seiner Zeit mußten die Künstler ein sehr bescheidenes Leben führen, und viele von ihnen trieben nebenbei Gewerbe, ja sogar Handwerke. So war der Schauspieler Parker ein Sattler, Aiken hielt einen Strumpfwirkerladen, Barby verkaufte Hüte, Davis war Buchhändler, Frau Pritchard hatte ein Lager von Masken und Masken-Anzügen, John und Rob. Palmer dienten zugleich als Zettelträger, und der Komiker Tom Weston als Bratenwender in der k. Küche zu St. James. So wurde es ihnen freilich bedeutend leichter, ihre freie Zeit nützlich zu verwenden, als den Schauspielern der Gegenwart. (Auch unsere theatralischen Künstler treiben in der Regel noch ein Geschäft nebenbei. So sind viele z. B. Mitarbeiter der gelesensten Theaterzeitungen!)

*** Der bekannte Tenorist Niemann, der zur Aufführung des „Tannhäuser" in Paris engagirt ist, hat sich kürzlich zu einem Brief an den Director eines Pariser Journals veranlaßt gesehen, in welchem folgende pikante Stelle vorkommt: „Mein Herr!" Man zeigt mir einen Artikel Ihres Blattes, in dem man sich freundlichst mit mir beschäftigen will. Ihr Redacteur, nach einigen mehr oder weniger wohlwollenden Abschätzungen, die sich nur an den Künstler richten und worauf ich deßhalb nichts zu erwidern habe, fügt hinzu: „„Man darf übrigens nicht vergessen, daß dieser Künstler der Sohn eines simplen Bauers ist, daß er gestern noch Fleischerbursche war und daß es schon recht nett und außerordentlich ist, wenn er die Musik der Meister nicht mehr schindet und nicht linkischer auf der Bühne ist."" Ich stelle die Bauern sehr hoch, ich verachte auch die Metzger nicht, aber über alles liebe ich die Genauigkeit, und Sie auch wahrscheinlich. Deßhalb ersuche ich Sie, Ihrem Redacteur zu sagen, daß mein Vater kein Bauer

war, daß ich in meinem Leben kein Fleischer gewesen bin und bis jetzt noch kein Stück Vieh umgebracht habe."

§§ Der Inhalt des Testaments des vor Kurzem in Frankfurt a. M. verstorbenen Philosophen Arthur Schopenhauer's ist jetzt bekannt. Es datirt vom 26. Mai 1852 mit einem Ergänzungscodicill vom 4. Februar 1859 und enthält einige höchst originelle Vermächtnisse. Dr. Frauenstädt in Berlin erhält seine wissenschaftlichen Manuscripte, die mit Papier durchschossenen Exemplare seiner Werke, sowie das Verlagsrecht aller ferneren Auflagen seiner Schriften. Für seinen Hund hat Schopenhauer 300 fl. mit der Bestimmung ausgesetzt, daß derselbe zunächst seiner Haushälterin angeboten werden solle; wenn sie ihn nicht wolle, dem Dr. Gwinner; wenn auch dieser ihn refusire, Herrn August Kilzer, und wenn auch dieser, „einem Ehrenmanne, der sein Andenken in Ehren halte." Sein Grab soll nur die Aufschrift tragen: „Arthur Schopenhauer". Das Hauptvermächtniß des Testaments gilt aber „dem 1850 in Berlin gestifteten Fond zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechthaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalid gewordenen Preußischen Soldaten", so wie den Wittwen und Waisen der Gebliebenen.

* Brüssel, 12. Oct. In der letzten Sitzung der königlichen Akademie machte Hr. Kervin de Lettenhove den Antrag, neben der Sammlung der alten belgischen Dichter auch eine neue Ausgabe der alten Prosaisten zu veranstalten. Er wies zuerst auf Georges Chastellain hin, von dem die königliche Bibliothek neue Manuscripte, unter anderen das des Miroir des nobles, erworben hat, dann auf Froissard und endlich auf Philipp de Commines, wobei es vielleicht möglich sein würde, die autographischen Manuscripte des letzteren zu entdecken, um z. B. zu entscheiden, ob die beiden letzten Bücher seiner Memoiren ihm wirklich angehören. Die Akademie hat eine Commission von fünf Mitgliedern ernannt, um den Antrag des Hrn. Kervin zu prüfen.

H. In Baden-Baden wurde dieser Tage eine von dem berühmten Hornvirtuosen Vivier komponirte Oper ausgeführt. Sie hat den Titel: „der Komet Carls V." und ein äußerst excentrisches von Mery gedichtetes Textbuch. Die darüber veröffentlichten Berichte lassen der Originalität des Componisten alle Gerechtigkeit widerfahren, dessen Musik von aller bisher bekannten ganz und gar verschieden sein soll. Ebendaselbst wurde dieser Tage das Hospital eingeweiht, dessen Erbauung 80,000 Frs. kostete, von welchen Benazet 75,000 beisteuerte. Die dankbare Stadt hat darum auch seinen Namen auf eine Marmortafel eingraben lassen, unter dem doppelten Titel „als Erbauer des Spitals und Wohlthäter der Armen" (!!!).

H. Man schätzt die jährliche Production der Klavierfabriken von Europa und Amerika auf die Summe von ungefähr 75 Millionen Franken. Davon kommen auf England 27 Millionen, auf Deutschland 16, auf Frankreich 10, und die noch übrigen 22 Millionen auf Belgien, die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal und die vereinigten Staaten von Nordamerika.

§ Ortlepp, der bekannte Dichter, ist von der Corrections-Anstalt zu Zeitz, von wo aus er dann und wann ernste poetische Ergüsse auch im Naumburger Localblatte erscheinen ließ, entlassen worden; er setzt aber seine frühere Lebensweise fort und ist deßhalb am 2. October wegen Bettelns, Umhertreibens und Straßenunfugs in einem benachbarten Dorfe verhaftet worden.

†† In einer in Breslau erschienenen Reisebeschreibung durch Schlesien wird unter andern Merkwürdigkeiten von Warmbrunn erzählt: „Die Einwohner nähren sich von Badegästen und anderen nützlichen Glasschleifereien."

** Am 14. dieß ging in Wiesbaden die bekannte Oper Nagiller's „Herzog Friedrich von Tirol" über die Bühne und zwar mit glücklichem Erfolg, der Componist wurde am Schlusse des zweiten und dritten Actes stürmisch gerufen.

Berichtigung. In Nro. 18 S. 283 Z. 1 bitten wir zu lesen statt Ulrich Schmide — Ulrich Schmidl.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noé.

(Fortsetzung.)

(Broströms Geschichte.) Eines unter der mannigfachen Kette von Unglück, welches den Geist eines Landesflüchtigen niederdrückt und sein Leben verbittert, ist die Nothwendigkeit, seinen Namen und seine Familie zu verläugnen. Ich heiße nicht Bröström, sondern Eilen. Mein Vater war Bergmeister und verwaltete ein Kupferwerk, 12 Meilen von Upsala, das seinem älteren Bruder gehörte. Dieser hatte es von seiner längst verstorbenen Frau, die ihm kein Kind hinterlassen, geerbt. Mein Vater war ohne Mittel, aber der Gehalt den er von seinem Bruder bezog, war vollkommen hinlänglich, ein sorgenfreies Leben führen und seine einzigen Kinder, meinen älteren Bruder und mich, erziehen lassen zu können. Nachdem wir einige Jahre lang einen tüchtigen Hauslehrer gehabt, wurden wir auf das Gymnasium in Hernosand geschickt, von wo wir, auf die Universität entlassen, dort zu gleicher Zeit unsere Studien begannen.

Im Gymnasium befand sich zur selben Zeit ein junger Graf H., im gleichen Alter mit mir. Sein freundliches Wesen, sein munterer Sinn, sein aufgeweckter Kopf machten ihn zum Liebling Aller. Er schloß sich innig an mich an und wir wurden bald aufrichtige und vertrauliche Freunde. Gleiche Neigungen und Anlagen schlossen uns noch enger an einander an. Er war musikalisch und da ich ebenfalls mit Eifer Musik trieb, brachten wir unsere freien Stunden zusammen mit musikalischen Uebungen zu. Ich hatte große Lust zum Zeichnen, und da ich in dieser Kunst von meiner frühesten Jugend an, unter der Anweisung meines Vaters mich geübt hatte, unterrichtete ich meinen Freund darin und entwickelte sein natürliches Talent in diesem Fache auf einen bedeutenden Grad. Wir gingen zu gleicher Zeit vom Gymnasium ab, und setzten unser inniges Verhältniß in Upsala fort.

Mein älterer Bruder wählte das mineralogische Studium, wozu ich auch Lust hatte. Nach dem Wunsche meines Vaters ergriff ich jedoch Rechtswissenschaft als Brodstudium, betheiligte mich jedoch nebenbei an den mathematischen und mechanischen Studien meines Bruders.

Da mir das Zeichnen nicht mehr genügte, verlegte ich mich auf Kupferstechen, und trieb dieß bis zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit. Ich fing auch an, in Oel zu malen, und glaubte, Talent für diese Kunst bei mir zu verspüren. Ich äußerte meinem Vater gegenüber Lust, mich ganz der Kunst zu widmen, er rieth mir aber davon ab, da das Schicksal eines Künstlers höchst ungewiß sei, und stellte mir vor, ich könne ja, wenn ich mein Brodstudium vollendet, meine Kunst immer noch als empfehlende Nebenbeschäftigung treiben. Darein fügte ich mich.

Mein Freund H studirte Cameralwissenschaft, da seine Familienverhältnisse ihm leicht Zugang in ein Collegium verschaffen konnten. Wir verlebten glückliche Jahre mit einander und waren unzertrennlich. Da seine Vermögensverhältnisse glänzend waren, nahm er an öffentlichen Vergnügungen Theil, wozu ich keine Mittel hatte; obwohl er mich oft einlud, mit ihm auf seine Kosten dahin zu kommen, wies ich es immer zurück, weil, wie ich wohl wußte, Abhängigkeit der gefährlichste Feind der Freundschaft ist. Uebrigens litt ich deßhalb nicht an Langweile. H's Familienverhältnisse öffneten ihm auch den Eintritt in die vornehmsten Häuser, was er mit seinem lebhaften Gemüthe gerne benützte. Indeß that das Alles unserer Freundschaft keinen Abbruch.

Im letzten Jahre, das wir miteinander in Upsala verlebten, spürte ich eine Veränderung in H's Lebensweise. Unsere gemüthlichen Musikpartien, mit welchen wir die Abende so vertraulich zugebracht hatten, wurden seltner und seltner. Es vergingen Wochen, ohne daß er einen Abend bei mir zubrachte, und wenn ich ihn, wie gewöhnlich besuchte, traf ich ihn nicht zu Hause. Seine Laune war auch seltsam anders geworden. Oft, wenn er zu mir kam, war er finster und wurde mürrisch, wenn ich ihn fragte, was ihm fehle, worauf er antwortete: man kann nicht immer lustig sein. Zu andern Zeiten war er ausgelassen, lachte über Alles, und trieb die tollsten Possen. Es beunruhigte und schmerzte mich, sein Vertrauen verloren zu haben. Früher hatten wir keinen verborgenen Gedanken vor einander, jetzt hingegen war es mir deutlich, daß er mit einem ihn niederdrückenden Geheimnisse umging. Lange hielt ich mich zurück, seinem Zustand auf den Grund zu kommen. Endlich erachtete ich es für Freundespflicht, der Sache nachzugehen. Zuerst glaubte ich, irgend eine unglückliche Liebesgeschichte müsse die Ursache sein; aber die spöttische Art und Weise, mit welcher meine bezüglichen Fragen von ihm beantwortet wurden, überzeugten mich bald von der Grundlosigkeit dieser Meinung. Ich pflegte nur wenig Umgang mit meinen Studiengenossen und hatte keinen näheren Bekannten unter ihnen. Ich mußte deßhalb der Wahrheit allein nachspüren.

Mir kam ein Gerücht zu Ohren, einige Studenten hätten eine Spielgesellschaft, von einem eben angekommenen Fremden aufgemuntert, gebildet. Die eigentliche Beschäftigung des Fremden kannte Niemand. Die Polizei hatte ihn als Spieler von Profession in Verdacht, aber es war nicht möglich, herauszubringen, wo er seine Zusammenkünfte veranstaltete. Er gab sich für einen Künstler aus, und hatte ein geräumiges Local gemiethet, worin er ein Atelier einrichtete. Mein Argwohn deutete auf H's Betheiligung am Spiel, als Grund seiner sonderbaren Launen.

Eines Abends, als ich ihn nicht zu Hause traf, beschloß ich seine Nachhausekunft zu erwarten und setzte mich auf sein Zimmer. Ich wartete vergebens bis 2 Uhr Morgens. Jetzt hörte ich seine raschen Schritte die Treppe herauf. Ich begab mich in einen dunkeln Winkel des Zimmers, um ihn ungesehen beobachten zu können. Er riß die Thüre

auf, und stürzte ins Zimmer wie ein Verzweifelter. Er zündete ein Licht an und jetzt sah ich seinen Zustand. Er war bleich wie eine Leiche, seine Haare waren verworren, seine Kleider zerrissen. Er schlug sich auf die Brust, und lief das Zimmer auf und ab, ohne mich zu bemerken. Einzelne Ausbrüche seiner Raserei überzeugten mich, daß er unglücklich gespielt und meine Ahnung leider nur zu wahr gewesen.

Nachdem ich ihn so einige Zeit betrachtet hatte, trat ich vor. Er stutzte und schrie: Was! du hier! spionirst du die Leute aus? Bist du auch ein Schlingel? Wem soll ich da trauen?

Du kannst mir, deinem aufrichtigsten Freunde, trauen, sagte ich ruhig. Ich habe lange mit Bekümmerniß deinen veränderten Lebenswandel beobachtet und gefürchtet, du habest dich von dem unglücklichen Spiel verlocken lassen, und leider habe ich jetzt die Bestätigung vor mir.

Ja! sagte er, ich bin ein Spieler, ich bin ein wüster, verächtlicher Mensch. Warum hast du mich nicht gewarnt, sondern mich in diese Mördergrube sinken lassen?

Du weißt selbst, antwortete ich, daß ich dich öfter um den Grund deiner veränderlichen Stimmung gefragt habe, und warum du nicht, wie früher, meine Gesellschaft suchtest oder dich zu Hause treffen ließest. Du weißt auch, daß dein Vertrauen zu mir verschwunden war, und daß du öfter Mißvergnügen über meine Vormundschaft, wie du es nanntest, äußertest. Ich hatte nun keinen anderen Ausweg, als selbst dein Benehmen zu untersuchen und deßhalb habe ich heute Abend auf deine Rückkehr gewartet, da ich dich nicht durch Herumfragen bei Anderen bloß stellen wollte. Was ein aufrichtiger Freund ausrichten konnte, habe ich gethan — wenn nur meine Warnung nicht zu spät kommt. Sage mir nur aufrichtig deine Lage und ich will Alles, was ich vermag, thun, um dich zu retten, aber unter der Bedingung, daß du mir heilig gelobst, dich deiner unglücklichen Leidenschaft nicht wieder hingeben zu wollen.

H. fiel mir um den Hals und brach in Thränen aus. Ich kann nicht mehr gerettet werden, schluchzte er, ich kann nichts mehr thun, als mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Ich darf mich meinem Vater nicht anvertrauen, der ist ein strenger Mann und hat mich immer sehr vor dem Spielen gewarnt. Ich bin dem Betrüger 3000 Reichsthaler Banco schuldig und wenn ich diese binnen vierzehn Tagen nicht bezahle, stellt er mich bloß und meine Ehre ist vernichtet. Er ließ mich lange abwechselnd gewinnen und verlieren, um meine Leidenschaft zu entflammen, bis er endlich heute Abend mich ganz und gar geplündert hat.

Wie konntest du nur mit offnen Augen, entgegnete ich, dich verleiten lassen, in die Gesellschaft eines Menschen dich zu begeben, den du mit Leichtigkeit als Betrüger erkennen mußtest?

Du kennst die Macht des Spieles nicht, sagte er, und wie leicht sie in Raserei übergeht, wenn man nur erst einmal sich ihm hingegeben hat. Wie oft habe ich mir meinen Mangel und Widerstandskraft nicht vorgeworfen, und du hast selbst gesehen, wie viele finstere Stunden deßhalb über mich kamen. Aber die unwiderstehliche Hoffnung auf Gewinn riß mich immer wieder hin, und je länger es währte, desto schwächer wurde mein Muth. Oft sann ich über das Unglück nach, das ich mir bereitete, und die Schande die ich über meine Familie bringen würde, und nahm mir vor, wenn ich nur einmal das Verlorene wiedergewonnen hätte, mich aus diesem unglücklichen Zustande heraus zu

reißen. Nachdem ich aber einige Zeit gekämpft, riß die Leidenschaft mich wieder mit fort, und ich sank in den verächtlichen Sumpf zurück, in dem ich jetzt erstike. Für mich gibt es keine Rettung.

Allerdings, armer Freund, antwortete ich, ist deine Lage traurig und sind deine Selbstvorwürfe gegründet, aber noch trauriger wäre es, wenn du den Muth verlieren solltest. Deine Hindeutung auf Selbstmord betrachte ich als den wilden Ausbruch deiner Verzweiflung, die bei ruhigerem Nachdenken vergehen wird. Dein Verstand und dein religiöses Gefühl werden dir sagen, daß du nicht berechtigt bist, ein Leben zu vernichten, das du dir nicht selbst gegeben, und daß der Selbstmord auf einer Feigheit beruht, welche die Durchkämpfung des Kampfes, den Schicksal oder eigene Schuld nothwendig machten, nicht zuläßt. Rettung ist übrigens nicht unmöglich. Vielleicht kann ich selbst dazu beitragen, mindestens werde ich einen Versuch machen. Du weißt, ich selbst besitze nichts, da mein Vater bei seinem Tode seinen Kindern nichts hinterließ, außer was ich zur Fortsetzung meiner Studien brauchte. Mein Onkel hingegen, den zu beerben mein Bruder und ich erwarten dürfen, ist reich und ich will versuchen, ihn zu vermögen, daß er dir das benöthigte Geld zur Rettung aus deiner Bedrängniß vorschießt. Auf seine und meine Discretion kannst du bauen, und es soll kein Flecken auf deine Ehre geworfen werden. Du mußt mir aber hoch und theuer geloben, für die Zukunft deine unglückliche Spielsucht, welche dich immer wieder in dasselbe Unglück zurückführen würde, zu bemeistern.

H. fiel mir weinend um den Hals und betheuerte mir, nie wieder spielen zu wollen, da er jetzt einsehe, wozu das führe. An der Aufrichtigkeit seines Versprechens konnte ich nicht zweifeln, und in dieser Ueberzeugung vollbrachte ich, was ich ihm zugesichert. Mein Onkel war immer gütig und vertrauensvoll gegen mich gewesen, und in der Zuversicht darauf, sowie in meiner Ueberzeugung von seinem edeln Charakter, hoffte ich einen glücklichen Ausgang. Mein Freund H. hatte seine Ferien zweimal mit mir dort zugebracht, und durch sein lebhaftes Wesen, seinen gutmüthigen Charakter und seine aufrichtige Freundschaft für mich das Wohlwollen des Alten sich errungen.

Mein Onkel stutzte bei meinem unerwarteten Besuch und meiner betrübten Miene und fragte mich um die Ursache, und ob mir etwa ein Unglück zugestoßen sei.

Ich setzte ihm die Ursache meiner Reise auseinander und bat ihn inständig meinen besten und theuersten Freund aus dem Unglück, in das er gerathen, zu retten. Ich sagte ihm, er dürfe sich nicht an seinen Vater, dessen Ermahnungen er nicht geachtet hatte, wenden. Ebenso berichtete ich ihm von dem Gelöbniß H's, seine unglückliche Spielwuth zu unterdrücken, und sich seine gegenwärtige verzweifelte Lage als Warnung dienen zu lassen. Nach kurzem Bedenken sagte mein Onkel: Ich kenne den alten Grafen von unserer Jugend her, weiß, daß er ein herzloser Mann und im Stande ist, seinen Sohn, wenn er dessen Fehltritt erfährt, zu verstoßen und seine Zukunft zu zerstören. Ich will ihn deßhalb für dießmal retten, baue aber nicht auf sein Versprechen, sich vom Spiele fern zu halten. Ich kenne aus verschiedenen Beispielen die Macht der unglücklichen Spielwuth, und weiß, daß sie bei leichtsinnigen Charakteren, zu welchen dein Freund gehört, unheilbar ist. Ich habe mehrere Menschen, im Uebrigen wohlmeinend und redlich, aber leichtsinnig, gekannt, die sich von dieser Manie in dem Grade hinreißen ließen, daß sie ihre Pflichten gegen ein geliebtes Weib und liebe Kinder vergaßen, und trotz verschiedener gegebener Versprechungen, ihr und der ihrigen Glück am Roulette begruben,

und zuletzt Handlungen begingen, vor denen sie selbst den größten Abscheu hatten. Bewache ihn also genau, setze kein Vertrauen in seine Versprechungen, welche seine gegenwärtige Lage ihm abgerungen hat, wenn er auch gewiß für den Augenblick glaubt, dieselben halten zu können.

Mein Onkel versah mich mit dem nothwendigen Geld, und ich eilte froh zurück, meinen Freund zu retten. Seine Freude war groß und seine Vorsätze gewiß aufrichtig. Die übrige Zeit unseres Zusammenlebens auf der Universität wurde wieder wie früher zugebracht.

Ich beobachtete H. genau und bemerkte, daß er oft unruhig war, und nur mit Mühe den Versuchungen widerstehen konnte, denen er von seinen früheren Spielgenossen ausgesetzt war. Seine Hingebung an mich und seine Erkenntlichkeit für meinen ihm geleisteten Dienst, bewirkten jedoch, daß er ihnen trotzte. Ich hatte ihm den Zweifel mitgetheilt, den mein Onkel über seine Kraft, seiner Leidenschaft widerstehen zu können, geäußert hatte, aber er versicherte mich, er fühle in sich die Stärke, seinem Gelöbniß treu zu bleiben, wenn dies auch, was er einräumte, ihm schwer falle.

Wir bestanden unsere Examina und verließen Upsala. H. reiste nach Stockholm, wo sein Vater einen hohen militärischen Posten begleitete. Kurze Zeit darauf wurde H. im Finanzministerium angestellt, wo seine Kenntnisse und Geschicklichkeit ihm allgemeines Ansehen verschafften. Ich zog zu meinem Onkel und half einige Zeit bei der Betreibung seines Bergwerks, bis ich nach einem Jahre eine Anstellung im Bergcollegium erhielt. Hier sahen ich und mein Freund H. uns das erste Mal nach unserer Trennung in Upsala wieder.

Er war heiter und zufrieden, und ich hoffte sicher, er sei von seiner Spielkrankheit geheilt. Er versicherte mir, er habe seither an keinem Spiele mehr sich betheiligt, außer wenn der gesellige Ton es erforderte, und niemals hoch gespielt. Ich freute mich darüber und ermahnte ihn, auch in Zukunft zu wachen.

Wir waren ein Jahr lang in Stockholm beisammen. Ich wurde in das Haus seines Vaters aufgenommen, und wegen meines Verhältnisses zum Sohne freundlich behandelt.

Ich wurde vom Bergcollegium, da ich juridische Kenntnisse mit bergmännischen vereint besaß, zu Inspectionsreisen verwendet. Unter diesen war eine, welche mich gegen ein Jahr im Norden aufhielt, und deren glückliches Ergebniß meine Beförderung zum Bergassessor herbeiführte.

Ich kam nach Stockholm zurück, und eilte, nachdem ich meine officiellen Besuche abgestattet, zu meinem Freunde. Dort erhielt ich die traurige Nachricht, er sei krank und schon längere Zeit nicht mehr außer Haus gewesen.

Als ich eintrat saß er auf dem Sopha, mit dem Kopf in beiden Händen.

Bei meinem Eintreten erwachte er aus seinen Grübeleien und warf einen verzweifelten Blick auf mich.

Wie steht es mit dir? sagte ich, ihm die Hand reichend. Leidest du an Körper- oder Seelenschmerzen?

Reich' mir deine ehrliche Hand nicht, schrie er, in einen Thränenstrom ausbrechend, ich bin ein verächtlicher Mensch, dem kein ehrlicher Mann die Hand anbieten soll.

— Du hast wieder gespielt.

Ja, und mehr als das, ich bin ein Betrüger!

— Erzähle mir Alles, vielleicht kann ich dir abermals helfen!

Nicht jetzt. Komm morgen zu mir, vielleicht habe ich dann Kraft genug, dir mein Unglück mitzutheilen. Verlaß mich jetzt, deine Nähe vernichtet mich.

Am folgenden Tage ging ich früh Morgens zu ihm. Ich fand ihn im Bett fieberkrank nach einer durchwachten Nacht, doch war er in ruhigerer Stimmung, als am vorigen Tage. Ich wagte nicht, die Ursache seines heftigen Ausbruches bei unserm ersten Wiedersehen zu berühren, sondern überließ es ihm, ein Gespräch darüber anzuknüpfen. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden, und rieth ihm, sich an einen Arzt zu wenden.

— Ein Arzt hat kein Mittel gegen meine Krankheit, antwortete er, in heftiges Weinen ausbrechend, das ihn ein wenig zu erleichtern schien.

Vielleicht ließe sich doch ein Mittel finden. Vertrau' dich mir an, du weißt, ich bin willig, für dich Alles zu thun, was in meiner Macht steht. Sollte ich selbst keine Mittel dazu besitzen, so habe ich doch Freunde, die vielleicht helfen können.

Nach einigem Nachsinnen begann er:

— Ja, Niemand als du kann mir helfen und Ehre und Leben retten. Ich habe wieder gespielt und achttausend Thaler auf Ehrenwort verloren; aber das ist nicht das Schlimmste. An meinen Vater durfte ich mich nicht wenden, der so oft und strenge die Spielgewohnheit verdammt und keinen Spieler für würdig erklärt hatte, unter ehrliche Leute gerechnet zu werden. Ich mußte mein Ehrenwort einlösen und wandte mich in meiner Noth an den Juden Isaak. Dieser war bereit mir die Summe gegen 12 Procent und hinlängliche Sicherheit vorzuschießen. Dieß war mir nur ein geringer Trost, da ich keine solche Sicherheit stellen konnte. In Verzweiflung verließ ich ihn. Tag und Nacht stand diese Angelegenheit vor mir und brachte mich in einen unbeschreiblichen Zustand. Noch waren es acht Tage auf den Termin, welchen ich zur Bezahlung meiner Schuld bestimmt hatte. Da gab mir mein böser Dämon einen Gedanken ein, dem ich nach langem Nachdenken zu folgen beschloß. In meiner Eigenschaft als Archivar auf dem Ministerium bin ich mit der Aufbewahrung von Staatsobligationen beauftragt.

In der Hoffnung, durch die Hülfe meiner Freunde mein Pfand in kurzer Zeit einlösen zu können, — in einer Lage, in welcher Hoffnung als Gewißheit erscheint, — nahm ich eine Staatsobligation auf 10,000 Thaler aus dem Archiv, versetzte sie bei Isaak und erhielt Geld, womit ich meine Spielschuld bezahlte. Es fiel mir nicht ein, daß im Archiv irgend eine Untersuchung vorgenommen werden könne. Ich hatte die Obligationen zwei Jahre lang unter meiner Verwahrung gehabt, ohne daß jemals eine Revision vorgenommen worden wäre, und ich beruhigte mich bei dem Gedanken, bald mein Pfand einlösen zu können, ohne jedoch zu wissen, womit. Denke dir meine Verzweiflung, als ich die Nachricht erhielt, in einem Monate würde eine Untersuchung vorgenommen werden. Vierzehn Tage sind bereits vorüber und in vierzehn Tagen bin ich ein ehrloser Mensch. Ich habe alles Mögliche gethan, um Isaak zu vermögen, mir das Pfand nur auf einen Tag zu überlassen, aber der Hallunke weigert sich, vermuthlich weil er hofft, sich dadurch einen guten Gewinnst zu verschaffen. Nun gibt es Niemanden, der mich retten kann, außer dich.

Wie soll ich dich retten? entgegnete ich. Ich kann eine solche Summe nicht aufbringen und an meinen Oheim darf ich mich nicht wieder wenden, da er erklärt hat,

er wolle dich nicht noch einmal von dem Unglück erretten, das dich nach seiner Voraussicht abermals treffen mußte.

— Ja, du kannst mich retten, aber auf eine Weise, die ich kaum wage, dir zu nennen. Ich kenne deine strenge Rechtlichkeit und fürchte, du wirst es als Betrug betrachten, was es doch nicht ist, da Niemand dadurch benachtheiligt werden soll. Es ist nur ein augenblickliches Rettungsmittel aus einer Noth, die mich aus der bürgerlichen Gesellschaft ausstößt und meinen alten redlichen Vater aus Kummer über seinen verlorenen Sohn und die Schande der Familie, deren einziger Repräsentant ich später sein werde, ins Grab stürzen wird. Willst du mich nicht retten, so habe ich nur eine einzige Zuflucht, und die kennst du. Du kannst mit deiner Geschicklichkeit im Graviren mir ein Blanquet zu einer Obligation verfertigen, das ich bei der Untersuchung gebrauchen und dann vernichten werde.

Ich stutzte über dieses Mittel und rief: Das wäre ja eine Fälschung, die Zuchthausstrafe verdiente, und dazu willst du mich überreden? Es genügt ja nicht, das Blanquet der Obligation nachzumachen, es muß ja auch die Unterschrift gefälscht werden — und dazu willst du mich überreden?

Nein, sagte H., die Unterschrift werde ich selbst besorgen, und in der Eile, mit der die Obligationen abgezählt werden, wird es nicht bemerkt werden, ob die Unterschrift richtig ist.

Ich wollte mich augenblicklich nicht erklären, sondern versprach, am nächsten Tag zu kommen, und ihm Antwort zu geben. Ich brachte eine schlaflose Nacht zu und grübelte nach, was ich thun sollte. Auf der einen Seite mußte ich erkennen, daß es Betheiligung an einer ungesetzlichen Handlung wäre, wenn ich das falsche Blanquet ausfertigte, auf der andern Seite aber stand die verzweifelte Lage meines Freundes vor meinen Augen und die Furcht, er würde zu einem Selbstmorde schreiten, um der Schande und Strafe zu entgehen. Von H's Rechtschaffenheit war ich überzeugt, er beabsichtige keinen Betrug, sondern seine Absicht sei nur eine augenblickliche Benutzung des falschen Documentes. Ich fand es hart, daß ich, ja der Einzige, der ihm helfen konnte, meinen besten Freund durch Weigerung ins Unglück stürzen sollte, und glaubte, es würde schwer auf meinem ganzen Leben lasten, wenn ich mir einen solchen Vorwurf zuzöge. Ich hatte keinen Grund, zu befürchten, daß irgend eine persönliche Gefahr für mich daraus entstehe, weder für mich noch für ihn, und hatte keine Ahnung des Unvoraussehbaren, was später eintraf und mich, den Unschuldigen, ins Unglück stürzte. Kurz, ich beschloß meinen Freund zu retten.

Es war mir leicht, ein Blanquet zu verfertigen, wozu H. mir eine Obligation übergab. Ich hatte mich lange mit Kupferstechen, wozu ich alle Geräthschaften besaß, beschäftigt. Meine Fertigkeit hierin war allgemein bekannt, da ich verschiedene Kleinigkeiten für meine Freunde verfertigt hatte. Diese Kunst war meine Erholung in Mußestunden, und verschaffte mir manche angenehme Minute. Ich hatte einen Antrag von der Bank erhalten, für sie zu arbeiten, allein mein Reiseleben machte, daß ich mich damit, da es ständige Beschäftigung erforderte, nicht befassen konnte. Die Freude meines Freundes, als er das Blanquet von mir empfing, belohnte mich reichlich für meine Arbeit, die so ausgeführt war, daß das schärfste Auge sie nicht von einem Original unterscheiden konnte. Einige Tage, ehe die Visitation anberaumt war, wurde ich nach Carls=

krona abgeschickt, um einen Contract über eine Eisenlieferung an die Marine abzuschließen. Ich reiste ruhig von Stockholm ab, überzeugt, mein Freund würde das Blanquet nach der Visitation nicht weiter benützen. Es war dies indeß ebenso wichtig für ihn, wie für mich, da er die Unterschrift, die eigentliche Fälschung, ausgeführt hatte.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Carlskrona kam ein reitender Bote mir nach, der mir folgenden Brief von meinem Freunde brachte:

Theurer, unglücklicher Freund!

Ich kann Dir die Verzweiflung nicht schildern, worin ich mich über den unerwarteten Zwischenfall befinde, der uns beide ins Unglück gestürzt hat. Mein eigenes Unglück achte ich nicht, da es verdient ist, daß ich aber durch meine Schuld und Unvorsichtigkeit zugleich meinen besten und aufopferndsten Freund mit mir mit Schimpf bedeckt habe, macht meine Lage fürchterlich und wird mein ganzes Leben verbittern. Eine härtere Strafe für meinen Leichtsinn hätte mir niemals auferlegt werden können. Doch, zur schweren Pflicht, Dir mitzutheilen, was vorgegangen ist! Die Visitation der Staats-Obligationen ging ohne Hinderniß vor sich, und ich beruhigte mich bereits mit der Hoffnung, Alles sei gut abgegangen. Zwei Tage später wurde ich zum Finanzminister gerufen, der mir auftrug, ihm die Staatsobligationen noch einmal vorzulegen. Ich begriff die Ursache nicht, als ich sie aber ihm sehen ließ, zog er eine Obligation hervor, deren Nummer er mir befahl, ihm zu zeigen. Ich war wie vom Schlag gerührt, als ich die dem Juden Isaak versetzte Obligation erkannte. Ich mußte die falsche Obligation, welche die Nummer der ächten trug, hervorsuchen, und obwohl das Blanquet nicht vom ächten zu unterscheiden war, sah man die Fälschung doch deutlich an der falschen Unterschrift. Er wurde rasend und verlangte, ich solle ihm angeben, wer die Fälschung begangen habe. Ich wollte Deinen Namen nicht nennen, worauf er mich zornig entließ. Ich konnte nicht begreifen, wie die Sache bekannt geworden war, und eilte zum Juden Isaak, um darüber Aufklärung zu erhalten. Hier erfuhr ich, daß er vor einigen Tagen am Schlage gestorben war, sein Sohn die Obligation gefunden und sich damit an das Finanzministerium gewendet habe. Ich wußte in meiner Verzweiflung nicht, was beginnen und verlebte eine fürchterliche Nacht. Ich beschloß, am nächsten Tage zum Finanzminister hinaufzugehen, der ein Freund meines Vaters war, und ihm die ganze Sache zu erzählen, um Dich vor Verfolgung zu retten. Er hörte mein Bekenntniß ruhig an, da ich ihn aber bat, Dich aus der Angelegenheit zu lassen, sagte er: es ist zu spät, Ihr Freund kann nicht gerettet werden. Ich habe mich gestern an die Polizei gewendet. Da Eilen's Kunstfertigkeit und sein Verhältniß zu Ihnen allgemein bekannt sind, wurde in seiner Wohnung Haussuchung gehalten und die Kupferplatte gefunden. Sein Verbrechen ist so allgemein bekannt geworden, und kann wegen seiner Gefährlichkeit nicht unterdrückt werden. Das Einzige, was ich thun kann, ist, die Verhaftsbefehle einige Tage verschieben zu lassen, um ihm Gelegenheit zur Flucht zu geben. Ich will Ihrem Vater die Sache mittheilen, und auf ihn einzuwirken suchen, daß er Ihnen Ihre gewiß allzu leichtsinnige Handlung verzeiht und wo möglich die Sache zu ersticken trachtet. Ich hoffe, jetzt werden Sie gelernt haben, sich der unglückseligen Spielwuth zu entschlagen.

Ich sagte, ich wolle meinen Freund nicht opfern, da ich der Schuldige sei, sondern öffentlich mein Verbrechen und seine Unschuld gestehen. Er stellte mir jedoch vor, daß dieß Dich nicht retten könne, da Du in jedem Falle mitschuldig und das wesent-

lichste Werkzeug des Verbrechens gewesen seiest. Mein Bekenntniß würde mich bloß ins Unglück stürzen, meine Familie beschämen und vielleicht meinen alten Vater ins Grab bringen. In wieferne die Sache bezüglich Deiner später vielleicht noch geschlichtet werden könne, wußte er nicht, sondern sah für den Augenblick kein anderes Mittel als schleunige Flucht.

So steht die Sache, mein unglücklicher Freund! Wie hart aber auch Dein unverschuldetes Geschick werden möge, ich versichere Dich, das meinige ist noch trauriger, da mein Verbrechen, durch Leichtsinn meinen besten Freund ins Unglück gestürzt zu haben, mir mein ganzes Leben verbittern wird, während Du wenigstens noch das Bewußtsein der Unschuld hast.

Da meiner Einsicht nach Du augenblicklich, schleunigst die Flucht ergreifen mußt, sende ich Dir anliegend einen Paß auf den Namen Broström, der, wie ich weiß, der Familienname Deiner Mutter ist. Ich habe ihn Dir nach Leipzig ausfertigen lassen, weil ich glaube, Du bist dort am besten verborgen und kannst für einen jungen Juristen gelten, der die Universität besucht. Gott sei mit Dir; verwünsche nicht Deinen verzweifelnden Freund! Um Verzeihung darf ich dich nicht bitten.

Bis zum Tode Dein H.

Man denke sich meine Verzweiflung, nachdem ich diesen Brief gelesen. Mein erster Gedanke war, nach Stockholm zurückzukehren und meinem Schicksal kühn entgegen zu gehen. Ich konnte nichts mehr überführt werden, als ein Blanquet verfertigt zu haben, denn die Unterschrift, die eigentliche Fälschung, hatte ich nicht begangen und meine Beweggründe konnte ich ebenfalls angeben. Ich hatte keinen Vortheil, nur die Rettung meines Freundes gesucht. Bei näherem Nachdenken fand ich jedoch, daß ich den Zusammenhang nicht aufklären könne, ohne meinen leichtsinnigen Freund in ein unabwendbares Unglück zu stürzen. Wie ich ihn kannte, mußte ich befürchten, ein Selbstmord würde die Folge einer Aufdeckung seines Verbrechens werden.

Ich stand allein in der Welt, H. hingegen hatte einen alten, ehrwürdigen Vater, für den eine solche Erfahrung ein Todesstreich gewesen wäre. Für mich stand die Welt offen und meine Kenntnisse berechtigten mich zu der Hoffnung, mir neue Bahnen brechen zu können. Ich hoffte, die Zeit würde Alles aufklären und H's Vater selbst die Sache ins Geleise bringen. Allerdings begriff ich, daß ich nicht ohne ein vollständiges Rechtfertigungsurtheil mehr zurück könne, denn Begnadigung wäre für mich dasselbe, wie Landesverweisung gewesen. Ich sah ein, daß mein Freund hierin Recht hatte und Flucht das einzige war, was ich ergreifen konnte.

Ich schrieb an meinen Bruder, theilte ihm den ganzen Zusammenhang mit, und bat ihn, denselben meinem alten Onkel und Wohlthäter zu berichten. Ein Schiff lag reisefertig nach Stettin vor Anker, und mit ihm verließ ich auf immer mein geliebtes Vaterland.

Nachdem ich erst kurze Zeit mich in Leipzig aufgehalten, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir meldete, unser guter Onkel sei kurz vor meiner Flucht und ohne Kenntniß von meinem Unglück erhalten zu haben, gestorben. Er hatte sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einiger kleiner Legate, meinem Bruder und mir zu gleichen Theilen vermacht. Es war sein Wunsch, wir sollten den Betrieb seines Kupferwerkes und die Verwaltung seines sonstigen Eigenthums vereint fortsetzen. Da ich einsah, daß sich dieß unter den obwaltenden Umständen nicht würde thun lassen, und ich

die strenge Rechtlichkeit meines Bruders kannte, stellte ich ihm eine Uebertragsurkunde auf das gesammte Erbe aus, die ich vom Tage meiner Abreise von Stockholm datirte. Ich erhielt bald darauf von ihm eine Anweisung auf meinen Antheil und im Briefe meldete er mir zugleich, H. habe ihm geschrieben, ein aufrichtiges Geständniß seines Verhältnisses zur Sache abgelegt und ihn gebeten, nicht mir, sondern ihm mein Unglück zuzuschreiben. Seine brüderliche Theilnahme linderte meinen Schmerz und ich tröstete mich damit, daß mein Onkel diese Welt mit demselben liebevollen Wohlwollen gegen mich, das er immer gezeigt, verlassen habe.

Wie ich in Leipzig meinen edlen Freund Gustav traf, wie wir eine Freundschaft schlossen, die mir ein Vaterland und ein neues Familienleben gegeben, ist Ihnen Allen bekannt. Meine plötzliche Abreise von Berlin war dadurch veranlaßt, daß ich fürchtete, von Baron Horn erkannt zu werden, mit dem ich in Stockholm zusammen gewesen war. Aus diesem Grunde veränderte ich auch meine Reise von Berlin nach Hamburg. Als Gustav und ich unsere vermeintliche letzte Reise zusammen nach Wandsbeck machten, las ich in einem Berlinerblatt eine Ausschreibung unter meinem angenommenen Namen und mit meinem vollkommenen Signalement. Dieß veranlaßte meine plötzliche Abreise nach Bergen, wo ich zwei Jahre lang in Euerem freundlichen Kreise alle Ruhe und alles Glück, das einem Landesflüchtigen zu Theil werden kann, genoß.

Es währte indeß nicht länger als diese zwei Jahre. Während meines Aufenthaltes in Bergen hatte ich oft meinem Freunde H. geschrieben, und auch er hatte meine Briefe beantwortet, obwohl immer im Einschluß unter der Adresse meines Freundes Gustav Moe. Er hatte mich vom Gange meiner Angelegenheit benachrichtigt. Es war nicht möglich gewesen, den Prozeß gegen mich aufzuhalten. Ich war ausgeschrieben, „friedlos“ erklärt, und zu 10 Jahren Festungsarbeit verurtheilt worden.

Bezüglich H's war die Sache niedergeschlagen, und sein Vater, der meine Aufopferung zur Rettung seines Sohnes anerkannte, that Alles um auch hinsichtlich Meiner den Gang der Untersuchung aufzuhalten. Der Justizminister war indessen unbeugsam geblieben, da die Geschichte zu sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen war, und er wegen der Schwere des Verbrechens die eingeleitete Untersuchung nicht abzubrechen wagte. Für mich blieb also nichts übrig, als Verbannung.

Mein Bruder schrieb mir, H's häufige Correspondenz nach Bergen und die vielen Briefe, die er von dorther erhielt, hätten die Aufmerksamkeit der Polizei und die Vermuthung, daß ich mich dort befinden müsse, erregt. Man sprach von einer Untersuchung, und er rieth mir deßhalb meine Zufluchtsstätte zu verändern und H. nicht so oft von Bergen zu schreiben.

Ich äußerte vor Mehreren, ich hätte die Absicht nach Italien zu reisen, schob aber meinen Entschluß bis auf Weiteres hinaus. Ich war überzeugt, H. würde dafür sorgen, daß ich gewarnt würde, wenn Gefahr vorhanden sei. Bergen war mir theuer geworden, ich hatte dort Heimath und eine Familie gefunden, in deren liebenswürdigem Kreis ich so weit nur immer möglich vergaß, daß mein Vaterland mir verschlossen war. Unterdessen erhielt ich keinen Brief von H., was mich jedoch nicht beunruhigte. Ich kannte den schleppenden Gang, in welchem alle öffentlichen Verhandlungen in Stockholm gepflogen werden, und da ich meines Wissens keinen Feind dort zurückgelassen hatte, hoffte ich, man werde mich in Ruhe lassen.

Auf einem Spaziergange an den Ufern von Lundgaardsvand traf mich jedoch eine Zigeunerin, welche sich erbot aus den Händen zu wahrsagen und dadurch bei der Gesellschaft große Heiterkeit erregte. Sie nöthigte auch mich, ihr meine Hand zu zeigen, zog mich ein wenig abseits, wie um sie näher zu betrachten, und steckte mir einen kleinen Zettel zwischen die Finger. Als ich nach Hause kam, las ich den Zettel der von H's Hand geschrieben war und folgendermaßen lautete: „Dein Aufenthaltsort ist entdeckt und du wirst verfolgt werden. Fliehe! so schnell wie möglich."

Ich wunderte mich weniger über die Warnung, auf welche ich von meinem Bruder bereits vorbereitet worden war, als über die Art und Weise, auf welche sie mir zukam. Ich ging schleunig fort, die Wahrsagerin aufzusuchen, aber sie war spurlos verschwunden. Bei näherem Nachdenken mußte ich vermuthen, H.'s Briefe würden controlirt, und er habe aus Furcht, sich der Post anzuvertrauen, sich dieser Weise bedient. Wahrscheinlich hatten mancherlei Formalitäten, welche zu meiner Verhaftung in einem fremden Lande nothwendig waren, dem Boten Zeit gegeben, anzukommen, ehe eine Nachforschung nach mir gehalten werden konnte.

Wie ich noch am selben Abend Bergen verließ, ist Euch Allen bekannt. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Italien, wo ich alle durch Natur und Kunst merkwürdigen Oerter besuchte, traf ich in Neapel unseren früheren Reisegenossen Fritz B., der jetzt nach Dänemark zurückkehren wollte, um die diplomatische Laufbahn zu betreten. Da ich seinen Leichtsinn kannte, theilte ich ihm, obgleich ich seinen edeln Charakter achtete, nichts hinsichtlich meiner Lage mit. Bald war ich dieses müßigen Lebens müde, und nach Fritz B's Abreise nahm ich die Einladung eines jungen englischen Mineralogen, Mr. Dickson, ihm nach Brasilien zu folgen, wo er ein Bergwerk zu kaufen beabsichtigte, an. Er war ein kenntnißreicher Mann, der ein bedeutendes Vermögen besaß. Wir hatten bereits mehrere geologische Untersuchungsreisen in Calabrien und Sicilien mit einander gemacht und gingen mit einem französischen Schiff nach Marseille, und von dort über Paris nach London, wo wir uns auf einem Postschiffe nach Rio Janeiro einschifften. Nachdem wir in Gesellschaft mit einander mehrere Reisen gemacht, und uns mit der dortigen Natur und den Verhältnissen vertraut gemacht hatten, kaufte Mr. Dickson einige Minen, und begann seinen Bergbau, wozu ich ihm behilflich war. Wir harmonirten gut und ich hielt mich zwei Jahre lang bei ihm auf. Ich führte dort ein unabhängiges und sorgenfreies Leben, was meine äußere Lage betraf. Ich sah ein, ich würde mein ganzes Leben in diesem herrlichen Lande zubringen können, wo die Natur ihre Pracht verschwendet, und zu nützlicher und erfolgreicher Arbeitsamkeit auffordert und wo ich überdieß sicher sein konnte, unbekannt zu bleiben. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich jedoch nach Norden, wo meine Wiege stand, und wo ich Alles, was ich geliebt, zurückgelassen hatte. Vernunft und Gefühl kämpften einen harten Kampf, und trotz alles Schönen und Herrlichen, was mich umgab, fühlte ich mich unglücklich. Ich sah das Wagniß, nach Europa zurückzukehren ein, und wankte in meinem Entschlusse, als plötzlich ein Ereigniß mich bestimmte.

Mr. Dickson erhielt einen Brief von England, worin er die Nachricht erhielt, daß sein Oheim, dessen einziger Erbe er war, todt sei, ihm seine großen Besitzungen und den Baronet-Titel hinterlassen habe und daß er unverzüglich abreisen solle, um dieselben anzutreten. Der einzige Sohn und Erbe des Oheims war todt und dieser Todesfall hatte

Alles ihm zugebracht. Er konnte sich natürlich nicht bedenken, einem solchen Rufe nachzukommen, obwohl er sich in seiner Lage wohl befand und sich mit einer liebenswürdigen Brasilianerin von spanischer Familie verheirathet hatte. Er bot mir sein bedeutendes Eigenthum zu sehr billigen Bedingungen an, aber ich konnte mich nicht überreden, das Anerbieten anzunehmen. Durch die Abreise meines Freundes Dickson war das einzige Band, das mich an Brasilien fesselte, gebrochen und meine Sehnsucht nach dem Norden wurde jetzt unwiderstehlich. Ich hoffte, meine Verfolgung sei nun, nach so langer Zeit aufgegeben, und konnte ich auch nicht an die Rückkehr in mein Vaterland denken, so hatte ich doch theure Freunde in Norwegen, die, wie ich hoffte, mich in ihren Freundschaftskreis aufnehmen würden. So entschloß ich mich, Dickson nach Europa zu folgen. Er verkaufte sein Eigenthum und wir reisten nach England. Nach einigem Aufenthalt in London ging ich nach Bergen. Was sich hierauf ereignete, ist Euch allen bekannt.

(Schluß f.)

Die Wärme des Erdinnern.*)

Wenn die Erde uranfänglich ein heißflüssiger Körper war, dessen Oberfläche in Folge fortdauernder Abgabe von Wärme an den absolut wärmelosen Weltenraum nach und nach bis zur Erstarrung erkaltete, so muß sich neben den mineralogischen und geognostischen Erscheinungen auch eine Reihe von physikalischen Thatsachen beobachten lassen, deren Entstehung und Zusammenhang lediglich auf der Grundlage der vorausgesetzten Feuerflüssigkeit genügende Erklärung finden kann.

Man darf diese Reihe mit einer Negation beginnen; der zweifellose Mangel alles organischen Lebens in der Zeit unmittelbar vor, während und nach der Erstarrung der ältesten Erdkruste dient als Beweis dafür, daß die Hitze des Erdkörpers noch zu groß war, als daß sich ein solches Leben damals bereits entwickeln konnte.

Nachdem hiernach die Erstarrung in der Erdrinde bei weiterer Abkühlung größere Dimensionen angenommen hatte und im Gefolge davon die Wärme auf der Erdoberfläche entsprechend gesunken war, so begann zwar das Entstehen und Gedeihen von Organismen, allein noch wirkten weder Zonenunterschiede noch Jahreszeiten auf deren Individualität modificirend ein. Die Stellung der Erdachse zur Ebene des Sonnen-Aequators muß unbedingt als uranfänglich angesehen werden, es muß also die Ausströmung der Sonnenwärme nach der Erde von Anfang an so beschaffen gewesen sein, wie sie dieß jetzt ist, die Sonnenstrahlen müssen von Anfang an in den verschiedenen Zonen der Erde und während der verschiedenen Jahreszeiten ungleichmäßig gewirkt haben. Allein noch war die eigne Wärme der Erde viel zu groß, als daß die Sonnenwärme einen bemerkbaren Einfluß hätte äußern können; eine gleiche, ziemlich hohe Temperatur umzog den ganzen Erdball und ließ allenthalben, unterm Aequator wie nach den Polen hin, eine gleichgeartete tropische Pflanzenwelt aufwuchern. Versteinerungen in den älteren Sedimentgebilden erheben zur unumstößlichen Thatsache, daß damals bis in den hohen Norden hinauf Palmen gewachsen sind.

*) Aus: G. E. Otto „Grundzüge einer philosophischen Kosmologie.“ Freiberg bei Engelhardt 1860. Das Werkchen, sehr interessant geschrieben, huldigt materialistischen Anschauungen. A. d. R.

Mit der eigentlichen Steinkohlenperiode ging jedoch auch dieser Zustand vorüber. Die Erdrinde war inzwischen stärker geworden und, da sie an sich schon ein schlechter Wärmeleiter ist, so mußte endlich ein Zeitpunkt eintreten, von welchem ab die Wärmezuführung, die von der Sonne bewirkt ward, mit der Ausströmung der Erdwärme in ein Gleichgewicht trat. Von diesem Zeitpunkte an mußten sich allerdings auch Zonenunterschiede und Jahreszeiten geltend machen, allein die Wärme des Erdinnern ward nun nicht weiter verringert und es bildete sich in der Erdrinde selbst eine Grenzlinie, unterhalb deren die Veränderlichkeit in der Einwirkung der Sonnenwärme nicht weiter bemerkt werden kann. Der Zustand einer unveränderten, sich fortwährend gleichbleibenden Temperatur wird in der gemäßigten Zone bei einer Tiefe von 10 bis 12 Lachtern wahrgenommen.

In den Kellern des Observatoriums zu Paris ist in einer Tiefe von $17_{,6}$ Metern seit dem Jahre 1783 ein sehr empfindlicher Thermometer aufgestellt, welcher eine constante Temperatur von $11_{,82}$° C. zeigt und seit länger denn einem halben Jahrhundert nicht die geringste Veränderung nachgewiesen hat. Beobachtungen, welche in Straßburg, Zürich und Brüssel angestellt wurden, lieferten dasselbe Ergebniß. Ganz gleichmäßig tief wird indessen die Ausgleichungslinie nicht überall liegen, weil nicht alle Gebirgsarten gleich gute oder gleich schlechte Wärmeleiter sind, und etwas mehr als $17_{,6}$ Meter möchte man auch darum für die allgemeine Norm annehmen, weil der Pariser Beobachtungsort durch das über dem Keller stehende Tagegebäude gegen den Einfluß von außen her offenbar bis zu einem merklichen Grade geschützt ist.

In der kalten Zone wird man die Temperaturausgleichung muthmaßlich erst bei ungleich größerer Tiefe antreffen. Schergin beobachtete in einem Brunnen zu Jakutzk in Sibirien bei einer Tiefe von $116_{,3}$ Metern noch — $0_{,6}$° C. Eine constante Wärme wird also dort wahrscheinlich erst in einer Tiefe von 75 bis 80 Lachtern eintreten, wenn nicht vielleicht bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von mindestens — 6° C. die Ausgleichungslinie schon in der Region des gefrornen Bodens gefunden werden muß. Zur Zeit fehlen hierüber maaßgebende Beobachtungen.

Die Thatsache aber, daß in der festen Erdrinde eine Wärmeausgleichungslinie wahrgenommen wird, zwingt zu weiteren Folgerungen. Das Terrain oberhalb der besagten Linie muß als das dem Einfluß der Sonnenwärme anheimfallende Gebiet bezeichnet werden, in welchem sich insbesondere die Temperaturunterschiede der Jahreszeiten geltend machen, während das Terrain unter jener Linie lediglich von der Wärme des Erdinnern beherrscht wird. Hieraus folgt, daß von der Ausgleichungslinie niederwärts die Wärme in einem stetigen Zunehmen begriffen sein muß, und dieß hat sich denn auch durch unzählige Erörterungen als ganz unzweifelhafte Thatsache erwiesen. Die Wärme nimmt in demselben Verhältniß zu, in welchem man tiefer in die Erde hinabgelangt; die Zunahme kann zu 1° C. auf je 100 Fuß mehr Tiefe angegeben werden.

Daß nun dieses Anwachsen der Wärme nach dem Erdinnern sich stetig bis zur größten Schmelzhitze steigere, ist allerdings lediglich eine Annahme, folgt aber aus dem obersten Satze, auf welchem die heutige Geologie als Wissenschaft ruht, nämlich aus dem Satze der ursprünglichen Feuerflüssigkeit mit solcher Nothwendigkeit, daß derjenige, der jene Annahme zurückweisen will, sich nicht auf bloße Verneinungen beschränken darf, ihr vielmehr andere Annahmen substituiren muß, welche mindestens einen gleichumfänglichen,

inneren, wissenschaftlichen Zusammenhang in die Geologie bringen und Thatsachen, welche heute noch vor dem Auge des Menschen vorgehen, gleich rationell erläutern. Nicht blos die allgemeinen und besonderen Formgestaltungen des Erdballes und der Erdoberfläche, nicht blos die Entstehung ganzer Reihen von Gebirgsarten und Erzbildungen finden durch die Feuerflüssigkeit einfache und begreifliche Erklärung; auch die heißen Quellen und Dampferhalationen, die Vulcane und Erdbeben, die Senkungen und Erhebungen größerer Theile der Erdoberfläche drängen auf das Bestimmteste zu der Annahme eines geschmolzenen Kernes des Erdkörpers.

Alles Wasser, welches in Quellen aus dem Erdinnern hervorbringt, hat sich vorher irgendwo auf Rissen und Spalten in das Erdinnere verfällt. Hat nun die Erde eine selbständige, nach der Tiefe hin sich mehrende Wärme, so muß das Quellwasser mit um so höherer Temperatur hervortreten, je tiefer es vorher hinabgesunken war. Und diese Folgerung ist durch Bischof's sorgfältige Erörterungen als thatsächliche Wahrheit nachgewiesen worden, nachdem Arago vorher bereits wahrgenommen hatte, daß die tieferen artesischen Brunnen auch die wärmeren sind.

In den meisten Fällen schwängert sich das Wasser, welches einen längeren Weg durch die Gesteinsarten der Erdrinde zurücklegt, mit chemischen Auflösungen und es neigen sich einige Forscher wohl zu der Ansicht hin, daß der Grund der Erwärmung von Quellwassern darin zu suchen sei, daß bei der Entwicklung jener chemischen Auflösungen Wärme frei werde. Ich kann indessen dieser Erklärungsweise nicht beipflichten, sie findet bei den großen Temperaturunterschieden zwischen Wassern von ganz ähnlichem chemischen Verhalten gar zu wenig thatsächliche Rechtfertigung. So haben z. B. die Mineralquellen von Carlsbad und Marienbad, welche dort wie hier auf den Contactgrenzen der Granite ausbrechen, in ihrer chemischen Zusammensetzung sehr große Aehnlichkeit und doch herrscht in ihrem Wärmegrade eine sehr große Differenz.

Verfallen sich Wasser tief genug in die Erde, um bis zum Siedepunkte erhitzt zu werden, so müssen Verdampfungen und an der Erdoberfläche Dampferhalationen entstehen. (Schluß folgt.)

Historisches Schatzkästlein.

R. B. Aus einem Briefe eines deutschen Edelmanns aus Paris, datirt 20. Januar 1777: „Monsieur, mon très aimable Pere! An unserem Tische speisen feine Leute, drei Officiere mit dem Ludwigsorden, zwar in zerrissenen Kleidern, aber Männer von Geburt und Ehre, ein lahmer berühmter Tanzmeister und ein geschickter Zahnarzt, der sich seine eigenen Zähne, wie er sagt, ohne Schmerzen ausgerissen hat. Ihr Essen ist wunderliches Zeug und schmeckt nach allerhand und nach nichts.... In der Oper bin ich auch gewesen. Wenn ich unseren Pudel ins Ohr kneipe, so singt er meiner Ehre besser. Doch bunt und drollig sieht das Ding aus, wie ein großer Raritätenkasten, wenn sie in lauter Gold und Silber in einer Wolke niederschaukeln; auch blitzen und donnern sie gut. Vorige Woche bat mich der Gesandte zum Essen. Er macht mir zu viel Complimente und will mich, wie er sagt, in gute Häuser führen; aber ihre besten Häuser gefallen mir nicht; sie sind so groß wie die Kirchen und der Hof sieht einem Gottesacker ähnlich. Auch Frauenzimmer waren da, alle übertüncht und

bemalt und befirnißt. Ich habe noch nicht ein ächtes Fleckchen Weiberhaut gesehen. Wenn ich hier heirathen sollte, so würde ich die Braut durch Lauge ziehen, um zu sehen, ob sie Farbe hielte. Hier trägt der Kutscher einen Haarbeutel und der Herr fährt ungekämmt Visiten. Flohcouleur ist jetzt die Leibfarbe, gewiß es kommt die Reihe an das andere Ungeziefer auch.“ rc.

F. Gr. Ein lohnender Gedanke. Als einmal über den Minister Cardinal Mazarin bittere Schmäh- und Spottschriften verbreitet waren, that er hierüber sehr aufgebracht und erließ sofort die gemessensten Befehle, auf fragliche Pasquille möglichst zu fahnden und soviel man deren habhaft werden könne, ihm einzuliefern. Er selber wolle sie vernichten. Man hatte eine ziemliche Partie von Exemplaren aufgebracht; kaum aber war er in deren Besitze, so ließ er sie — unter der Hand wieder verkaufen. Die verbotene Waare fand so reißend Absatz, daß er dafür gegen zehntausend Thaler einnahm und später auch noch die Lacher auf seiner Seite hatte. — „Die Franzosen, pflegte er unter Andern zu sagen, sind herrliche Menschen; ich lasse sie singen und schreiben, und sie lassen mich machen, was ich will.“ (Und nun?)

H. Was in früherer Zeit ein König der Ministrels empfing. Im Jahre 1426 führte ein gewisser Jehan Facien, von Geburt Franzose, diesen Titel. Er kam nach Dijon, angezogen von der prächtigen Hofhaltung des Herzogs von Burgund, welcher ihn auch in seine Dienste nahm. Er war verpflichtet, seinen Herrn auf allen Reisen zu begleiten und erhielt für seine Dienste jährlich 22 Franken „pour soi aidier et abillier pour plus honorablement servic Monseigneur“ wie es in der Urkunde heißt. Im nächsten Jahr wurde der Gehalt des Künstlers auf 31 Franken 10 Sous erhöht. Doch erfreute er sich dieses Glückes nicht lange, denn er starb schon im Jahr 1433.

Miscellen.

H. Der berühmte Naturforscher Blanchard von Paris hat vor der französischen Akademie der Wissenschaften seine Untersuchungen über die Saurier (Eidechsen) und Schlangen verlesen mit besonderer Berücksichtigung der Verschiedenheiten ihrer Hautbedeckungen. Er sagt, daß nach seinen Beobachtungen und Experimenten die Schuppen der Schlangen eigens zur wirksamen Aufnahme von Luft organisirt sind. Dieselben sind in Folge ihrer knöchernen Bestandtheile sehr solid und aus mehreren übereinanderliegenden Schichten gebildet, in denen Canäle und Zwischenräume verlaufen, welche mit Luft angefüllt ihrer Haut den eigenthümlichen Silberglanz verleihen. Taucht man das Thier auf längere oder kürzere Zeit unter Wasser, so wird die Luft aus den Schuppen ausgetrieben und die Zwischenräume füllen sich mit Wasser. Um die Permeabilität der Schuppen zu beweisen, wendete Blanchard gefärbte Flüssigkeiten an. Unter den Sauriern hat allein das Chamäleon eine warzige Haut, welche nur einen unwesentlichen Theil an der Reorydation des Blutes nimmt. Der gelehrte Forscher meint, daß je niedriger die Stufe eines Reptils in der Reihe der Thiere sei, desto wichtiger seine Haut für die Respiration werde. Das vergleichende Studium dieser Verhältnisse bei den Thieren wird gewiß manches Licht auf die Physiologie des Menschen werfen.

— **Der Kölner Dom und der Centralbahnhof.** Die Londoner „Critic“ vom 8. September spricht in einem Artikel über „Kunst und Künstler“ ihr tiefes Bedauern über die „Kunstbarbarei“ der Kölner aus, welche zwischen ihrem stolzen, erhabenen Dom und ihrem stolzen, breiten Rhein den neuen Centralbahnhof mit seinen Locomotiven und Wagenburgen, sowie mit seiner prosaischen, alle Aussicht auf den Strom und die Stadt versperrenden Eisengitterbrücke, erbaut haben. Die „Critic“ bezeichnet dergleichen unkünstlerische Juxtapositionen als „Amerikanismen“ — als ob solche Contraste des Heiligen und des Profanen nicht auch in Alt-England und selbst in Westminster vorkämen! Die Eisenbahnen, meint unser Kritiker, hätten es sich ganz besonders zur Aufgabe gemacht den Schönheitssinn zu verletzen. Einen ähnlichen Eindruck, wie die Eisenbahn-Brücke bei Köln, mache die am Rheinfall bei Schaffhausen und die Rundbahn am Clarens-Ufer des Genfer Sees. „Niemals,“ so schließt die „Critic“ ihre Bemerkungen „ist die Arbeit der Menschenhand in so entschiedenem, unversöhnlichen Widerspruch mit der Natur gewesen, als im neunzehnten Jahrhundert.“

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Von J. Baader. — Zur Kritik älterer ungarischer Geschichte. Von E. Rösler — Gottfried Christof Beireis, Professor zu Helmstedt. Von C. von Heister. — Schwedische Lebensbilder. Drei Novelletten. Von W. von Braun. — Am Meere. Platonische Skizzen. Von G. Schwanitz. — Der Feldzug des Jahres 1805. Von A. Moriggl. — Nordlands-Sagen. Ein Balladenstrauß. Von W. Grothe. — Wilhem Farel und Peter Viret. Von C. Schmidt. (Forts. f.)

H. In der dritten Auflage des „Führers durch die Museen Italiens, Spaniens, Deutschlands, Belgiens und Frankreichs“ von Louis Viardot wird Folgendes über München gesagt: „Dieses deutsche Athen besitzt außer seinen in allen Stylen der Kunst nachgebildeten merkwürdigen Gebäuden und Monumenten zwei glänzende Sammlungen, die eine für Gemälde, die Pinakothek, die andere für plastische Werke, die Glyptothek. Die letztere enthält eine Sammiung antiker und moderner Sculpturen, welche, wenn sie auch nicht die unerreichbare Wichtigkeit des Vatican und Capitol hat, doch mit allen anderen Sammlungen der Welt rivalisiren kann, und deren Bildung man dem erleuchteten Geschmacke eines Fürsten verdankt. Hier kann man eine der ehrwürdigsten Reliquien althellenischer Kunst bewundern, die berühmten Marmorfiguren des Tempels zu Aegina, welche 1812 durch den Kronprinzen von Bayern erworben wurden.“ Die Fresken von Cornelius geben Viardot Gelegenheit, das Genie, die Tendenz und den Umfang der modernen deutschen Kunst zu würdigen.

H. Im Jahre 1847 betrug die Zahl der in Frankreich von der Post besorgten Briefe nur 126,480,000 mit einem Ertrag von 45,048,120 Frs. Seit der Reduction der Brieftaxe auf 20 Centimes haben sich diese Zahlen verdoppelt, denn im Jahre 1859 stieg die Menge der Briefe auf 259,450,000, und der Erlös auf 52,019,980 Frs.

. **(Todesfälle.)** In Berlin starb am 2. Oktober der in der deutschen Theaterwelt allbekannte Julius Cornet, einst ein gefeierter Tenor, zuletzt Director des Operntheaters in Wien und der Victoriabühne in Berlin. Er ist dreiundsechszig Jahre alt geworden. Seine Gattin lebt als beliebte Musiklehrerin in Hamburg.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

4. November 1860.

I. Jahrgang. Nro. 21.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Frühlingsdonner.*)

Mich freut, wenn bei Beginn des Maien
Der erste Frühlingsdonner kracht,
Und schäkernd mit der Welt Erneuen
Aus vollem Hals am Himmel lacht;

Wenn über weiten Blumenbeeten
Sich Donner, Staub und Sprühen drängt,
Der Sonne Gold durchwirkt die Fäden,
Woran die Regenperle hängt.

Vom Berge stürzen rasche Flüsse,
Im Walde schweigt nicht mehr der Chor,
Des Waldes Sang, des Berges Grüße
Ziehn froh und dröhnend dort empor,

Als hätt' aus lichtem Göttersaale
Der flücht'gen Hebe milde Hand
Die hochaufschäumend volle Schaale
Herabgegossen auf das Land!

Die Eisrinde.

Der Fluß verdichtet sich und dunkelt,
Und von der Rinde dicht bedeckt
Hat sich der Glanz, der ihm entfunkelt,
In Eisesklammern tief versteckt.

Doch macht selbst der allmächt'ge Frost
Das Leben, fesselnd sich, nicht eigen:
Es fließt darunter, schwirrt und stoßt,
Und ängstiget das Todesschweigen.

So, wenn des Daseins Frost getroffen
Ein menschliches verwaistes Herz,
Strömt nicht mehr drin der Jugend Hoffen,
Glänzt nicht mehr seiner Wogen Scherz.

Doch unterm Eise, von dem Grunde
Summt Leben noch und Kraft empor,
Vernehmlich dringt zu mancher Stunde
Gar wunderbarer Klang hervor.

Der Friedlose.

Novelle.

Aus dem Norwegischen von Heinrich Noë.

(Schluß.)

Dieß ist eine treue Schilderung meines Lebens; Ihr werdet daraus entnehmen, ob der Mann, den Ihr mit so vieler Freundschaft in Euren Kreis aufgenommen und dem Ihr soviele Beweise Eueres Wohlwollens gegeben habt, desselben würdig ist. Mein Unglück ist unüberwindlich, denn ich bin friedlos; Euere Güte hat es zwar gemildert, aber ich fürchte doch, mein Leichtsinn hat mich in Eueren Augen, die mir stets mitleid-

*) Aus Feodor Tjutschew's Gedichten. Deutsch von H. Noe. Leipzig 1860. Engelmann.

voll zugewendet waren, herabgesetzt. Die Verhältnisse die Ihr kennt, nicht meine Bemühungen haben die Liebe Emmas zu mir wachgerufen, wie die erste Liebe, die ich zu einem Weibe hegte. Mein höchstes Glück fände ich in einer Vereinigung mit ihr. Als Mann von Ehre muß ich Euch jedoch bitten, meine Lage und meine Verhältnisse zu berücksichtigen, um es mindestens für zweifelhaft zu halten, daß sie dieses Glück bei mir finden kann. Ich bin friedlos, und dieser Gedanke wird mein ganzes Leben, und wohl auch das ihrige verbittern.

Ich habe Amerikas herrliche Urwälder durchwandert, ich habe unter Italiens üppigen Orangen- und Cypressenhainen geweilt; mich ergreift ihre wunderbare Schönheit, aber in meinem Geiste verschwindet sie gegen die ehrwürdigen Eichen und dunklen Fichten, welche die heiteren Gestade des Mälar schmücken, wo ich meine unschuldige Kindheit und Jugend fröhlich verlebte — und die ich nie mehr sehen kann. Ich habe Brasiliens Blüthenpracht und Neapels und Siciliens Blumengefilde bewundert; aber in meinem Herzen sind sie nichts gegen die Anemonen, die ich in meiner heiteren Jugend im Schatten der schwedischen Fichte pflückte. Die saftschwellenden Früchte des Südens haben meinen Durst gelabt, aber sie erinnerten mich nur an die Beeren meines kalten Vaterlands. Ich habe den Zaubertönen südlicher Waldsänger gelauscht — doch sie weckten in mir nur eine schmerzliche Erinnerung an die Nachtigall des Nordens, an das Zwitschern der Schwalbe auf dem Dache meines Vaters und des Kukuks eintönigen Ruf. Ich habe Brasiliens goldglänzende Vögel gesehen, wie sie Feuerfunken gleich, von Zweig zu Zweig blitzten. Was waren mir Italiens und Brasiliens von der Sonne versengte Gefilde gegen die saftgrünen Matten meines Vaterlandes, die ich nie mehr schauen sollte? Die Silberstimmen Spaniens und Italiens, zu denen die Mandolinen klingen, erfreuten mich nicht; sie weckten Erinnerungen an die Mollmelodien der Heimath, die ich mit der Flöte nur nachahmen, niemals aber wieder von den Sängern im Norden singen und in seinen Bergen wiederhallen hören konnte. Die lispelnden Zungen des Südens erweckten Sehnsucht nach der kräftigen Sprache des Nordens, die muthig und aufrichtig spricht.

Mein Sehnen zog mich nach Norden. Von meinem theuren Vaterland war ich verstoßen, aber das Glück eröffnete mir eine Zuflucht in Norwegen, das Eure Freundschaft mir zur zweiten Heimath machte. Eine der Natur meines Vaterlandes verwandte Umgebung konnte mir das Verlorene näher bringen; eine Schwestersprache konnte mein Ohr erfreuen, und nordische Kraft und Treue könnten mir wieder Trost bringen.

Ich hoffte, mit der Zeit seien meine Verfolger müde geworden, und wenn ich mich auch in den größeren Städten nicht niederlassen konnte, glaubte ich doch an einen oder den andern bescheidenen Erdwinkel, wo ich mich mit etwas beschäftigen könnte, vor Allem mit dem Bergwesen, das lange Jahre hindurch mein Studium gewesen war. An Vermögen fehlte es mir nicht. Das bei meinem Bruder angelegte Kapital hatte ich in Brasilien vermehrt. Ich zog nach Bergen; mein späteres Leben brauche ich nicht weiter zu erörtern.

Ich kann begreifen, daß, wer freiwillig sein Vaterland verlassen hat, um in fremden Zonen sein Glück zu suchen, sich von der Pracht hinreißen zu lassen vermag, welche die Natur über dieselben ausgegossen hat, und er bei Vergleichung mit seinem ärmeren Vaterlande nach diesem keine Sehnsucht mehr verspürt. Aber für den Friedlosen gibt es nur dort Glück, von wo er nicht mehr zurückkommt. Ihm ist die ganze Erde öde und leer, denn nur das ihm Unnahbare hat Werth für ihn.

Hiemit, theure Freunde gebe ich das Loos meiner Zukunft in Eure Hand. Prüfet Alles mit ruhigem Auge, und laßt Euch bei Eurem Urtheilsspruche nicht von Eurem Wohlwollen gegen mich leiten, wird ja doch nicht mein, sondern Emmas Geschick entschieden. Ohne Klage werde ich Euren Verbannungsspruch entgegennehmen. Auf mir liegt die Schuld und willig werde ich den theuren Norden verlassen, denn nachdem, was geschehen, kann ich mich in meiner lieben Emma Nähe nicht aufhalten. Mein Abschied wird schwer werden, aber noch schwerer wäre mir, dem geliebten Wesen, dessen Glück das Ziel meines Strebens ist, eine trübe Zukunft bereitet zu haben.

Nachdem Gustav diese Mittheilung erhalten, las er sie seiner Mutter und Bruder Karl vor. Nicht selten weckte sie die Thränen der weichen Frau. Ihre romanhaften Ideen erwachten rasch. Oft rief sie: Er ist ein edler Mann, und was man sein Verbrechen nennt, hebt ihn nur noch höher in meiner Achtung. Mehr als genug hat er für seine Aufopferung in der Freundschaft gelitten. Er soll dafür durch die unsrige belohnt werden. Ich will ihn als Mutter an die Brust drücken.

Wollen wir indessen, sagte Gustav, unsern Entschluß in dieser für uns alle hochwichtigen Angelegenheit nicht übereilen. Auch ich fühle es, meine Freundschaft zu Broström hat durch diese seine Erzählung mehr zu- als abgenommen. Hier aber handelt es sich um die Zukunft unserer theueren Emma. Würde sie es mit ansehen können, wenn man ihren Gatten als verurtheilten Verbrecher von ihrer Seite risse, im Falle ein unseliger Umstand seinen Aufenthaltsort entdeckte? Würde die Furcht vor einem solchen Ereigniß nicht ihr ganzes Leben verbittern? Ihre Liebe zu Broström ist allerdings weder flüchtig noch ungerechtfertigt, aber je mehr sie ihn liebt und je mehr sie von seiner moralischen Unschuld überzeugt ist, desto größer werden ihre Besorgnisse sein. Können wir es verantworten, sie an ein so unsicheres Geschick zu ketten? Wird sie stark genug sein, es zu ertragen? Broström hat uns selbst darauf aufmerksam gemacht.

Er ist ein viel zu edler Mann, als daß er sein Glück auf Kummer und Angst gründen wollte, die ja auch seine Zufriedenheit zerstören würden.

Carl pflichtete den Bedenklichkeiten seines Bruders bei, aber die exaltirte Mutter beharrte auf ihrer Ansicht.

Lassen wir Emma selbst über ihr Schicksal entscheiden, sagte sie, wir haben kein Recht, sie über die Verhältnisse Broströms in Unwissenheit zu lassen. Wie sehr die Ungewißheit auf ihre Gesundheit einwirkte, haben wir gesehen, und ich fürchte längere Zweifel würden sie ganz und gar aufreiben. Selbst die traurigste Gewißheit ist besser, als solche Ungewißheit. Hat sie Stärke, ihrem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen, so wird sie auch in ihrer Liebe Trost finden, wenn das Unglück sie treffen sollte.

Der bestimmte Wille der Mutter behielt die Oberhand, und es wurde beschlossen, daß Broströms Schilderung seines Lebens und seiner Verhältnisse Emma mitgetheilt werden sollte Vorher jedoch mußte Carl sie darauf aufmerksam machen, daß sie traurige Enthüllungen bezüglich Broströms gesellschaftlicher Stellung enthalte.

Emma durchlas sie mehrmals unter Thränen. Als die Brüder und die Mutter sie um ihren Entschluß befragten, rief sie: Nie habe ich gewankt. Ich folge ihm in Leben und Tod, in Glück und Unglück. Sein sogenanntes Verbrechen macht ihn mir nur theurer, ich will ihn trösten und sein gedrücktes Herz erheitern. Und sollte ich mein Vaterland und alle meine Lieben verlassen müssen, ich folge ihm an das Ende der Welt.

Ohne ihn gibt es für mich kein Leben, und ich will in die Arme des Todes sinken, wenn die seinigen sich nicht für mich öffnen.

Die Mutter brach in Thränen aus, in Thränen der Freude und des Grams. Carl sagte: Gottes Wille geschehe! Er beschütze Euch Beide in Euerem schwanken Geschicke.

Broström wurde gerufen und die Verlobung gefeiert.

Die Hochzeit wurde auf den nächsten Winter verschoben, theils wegen der nothwendigen Vorbereitungen für Wohnung und Einrichtung, theils, weil Broström noch einige Zeit sich in Königsberg zum Studium des Hüttenprocesses aufhalten wollte. Uebrigens brachte er jede Stunde, die er seiner Beschäftigung abnöthigen konnte, bei Moe zu, und ein neues Leben schien Allen aufgegangen zu sein.

Wenige Tage vor der für Broströms Abreise festgesetzten Zeit wurde die Familie unangenehm durch Munks Ankunft überrascht. Er habe, meldete er, auf seiner Reise die bevorstehende Verbindung Broströms mit Emma erfahren und wollte sich die Freude nicht nehmen lassen, einen kleinen Umweg zur persönlichen Darbringung seiner Glückwünsche zu machen.

Seine Anwesenheit brachte einen unangenehmen Eindruck in der Familie hervor. Sein Auftreten war zu schmeichlerisch, als daß man es für aufrichtig halten konnte, besonders da seine früheren Bemühungen um Emma und sein Haß gegen den vorgezogenen Broström für Niemanden Geheimnisse waren.

Er erklärte, seinen Aufenthalt auf einen Tag beschränken zu müssen, da ihn Geschäfte abriefen, freue sich aber die Familie glücklich versammelt gefunden zu haben.

Nachmittags, als die Familie um den Theetisch saß, erzählte Munk, er habe sich einige Zeit in Fahlun wegen des Kupferbergwerkes aufgehalten und in der dortigen Umgegend verschiedene interessante Bekanntschaften gemacht. Unter diese zähle er besonders einen Minenbesitzer Namens Silen, bei dem er sich längere Zeit aufgehalten und dort mit vieler Freundlichkeit behandelt worden war. Er war Ihnen, Herr Broström, in so hohem Grade ähnlich, daß ich Ihn für Ihren Bruder, oder wenigstens für Ihren Verwandten hielt, was er jedoch verneinte. Sie kennen ihn vielleicht selbst, Herr Broström, und werden in diesem Falle meine Bemerkung richtig finden.

Sie irren sich, Herr Munk, sagte Broström ruhig, ich kenne keinen Grubenbesitzer dieses Namens.

Munk beobachtete ihn scharf und sah, daß seine Ruhe nur erkünstelt war. Broström konnte den unheimlichen Eindruck der Frage nicht verbergen; eine düstre Stille lagerte auf der Familie. Emma, die eben Thee einschenkte, wurde bleich wie eine Leiche ließ die Theekanne fallen, und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl, von welchem Broström sie aufhob. Munk konnte ein boshaftes Lächeln nicht unterdrücken, sondern fragte mit erheuchelter Theilnahme nach dem Grund ihres Uebelbefindens.

Carl antwortete, sie sei noch vor Kurzem gefährlich krank gewesen und werde bei der geringsten Anstrengung leicht von Schwindel befallen, der jedoch immer rasch vorübergehe. Nach einiger Zeit kam Emma zurück und suchte ruhig zu scheinen.

Der Abend verging unter den Erzählungen Munks von seinen Reisen, wobei er die Familie durch seine Abenteuer wieder aufzumuntern suchte. Seinen gesuchten Scherzen glückte es nicht, die Mißstimmung zu vertreiben, die Alle, ausgenommen ihn, beherrschte.

Broström reiste am Abend ab, und Munk verließ die Familie am nächsten Morgen.

Kurz nach Munks Abreise kam Broström zu Moe in gedrückter Stimmung. Er ist mein böser Genius, rief er, er wird nicht rasten und ruhen, bis er mich in's Unglück bringt. Die Absicht seines Besuches, soviel ist mir gewiß, war keine andere, als sich zu vergewissern, ob ich der verbannte Silen bin, dessen Geschichte er in Schweden aufgespürt, wozu meine Aehnlichkeit mit meinem Bruder wahrscheinlich ihm den Gedanken eingab. Schon längst wußte ich, daß er mich haßt, und dieser Haß wuchs jeden Tag durch mein Verhältniß zu Emma, um die er sicher selbst werben wollte. Bald wird er meinen Zufluchtsort verrathen. Ich bin nicht länger sicher hier. Vielleicht ist es das Beste, wenn ich das Land so schnell wie möglich verlasse.

Mutter Moe widersetzte sich dem. Sie hielt es nicht für möglich, daß Munks Haß soweit gehe, Broström anzuklagen, da er die Folgen für Emma, die er doch zu lieben schien, voraussehen mußte.

Sie konnte über Niemand schlecht denken.

Emma äußerte über das, was Broström zu thun gedenke, keinerlei Meinung, sondern erklärte nur, daß sie ihm überall hin folgen würde, so schwer es ihr auch fallen möge, das Vaterland zu verlassen.

Carl meinte auf Munks Schonung in diesem Falle nicht rechnen zu dürfen, rieth aber doch von einer übereilten Reise ab, da die nothwendigen diplomatischen Verhandlungen vor Broströms Auslieferung lange Zeit in Anspruch nehmen, und seine Freunde in Schweden ihn nach einer Anzeige Munks gewiß warnen würden.

Diese Gründe bewogen Broström, seine beschlossene Reise nach Königsberg auszuführen, und auch seinen Bruder von dem Vorgefallenen zu unterrichten, damit es dieser dem Grafen B* mittheilen konnte.

Broström hatte sich zwei Monate in Königsberg aufgehalten, als er eines Morgens am Fenster saß und den herrlichen Wassersturz Nybrofos betrachtete, wie er gegen die Brücke schäumt und Regenbogen aus seinem Staube bildet.

Als er die Augen zufällig auf die Strasse warf, sah er Munk vorbeigehen und ihn mit schadenfrohem Lächeln grüßen.

Broström erwiederte seinen Gruß kalt. Wie ein Messer fuhr ihm die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks durch die Brust.

Munks Name war Broström während seines Aufenthaltes in Königsberg oft zu Ohren gekommen, aber immer in einer Weise, die ihn in ein schiefes Licht stellte, denn man hatte sich immer mit Zufriedenheit über seine nothwendige Abwesenheit geäußert.

Eine Stunde später sah Broström einen schwedischen Husarenwachtmeister mit vier Husaren von Munk begleitet gegen sein Haus herankommen.

Broström erkannte nun sein Unglück und dessen Quelle.

Der Wachtmeister trat ein und wies Broström eine Requisition, von dem Oberstatthalter in Stockholm unterzeichnet, die seine Auslieferung verlangte und von dem Oberberghauptmann in Königsberg, der damals die oberste Behörde der Stadt war und die Auslieferung bestätigte, gegengezeichnet war.

Broström erklärte sich bereit dem Wachtmeister zu folgen; dieser jedoch sagte, er wolle Broström zwei Stunden Zeit geben, sich auf seine Reise vorzubereiten. Während er das Zimmer verließ, steckte er Broström heimlich einen Zettel zu.

Nachdem der Wachtmeister hinausgegangen war, öffnete Broström den Zettel und fand darauf folgende, von Graf B's* ihm wohlbekannter Hand geschriebene Worte: Sei ruhig! Alles ist in Ordnung.

Zwei Stunden später wurde Broström auf einem Karren, und zwar gefesselt fort transportirt, begleitet von dem schwedischen Wachtmeister und den vier Husaren.

Diese Scene erregte in Königsberg, wo Broström sich durch seine Kenntnisse, Fähigkeiten und durch sein anspruchsloses einnehmendes Wesen vielfache Theilnahme errungen hatte, warmes Mitleid.

Der Einzige, der Broström anzuschwärzen suchte, war Munk, der sich Mühe gab, die schändlichsten Gerüchte über ihn zu verbreiten. Da jedoch Munk als Mensch von zweideutigem Charakter bekannt war, machten seine Erzählungen nur wenig Eindruck. Die allgemeine Meinung war, Broström sei eines politischen Verbrechens, die damals in Schweden keine Seltenheit waren, unschuldig angeklagt. Broströms Ruhe bei seiner Verhaftung bestärkte diese Meinung

Der Gefangene wurde über Drammen und Christiania geführt, und erregte überall großes Aufsehen. Auf der ersten schwedischen Station jenseits Kongsvinger wurde Nachtquartier genommen. Morgens fand sich eine Person in Uniform ein, die dem Wachtmeister eine Ordre vorzeigte, Broström augenblicklich freizulassen. Der Befehl wurde alsbald vollzogen. —

Diese Person, die sich einen Polizeioffizianten aus Stockholm nannte, trat zu Broström, und verkündete ihm seine Befreiung. Dabei übergab er ihm einen Brief von B's Hand, worin ein Paß auf den Namen Broberg lautend und eine Summe Geldes lagen. Der Brief war kurz und enthielt nur folgende Worte ohne Unterschrift:

„Reise unverzüglich nach Kopenhagen und halte dich dort auf, bis du weiteres von mir hörst. Bediene dich des Namens, auf welchen der Paß lautet. Auf allen Stationen werden nach der beiliegenden Liste Pferde bereit gehalten. Du hast einen Feind in Norwegen. Gott sei mit Dir, dein aufrichtiger Freund."

Es blieb Broström ein Räthsel, wie es mit seiner Verhaftung zusammenhing, ob diese fingirt und der Verhaftbefehl falsch, oder der Befreiungsbefehl falsch waren. Daß sein Beschützer in Stockholm auf die eine oder andre Weise seine Finger im Spiel hatte, war ihm klar, unbegreiflich jedoch der von ihm einzuschlagende Weg.

Er trat indeß seine Reise sogleich an, und erreichte Kopenhagen, ohne daß ihm irgend ein Hinderniß in den Weg kam.

Die Familie Moe hatte durchaus keine Nachrichten von Broström, sondern wunderte sich nur, daß die gewöhnlichen Briefe von ihm ausblieben. Nach Verlauf von 14 Tagen erhielt Emma einen Brief, woher, wußte sie nicht, da damals die Postzeichen noch nicht im Gebrauche waren. „Ihr geliebter Bräutigam, Ihr bewunderter Ritter, Ihr Tugendmeister geht jetzt seiner verdienten Belohnung entgegen. Schwedische Husaren haben ihn in Königsberg abgeholt und auf die ihm angewiesene Festung gebracht, wo er die über ihn verhängte Kettenstrafe abbüßt. Wollen Sie sehen, wie er sich in Zuchthauskleidung ausnimmt, so machen Sie eine Reise nach Marstrand, wo Sie Ihren Abgott gewiß finden und in seiner Glorie strahlen sehen werden."

Bei dem Anblick dieser Zeilen wurde Emma bleich, der Brief entfiel ihrer Hand und sie stürzte ohnmächtig zu Boden. Carl, der zugegen war, trug sie auf seinen Armen

nach ihrem Zimmer, und brachte sie zu Bett, wo die Mutter sie durch wohlriechende Wasser wieder zur Besinnung zu bringen suchte.

Man las nun den unglückseligen Brief. Obschon die Hand verstellt war, zweifelte man keinen Augenblick, daß derselbe von Munk kam.

Bald erwachte Emma in einem verzweifelten, krampfhaftem Zustande auf. Sie erhob sich und rief: Ich will zu ihm, ich will ihm nach in die Ketten, Nichts soll uns mehr trennen. Sie wollte aus dem Bette steigen, aber ihre Kräfte verließen sie und sie sank zurück. Nach zwei Wochen verfiel sie in einen Fieberzustand, der ihre Lage bedenklich machte. Der Arzt gab nur wenige Hoffnung.

Broström hatte sich in einer wenig besuchten Straße in Kopenhagen eingemiethet. Er suchte keinerlei Umgang, um so mehr, als er keinen Bekannten daselbst besaß Jeden Morgen und Abend erfrischte er sich durch einen Spaziergang auf den Wällen und weniger bekannten Promenaden. Auf einer dieser Wanderungen stieß er unerwartet auf seinen alten Freund Fritz B*, dessen dortiger Aufenthalt ihm unbekannt gewesen war.

Diese Begegnung überaschte ihn auf das höchste. Broström freute sich weniger darüber, da er kein Vertrauen auf Fritzens Vorsicht hegte, wenn er auch an seinem guten Willen nicht zweifelte.

Fritz überhäufte Broström mit Fragen, und wollte, er solle mit ihm nach Hause kommen. Broström antwortete, er wolle unbekannt bleiben, und stellte deßhalb an Fritz die Bitte, ihm nach seiner Wohnung zu folgen, wo sie sicherer mit einander sprechen könnten, als auf einer öffentlichen Promenade.

Fritz theilte ihm mit, er sei Secretär im Ministerium des Auswärtigen, mit einer liebenswürdigen Frau verheirathet und habe zwei Kinder. Du kannst glauben, sagte er, aus dem leichtsinnigen Fritz ist ein verständiger gesetzter Mann geworden. Du kannst auf mich bauen, und wenn ich in deinen Verhältnissen dir durch irgend etwas nützlich sein kann, so zähle auf meine aufrichtige alte Freundschaft. Ich will dir nach Hause folgen, und du wirst mir anvertrauen, was du auf den Herzen hast. Meine Stellung gibt mir vielleicht Gelegenheit, dir zu helfen, und an meiner Discretion zweifelst du wohl nicht, wenn es das Wohl oder Wehe eines Freundes gilt.

Zu Hause erzählte Broström Fritz seine Lebensgeschichte.

Es ist möglich, sprach Fritz, der ihm mit tiefer Theilnahme zugehört hatte, daß etwas in Betreff deiner Auslieferung im Departement des Auswärtigen eingelaufen ist, aber ich kann weiter nichts darüber sagen, da diese Angelegenheiten nicht zu meinem Dienst gehören. Indessen verspreche ich dir, Du sollst, wenn in Zukunft irgend etwas davon zur Sprache kommen sollte, rechtzeitig gewarnt werden. Indessen rathe ich dir, dich so wenig, wie möglich, öffentlich zu zeigen. Zu mir kannst du zuversichtlich kommen; ich wünschte von Herzen, dich mit meiner Frau bekannt zu machen, der ich viel von unserm Zusammensein in Deutschland und Italien erzählte. Sie interessirt sich sehr für dich und wird dich herzlich willkommen heißen.

Broström brachte den Winter in Kopenhagen im innigen Verkehr mit Fritz zu.

Schon unmittelbar nach seiner Ankunft hatte er die Familie Moe von seinem Erlebnissen unterrichtet, und durch die Gewißheit seiner Rettung Emma wieder Gesundheit und Freude gegeben.

Jetzt schrieb er Gustav jede Woche, und erhielt von diesem Antwort unter der Adresse Fritzens, der dabei sein altes Freundschaftsverhältniß zu Gustav wieder auffrischte.

Im Monat April benachrichtigte Fritz Broström, es seien Nachfragen über ihn von Stockholm aus eingelaufen und rieth ihm, die Stadt zu verlassen. Broström beschloß, eine Schiffsgelegenheit nach England zu benützen. Die Freunde schieden mit schmerzlichen Gefühlen.

In Edinburg erhielt Broström Nachricht von traurigen Veränderungen, die in der Familie Moe vorgegangen waren.

Mutter Moe war am Schlagfluß gestorben, Carl als Geistlicher in Finmarken angestellt worden, wohin er im Laufe des Sommers in Begleitung Emmas zu reisen gedachte. Er machte Broström den Vorschlag ihm dahin zu folgen, da Emma es wünsche. Dort wolle er sie vermählen, in der Ueberzeugung, daß Broström dort vor allem Nachspüren sicher sein werde.

Dieses Wiedersehen war mit schmerzlichen Gefühlen vermischt. Der Heimgang der alten Mutter Moe ging Allen sehr nahe, eben so die weite Entfernung von Gustav.

Indessen war es ein tröstender Gedanke, daß die Liebenden jetzt in Ruhe für einander leben konnten.

Daß Lyngen eine der herrlichsten Gegenden in Finmarken ist, milderte das Bangen vor dem hohen Norden, und gab ihnen Muth, dem sonnenlosen Winter in getroster Hoffnung auf den glänzenden Sommer entgegen zu gehen. Den größten Trost aber fanden sie in der Innigkeit, mit der sich die drei Familienmitglieder an einander schlossen.

Broströms und Emmas Verbindung war eine der ersten Amtshandlungen, welche Carl in seinem neuen Berufe vornahm. Nach Carls Wunsch mußten die Neuvermählten ihre Wohnung im Pfarrhause nehmen, wo Carl sonst allein geblieben wäre. Der praktische Broström übernahm die Bewirthschaftung von Carls Gründen und alle übrigen Geschäfte, die nicht zu seinem Amte gehörten, Emma die Haushaltung. Eine liebenswürdige Gutsbesitzersfamilie, die in der Nähe wohnte, und die vielfach dort reisenden Kaufleute bildeten ihren Umgang. Große Gesellschaftskreise, für welche Niemand von ihnen Neigung verspürte, vermißten sie nicht. —

Drei Jahre verliefen in häuslichem Glücke den Bewohnern des Pfarrhofes. Emma hatte ihrem Manne einen Sohn und eine Tochter geschenkt, die ihr Glück vermehrten. Gustav hatte zwei Handelsreisen nach Finmarken gemacht, und beide Male einige glückliche Tage bei seinen Verwandten zugebracht. Broström stellte mineralogische Untersuchungen der lappischen Gebirge an, und hielt sich oft unter den Felsen am Kaafjord auf, die durch ihre Metalladern Interesse für ihn darboten. Oft ging er mit Doppelgewehr und Tasche, nur von einem Eingebornen begleitet hinaus, und brachte die sonnenhelle Nacht im Zelte eines Lappen oder auf offenem Felde zu, doch wichen sie ihm immer mit einem ihnen eigenthümlichen Mißtrauen aus. Sie schienen ihn böser Absichten zu beargwohnen, ohne daß er erforschen konnte, aus welchem Grunde sie dieses Mißtrauen hegten. Wahrscheinlich hatte der Umstand, daß sie ihn oft in der Erde graben und Felsen mit seinem Hammer untersuchen sahen, bei ihnen den Gedanken erweckt, er suche die Versteckplätze ihrer verborgenen Habseligkeiten auf, deren viele in diesen Gebirge verloren gehen, weil außer dem Besitzer Niemand davon weiß. Doch trachtete Broström anfangs

darnach, ihr Zutrauen zu gewinnen, kümmerte sich aber endlich nicht mehr viel darum, da er keinen Grund hatte, sie zu fürchten.

Im Sommer des vierten Jahres machte Broström eine Reise nach Alten Talvig um von dort aus seine Untersuchungen am Kaafjord fortzusetzen, wo er betriebwürdige Kupferadern gefunden hatte. Während er sich an den Gebäuden des Strandes aufhielt, sah er ein Boot den Fjord hereinrudern, in welchem er mit Entsetzen seinen Todfeind Munk erblickte.

Sobald es, ohne ihn bemerkt zu haben, vorübergeschwommen war, ging er in die Berge hinein und bestieg die ihm bekannten Felsen allein, da er fürchtete, Munk würde ihm in Lyngen nachspüren.

Acht Tage verstrichen nun, ohne daß Broström zurückkehrte. Die Familie im Pfarrhofe wurde über diese ungewöhnlich lange Abwesenheit unruhig und man schickte zwei mit Broströms Wanderungen bekannte Eingeborene nach Lyngen, ihn zu suchen. Diese verfolgten seine Spur bis zu den Häusern am Kaafjord. Dort erfuhren sie, daß er ohne Begleiter vor sechs Tagen nach den Bergen gegangen sei. Sie zogen nun in die Gebirge hinein und suchten besonders an den Stellen nach, wo Broström sich sonst aufgehalten und nachgegraben, oder die Nacht zugebracht hatte.

Nach zweitägigem Suchen fanden sie ihn zu ihrem Entsetzen in einem kleinen Thale todt dahingestreckt. Sein Kopf war von einer kleinen Büchsenkugel durchschossen, die nach ihren unbedeutenden Gewicht sich sogleich als aus der Büchse eines Lappen gekommen zeigte. Sie brachten die Leiche nach Alten hinab und gaben der unglücklichen Familie von seinem Schicksale Nachricht. Niemand zweifelte, ein Lappe, von jenem oft geäußerten Argwohn getrieben, habe diesen Mord, da Broström dießmal ohne Begleitung war, verübt. Die Trauer der Familie und Emmas Verzweiflung zu schildern, ist unnöthig. —

So erhielt der Friedlose Frieden und die Ruhe im Grabe die er auf der Erde vergeblich gesucht. Daß sein Todfeind, der ihn so unablässig verfolgt, nicht mit Bestimmtheit an seinem Tode schuldig war, tröstete seine Hinterlassenen etwas. Im entgegengesetzten Falle hätte Haß ihren schweren Kummer vergrößert.

Im nächsten Jahre wurde Carl zu einer Predigerstelle im Stifte Bergen versetzt. Emma folgte ihm mit ihren Kindern. Eine zehrende Krankheit raffte sie nach einem Jahre hinweg, und sie starb, glücklich, mit ihrem geliebten Gemahl wieder vereint zu werden.

Die Wärme des Erdinnern.

(Schluß.)

Senkungen und Erhebungen der Erdoberfläche sind als sich gegenseitig bedingende Wechselwirkungen zu betrachten. Ich gehe hier nicht auf die mit dem Durchbruch der eruptiven Massengesteine zusammenhängenden Erhebungen von Gebirgen zurück, ich beschränke mich vielmehr auf Erscheinungen, deren Beobachtung der neuen Zeit angehört, und hebe auch aus ihnen nur Weniges beispielsweise hervor. Ich erwähne vor Allem die fortdauernde und allmälige Erhebung Skandinaviens, welche zuerst von Celsius bemerkt und neuerdings durch Leopold von Buch für den ganzen schwedischen Küstenstrich von Friedrichshall bis nach Tornea und von da bis nach Abo in Finnland fest-

gestellt worden ist. Die Erhebung soll während der historischen Zeit auf beiläufig 200 Fuß zu veranschlagen sein. Sollte nun dieses langsame Aufsteigen der schwedischen und finnländischen Küstenstriche vielleicht eine Bestätigung des von mir angenommenen und beim Transporte der erratischen Blöcke des Weiteren besprochenen horizontalen Durchbruchs involviren? Jener Durchbruch muß am Ende der Tertiärperiode erfolgt sein und hat zunächst horizontal unter der skandinavischen Decke hervor in die Ostsee und die norddeutschen, in der Tertiärzeit noch mit Meer bedeckten Niederungen gewirkt. Diese Wirkung erlangte jedoch schon in der Diluvialzeit ihr Ende; muthmaßlich versperrten die vorschiebenden glutherweichten Massen selbst, indem sie erstarrten, den Durchbruchsweg. Wäre nun aber in dem nördlichen Polarkreise die Wärmeausgleichungsgrenze in der festen Erdkruste während der Diluvialzeit noch nicht festgestellt gewesen, wäre daselbst vielmehr die von den schrägen Sonnenstrahlen wenig gemäßigte Kälte von dieser Zeit ab immer noch tiefer in die Erde eingedrungen, den von deren eigener Wärme beherrschten Kreis weiter zurückdrängend, so müßte die Erstarrung der Erdrinde im Polarkreis nach innen zu noch fortwährend zugenommen haben und dadurch ein Druck stetig erhalten worden sein, welcher, nachdem den heißflüssigen Massen der horizontale Ausweg versperrt war, jene allmälige Hebung in Skandinavien zur Folge hatte und vielleicht noch hat. Ja man würde, wenn derartige Voraussetzungen erlaubt wären, dieselben auch für den großen Durchbruch der Diluvialperiode, welcher die nordischen Geschiebe nach Süden bewegte, als wirksam gewesen annehmen können.

Höchst merkwürdig war die Erhebung eines Flächenraumes von ungefähr 4 Quadratmeilen, welche der Bildung des mexikanischen Vulkanes Jorullo am 28. September 1759 vorausging. Der Vulkan selbst erhob sich darauf vom genannten Tage an in kurzer Zeit bis zu einer Höhe von mehr als 1500 Fuß.

Nicht minder interessant ist die Erhebung der Chilesischen Küste vom Berge Copiapo bis zur Insel Chiloe hinab. Sie erfolgte im Jahre 1835, begleitet von heftigen Erdstößen, betrug zunächst 4 bis 5 Fuß, sank dann alsbald wieder bis auf 2 Fuß zusammen, um sich in dieser Höhe bis heute zu erhalten.

Im Gegensatz zu den Erhebungen ist als wichtigstes Ereigniß das allmälige Niedersinken des Andesgebirges anzuführen. Boussingault stellte dortselbst Höhenmessungen an und aus der Vergleichung seiner dießfallsigen Resultate mit denen, welche von Humboldt's frühere Messungen ergeben hatten, sowie aus dem beobachteten allmäligen Aufsteigen der Schneelinie folgerte er die Thatsache, daß die Höhe des Andesgebirges in einem fortwährenden langsamen Abnehmen begriffen sei. — Alles Einsinken oder Aufsteigen größerer Distrikte des Erdbodens aber deutet auf eine dehnbar fügsame, nachdrängende oder ausweichende Unterlage hin, wie solche in einem heißflüssigen Kerne gegeben sein würde. Endlich legen Vulcane und Erdbeben deutliches Zeugniß von der Herrschaft der Schmelzgluth im Innern des Erdkörpers ab.

Wasserdämpfe, denen Schwefel- und Chlorverbindungen beigemengt sind, Aschen, zerkleinte Schlacken (lapilli) und geschmolzene Laven — das sind die Producte, welche den Vulcanen entströmen. Sie entstammen zuverlässig demselben Feuerheerde, welchem in den vorhistorischen Zeiten die Eruptivgebilde ihre Entstehung verdankten, ja mannigfache Erscheinungen weisen in geringeren Dimensionen ganz denselben Bildungsverlauf nach, welchem in den älteren chaotischen Perioden nach der Erstarrung der Erdkruste

weit ausgedehnte Landstriche unterworfen gewesen sein mögen. Die bereits erwähnte Erhebung des mexicanischen Vulcanes Jorullo im Jahre 1759, der unterseeische Ausbruch in der Nähe der azorischen Insel San Miguel am 13. Juni 1811, welcher eine bald wieder verschwundene Insel von 300 Fuß Höhe und vom Umfange einer englischen Meile hervorbrachte, und der unterseeische Ausbruch in der Nähe von Sicilien im Juli 1831, welcher ebenfalls eine Insel von vorübergehendem Dasein zu Stande brachte, gehören ganz eigentlich hierher. Bei allen diesen Phänomenen wie bei allen vulcanischen Ausbrüchen ist eine Feuerthätigkeit des Erdinnern beobachtet worden und die Behauptung einiger Geologen, daß die Hitze der Auswurfsproducte durch den die Eruption verursachenden Druck und durch die Reibung während des Auswurfes entstehe, kann füglich nicht als richtig erkannt werden. Es ist völlig undenkbar, daß die Reibung eine Hitze hervorbringen könnte, welche Erdarten zu fließenden Laven einzuschmelzen vermöchte.

Ganz auf dieselben Ursachen aber, welche der Thätigkeit der Vulcane zu Grunde liegen, müssen im Allgemeinen auch die Erdbeben zurückgeführt werden; sie sind in der Hauptsache Reactionen des heißflüssigen Erdkernes gegen die feste Erdrinde und unterscheiden sich von den Vulcanen nur dadurch, daß in diesen der Weg, den die ausbrechende Gewalt nehmen will, gegeben ist, während beim Erdbeben eine Durchbrechung der Erdrinde angestrebt wird. Freilich ist es nun bei den meisten Erdbeben der historischen Zeit zum eigentlichen Durchbruche nicht gekommen und darum läßt sich die Ursache des Phänomens gewöhnlich direct nicht erkennen. Dieß hat denjenigen Geologen, welche den sogenannten Plutonismus als unhaltbar verwerfen, Veranlassung zu heftiger Opposition gegeben. Allein weil ein Streit über die Natur der Erdbeben eben nur entstehen kann, wenn die Gegner sich auf vollständig auseinanderlaufende geologische Principien stellen, so scheint mir es richtiger, vor Allem nicht um jene Ursachen, sondern um diese Principien zu rechten, denn jene bleiben zuletzt Consequenzen aus diesen.

Abgesehen hiervon aber nenne ich es einseitige Auffassung, wenn die Forschung in den Erdbeben nichts als unterirdische Bergstürze, welche durch Auswaschungen leicht zerstörbarer Straten, wie Gyps, Steinsalz u. dergl., veranlaßt werden, erblicken will. Es wird Niemand läugnen, daß Zusammenrückungen der Massen bei unterirdischen Auswaschungen vorkommen und daß derartige Vorgänge nach den Erfahrungen, die man in Bergwerken gemacht hat, erdbebenähnliche Erschütterungen hervorbringen können, obwohl man auch in dieser Beziehung nicht zu weit gehen darf, da oft genug bedeutende Zusammenbrüche in Grubenräumen an der Oberfläche gar nicht oder nur sehr unbedeutend empfunden wurden. Allein alle Erdbeben durch solche interne Bergstürze erklären zu wollen, das verräth sicherlich Einseitigkeit und läßt den bei Weitem größeren Theil der Erscheinungen, welche bei Erdbeben vorgekommen sind, völlig unerläutert. Die gesuchte Erklärung der einzelnen Umstände ist bei den meisten Erdbeben nur darin zu finden, daß man in Uebereinstimmung mit den Cardinalwahrheiten des sogenannten Plutonismus eine die Durchbrechung der Erdrinde anstrebende Kraft annimmt.

Ob man nun in dieser Kraft Wasserdämpfe und Gase erkennen soll, welche sich im Innern der Erde entwickelt haben, oder ob die heißflüssige Masse durch grollendes Aufwallen und wellenförmiges Durchschüttern die Ungleichmäßigkeit des Druckes verkündet, welchem sie durch ungleiches Auflagern der erstarrten Erdrinde local ausgesetzt ist, das muß als offne Frage dahingestellt bleiben. Nur aber darauf möchte ich noch auf-

merksam machen, daß der Druck der aufliegenden Erdrinde als absolute Behinderung der von Innen heraus wirkenden Reaction so lange füglich nicht bezeichnet werden kann, als man über die Art der Ueberwindung jenes Druckes noch vollständig im Unklaren ist, während doch die Wirkung selbst in der Geologie und in der Kosmologie als zweifellose Thatsache angenommen werden muß. Jeder, der sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt, gelangt bald zu der Einsicht, daß Tausende von Erscheinungen noch der Erklärung ihres inneren Zusammenhanges entbehren; allein solche Einsicht verführt die Heroen der Forschung noch lange nicht, das mühsam Errungene mit einem Male aufzugeben und sich in überhebende Negationen zu verlieren. Nur wer neue Standpunkte auf positiven Grundlagen und mit weiter gehenden, harmonisch auflösenden Consequenzen, als die des geltenden Systems sind, nachzuweisen vermag, kann Anspruch auf durchgreifende Anerkennung machen.

Historisches Schatzkästlein.

F. Gr. Mittelalterliche Bierpolizei. Daß unsere Vorfahren die Sünden der Bierbrauer strenge rügten und ahndeten, mögen folgende Aufzeichnungen beweisen. Eine Chronik der Stadt Nürnberg, welche ein Bediensteter derselben im Anfange des XVII. Jahrhunderts eigenhändig anlegte und bis zum westphälischen Friedensschlusse fortführte, erzählt hierüber: „Anno 1609 den 17. October hat man allhier der Segerin, Bierbrauerinn in der Pfannenschmiedgasse, Balthasar Schmidt am Kornmarkt, Hanns Hermanckel auch am Kornmarkt, einem jeden ein Faß Bier auf die Fleischbrücke geführt, daselbst den Fässern den Boden eingeschlagen und das Bier in die Pegnitz geschüttet. — Leonhard Spaz, Bierbrauer in der Kothgasse, ist solches auch mit einem Fasse widerfahren, der sich aber ungehorsam erzeigt und sein Haus versperrt gehabt, bis wohl der Löw mit seiner Trommel, der Provos und etliche Provisoner kommen, da er denn aufgemacht und das Faß auf den Aichwagen gelegt, auf welchen sich der Löw mit seiner Trommel gesetzt. Besagten Leonhard hat man auch ob seines Ungehorsams auf den Thurm gestraft, sind auch die drei Bierkieser in das Loch gelegt und zwei davon ihres Dienstes entlassen worden." — Ueber den Ausschank untarifmäßigen Bieres fand sich der Senat der Stadt Regensburg im Jahre 1644 bemüssigt, nachstehenden Beschluß zu erlassen: „Demnach ein Erbarer Cammerer und Rath dieser des heyl. Reichs freyen Stadt Regensburg mit höchstem Mißfallen und nicht ohne sonderbares Bekümmern vernehmen müssen, daß bei diesen ohne das schwären Zeiten und da der Allerhöchste uns wegen übermachten Sünden heimbsuchet, etliche geltsüchtige und aigennutzige Pierbrauer sowohl unter der Bürgerschaft, als auch unter den Innwohnern durch Ubersatz des Nechsten und schändlichen Wucher mit elendem Piere solchen Grimm, Straff und Zorn Gottes noch vermehren und hindangesetzt der christlichen Lieb, erbärmliches Pier vor thewres Geld auszuschenken und zu verkauffen pflegen, dadurch aber der arme benöthigte Mit- und Nebenchrist in großen Schaden auch endlich zeitliches Verderben gebracht würdt: Als können Ihre Ehrenvesten Weißheiten Ihrem tragenden Obrigkeitlichen Ambt nach nicht unterlassen, diejenigen, so solch unchristlich wucherliches Pier ausschenken, der Gebühr nach abzustraffen. Befahlen solchem nach aus väterlichen obrigkeitlichen Eyfer hiemit und wollen, daß an männiglich in denen Schenken gutes Pier verschenkt

und verleutgegeben wird und verordnen, daß die Contravenienten unter den Bierbrauern und Bierschenken ihr eigenes elendes Bier **selber zu trinken** verurtheilt werden sollen, während ihre liebe Burgerschafft, Inwohner und Beisitzern erinnert werden, sich des Bierholens in solchen Schenken bei straff von Vier Gulden gänzlich zu entäussern. Gestalten dann auff solche wucherliche Händel ein mehrer und schärffere Auffsicht gegeben werden solle. Darnach sich mennigklich zu richten und vor Straff und Schaden zu hüten wissen würd. Decretum in senatu den 28. Decembris 1644." — Eine Stelle endlich aus der „Dreidings-Ordnung" (Polizei-Gesetz) für Unterthanen des Abts von Grüssau in Schlesien vom Jahre 1661 verordnet: „Der Brauer soll kein schlechtes Getränk und richtiges Maß geben, — „„damit der gemeine Mann für seinen sauern Pfennig sein Genüge habe!""

= Der nachstehende Vorfall, welchen wir einem englischen Blatt, dem Chambers Journal, entnehmen, liefert einen neuen Beleg dafür, mit welcher Rücksichtslosigkeit Napoleon I. die deutschen Fürsten behandelte.

„Im Frühling des Jahres 1812, unmittelbar vor dem verhängnißvollen Feldzug nach Rußland, befand sich der französische Kaiser in Dresden. Er hatte dahin alle seine Verbündeten entbieten lassen. Am 5. Mai, dem Geburtstag des Königs von Sachsen sollte im königlichen Schlosse ein großes Gastmahl stattfinden. Die Versammlung bot einen ungemein glänzenden Anblick. Es waren anwesend die Könige von Preußen, Bayern und Württemberg, fast sämmtliche Fürsten des Rheinbundes, Murat, der König von Neapel und die meisten französischen Marschälle. Die Hauptperson, der Kaiser, ließ lange auf sich warten. Endlich öffneten sich die Flügelthüren und gefolgt von seinem Wirthe, dem König von Sachsen, trat er ein, die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Versammlung mit leichtem gleichgiltigen Kopfnicken erwidernd. Man begab sich in den sogenannten weißen Saal, wo die Tafel gedeckt war. Man hatte sich eben niedergelassen und die Suppe wurde herumgereicht, als ein Adjutant eintrat, auf den Marschall Berthier zuging und ihm etwas ins Ohr sagte. Dieser, der bekanntlich dem Generalstabe vorstand, erhob sich hierauf, und ging hinaus. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück mit einer offenen Depesche in der Hand, die er vor dem Kaiser auf den Tisch legte. Napoleon nahm das Papier auf, überflog es und indem er es mit Ungestüm auf die Tafel warf, rief er mit lauter gebietender Stimme, die von einer fast drohenden Geberde begleitet war: „den Nachtisch!" (le dessert!) Alle Anwesenden mit Ausnahme der Franzosen, welche das Gebahren ihres Gebieters schon kannten, waren eine Zeit lang wie vom Donner gerührt. Napoleon erhob das Haupt und warf einen unbeschreiblichen Blick auf die Abkömmlinge der ältesten Herrschergeschlechter von Europa, einen Blick, worin sich der Hochmuth des Jakobiners und Emporkömmlings zugleich abspiegelte. Dann wiederholte er mit einer hochfahrenden Bewegung in wildem, zornigen Ton seinen früheren Befehl. Die kaum berührte Suppe wurde hierauf weggenommen und der Nachtisch aufgesetzt. Napoleon aß davon einige Bissen, dann stieß er seinen Stuhl zurück und gab so das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei. Was die Depesche, die den Anlaß zu diesem kaum zu bezeichnenden Verfahren gab, enthielt, hat Niemand erfahren. Aus einem gewissen schadenfrohen Lächeln, mit dem Berthier dieselbe vor seinem Herrn niederlegte, wollten aber einige schließen, daß der ganze Auftritt schon vorher in Scene gesetzt war. Napoleon liebte es bekanntlich, seine Uebermacht durch effectvolle Auftritte zur Schau zu stellen. Neun Jahre

später an demselben Tage starb er einsam und verlassen auf dem Felseneiland des atlantischen Oceans."

R. B. Ein schauerliches Begräbniß eines Religionsverächters zu Nürnberg. Daselbst wurde den 16. December 1773 laut dortiger Zeitung Nro. 101 „ein reicher ab intestato verstorbener Kaufmann, ein Junggeselle von 81 Jahren, begraben. Er war sehr geizig, und hatte seit etlichen Jahren die Sacra nicht mehr genossen, auch auf seinem Sterbebette den geistlichen Zuspruch nicht angenommen. Es wurden also zur Warnung anderer dergleichen Religionsverächter seiner Leiche die sonst gewöhnlichen ehrbaren Beerdigungs-Gebräuche nicht verstattet, sondern dieselbe wurde nur in einem von schlechten Brettern zusammengenagelten mit einem schlechten schwarzen Tuche bedeckten Kasten von etlichen sogenannten Schauhaus-Trägern Nachmittags um 1 Uhr unter Begleitung zweier Geistlichen und etlicher Schüler, die vor dem Sterbehaus und auf dem Wege ein Lied von der Hölle und ewigen Verdammniß abgesungen haben, und unter einem außerordentlichen großen Zulauf der Einwohner auf den Kirchhof hinausgetragen, der Verstorbene daselbst in einer kurzen Standrede bei dem Grabe von einem der beiden Geistlichen öffentlich verdammet, und die Leiche zu Ende des Kirchhofs an die Mauer begraben: Und da liegt er zum Denkmal der, des, deren. —"

— d. Zur Geschichte der Orgel. Der Ruhm, die ersten und besten Orgelspieler zu haben, gebührte in den frühesten Zeiten dem Dome zu Freising. Papst Johannes VIII schrieb an den Bischof Anno von Freising, er solle ihm ein Orgelwerk senden und einen Künstler, der sie zu spielen und alle Töne hervorzubringen verstände, deßgleichen sollte er auch im Stande sein, Andere in dieser Kunst zu unterrichten. Es ist wahrscheinlich, daß der Bischof Anno Orgel und Spieler dem Papste selbst überbrachte. So hat Italien von Bayern gelernt! Die zweit-erste Orgel zu Augsburg hatte Wikterp unter Bischof Marckmann circa 746 aufgestellt (M. Welser Chronik v. Augsb. 1595. II. 11). Wahrscheinlich zeichneten sich die bayerischen Orgeln durch Einfachheit in ihrer Construction aus, während die englischen Orgeln damals sechsundzwanzig Blasbälge, die von siebzig Männern gezogen werden mußten und vierhundert Erzpfeifen nöthig hatten.

— In einem alten Werke findet sich die folgende Schilderung weiblicher Eitelkeit am Schlusse des 16. Jahrhunderts: „Da fehlet es an keinem Waschen, Schminken und Malen, daß sie nur allezeit gleich schön sein: da können die Apotheker nicht Bleiweiß genug zuführen, da kann man nicht Alaun, floris Cristalli, boracis präparati destilliren, Essig, Bohnenwasser, Kühdüngerwasser und andere dergleichen Sachen genug zuwege bringen. Da erfrischt man das Angesicht und machet eine zarte glänzende Haut mit Pfirsichkernwasser und Limonensaft; da kräuselt man das Haar und machet es steif auf der Stirn mit Dragant und Saft von Quittenkern, und kommt eine Theuerung beides in Weinstein und ungelöschtem Kalk, daß sie nur gute Laugen haben mögen, damit sie sich frisch und roth machen und es der Morgenröthe gleich thun. Da hat man die schönsten und besten Spiegel, auf daß ja Niemand betrogen werde. Da hat man das beste Rosen- und andere wohlriechende Wasser, die besten Geruch von Bisam, Zibet und Ambra, damit ja niemand in Ohnmacht falle; da hat man köstliche Ohrlöffel, Kämme, Bürsten, Scheerlein damit ja Niemand eine Schade oder Unrath zugefügt werde. Da hat man Schachteln und Büchslein von allerhand köstlichen Recepten und Salben, die sie

selbst auf alle Fälle bereit und verfertigt haben. Da gehen ihre stattliche Mägde oder Cammerzelter um sie her, finden allezeit etwas zu putzen und zurecht zu legen, da finden sie hinten und vorn zu helfen, die Falten zu strecken, ja auch wann es vonnöthen, lassen sie ihnen den Schweif nachtragen. Da siehet man bisweilen die Madonna an dem Fenster stehen mit zur Andacht geneigtem Haupte, mit einer güldenen Kette am Hals, Armbanden an den Händen und Ringen an den Fingern, mit Perlen an den Ohren, mit schönen Blumen in der Hand: in Summa auf das schönste herausgeputzt und geschmückt wie eine Jesabel."

Miscellen.

H. Der „Droit" bringt eine interessante Correspondenz aus Schang-hai in welcher Mittheilung über das Verfahren bei den Hinrichtungen in China enthalten sind: „In Schangai fanden viele Hinrichtungen von Kriegsgefangenen statt, deren Köpfe mit den langen Zöpfen an der Bresche der Forts aufgehängt wurden. Ich sah niemals ein abscheulicheres Schauspiel als diese gelben abgezehrten Köpfe mit ihren immer offenstehenden glanzlosen Augen wie sie am hellen Tage vor den Augen der Vorübergehenden allmälig verwesten. Das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, wurde von der chinesischen Regierung einer Menge kleiner Beamten anvertraut welche davon einen sehr ausgedehnten Gebrauch machen. Der tao-tai (Gouverneur) von Schangai ist unter Allen der schlimmste, denn er verurtheilt alle gefangenen Rebellen ohne Ausnahme zum Tode. Vergangene Woche ließ er 42 des Einverständnisses mit den Rebellen nur verdächtige Chinesen hinrichten. Ihre Köpfe wurden in kleinen Vogelkäfigen auf der Brücke von Son-Tcheou ausgestellt und nachdem sie zu faulen anfingen, den Hunden vorgeworfen. Gestern hat die Polizei von Schanghai 210 Personen verhaftet, welche in 2 Tagen gerichtet oder, was dasselbe ist, hingerichtet werden sollen. Heute hatten am nördlichen Thore mehrere Hinrichtungen statt. Als ich dorthin ging, ließ man mich in einen kleinen an das Polizeibureau anstoßenden Hof eintreten, wo zwölf Chinesen fußlange Klingen aus sehr schlechtem Stahl mit einem breiten Rücken schärften; es waren kleine Kopfabschneider. Die Gefangenen wurden von Soldaten eskortirt, welche sie an ihren zusammengeknüpften Zöpfen festhielten. Alle waren eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt, und doch zeigte sich kein Zeichen des Schreckens auf ihren ruhigen, unbeweglichen und gleichgültigen Gesichtszügen. Sobald die ersten aus dem Gerichtshofe heraustraten, wo sie nur einige Augenblicke verweilt hatten, stellte man einen Block mitten in den Hof, worauf die Henker begonnen die Köpfe mit ihren Messern abzuschneiden. Ich gebrauche den Ausdruck „abschneiden", weil es mir wiederstrebt, das abscheuliche Verfahren zu beschreiben, dessen sie sich bei diesen Hinrichtungen bedienten. Sobald ein Kopf gefallen war, folgte ihm auf demselben Block ein anderer. Die Delinquenten, auf welche das Blut der Hingerichteten herabströmte, bewegten sich ganz ruhig zum Schaffot. Ich sah zwei Brüder sich folgen, ohne daß sich irgend eine Regung auf ihren Gesichtern zeigte. Als ich wegging, begann man gerade damit die Köpfe in einen anstoßenden Hof zu bringen, wo ich ein elfjähriges Kind bemerkte, welches den noch blutenden Kopf eines Hingerichteten aufhob und betrachtete.

— Amerikanischer Eisenbahn-Schwindel. Es ist bekannt, daß der größte Theil aller Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten mit europäischem Gelde erbaut ist.

In England, in Frankreich und in Deutschland (vornehmlich in Frankfurt a. M. und Bremen) hat man Abnehmer sowohl für Stamm-, als für Prioritäts-Actien gefunden, und man kann annehmen, daß in den drei Ländern ein Capital von mindestens zweihundert Millionen Dollars in diesen amerikanischen Papieren angelegt ist. Nur sehr wenige Bahnen in den Vereinigten Staaten haben bisher auf ihre Stamm-Actien eine Dividende gezahlt. Aber auch den hypothekarischen Verpflichtungen, welche die Unternehmer durch Ausgabe von Prioritäten (First Mortgage Bonds) eingegangen waren, haben sich diese geschickten Schwindler, ja und zwar selbst vor Gericht, zu entziehen gewußt. Es ist nämlich in diesen Obligationen die Eisenbahn den Gläubigern zwar verpfändet, jedoch nur für das Capital, nicht aber auch für die Zinsen. Fällig sind jedoch bisher nur die unbezahlten Zins-Coupons und nicht die Obligationen, welche Letztere erst in einer Reihe von Jahren (1869) rückzahlbar sind, so daß die Gläubiger, die sich durch den hohen Zinsfuß von sieben Procent zum Ankaufe solcher Obligationen hatten verlocken lassen, für jetzt keinerlei Pfandrecht besitzen und sich den amerikanischen Schwindel Directionen gegenüber bis zum Jahre 1869 gedulden müssen, wenn sie die Rechte ihres First Mortgage (erster Hypothek) geltend machen wollen. Von redlicher Verwaltung und regelmäßiger Rechnungsablegung ist natürlich bei amerikanischen Eisenbahn-Directionen selten die Rede. Gleichwohl hat man die Unverschämtheit, sich jetzt wieder an das europäische Publikum zu wenden und dasselbe einzuladen, sich bei der Ausgabe von (vorläufig) Einer Million 7procentiger Prioritäten der neuen „Atlantischen und Great-Western-Eisenbahn," die zwischen dem Ohio- und den Erie-Eisenbahnen erbaut wird, zu betheiligen. Für diese Obligationen haben die Amerikaner einen neuen Schwindel ersonnen. Sie lassen nämlich auf die vier ersten Halbjahr-Coupons drucken, daß die Bank von England die Zinszahlung derselben garantire. Bei der Bank von England werden nämlich die europäischen Capitalzahlungen niedergelegt, und da der Bau der Bahn zu welchem man das Geld gebraucht, auf die Dauer von zwei Jahren berechnet ist, so wird in der Bank bis dahin so viel Geld deponirt bleiben, daß die ersten vier Halbjahr-Coupons daraus bezahlt werden können. Nach Ablauf dieser zwei Jahre aber werden die geprellten Gläubiger wahrscheinlich mindestens bis zum Jahre 1880 warten müssen, ehe sie von ihrem Capital, oder auch nur von den Zinsen, wieder etwas zu sehen bekommen. Die neuen Obligationen werden in London für den Preis von 80 Proc. ausgegeben — allerdings für ein sieben procentiges Papier ein sehr niedriger Cours, doch genau betrachtet, ist er um gerade 80 Procent zu hoch. (M. f. L. d. A.)

Notizen.

* Aus Brunnen in der Schweiz (Canton Schwyz) schreibt man, daß am 21. Oktober der Entschluß Schiller am Ufer des Vierwaldstädter See's ein Denkmal zu setzen, seine Verwirklichung gefunden hat. Am sogenannten Mythensteine, gegenüber dem Rütli, einer 80 Fuß hohen Felsen-Pyramide, hat man in kolossalen Lettern die einfache Inschrift eingegraben: „Dem Sänger Tell's Friedrich Schiller die Ur-Cantone 1859." Am 21. d. Mts. wurde die Inschrift unter großer volksthümlich begangener Feierlichkeit enthüllt und manche begeisterte Rede dabei gehalten.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

11. November 1860.

I. Jahrgang. Nro. 22.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Erlings Tod.*)

O Kirche, heil'ge Mutter, wie bist du liebegroß,
Daß Aller du gedenkest, die ruh'n in deinem Schooß,
Daß du bethau'st mit Thränen die längst vergeß'ne Statt,
Wo Eines deiner Kinder die Ruh' gefunden hat.

Ob Namen auch erloschen, ob Stein und Kreuz verschwand
Und zum versunk'nen Hügel kein Auge sich gewandt,
So findest du noch Blumen im herbstverwelkten Hag
Zum Schmucke ihrer Gräber am Allerseelentag.

Und all die heißen Thränen, die je der Tod erpreßt,
Die kränzen noch als Perlen dein hehr' Gedächtnißfest,
Und ob bei deinem Troste sich jeder Blick erhellt
So trägst du selbst im Herzen den Schmerz der ganzen Welt.

* * *

Herr Erling saß im Lehnstuhl im schwarzen Sammtgewand
Und sann in tiefer Trauer, wie alles mälig schwand,
Wie heut' am selben Tage zur süßen Himmelsruh'
Für ewig er geschlossen der Gattin Augen zu.

Und über seine Wange sich eine Zähre stahl,
Der einz'ge stumme Zeuge der heißerwachten Qual,
Und düster zog er nieder die grauen, busch'gen Brau'n,
Als sollt' auf Erden Niemand sein bitt'res Leiden schaun.

Nun schritt er nach dem Erker, wie lag so bleich das Thal
Von Nebelgrau verschleiert, beglänzt von keinem Strahl,
So einsam, öd und traurig als wie ein weites Grab,
Das nur den Schmerz der Sehnsucht zurück von allem gab.

Ein Vöglein flog an's Fenster, das hielt nicht lange Rast
Und weiter zog gen Süden der wandermüde Gast.
Ein Läublein nach dem andern vom Lindenbaume fiel
Und trieb dahin am Boden dem Wind zum flücht'gen Spiel.

*) Aus einem größern epischen Gedichte „der wilde Jäger" von Heinrich Reder.

Doch grün umschlang der Epheu den blätterlosen Baum,
Als wollt' er ihm erhalten des Frühlings schönen Traum,
Bis wieder Blatt und Blüthe aus jedem Zweiglein sprang
Und lockend tönt im Gipfel der Nachtigall Gesang.

Erinnrung, süßer Schmerz! wie bleibst du frisch und grün,
Wenn Thränen gleich dem Thaue auf deine Wurzeln sprühn,
Wenn jede welke Blume dein bleiches Bild belebt
Und auf der Hoffnung Schwingen den Geist zum Himmel hebt. —

* * *

Wie Erling also sinnend am Fenstersimse stand,
Da trat zu ihm jung Wolfer den Jagdspeer in der Hand.
Ein Blitz gerechten Zornes aus Erlings Augen brach,
Als mit bewegter Stimme zum Sohn der Vater sprach:

„Und heute willst du jagen? Entschwand dir schon der Tag,
Daß heute deine Mutter erbleicht in Linnen lag?
Du wolltest nicht am Grabe im tiefsten Schmerze stehn,
Um deiner Mutter Segen als treuer Sohn zu flehn?

Mir reißt verharschte Wunden des Tags Gedenken auf
Und nimmer kann ich hemmen der Thränen heißen Lauf,
Und Wolfer, du vermöchtest die Feier zu entweihn,
Mit gellem Horn zu stören des Vaters herbste Pein?"

Jung Wolfer stand betroffen, es kämpft' in seiner Brust
Die fromme Kindesliebe mit ungestümer Lust,
Doch ward die milde Regung vom wilden Muth erstickt,
Der wie ein böser Geist zur Stunde ihn umstrickt'.

„Mein Vater, wollt verzeihn, daß ihr mich also seht;
Noch sind der Mutter Züge im Herzen nicht verweht
Und oft inmitten der Freude denk' ich an sie zurück
Und traure um's verlorne, um's früh verlorne Glück.

Ob auch im Strom des Lebens erbleichend das Bild versinkt,
Wenn sich die Fluth geglättet es herrlich wieder blinkt.
So heiligt ihr Gedenken für mich jedweden Tag,
Sei's träumend hier im Gaden, sei's streifend dort im Hag.

Doch gestern traf im Bruche ich einen Keuler an,
Wie keinen je mein Auge erblickt auf grünem Plan,
So furchtbar und gewaltig, so riesig im Mondenschein
Wie Sährimner der Eber aus Wodans gold'nem Hain.

Er wetzte die blanken Waffen am schwarzen Eichenstumpf,
Daß hell wie Stahl es klang weithin im öden Sumpf,
Er warf mit dem Gebräche die Wurzeln aus dem Moor,
Daß rings die Stücke flogen wie sonnverbranntes Rohr.

Ich bog mich durchs Geniste, mein Herz beklommen schlug,
Bis leis zu ihm der Wind das Rauschen im Laube trug.
Er reckte sich auf und lauschte, da warf ich meinen Speer,
Prallend sprang er vom Borst, als wenn von Stahl er wär'.

Und als mit gezücktem Fänger ich jählings auf ihn rannt',
Als wie ein Schattenbild im Röhricht er verschwand.
Doch daß mein Speer getroffen, das sah ich an dem Schweiß,
Der leuchtend wie Rubinen beträufte Blatt und Reis.

Den Eber will ich jagen und sollten am heut'gen Tag
Die Seelen aller Todten mir folgen in den Hag!"
So rief jung Wolfer frevelnd in unbedachtem Muth
Und drückte auf die Stirne trotzig den Krämpenhut.

Schon stand er unter der Thüre, Herr Erking sah ihm nach,
Mit gramerstickter Stimme der edle Ritter sprach:
„Und willst du Gott versuchen und hörst mein Bitten nicht,
So will ich dich begleiten und schützen im Gericht!"

Und wieder erwacht in Wolfer der kindlich fromme Sinn,
Er wandte sich wie zweifelnd zum bleichen Vater hin;
Der nahm vom Pfeiler zögernd den eschenschaft'gen Speer,
Als wär er heut' zum Ersten für seinen Arm zu schwer.

* * *

Sie schritten durch das Burgthor, es klang kein lust'ges Horn,
Das Rabenpaar flog krächzend vom duft'gen Eichenborn,
Da fiel der Seherin Kunde Herrn Erking wieder ein,
Von inn'rer Macht gedrängt jung Wolfer blickte hinein.

Wie schien die Fluth im Becken so dunkel, todt und tief,
„Laß ab, laß ab, o Wolfer!" des Herzens Stimme rief;
Finster wandt' er das Haupt: „Hinweg von diesem Ort,
Das Auge betrügt mein Geist!" und flüchtig schritt er fort.

Wie beide schweigend zogen das trübe Thal entlang
In Fränkisch Crumbach schallte der Trauerglockenklang.
Die Dorfbewohner wallten zum Kirchlein fromm hinein,
Mit Kränzen auf den Armen, den Todten sie zu weih'n.

Die Mägdlein knieten betend am Hügel der Maienbraut,
Der ward mit stillen Thränen gar bitterlich bethaut,
Draus wachsen so bleich die Lilien, die Rosen so tiefer Gluth,
Weil Niemand weiß wie wehe heimliches Lieben thut.

Da ward mit frischen Gewinden auch jene Stätte geschmückt
Darunter Wolfers Mutter dem ird'schen Leid entrückt,
Ob Sohn und Gatte ferne, das Grab war nicht verwaist,
Wenn auch den Dank der Armuth kein herrlich Denkmal preist.

Dem tiefbetrübten Erking ein leises Ahnen kam,
Als nahte bald der Frieden und schwände aller Gram,
Als klänge durch die Glocken der Seligen Gesang
Und riefen ihn hinüber zum letzten schweren Gang.

Sie kamen nun zum öden, zum nebelbleichen Moor,
Die Fährte zog zum Holze durch's abgeknickte Rohr,
Wo zwischen dunkeln Schluchten so schwarz das Tannicht steht,
Als hätt' dereinst ein Kobold zum Unheil es gesäet.

Noch einmal bat Herr Erling: „O Wolfer bleib' zurück,
An diesem Ort zu jagen bringt nie und nimmer Glück,
Und ob ich sonst den Zeichen auch keinen Glauben lieh,
So mahnt's mich heut im Herzen so seltsam wie noch nie!"

Jung Wolfer blickt zu Boden, sein Herz vor Freude bebt,
Seht Vater hier wie frisch der Schweiß am Laube klebt,
Und dort die tiefen Furchen, es dampft der Grund noch feucht,
Als hätt' der Schein des Tages ihn kaum zurück gescheucht!"

Darauf der alte Erling: „Laß Wolfer mich voraus,
Auf Gott vertrauend mag ich bestehn den harten Strauß,
Der leiht dem Arm des Menschen barmherzig neue Kraft,
Wenn schwerbedrängt in Nöthen sein letzter Muth erschlafft.

Da hob das Haupt jung Wolfer in trotzig kühnem Stolz,
Und trat mit raschem Schritte voran ins dunkle Holz.
Er schlich gleich einem Luchse so leis der Fährte nach,
Daß kaum ein Reislein knisternd die tiefe Stille brach.

Am Hängseil riß der Schweißhund und Wolfer ließ ihn los,
Der Eber erhob im Busche sich aus dem weichen Moos.
„Hui faß!" der Rüde packte, doch schon vom ersten Schlag
Mit aufgeriss'nem Buge er im Gestänge lag.

Jung Wolfer stützt' auf's Knie den vorgehalt'nen Speer,
Als mit des Blitzes Schnelle der Eber fuhr daher;
Und ob er auch das Blatt gewählt zum sich'ren Fang —
Vom schrägen Stoß der Schaft wie dürres Rohr zersprang.

Des Keulers gewalt'ge Wucht ihn jäh zu Boden warf,
Schon blitzten ob dem Haupte die Hauer krumm und scharf,
Als sich gen Erling plötzlich der grimme Keuler wandt,
Der tödtlich in sein Herz den scharfen Stahl gesandt.

Herr Erling sprang zur Seite zu retten sich durch List,
Als sich sein Fuß verstrickte im schlingenden Genist,
Er fiel und ehe Wolfer vom Grund sich aufgerafft,
In Erlings linker Seite die Todeswunde klafft.

Der Keuler lag verendet im blutgefärbten Gras,
Und Wolfer schmerzvernichtet der Beute ganz vergaß.
Auf's bleiche Haupt des Vaters mit starrem Blick gebückt
Hielt auf den warmen Quell er zitternd die Hand gedrückt.

Unsäglich war sein Leiden, daß schier das Herz ihm brach,
Als jetzt mit leiser Stimme Herr Erling langsam sprach:
„O Wolfer kurz gemessen ist meines Lebens Frist,
Doch sterb' ich frohen Muthes, da du gerettet bist.

Nur Ein's sollst du versprechen, daß nächst der Mutter Stein
Du senkst zur ew'gen Ruhe die müde Hülle ein.
Schon dunkelt sich mein Auge, es wird der Himmel licht,
Als grüßte mir entgegen ihr strahlendes Gesicht.

Wie goldner Harfen Töne es durch die Gipfel klingt
Und alles Leid der Erde sich los vom Herzen ringt,
Wie meine Lippen dürsten nach einem kühlen Quell
So dürstet meine Seele!" — Da ward es plötzlich hell

Und rechts vom bleichen Moor auf silberweißem Roß
Ein Ritter sprengte heran, den blanker Stahl umschloß,
Und links vom schwarzen Tann mit jagender Hunde Gebell
Auf einem Rappen wie Sturmwind ein dunkler Waidgesell.

Vom fliegenden Mantel verhüllt er über die Felsen setzt'
Und langhin gellte das Hüfthorn, sein Ruf die Koppel hetzt':
„Hin Skuld, hin Rewe, huh da!" Die Rüden kamen gerannt
Und hielten unter dem Tannbusch beim Eber kläffend Stand.

In Wolfers Herz drang schneidend das grause Jagdgeschrei,
Als wenn er selbst die Beute der fletschenden Hunde sei.
Da schwang sich aus dem Bügel der Ritter mit leuchtendem Schild,
Auf Wolfer ruht' sein Auge gar wundersam und mild.

Und wie mit süßem Troste er sich zu Erling bog,
Die matten bleichen Züge ein Lächeln überflog.
Er glaubte einen Boten des Himmels in ihm zu sehn,
Als hätt' ihm Gott erfüllt der Seele heißes Fleh'n.

„Vertrau' auf Gottes Liebe, sie führt den Geist zum Licht,
Vollendet ist die Prüfung, sobald die Hülle bricht,
Und was vom Staub der Erde noch an den Schwingen klebt
Im Glanze seiner Allmacht wie leiser Hauch verschwebt.

Er sieht und prüft die Herzen, sein Auge Niemand trügt,
Der Schmerz des Menschenlebens zur Sühne ihm genügt,
Unendlich wie sein Reich ist seine Barmherzigkeit
Mit der dem Durst der Seele er allen Fehl verzeiht."

Ob Erling auch geschwiegen, als so der Ritter sprach,
So klang doch jedes Wort im Herzen tröstend nach,
In seinen Augen zittert der Freude stiller Dank,
Ob auch des Todes Schleier schon dunkler drüber sank.

Da hob zur letzten Fahrt der Ritter mit starker Hand
Ihn auf den klugen Schimmel, der wie aus Marmor stand,
Er schlang um ihn den Arm und lenkt' das Roß am Zaum;
Jung Wolfer schritt zur Seite als wie versenkt in Traum.

Der Dunkle auf dem Rappen ritt hinter ihnen her,
Der Keuler hing gebunden am Sattel überquer,
Wie Funken sprang es knisternd vom harzgepanzerten Borst,
Wie Schatten schwebt es schwankend dem Dunkeln nach im Forst.

Jung Wolfer sah zurück, wie Nebel im Moor hinwallt,
So wogte die bleiche Schaar in wechselnder Gestalt,
Wie Menschen und Thier gespenstig in grauses Gebild verkehrt
Und wachsend unabsehbar das Geisterheer sich mehrt.

* * *

So kam der Trauerzug bis an den Eichenborn;
Da füllt der blanke Ritter sein köstlich Silberhorn
Und als Herr Erking schmachtend vom kühlen Nasse trank
Er sanft vom Sattel gleitend in seine Arme sank.

Gleich wie ein Licht erlöschend aufflackert noch einmal,
So ward belebt vom Geiste sein Aug' mit lichtem Strahl,
Noch dürstet seine Seele, wie er um Sühnung fleht
Der Ritter bog die Knie und sprach des Herrn Gebet.

„— Vergib uns unsre Schulden“ und „Amen“ Erking sprach
Und „Amen“ klang es dumpf in weiter Runde nach,
Jung Wolfer hielt erschüttert die Hände vor's Gesicht,
Er hätte gern gebetet, vor Schmerzen konnt' er nicht. —

Die Reiter waren verschwunden und Alles schien ein Traum,
Doch dorten lag der Eber gestreckt am Eichenbaum
Und Skuld, des Dunkeln Rüde, die nimmer von Wolfer wich,
Daß ihn geheimer Schauer ob dieses Banns beschlich.

Die Raben flogen zum Schloß, er konnte ihr Krächzen verstehn,
Die riefen den Knappen ins Ohr, welch Unheil war geschehn,
„Herab, herab zum Born!“ und Wolfer sank auf's Knie
Verzweifelnd weil sein Herz ihm keinen Trost verlieh.

Er starrte auf die Leiche und starrte auf die Fluth,
In deren Zauberspiegel sein zwiefach Schicksal ruht.
Noch lag die Tiefe dunkel, da faßte ihn ein Grau'n
Als müßt' er in die Tiefe der eignen Seele schaun.

Die Schuld als wie ein Felsen im Niedersturz ihn faßt'
Und wälzt' auf ihn zerschmetternd die blutbenetzte Last,
Es zuckte sein Herz darunter in namenloser Qual
Und hätt er tausend Leben er böt' sie tausendmal.

Da schmolz sein wilder Muth als wie der Frühlingsschnee,
Er sah die Fluth sich hellen als nahte sich die Fee
Die mit dem Geist der Liebe den Talisman verliehn
Das Gute zu erkennen, dem Bösen zu entfliehn.

Er preßte die Hand des Vaters, die kalte auf sein Herz
Als wollt er darin kühlen den siedend heißen Schmerz,
„O Vater! o Mutter hört mich! Und könnt ihr mir verzeihn
So sendet mir ein Zeichen in meiner Seele Pein!“

Da blitzt' vor seinen Augen der wunderbare Quell
Im silberfluth'gen Glanze wie Sonnenglut so hell
Und Berchta stand daneben mit leuchtendem Gesicht,
Als flöße auf den Bronnen von ihrem Haupt das Licht.

„Mein Sohn, im tiefsten Harme naht liebend die Natur,
Sie öffnet dir die Arme, erkennst du ihre Spur
Und wenn die Saat der Leiden nur erst in's Herz gelegt,
So muß das Böse scheiden, daß gute Frucht es trägt.“

Jung Wolfer reichte schweigend der Waldfrau seine Hand,
Er konnte nimmer sagen, was tief sein Herz empfand,
Ihm war in ihrer Nähe so wundersam zu Muth
Als wenn sein eig'nes Herz in ihrem Herzen ruht'.

Die Knappen kamen vom Schloß und standen stumm vor Schmerz,
Als sie Herrn Erking schauten so starr und kalt wie Erz,
Und mancher Kampfgenosse bekämpft' die Thränen jetzt,
Deß Auge seit der Kindheit kein salz'ger Thau benetzt.

Das war die schwerste Bürde; als jetzt der stille Zug
Auf tannengrüner Bahre durchs Thor die Leiche trug,
Da gab's ein Weheklagen, schallend bis zum Hag,
Deß Wolfer stets gedachte am Allerseelentag. —

Die Entstehung der Schweizergarden zu Rom.*)

Am ersten Wintermonat des Jahres 1503 wurde der greise Cardinal Juliano della Rovere mit der höchsten Würde der katholischen Kirche geschmückt. Fortan hieß er Julius II.

Die Zeitlage und Verhältnisse, unter welchen er sein erhabenes Amt übernahm, waren von äußerst ungünstiger, bedrohlicher Art.

Alles, was immer von Innen und Aussen her den Bestand eines Reiches in Frage stellen kann, schien wie in Verschwörung zusammenzuhalten, um eine gedeihliche Kirchenregierung zum unauflöslichen Probleme zu machen.

Abgesehen von den gährenden Elementen, welche allum in der Christenheit aus der Verflüchtigung der Denkart und der Sitten immer häufiger aufstiegen, riß damals der böse Geist der Zwietracht politisch die christliche Völkerrepublik in erbitterte Parteien auseinander, wobei der Kampf nach jener unheilvollen Kunst geführt wurde, von welcher ein Augenzeuge, Machiavelli, der Nachwelt eine so gelungene Theorie hinterlassen hat.

Gewiß, es hätte nicht auch der Türken und ihrer fanatischen Angriffe auf die Christen bedurft, um in das Herz des heiligen Vaters den tiefsten Kummer zu senken.

Dieser war sich in dem, was er seiner pontificalen Aufgabe zufolge sollte und wollte, klar genug.

Von einem richtigen Gefühle geleitet, hatte schon vor dem Wahlgeschäfte das Collegium der Cardinäle bestimmt und sich gegenseitig eidlich verpflichtet, was es für Völkerbewegungen anzuregen habe, Welcher den Fischerring, das Zeichen der Vermählung mit der Kirche, erhalten werde.

Friede unter den christlichen Staaten, Krieg aus Nothwehr gegen die Ungläubigen, so lautete im Allgemeinen die Losung.

Dieses Ziel zu erreichen, schien der rüstige Cardinal von „St. Peter in den Banden" die tüchtigste Kraft. Eine Art Prophezeiung für ihn lag in seinem Cardinal-

---

*) Aus: A. Lütolf. „Die Schweizergarde in Rom, ihre Bedeutung und Wirkungen im 16. Jahrhundert." Einsiedeln. Verlag v. Gebr. Benziger.

Titel. Wohlan! Die Fesseln des heiligen Petrus wollte er sprengen. Das war das Ideal seines Pontificates, dafür wollte er leben und sterben. Jeder Hauch, den er that, war gleichsam davon erzeugt. Vor seiner Idee mußten Alter und Gebrechen weichen, sie durchglühte, sie labte seine Seele und erfüllte ihn mit frischer Jugendkraft.

Seinen Entschlüssen konnte Julius ein ungewöhnliches Maß von Muth, Ausdauer und Willensgröße beigesellen.

So war er eine Macht, Er schon allein. Ranke und Leo haben von ihm gesagt: „daß er unter die edelsten Charaktere des damaligen Italiens gehöre und eine Seele voll hoher, für ganz Italien dringender Plane in sich getragen habe.“ — Nein, nicht auf Italien bloß, auf das Wohl der gesammten Christenheit waren seine kühnen Entwürfe gerichtet.

Bei uns Sterblichen, wie wir sind, wirft jeder seinen Schatten und erleidet jeder das Gepräge seines Zeitalters. So war es auch bei Julius; rasch und kriegerisch wie seine Mitwelt überhaupt schritt er an's Werk. Es war seine Ueberzeugung: der Krieg sei durch die Umstände geboten, sei das einzige Mittel zum Frieden.

Es war ein ungewöhnlicher, dornenvoller Weg, den er sich wählte, um des Zieles willen.

Vor Allem, so glaubte er, müsse der Papst wieder im eigenen Kirchenstaate die Macht ungetheilt und ungebrochen in den Händen haben, bevor weitere Schritte mit Sicherheit und Erfolg gethan werden könnten. Es war seine innigste Ueberzeugung, daß die Freiheit der Kirche, soweit die Wurzeln derselben im Irdischen ruhen, äußerlich, nach menschlich pragmatischen Verhältnissen, bedingt sei durch die völlige Unabhängigkeit des päpstlichen Territoriums von allen fremden und einheimischen Herren, welche der Oberherrlichkeit der Päpste zu nahe treten wollten.

Aber, wie in ganz Italien, so war auch im römischen Gebiete jene der christlich-socialen Weltanschauung widerstrebende, jene der Selbstsucht entflossene, darum bornirte und mißleitende Politik eingedrungen, welche damals ihr schillerndes Pfauenrad auseinander zu schlagen begann.

Die weltliche Herrschaft des Papstes lebte bereits nur noch dem Namen nach.

Ganz vergessen war, welche Idee dem Dasein des Kirchenstaates zu Grunde liege und welche Anforderungen aus derselben an die Bürger dieses Staates sich ergaben. Ihnen war in der christlichen Völkerfamilie die Bestimmung zugekommen, die erste, die beste Ehrenwache ihres hohenpriesterlichen Beherrschers zu sein. Ihnen vor Allem lag ob, demselben mit hochherzigem Opfermuthe zu dienen in seinem hohen, weltumfassenden Berufe. Katholisches Leben und Streben sollte hier seinen Brennpunkt haben.

Aber es war so ganz anders.

Gleich, als gälte es, sich in das Erbe eines Verstorbenen zu theilen, so hatten sich dort Adelsgeschlechter und Communen Besitz und Regentschaft von Stadt und Land zugeeignet, während die Venetianer einen guten Theil des Küstengebietes an sich gezogen hatten, sie, welche „den Papst zu ihrem Caplan erniedrigen wollten,“ wie Machiavelli sagte.

Auf offenen und geheimen Widerstand, Krieg sammt allem italienischen Zubehör, Dolch und Gift, mußte der Papst gefaßt sein, wollte er es wagen, das Verlorne Alles, sowohl Land als Macht wieder zurückzuerobern.

Ein Julius II. war nöthig, um nicht zu beben.

Ja, die Gefahr hatte für ihn einen eigenen Reiz, sie forderte seinen Muth heraus. Er war Petrus, der dem Herrn gleich zwei Schwerter in Bereitschaft hält. Die Eiche, die er im Familienwappen führte, war ganz das Symbol seines unbeugsamen Sinnes. Müssiges Händeringen war seine Sache nicht.

Selbst bei wenig Aussicht auf Gelingen schritt er rasch und kühn zur That. Gottvertrauen erfüllte ihn. „Dominus mihi adjutor, non timebo, quid faciat mihi homo," diesen Denkspruch des alten Dichters hatte er sich gewählt.

Solch' ernstes, entschlossenes Ringen war nicht ohne allen Erfolg.

Zeit hatte der grabesnahe Kirchenfürst keine zu verlieren und sein scharfer Blick erspähte die erste Gelegenheit zum Handeln.

Schon von Anfang an war ihm klar geworden, daß zunächst für Freiheit und Leben seiner eigenen Person gesorgt werden müsse. Denn an diese schien das Schicksal seiner großen und kühnen Anschläge gebunden.

Da erfand Julius II. den Gedanken, sich mit einer Leibwache von Schweizern zu umgeben.

Diese erhielten nun jenen Beruf, welcher an erster Stelle den weltlichen Unterthanen des heiligen Vaters obgelegen wäre. Auf sie sollte, in ähnlichem Sinne wie in der Dichtung vom heiligen Graal, die ehrenvolle Tempelwache übergehen.

Sie, die schlachtgewohnten, unbesiegbaren Hirten stunden jetzt auf der Sonnenhöhe ihres Ruhmes. Ihr Heldenmuth und ihre Kriegskunst waren eben so gefürchtet als bewundert. Sowohl von Natur als durch die Geschichte schienen sie zu Bundesgenossen und Schirmtruppen des Statthalters Jesu geschaffen.

Die ganze Geschichte der Schweiz seit König Albrecht I. mußte fast nothwendig vorausgehen, um ein solches Verhältniß zwischen den Eidgenossen und dem Papste je möglich zu machen. Betrachtete dieser aber jetzt die Weltstellung, Beschaffenheit und Verfassung ihres Landes, ihre Vergangenheit, ihre Freude am Kriege und zu all' dem ihre Ehrfurcht gegen die Kirche: so mußte auf sie sein Auge sich richten, wenn eine Leibwache gebildet werden sollte, auf die er sich in der Noth verlassen konnte. Wie oft haben sich im Mittelalter römische Factionen an der Person des heiligen Vaters vergriffen! Bei einer ähnlichen Sicherheitsanstalt wie Julius II. sie nun zu schaffen im Begriffe war, möchten manche jener Gräuel unterblieben sein.

Ueberdieß war eine solche Garde von Eidgenossen ein bleibender Kern, um welchen man nöthigenfalls ein größeres Herr derselben sammeln konnte. Die Offiziersswürden insbesondere boten ein Mittel dar, zwischen Rom und den einflußreichsten Familien der Schweiz ein traulicheres Verhältniß zu unterhalten.

Wie Großes hatten die Könige von Frankreich auf diesem Wege durch die Eidgenossen bereits erreicht!

Julius II. hatte ohne Zweifel schon als Cardinal mit einigen hervorragenden Schweizern Freundschaft angeknüpft, so vermuthlich mit Mathäus Schiner und Peter von Hertenstein.

Dieser war der zweitgeborne Sohn des berühmten Schultheißen Kaspar von Hertenstein aus Luzern und der Loysia von Chivron, deren Geschlecht aus Savoyen herstammend, nun im Lande Wallis blühte.

Der Heldenruhm seines Vaters ist unsterblich wie der Sieg bei Murten und sein gutes Schwert, das er dort geschwungen, hat bereits alle seine Enkel überlebt.

Unter ihrem Vater haben auch, so heißt es, die beiden Söhne Jakob und Petermann in jener Schlacht voll Tapferkeit mitgefochten, doch wendete sich der Letztere später dem friedlichen Berufe des Priesters zu und erhielt in Beromünster, sowie an den Domstiften von Constanz, Sitten und Basel Kanonicate. Um die Mitte des Jahres 1489 befand er sich nebst Ruland Göldli aus Zürich in Rom, wie folgende merkwürdige Stelle aus dem eidgenössischen Abschiede vom 18. Brachmonat 1489 in Luzern bezeugt:

„Vnsern Eidgenossen von Lucern ist beuolhen, In vnser aller Namen vnsern allerheiligsten Vater, dem bapst, zu schriben, das sin heiligkeit dem bischoff von Costenz gewalt gebe, die vbeltätigen pfaffen, so den Tod verschult haben, zu degradiren vnd der weltlichkeit zu beuelhen. Vnd daby Hern Rulanden Göldli von Zürich vnd dem Hertenstein, als die jetz zu Rom sind ze schriben, zu erkunnen, ob das vß gnaden haruß pracht mög werden oder was das kosten wurde.“

Im Weinmonat 1496 war Peter von Hertenstein Domdecan in Sitten und ersuchte in dieser Eigenschaft die Tagsatzung um ein Empfehlungsschreiben für den Bischof von Wallis an den Papst.

Er war es auch, durch welchen Julius II. sich eine eidgenössische Leibwache zu verschaffen wußte.

Diebold Schilling aus Luzern, ein Augenzeuge, berichtet Folgendes:

„Ward der Cardinal ad vincula Petri erwelt vnd Julius genannt, ein guter franzoß, eines erlichen Wäsens, der gern buwet vnd Gotz Dienst lieb hatt. Er schickt auch sin bottschaft, namlich den edlen erwirgen Hern Petern uon Hertenstein von Lucern, Thum techan ze Basel vnd Thum Hern zu Constanz zu gemeinen Eitgenossen sy ze bitten umb 200 knächt glich wie dem küng von frankreich jn sin Gardi ze geben, das man jm nit angends zuseit noch abschlug, doch ward jn mittler zitt Siner Heiligkeit vff tagen sollichs vergönnen vnd jm vil stoltzer redlicher knechten erloupt dero Junker Caspar von Silinon Burger zu Lucern Houptmann was, dieselben knächt hielt der Bapst den eitgenossen ze eren vast hoch vnd wol.“ —

Peter von Hertenstein eröffnete das Ansuchen des heiligen Vaters zuerst den 9. Herbstmonat 1505 an der Tagsatzung in Zürich und begehrte zweihundert Krieger zum Schutze der Person und des Palastes Seiner Heiligkeit. Verbote des Reislaufens schienen im Wege zu stehen, daher einige Zögerung. Wie endlich die Zustimmung der Behörden erfolgte, war die Garde bald gebildet unter dem Oberbefehle des Hauptmanns **Kaspars von Silinon**. Aeltester Sohn jenes tapfern, kampfesfrohen Ritters Albin von Silinon aus Luzern, der neben Kaspar von Hertenstein, seinem Anverwandten, unter den Burgunderhelden glänzte, hatte er frühzeitig Kampf und Waffenspiel liebgewonnen.

Damals zwar, als sein Vater hinzog in die Schlachten gegen Karl den Kühnen, war er, wie sein Bruder Christoph, noch zu jung, um ihn begleiten zu können.

Im Jahre 1474 in amtlichen Quellen noch ein Kind genannt, mag seine Geburt wirklich, wie Mai angibt, ins Jahr 1467 fallen. Seine Mutter war Verena von Netstal aus Glarus.

Fast überall in den ältesten Orten der Eidgenossenschaft gehörten die angesehensten Geschlechter in den Verwandtschaftskreis der von Silinon. Die von Hunwill, von

Hertenstein, von Moos, die Hasfurter und Manzet in Luzern, die von Netstal und Tschudi in Glarus, die von Silinon in Uri und Wallis, die Chioron und andere, sie alle stunden den von Silinon in Luzern durch die Bande des Blutes nahe.

Der Stolz der Familie aber war damals Herr Jost von Silinon, Propst von Beromünster, Bischof von Grenoble und von Sitten, der als Diplomat so eng mit der Geschichte seiner Zeit verflochten war.

Kaspar übte den Waffendienst zuerst in Frankreich, wohin er wahrscheinlich seinem Vater gefolgt war. Rein an Sitten, so versicherte man später bei seiner Leichenfeier, sei der Jüngling von dort wieder heimgekehrt. Möglicherweise konnte er, wie sein Vater, an den italienischen Fehden seines Oheims, des Bischofs von Sitten, Antheil nehmen. Um 1492 soll er sich mit Anna von Rovereaz verehlicht haben, im gleichen Jahre erneuerte er sein Bürgerrecht in Luzern. Als sodann 1495 Karl VIII. von Frankreich seinen Feldzug nach Neapel eröffnete, da stunden die von Silinon gleich wieder unter seinen treuesten Kampfgenossen. Dießmal trug ihr Franzoseneifer ihnen bittern Sold. Ritter Albin erlag den Anstrengungen. Sein Bruder, der Bischof von Sitten fiel bei der Mißstimmung des Volkes über die schlimmen Folgen des Feldzuges seinem Feinde Jörg auf der Flue zum Opfer und vermochte kaum das nackte Leben vor der Maze zu retten, um es nur auf ganz kurze Frist noch zu erhalten.

Wenig halfen jetzt Kaspar die Proben der Tapferkeit, die er unter Frankreichs Fahnen abgelegt, er mußte sich zu den bereits angedeuteten Leiden auch den Verlust des größten Theiles seines väterlichen Erbes gefallen lassen, das ihm Wallis vorenthielt.

Wir finden ihn fortan theils in Luzern, theils auf seinen Gütern in Küssnacht, während sein Bruder Christoph, wie schon der Vater, den Maierhof in Emmen bei Luzern von der Regierung zu Mannslehen trug und den Schwabenkrieg mitmachte.

Den beiden Brüdern, besonders Kaspar, lag nun während einigen Jahren das verdrießliche Geschäft ob, um die väterliche Erbschaft gegen Wallis und Andere Proceß zu führen.

Dagegen bedachte ihn seine Vaterstadt 1497 mit der Vogtei von Ebikon und gewährte ihm die Ehre an die „Hundert," den großen Rath, sowie, 1502, an die „Neun," eine gerichtliche Behörde, gesetzt zu werden.

Doch die Heimath war ihm bald zu enge, es zog ihn wieder fort in den fremden Krieg. Umsonst wurde er amtlich an die Verbote des Reislaufens erinnert, umsonst waren die abschreckenden Beispiele welche Bern an einigen Patriciern deßwegen gegeben hatte, Kaspar von Silinon fuhr mit seinen Anwerbungen fort, gab auf erhaltene Androhung im Juni 1503 das luzernerische Bürgerrecht auf und trat nun, als Bürger von Schwyz, in französischen Dienst. Es war um die Zeit, als Franzosen und Spanier unter Consalvo von Cordova sich um Neapel schlugen

Aber der Nepot des großen Franzosenfreundes Jost von Silinon sollte zum zweiten Male erfahren, daß er sein Glück nicht in Frankreich zu suchen habe und mußte froh sein, daß ihm 1505 Luzern, milder als Schwyz, welches ihn mit Ruthenstreichen bestrafen wollte, wieder gutmüthig Aufnahme und Bürgerrecht gewährte. Das Rathsprotokoll meldet uns darüber:

„Vff sin ernstlich pitt vnd beger (haben wir) angesechen sin frommen vordern die sich in vnsern vnd der eidgenossen nötten redlich gehalten, deßglichen er selbst; das

strafgelt, die 200 gulden, als er vber vnser verpott zu reiß geluffen, ist gnedigklichen nachgelassen vnd geschenkt, so er doch vast sin burgrecht vffgeben vnd wir ja us vnserm rat gestossen vnd jn vnsere eidgenossen von Swiz als den jren zu den selben zitten gestraft haben vnd vnbillich mit zwenzig rüten gestraft solt werden: vnd so uern er vnser burger wil sin, so sol er das burgkrecht ernüwren vnd darnach widerumb an vnsern großen rat komen".

Bald darauf erfolgte, wie wir wissen, die päpstliche Werbung und eröffnete unserm ruhelosen Kriegsmanne und vielen andern wieder ein „Loch, wo er hinaus konnte."

Der Gedanke einer solchen Verbindung mit den Schweizern mag Julius II. schon lange vorgeschwebt haben, ja vielleicht waren schon jene freundschaftlichen Beziehungen, welche sein Oheim, Sixtus IV. mit den Eidgenossen unterhalten, von Cardinal Juliano della Rovere angeregt worden.

Ein wichtiger Wurf war ihm jetzt durch die Errichtung einer Garde von Schweizern gelungen. Einen großen Dienst hatten ihm die Eidgenossen erwiesen und wir sehen ihn gesichert und mit festem Willen sein Ziel verfolgen.

Nicht lange, und der Garde zogen andere Schaaren aus dem berühmten Alpenlande nach in des Papstes Sold.

Demselben war es 1504 gelungen das Herzogthum Urbino seinem mit Feldherrntalent begabten Nepoten Francesco Maria della Rovere zu verschaffen. Zwei Jahre später waren Perugia und Bologna wieder in seiner Gewalt und selbst die Venetianer hatten 1505 einige Städte zurückgegeben. Zur vollen Restitution aber waren sie bis jetzt nicht zu bewegen und der Papst, welcher sie fruchtlos ermahnte, war wegen ihnen mit Schmerz erfüllt. Statt sich mit all' seiner Macht auf die Türken zu werfen, um selben die Lust zu benehmen, den beabsichtigten Löwensprung auf das Herz des christlichen Europa's zu wagen, greift Venedig nach ungerechtem Besitze und will nicht erkennen, wie es eben dadurch nach dem Gesetze göttlicher Wiedervergeltung den, bald erfolgten, Verlust seiner schönsten Perlen verschulde. Darüber trauerte der heilige Vater. Denn so lange die stolze, mächtige Lagunenstadt in dieser falschen Stellung zu ihm, welcher mit allem Nachdrucke die christlichen Mächte zum Kampfe gegen die Barbarei des Mohamedanismus aufrief, verharrte, war der heilige Krieg unmöglich. Daher mußten zuerst die Venetianer, wenn auch mit Waffengewalt, fügsam gemacht werden. Die Liga von Cambrai vom Jahre 1508 sollte dieses bewirken. Julius, der jetzt einer Heeresmacht bedurfte, wandte sich wieder an die Eidgenossen.

Es stand gewiß mit seinen Absichten im Zusammenhang, wenn er am 11. Herbstmonat gedachten Jahres dem Bischofe von Sitten, Matthäus Schiner, in petto die Cardinalswürde ertheilte. Der Papst hätte, wie der Erfolg bewies, keine bessere Wahl treffen können. Sowohl die Lage des Landes, wo Schiner als Bischof und Fürst zu gebieten hatte, als auch seine eigene mit bewunderungswerther Thatkraft und Ueberredungskunst ausgerüstete Persönlichkeit gaben diesem Prälaten eine Wichtigkeit, wie sie wenigen seiner Zeitgenossen zugekommen ist. Darauf, den 13. Hornung 1509 siegelte der Papst ein Breve an die Eidgenossen, um 3000 Mann von ihnen zu erhalten. Dringend wurde das Begehren wiederholt, noch am 14. Mai, am gleichen Tage als die Venetianer bei Agnadello den Franzosen erlagen und alsdann, fürchterlich gedehmüthigt, Versöhnung mit Rom suchten und fanden.

Sie vergalten diese Wohlthat mit reichen Zinsen am Tage bei Lepanto. Aber statt mit Venedig, hatte Julius II. es nun mit Frankreich zu thun, welchem weniger daran gelegen war die Türken unschädlich zu machen, als sich in Italien ein Uebergewicht zu verschaffen, das jeden Augenblick die Freiheit aller übrigen Theile der Halbinsel den Kirchenstaat nicht ausgenommen, erdrücken konnte.

Es ist einleuchtend, daß dem Papste eine italienische Hegemonie, werde sie nun durch eine einheimische oder fremde Macht geübt, durchaus zuwider war, ja daß er im Interesse der Gesammtkirche zu handeln glaubte, wenn er einer solchen entgegenarbeitend, den Zustand des Gleichgewichtes herzustellen suchte.

Bevor Julius II. ernstliche Schritte gegen die Franzosen wagen durfte, mußte er sich der Treue und Hilfe der Schweizer versichern. Schiner erwies ihm einen unermeßlichen Dienst, als derselbe den 26. Hornung 1510 in Luzern einen Bund der Eidgenossen mit dem heiligen Vater auf fünf Jahre zu Stande brachte.

Der beredte Bischof vergaß nicht die religionsgeschichtliche Bedeutung und Ehrwürdigkeit, die aus einer solchen Verbindung mit dem Statthalter Jesu den Eidgenossen erwachse, hervorzuheben. Auch die betreffende Bundesurkunde ist durchaus von einem Geiste kindlicher, ehrfurchtsvoller Pietät gegen den heiligen Vater durchweht.

Waren auch die Alpenbewohner des sechszehnten Jahrhunderts nicht frei geblieben vom allgemeinen Verderbniß; hatte zumal ein unbändiges, gewaltthätiges Wesen und brennender Durst nach Geld sie ergriffen: so sind sie doch noch immer empfänglich für höhere Ideen geblieben, besonders wenn sie dem Lebensborne der Religion entquollen waren. Ja es muß, gerade in der innern Schweiz, die katholische Ueberzeugung noch ungemein kräftig und lebendig in den Gemüthern gewaltet haben. Freilich fehlte es daselbst nicht an Persönlichkeiten, die als eigentliche Brennpunkte der Gottinnigkeit und der reinsten katholischen Gesinnung zur Wärmequelle für Tausende wurden von nah und fern. Niklaus von der Flue, Konrad Scheuber, Johannes Wagner, welche Leuchten waren diese!

Die Bemühungen Schiners für den heiligen Stuhl wurden außerdem ungemein unterstützt durch die gerade obwaltende Abneigung gegen Frankreich. Diebold Schilling, der Luzerner, schreibt:

„Dazemal fing der gemein mann allenthalben an den frantzosen vyend ze wärden. Dan der götlichen Ordnung nach vnd cristenlicher gesatz hat sich dannoch so vil zit verlouffen daz jederman wolt bedunken es wäre zitt ein keiser ze machen, damit die Cristenheit nit so lang on ein hopt stünde, wie wol man dazemal grob torecht Lüt fand die man aber für witzig hat die da meintend man dörffte keins keisers vnd man möchte wol daran läben, dasselbig geschach aber dem Küng von franckrich ze lieb, wan sunst kan ein jeglicher cristener mönsch wol betrachten, das alle gesatzt, gerächtikeit friheit vnd regalia vorab von dem kumpt der daz nach siner Hinfart witer vnd lang vor siner Mönschwärdung den keisern den jrdischen gewalt uß zeteilen geben vnd die darzu gewidmet, das allein ein römischer keiser vnd sunst niemand ze tunde hat. Es ward ouch mengerlei vff Tagen daruon geratschlaget wie man die frantzosen mit jren bösen samen den sie stätes saigten, uß dem Land brächte."

Man sieht, daß die mittelalterliche Auffassung der Kaiserwürde, wie sie uns aus dem Sachsenspiegel und vielen andern Büchern bekannt ist, selbst nach dem Schwabenkriege noch gebildeten Schweizern eingeleuchtet hat. So tritt uns dieselbe in dichterischem

Schmucke aus dem „Panegyricon" des Heinrich Loriti Glareanus entgegen, welches derselbe nebst seiner „descriptio helvetiae" 1514 den eidgenössischen Tagherren in Zürich überreichte und dafür bewundernden Beifall erhielt. Ja es waren mehr oder weniger alle jene hellern Köpfe, welche in der Schweiz der Humanisten-Schule ergeben waren, politisch gegen Frankreich und für den Kaiser gesinnt. Allein Keiner arbeitete mit der Entschiedenheit und Wärme wie mit dem Erfolge Frankreich entgegen, als es Mathäus Schiner that. In seiner zähen Ausdauer und seinem unbeugsamen Muthe war er ganz das treue Ebenbild seines Papstes, war ungefähr vom gleichen ehrnen Guſſe.

Dieser hatte es ihm zu danken, daß die Eidgenossen, mancher auftauchenden Schwierigkeit ungeachtet, nicht ermüdeten ihre Hilfstruppen wider die Franzosen nach Italien zu senden, wo Julius, obschon mit Waffen und Schisma bekämpft, endlich einen vollständigen Sieg erlangte. Das hohe Verdienst seiner Verbündeten hat er mit allen jenen Ehrenbezeugungen anerkannt, wie sie ein Oberhaupt der Kirche unter den damaligen Verhältnissen immer nur gewähren konnte.

Nach vorausgegangener Uebersendung der Insignien herzoglicher Würde, des Hutes und Schwertes, ehrte im Sommer 1512 der heilige Vater seine schlichten Alliirten in den Alpen durch den unter allen Nationen sie auszeichnenden Titel „der Beschützer der Freiheit der christlichen Kirche" sowie mit entsprechenden Bannern.

Die Schweizer hatten für solche religiöse Auszeichnung ein tiefes, zartes Gefühl, und legten ihr alle jene tiefsinnige Bedeutung bei, die sie immer nur in der Anschauung eines Volkes haben konnte, das in einem verdienstreichen Verhältniß zu seiner Kirche seine erste Lebensaufgabe, seinen höchsten Ruhm und die reichste Quelle des Segens erblickte. Sie fühlten sich auf eine Höhe der Weltstellung erhoben, die historisch und geistig das treue Abbild war von der geographisch centralen Erhebung ihres Vaterlandes. Sie sahen sich darin geadelt vor allen andern Völkern. Selbst Raphaels Pinsel stellte sie dar, wie sie auf starkem Arme den heiligen Vater im Triumphe tragen.

Als im Herbste gleichen Jahres die Eidgenossen auf erhaltene Einladung eine Gesandtschaft nach Rom verordneten, sandte Julius II. den Hauptmann seiner Leibwache, Kaspar von Silinon, derselben bis Florenz entgegen, wo dieser seinen einfach gekleideten Landsmännern seidene Gewänder überreichte. In Rom wurden sie unter Ehrenbezeugungen empfangen, wie solche die stolze Weltstadt vielleicht noch keiner Nation erwiesen, so manche auch aus allen Gegenden der Welt in alter und neuer Zeit ihre Repräsentanten dahin gesendet haben mochte. Jener Gesandtschaftsrede, welche sodann der Zunftmeister Dr. Leonhard Grieb aus Basel vor dem Papste hielt, sieht man es sogleich an, daß sie einer Gesinnung entflossen ist, nach welcher der Ruhm des Vaterlandes alsdann den wahren Werth bekommen hat, wenn er als Bundesgenosse mit der Wohlfahrt jener Anstalt verflochten ist, durch welche Christus die Welterlösung fortpflanzt durch Raum und Zeit.

Näher zwar, wenn auch noch immer ferne, stund Julius II. jetzt dem Ziele seines Pontificates. Doch hinderte ihn der Tod am weiteren Vorschreiten. Er erlebte nicht mehr den herrlichen Sieg der Schweizer bei Novara; der 22. Hornung 1513 endete sein Leben voll Arbeit und Beschwerden. Sterbend bekannte er noch, seine zehnjährige Regierung sei so überreich an Sorgen und Kummer gewesen, daß er mit einem Martyrer könne verglichen werden. — Ein Beweis, daß sein Gewissen von dem Vor-

wurf, als habe er ob der eitlen Lust am Kriege seine eigentliche pontificale Pflicht versäumt, nichts gewußt, ja daß er seine Kämpfe für Kämpfe Gottes gehalten habe und seine Absichten rein gewesen seien.

Der St. Martinstag.

Der heilige Martin wurde 319 zu Sabaria geboren, welches etliche für Stein am Anger, andere für Satvar oder Rothenthurm halten. Seine Eltern brachten ihn nach Pavia in Italien, wo sie sich niederließen und er auch seine erste Erziehung erhielt. Sein Vater, der in Kriegsdiensten gestanden, hatte sich von der untersten Stufe bis zum Kriegsobersten empor geschwungen. Mit fünfzehn Jahren leistete Martin den Fahneneid bei der Reiterei, ließ sich 337 taufen, erhielt 356 von dem in Gallien commandirenden Caesare Juliano seinen Abschied, ward 375 zum Bischof von Tours erwählt und starb am 11. November 402.

Als ihm einmal vor Amiens ein Bettler ohne Kleid im harten Winter begegnete, schnitt er seinen Mantel entzwei und reichte von seinem Roß herab dem Halberstarrten die Hälfte. Dieser aber war nach der Legende Christus selbst oder Christus erschien ihm in der nächsten Nacht mit dem halben Mantel und sprach: „Was du dem armen Manne gethan, das hast du mir gethan.“ Da bekehrte sich Martin zum Christenthume und wurde in der Folgezeit ein großer Heiliger. Ein alter Holzschnitt läßt sich über Martins Gutherzigkeit also aus:

St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam
Und hatte kein pecuniam,
Drum mußt' er lassen tunicam.

Die Volkssage behauptet, daß weil er nicht gerne Bischof werden wollte, er sich in einem Stall versteckte. Daselbst wurde er aber durch das Schnattern der Gänse verrathen und das Volk hält an seiner Meinung fest, daß deshalb an seinem Todestage es den Gänsen an den Kragen ginge. Richtiger wäre wohl die Auffassung, wenn dies am Tage seiner Erwählung geschähe. Dieser Tag ist jedoch nicht ganz gewiß, denn selbst in den Legenden der Heiligen ist das Jahr der Erwählung noch schwankend zwischen 371 und 375.

Als Bischof von Tours übte er großen Einfluß auf die Christianisirung Galliens, bekehrte viele Heiden und zerstörte eine große Anzahl Tempel derselben. Man erzählt viele kleine Wunder von ihm. Einmal, als er Messe las, schwebte die Hostie auf und glänzte über seinem Haupte wie eine Sonne. Einen Aussätzigen heilte er durch einen Kuß. Ein Hase flüchtete sich zu ihm vor den Hunden. Als er einen heiligen Baum der Heiden fällen ließ, stellte er sich auf die Seite, wo der Baum hinfallen sollte, machte aber nur das Zeichen des Kreuzes und der Baum fiel auf die andere Seite. Der Teufel erschien ihm in Gestalt des Jupiter, der Venus und anderer Götter wie Göttinnen, ja endlich in der Gestalt Jesu selbst, entfloh aber, als Martin, den Betrug merkend, die Wundmale suchte. Einst sah er Christen beten am Grabe eines vorgebli-

chen Heiligen, aber auch hier bewährte sich sein Scharfblick. Er zwang die Seele des hier Begrabenen, sich zu stellen, und sie gestand, einem Straßenräuber und nicht einem Heiligen angehört zu haben. Als er starb, hörte sein Freund Bischof Severin zu Cöln aus weiter Ferne mit seinen Mönchen den Gesang der Engel. Wo die Leiche des Heiligen durchs Land geführt wurde, grünte und blühte Alles, wie im Frühling, obgleich es nach dem 11. November war.

Unter den Reliquien des Heiligen genoß die höchsten Ehren sein gallischer Rock mit Kapuze (cappa.) Dieses Kleid wurde an seinem Fest in Procession herum getragen und die Träger hießen cappelani, der Ort, wo es aufbewahrt wurde, cappela. Davon ging der Name Capellan auf Bedienstete der Kirche und Capelle auch auf andere kirchliche Gebäulichkeiten über. Die merovingischen Könige trugen die Cappa im Schlachtgetümmel, um den Sieg zu erringen. Das Ansehen dieses Heiligen war so groß, daß ihm allein unter denen, die nicht martyres sondern nur confessores waren, eine Octave oder Festwoche gewidmet wurde. Dieses Ansehen erklärt sich hinlänglich aus dem wichtigen Einfluß, den er auf die Bekehrung Galliens und auf die Consolidirung der Kirche in Frankreich übte, wie denn auch die Hauptzüge in seiner Legende die Hauptgegensätze des Christenthumes und Heidenthums, der Kirche und des westlichen Kaiserthums, der guten Werke und des menschlichen Elends, der wahren Heiligkeit und der Scheinheiligkeit betreffen, so daß Martin recht im Mittelpunkt der kirchlichen Idee und des christlichen Lebens steht. Was hierüber Wolfgang Menzel im II. Bande seiner christlichen Symbolik Seite 111, 112 und 113 sagt, ist von ganz besonderem Interesse. Derselbe Verfasser meint, daß von Seiten der Neubekehrten viel Heidnisches in den christlichen Cultus aufgenommen wurde. Das Martinsfest fällt mit einem älteren großen Jahresfest der Heiden zusammen, an welchem der Abschied der guten Jahreszeit und der Beginn des Winters gefeiert wurde. In der griechischen Kirche beginnt von Martini an ein vierzigtägiges Fasten. Das Volk pflegt daher an diesem Tage noch einmal sich recht voll zu essen und zu trinken. In der abendländischen Kirche wurde nun zwar dieses Fasten aufgehoben, aber die Völlerei nichts desto weniger am Martinstage beibehalten, wahrscheinlich in Folge einer älteren heidnischen Gewohnheit, an diesem Tage zu schwelgen. Insbesondere aß man und ißt man noch am Martinsabend die Martinsgänse, wie denn besagte Thiere um diese Zeit am wohlschmeckendsten sind. Die noch im Volk, sonderlich bei den Kindern üblichen Martinslieder wurden von Armen gesungen, die vor den Thüren der Kirchen um Speise und Trank baten, um das Fest mitfeiern zu können.

Zur Heidenzeit war die Gans wegen ihrer weißen und flaumigen Federn ein Sinnbild des schneereichen Winters, der um Martini beginnt. Es scheint somit eine heidnische Winterfeier, wobei man Gänse opferte, dem christlichen Martinsfest voran gegangen zu sein. In Norddeutschland backt man an diesem Tage die sogenannten Martinshörner, ein Gebäck in Hornform, was man auf die Trinkhörner des altdeutschen Donnergottes bezogen hat, die auf heidnischen Runenkalendern den Martinstag bezeichnen. Nach einer nordischen Sage (Olaf Tryggvasons Saga) gebot König Olaf bei einem grossen Heidenfeste, den Becher nicht mehr zu Ehren des Gottes Thor, sondern des heiligen Martin zu leeren.

Hans Weininger.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

18. November 1860.

I. Jahrgang. Nro. 23.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur „Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Um ein Wort.

Eine Geschichte aus den böhmischen Dörfern.

Nach Cajetan Tyl's czechischer Erzählung „Pro jedné slowo".

Von E. Sickenberger.

An der Sazawa, am Fuße eines hohen Berges, neben welchem auch auf beiden Seiten sich ein noch mächtigerer mit Föhren bewachsener Gebirgszug hinzieht, lag in einem stillen, einsamen Thälchen die Mühle des alten Ruschitschka. Außer den umwohnenden Bauern, welche ihr Korn am liebsten hierher zum Mahlen brachten, besuchte selten ein fremder Fuß diesen verborgenen Winkel unseres Vaterlandes. Es ging ihm, wie vielen andern czechischen Gauen, welche noch bis heute ihrer Bewunderer, der Maler und Dichter, harren.

Die Mühle hatte ihre drei Abtheilungen und eine ansehnliche Gesindestube. Neben dem Mühlhause stand ein Gebäude mit einem besondern Raum für die Knechte, und einem großen Herren-Zimmer für die Werktage; im ersten Stocke befanden sich zwei gesonderte Zimmer; an der Hofmauer standen Stall und Scheune. Gegenüber war unter hundertjährigen Eichen ein alter hölzerner Schuppen, der bald als Vorrathskammer bald als Tanzboden diente. — Auf dem Berge rechts neben der Mühle, hoch über dem Thale, stand in einem niedlichen Gebüsche ein Jägerhaus; links auf der felsigen Höhe, zu welcher theils gezimmerte Staffeln, theils ein in den Felsen gehauener Steg führten, ragte eine uralte hölzerne Capelle mit kleinem Thurme. Dieses kleine Heiligthum und das schlichte Jägerhaus auf der Höhe, dann die ausgedehnte Mühle im Thale waren die einzigen Zeichen menschlichen Daseins und Lebens in dieser Gegend der Wälder und Felsen.

Der alte Ruschitschka war — was man so zu nennen pflegt — ein Mann von echtem Schrot und Korn. In seiner Jugend hatte er allerdings ein schönes Stück Welt durchwandert, und auch einige Jahre in Prag gearbeitet: aber seit der Zeit war schon viel Wasser bei ihm vorübergeflossen, und seine Mühle war auch so von großen und unzugänglichen Bergen verschanzt, daß nur wenig aus der Welt zu der Mühle hereinkam. So hatte ihr Bewohner jene Einfachheit der alten Czechen bewahrt, die das schönste Erbtheil theurer Eltern war.

Ruschitschka war ziemlich in den Fünfzigern, mittlerer, fast kleiner Statur, von

gedrungenem Körperbau mit breiten Schultern und schwerfälligen Ganges. Seine Gesundheit bewies, daß er ein Mann von ungewöhnlicher Kraft gewesen sein mußte. Dieß zeigte sich auch in seiner ganzen Erscheinung. Sein gewaltiger Schädel, auf fleischigem Rumpfe, schien gegen die Welt anrennen zu können. Das volle, runde Gesicht war der Spiegel seiner Gutmüthigkeit, auf der breiten Stirn stand der feste Wille, der manchmal in Eigensinn überging, und aus den blauen, klaren Augen spielte jene Emsigkeit, die das Hauptkennzeichen des czechischen Landmannes ist.

Ruschitschka sprach wenig, aber bedächtig und das mit klarer volltönender Stimme. Eher besann er sich länger, als daß er Etwas eilig vorbrachte. Was er einmal gesagt, oder versprochen, darauf konnte man Berge bauen. Das Gesinde nannte ihn „Herr Vater" nicht nur aus alter Gewohnheit auf der Mühle, sondern aus ganzem Herzen, und dies ehrbare Ansehen des Müllers von der Sazawa war in der Umgegend in Aller Mund.

In der grauen Kazajka, in vergelbten, kurzen Hosen, die unten in lange, kalblederne Stiefelröhren auslaufen — auf dem Kopf eine kleine lederne Mütze, stand Ruschitschka eines Tags auf der Schwelle der Mühle, und schaute auf die Straße hinaus, die sich, ungefähr fünfzig Schritte von der Mühle, in den bewaldeten Berg zum Jägerhause hinaufwindet. Dort fuhren zwei Wagen mit Hausgeräth.

Da trat die Müllerin zu ihm heraus.

„Dort fahren sie wieder für den Neuen im Wald oben" sagte Ruschitschka, mit leiser Kopfbewegung. „Bin begierig, was das für ein Vogel ist."

„Mag er sein, wer er will — dafür wird er unserm Herrgott einmal Rechenschaft ablegen," antwortete die Müllerin. „Wenn es nur ein verträglicher Nachbar ist."

„Das ist's, liebe Baruschka! — ein verträglicher Nachbar! Aber Jägerblut, wildes Blut."

„Nicht wilder, als Müllerblut, oder irgend ein anderes, das in einem Christenherzen fließt. Aber wir dürfen ihn nicht warm machen."

„Das dürfen wir ja nicht. Und, wenn wir auch wollten, wagen wir es nicht, sonst haben wir es mit unserm Hausprediger zu thun!" sagte Ruschitschka, spitzte seinen Mund zu einem wohlwollenden Lächeln und kniff Frau Barbara in die Wange.

„Du bist ein alter Schelm, und doch darf man den Mund nicht eher schließen, bis man dich auf den rechten Weg gebracht hat" lächelte die Müllerin, klopfte ihren Mann auf die Hand, und ging an ihre häusliche Verrichtung.

Frau Barbara war einige Jahre jünger, als ihr Mann — eine stattliche, kräftige Frau, die noch viele Spuren vergangener Schönheit besaß. Noch immer konnte man seine Freude an diesem gesunden, vollen Gesicht, an den muntern Augen, an den hübschen Lippen mit den unversehrten Zähnen haben, und mancher brachte sein Getreide nur deßhalb an die Sazawa, um ein wenig mit der gescheidten Frau Mutter zu plaudern. Für Jeden hatte sie eine liebreiche kleine Frage, einen klugen Rath und einige lustige Worte. Der schönste Name, den man ihr geben konnte, war: Wirthin. Die Häuslichkeit war ihre Welt, ihr Leben, ihre Seele. Geflissentlich wendete sie sich allerdings nicht von dem, was außerhalb ihres Hauses vorging, ab; doch hing sie mit solchem Eifer an den Angelegenheiten des Hauses, daß sie sich nicht sonderlich um Neuigkeiten und fremdes Gerede, oder um Freund- und Bekanntschaften kümmerte. Die einzige Frau, mit der sie hie und da ein Stündchen verplauderte, war die Wittwe des vor kurzem ver-

storbenen Försters, ihre nächste und einzige Nachbarin. Deßhalb warteten jetzt auch die beiden Eheleute in der Mühle neugierig auf den neuen Förster, der an die Stelle des gewesenen, in den Ruhestand versetzten, bestimmt war.

Bis jetzt war er noch Jedermann gänzlich unbekannt. Er kam aus dem entlegensten Besitzthume des Fürsten, aus einer deutschen Gegend, und es hieß nur, er sei Wittwer.

Er selbst ließ sich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft nirgends sehen; ohne Zweifel hatte er in seinem neuen Wohnorte viel zu thun.

So kam der Sonntag heran. In der Capelle sollte die heilige Messe gelesen werden, Ruschitschka und Frau Barbara, beide festtäglich gekleidet, standen schon zum Fortgehen fertig. Er wischte sein langes spanisches Rohr mit dem großen, silbernen Knopf sorgfältig ab; sie hielt schon das weiße Taschentuch und den „Großen Himmelsschlüssel" mit der goldnen Spange in der Hand. Mittlerweile klopfte es an die Thüre. Ruschitschka rief: Nur herein! — und in's Zimmer trat der neue Förster mit seiner achtzehnjährigen Tochter.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er noch auf der Schwelle. „Erschreckt nicht, Herr Vater, wir werden Euch nicht lange aufhalten. Wir sind noch nicht dazu gekommen, aus unserer neuen Niederlassung auszufliegen, und unsere lieben Nachbarn zu begrüßen. Da uns aber jetzt der Weg zum Hause des Herrn an Eurer Thüre vorüber führt, haben wir uns gedacht, es wäre das Beste, gleich mit einander bekannt zu werden. Ich bin der Förster Brand, und hier ist mein Kind Clara. Guten Morgen allerseits!"

„Kut morgen!" antwortete Ruschitschka, etwas überrascht, und verlor seinen Gast nicht aus den Augen.

Dieß war ein Mann, in den Jahren des Müllers, aber groß und eher knochiger als fleischiger Gestalt. Aus seinem ganzen Wesen schaute jene Abgehärtetheit, die die erste Eigenschaft eines guten Forstmannes sein soll. Seine Glieder waren musculös, das Gesicht gebräunt, die Augen unter langen Wimpern hervorbringend, die Stimme schmetternd, die ganze Erscheinung hatte etwas Unabgemessenes. Ein dunkelgrüner Rock stand gut zu seiner Figur, und das Jagdmesser an der Seite vollendete das Bild eines stattlichen Jägers.

Ruschitschka hatte Zeit genug zu aufmerksamer Beobachtung, denn er antwortete ihm nicht. Dessen hatte ihn Frau Barbara überhoben. Der Förster sprach nämlich deutsch, und diese Sprache war die schwache Seite des guten Ruschitschka, obgleich er manchmal mit einigen in der Jugend aufgefangenen Brocken Deutsch prahlte. Er stammte noch aus der Zeit, wo der Geselle noch nicht nach dem Katzensilber einer fremden Sprache haschte, und noch nicht glaubte, die höchste Ausbildung erreicht zu haben, wenn er mit einem Vorrath verderbter fremder und verunstalteter einheimischer Wörter aus der Fremde zurückkehrte; aber an Ruschitschka blieb das Vergnügen am Deutschen deßhalb unvergänglich, weil er sich in ein Mädchen verliebt hatte, die in beiden Sprachen zu reden verstand. Der hübsche Junge wollte nicht dümmer und unwissender sein, als die, welche über sein Herz gebot; und so lernte er, und quälte sich und glänzte mit seiner Gelehrsamkeit, wo er nur konnte. Er that dieß übrigens nicht, weil er sich seiner angeborenen czechischen Sprache schämte — o nein! Er gehörte nur zu jenen Tausenden und Tausenden seiner Landsleute, welche, da sie Nichts von Liebe und Anhänglichkeit an

die Muttersprache hören, auch darüber Nichts weiter denken, und vom großen Strom getrieben, auch der allgemeinen Schwäche sich schuldig machen. Er hielt große Stücke vom Deutschen, weil er sah, daß viele Leute es für einen Vorzug hielten, darin zu sprechen, und sich für höher hielten, als Andere.

Nun wir werden uns schon verstehen, sagte Brand treuherzig. Ich verstehe ein wenig Böhmisch, der Herr Vater ein wenig Deutsch — und wo wir beide nicht mehr ausreichen, wird uns die Frau Müllerin aushelfen. Ich bin sehr zufrieden, daß mich der Fürst hierher versetzt hat; so erwischt mein Clärchen wenigstens noch ein wenig Böhmisch. Der Mensch weiß nicht, was er einmal brauchen kann.

Darauf wurde noch hin und her geredet, man gelobte sich gegenseitig, gute Nachbarschaft zu halten, lud zu Besuchen ein, und ging endlich miteinander zur Kirche. Frau Barbara ließ ihren Mann im Arm des Försters und behielt Clara, welche ihr vom ersten Augenblicke an gefallen hatte, bei sich.

Die Tochter des Försters war aber auch eine überaus holdselige Erscheinung. Ihre Gestalt war mittlerer Größe, in allen Theilen in herrlichem Ebenmaaße entwickelt; so glich sie einer herrlichen, von Gottes Hand gesetzten Blume, die sich ohne alle menschliche Kunst in unbeschreiblicher Herrlichkeit entfaltet. In der glänzenden Weiße des Antlitzes, in den goldenen Locken, in den liebreichen blauen Augen lag ein Abglanz des Himmels.

Es war demnach kein Wunder, daß alle Leute, die sich aus der Umgegend in der Kirche versammelt hatten, neugierig ihre Augen auf Clara richteten.

Diese bemerkte es in ihrer jungfräulichen Unschuld nicht; die erfahrene Frau Barbara aber sah es wohl, und ihr gutes Herz erfüllte sich mit harmlosen Stolze, daß das wunderliebliche Kind aus dem Thale der Sazawa an ihrer Seite schritt.

Auf den Grasplätzen um die Kapelle stand die Dorfjugend, die dort mit den Alten auf den Geistlichen aus der benachbarten Pfarrei, der hier nur alle 14 Tage die heilige Messe las, wartete. Unter einer Gruppe stand auch Wojtjech*), der einzige Sohn des Müllers von der Sazawa, und unterhielt sich mit dem Cantor. Jetzt kamen die Aeltern heran; er nahm seinen Castorhut ab, sie ehrerbietig zu grüßen, aber der Gruß blieb ihm in der Kehle stecken, und geraume Zeit blieb der Hut in seiner Hand schwebend. Er stand lautlos da. Bedeutungsvoll aber, und ohne Worte doch vielsagend, fielen seine Blicke auf Clara. Er wollte hingehen, er wollte sich der Mutter anschließen, konnte sich aber nicht von der Stelle rühren.

Ei, ei, Herr Wojtischek**), lachte der Cantor, und klopfte seinem gewesenen Schüler mit dem Rohrstabe derb auf die Schulter. Was ist denn mit Euch? Hat Euch der neue Förster behext, oder sein schönes Töchterlein?

Aber Wojtjech gab ihm keine Antwort, sondern raffte sich, wie aus einem schweren Traum geweckt, schnell zusammen, und eilte hinter den Eltern in die Kirche.

Nun, nun, lachte der Cantor, und nahm aus seiner alten, zinnenen Dose eine Prise — für den singen wir heute umsonst. Der hört uns nicht, und wenn vor lauter Posaunenschmettern der ganze Chor zusammenfiele.

Und der alte Kenner des Menschenherzens hatte Recht. Wojtjech wußte nicht

*) Albert. **) Albertchen.

was heute im Gotteshause vorging. Entfernt von seinen Eltern, doch nahe genug, um Clara betrachten zu können, stand er während der ganzen Predigt und Messe da, ohne nur die Augen von dem unbekannten Mädchen zu verwenden; und es war ihm, als ob er an der Himmelsthüre stehe, wo die Engel aus und ein gehen, und er als Erdgeborner nicht einmal wagen dürfe, sich zu rühren, um die holden Erscheinungen nicht zu verscheuchen.

Nach der Kirche folgte er den Eltern. Einerseits munterte ihn eine innere Stimme auf, sich zu beeilen, und die Mutter zu begleiten; auf der andern Seite flüsterte ihm wieder Etwas zu, nicht zudringlich und beschwerlich zu werden. Schon längst hatten die Fremden sich von seinen Eltern verabschiedet, als er endlich in die Stube trat. Die Mutter zankte ihn ein wenig, weil er sich so verspätet und so liebe Gäste versäumt habe.

Die ist ja, als ob sie unser Herrgott so recht für uns in unsern wilden Winkel geschickt hätte, rief sie freudig. Jetzt brauchen wir uns im Winter nicht mehr vor den langen Abenden zu fürchten. Das Mädchen ist ein wahrhafter Engel.

Dem Wojtjech schlug das Herz, daß sich die schöne grüne Sammtweste bewegte, und sein Gesicht wurde roth, als ob es verbrennen wollte. Er wußte nicht, ob ihn die Mutter durchschaute, oder ob sie aus eigner Ueberzeugung und freien Stücken so gesprochen hatte. Und er kehrte den Rücken, indem er Etwas murmelte, was weder er, noch die Mutter verstand.

Darauf lobte der Vater den Förster, an dessen Gespräch er großes Gefallen finde, aber Wojtjech hatte kein Gehör für dieß Lob. Sein Sinn flog um — das Jägerhaus, und von dem Augenblicke an war der buschige Abhang sein liebster Spaziergang.

Auch Clara hatte am ersten Tage Wojtjech bei der Capelle bemerkt, und der hübsche Jüngling sie alsbald für sich eingenommen. Mitten im Walde aufgewachsen, und vom Auge des Vaters sorgfältig bewacht, hatte sie bisher noch wenig Männer gesehen, und unter diesen war Keiner, der ihrem Herzen die Geheimnisse einer kaum emporkeimenden Sehnsucht gelehrt hätte. Ihr Sinn hatte sich von dem wilden Jägertreiben abgewendet, obgleich sie noch nicht wußte, wo ihr Ziel zu suchen sei. Da kam sie in das Thal der Sazawa. Obgleich ruhig und einsam, schien es ihr doch, verglichen mit dem früheren Wohnorte, ihrer Wiege, über die Maßen heiter, und ihre sanfte Seele schmiegte sich bald mit aller jugendlichen Gewalt an die vortreffliche Frau Barbara, an das neue Haus, an die Mühle, an die Kirche — und auch an das Herz, das ganz ihr geweiht war.

Mit keinem Worte trugen Clara und Wojtjech zur Schau, was in ihrer Brust vorging. Wie eine kostbare Perle ruhte das süße Geheimniß in ihrem Herzen, ohne aus der Tiefe den Weg zu den Lippen finden zu können, nur mit den Augen, durch sanften Händedruck, Erröthen hatten sich ihre unschuldigen Seelen gesagt, daß eine in der andern, eine für die andere lebe, und daß beide vergehen müßten, wenn jemals sie sich trennen sollten. Wie es aber das Schicksal der Liebe, besonders der ersten Liebe ist, daß, obgleich sie ihre jungfräuliche Scheu mit luftigem Schleier umhüllt und ihre wonnigen Geheimnisse verbirgt, sie dennoch fast immer alsbald von der Welt erkannt wird, so geschah es auch den Liebenden in dem Thale der Sazawa, und ehe der Jüngling und das Mädchen sie mit einem Worte gegenseitig berührt hatten, verhandelten schon die Eltern darüber, und in der ganzen Umgegend liefen mannigfaltige Erzählungen.

An einem Sonntage hatten sich einmal Brand und Clara nach ihrer Gewohnheit auf der Mühle eingefunden. Der Abend war schön und Alt und Jung begab sich zum Lustwandeln auf den grünen Rasen entlang des Wassers. Die Alten gingen voraus, in ziemlicher Entfernung folgten ihnen die jungen Leute. Die Alten führten ein eifriges Gespräch, die Jungen hielten sich bei der Hand, ohne ein Wort zu sprechen, kaum einen Händedruck wagend. Aber ihre Seelen verkehrten stille mit einander und erzählten sich von viel Liebe und entrangen sich gemeinsam den Ketten der Erde.

Sagt, was ihr wollt, ließ sich mit wichtiger Miene und gemessner Stimme Frau Barbara vernehmen — ich weiß, was ich weiß und lasse mir nichts ausreden. Sie haben sich gern.

Aber warum thun sie denn das Maul nicht auf? fragte der Förster. Ich kann die Umschweife nicht leiden, und wenn der Mensch um mich herum ist und herum geht und nicht redet, so denke ich immer, er hat etwas Schlimmes hinter den Ohren.

Davon ist bei dem Wojtjech nicht die Rede, sagte die Müllerin, für meinen Sohn stehe ich. Und daß er die zwei Lippen zu läßt — ach, du lieber Gott im Himmel! das geschieht auch andern ehrbaren Leuten. Erinnert Ihr Euch nicht, Herr Nachbar? setzte sie schelmisch hinzu.

Die Wahrheit zu sagen, antwortete dieser und drehte seinen Schnurrbart — fast wäre mir einmal etwas Aehnliches begegnet, damals, als ich meine Seelige kennen lernte. Gott gebe ihr gute Ruh! Zehnmal hatt es mir die Kehle zusammengezogen, aber das dauerte nur einige Tage; dann wuchs mir der Muth und es ging besser.

Dös verstez zich! setzte Ruschitschka hinzu, der sich gerne an die Jahre seiner Jugend erinnerte. Mentsch hot Maul, kunte redn . . . .

Kunte redn — lachte Frau Barbara; Du hast aber auch nicht reden gekonnt, und bist lange herumgegangen, bis du die Schleußen aufgezogen hast.

Ole (aber) Wojtjech, erläuterte Ruschitschka, is Mentsch, wos hot schtudirt in Schule ainiges. Hoben ihn nicht wochsen lossen, wie Herrgottz Baum in Wold. Hätte können mit Sproch fließen, besonders mit Deutsch, denn Deutsch ihm geht, wie aus vullem Mehlkosten in Mühle.

Ich habe schon gesagt, entgegnete der Förster, ich habe den Burschen gern; ich darf nur einmal einen Menschen anschauen und weiß schon, was in ihm steckt. Aber warum redet er nicht? Von dem Mädchen kann ich nicht wünschen, daß es anfängt, obwohl sich bald etwas ändern muß, denn sie ist nicht mehr, wie sie war. Sonst sprang sie von der Stube in die Küche, wie ein Rothkehlchen, und spielte auf dem Rasen, wie ein junges Reh; jetzt singt sie Todtenlieder, und wenn ich sie frage, „was ist dir?" stützt sie die Stirn auf und seufzt, der Kopf thue ihr weh. Mancher kann wohl denken, das Herz thue ihr weh aber er kann sich auch täuschen, und darum läßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Dos verstez zich! meinte Ruschitschka. Is wos, werd ich bold wissen. Panna Clára gefollt mir und Wojtjech keine so Vogelschaiche, daß nicht poßt zu sie. Wenn nur zwischen sie wos ist — dos ist Hauptsoch! So laßt doch einmal Euer Zweifeln, eiferte Frau Barbara. Doch es wird nicht mehr so lange dauern, als es gedauert hat, und Wojtjech wird uns um Etwas bitten.

Plötzlich ertönte hinter ihnen ein durchdringender Schrei. Sie drehten sich er-

schreckt um und sahen am Ufer, neben einer tiefen Wasserwehr, eine Bäuerin, die wie wahnsinnig heulte, die Hände rang und um Hülfe schrie.

Es war ein Weib aus dem nahen Dorfe. Während sie wartete, bis das Mahlen an sie kam, war sie mit ihrem dreijährigen Knaben aus der Mühle gegangen, war zum Wasser hingeschritten und wollte das Kind baden. Der Knabe lachte, als ihn die Mutter entkleidete, hüpfte vor Freude, und die Mutter, die sich an dem muntern Kinde ergötzte, ließ ihn ein paar Schritte allein laufen. Alsbald jedoch stolperte er, überschlug sich, und rollte, da er gerade am Abhang niederfiel, ans Ufer, und glitt von da in das Wasser.

Kaum sah die Frau das Kind fallen, als sie schon Unglück ahnte, sogleich zu schreien anfing und ihm nach stürzte, in der Hoffnung, es noch vor dem Uferrande zu erhaschen, aber ihr Schreien und Rennen waren vergeblich.

Unterdessen war Wojtjech, der kaum den ersten Schrei der entsetzten Frau vernommen hatte, in langen Sätzen an das Ufer gestürzt und sprang, da er glücklicherweise bemerkte, wo das Kind hineinfiel, in die Tiefe, wo er untertauchen mußte, um das Kind zu suchen

Es war ein Augenblick voll Hoffnung, Furcht, Schmerz und Freude für die Zuschauer auf der Wiese.

Die unglückliche Mutter warf sich auf den Boden und beugte sich über das Wasser, als ob sie bis auf den Grund sehen wollte. Sie hätte gerne gesprochen — sie hätte gerne gerufen, aber ihre Zunge war unvermögend, und in dem heftigen, lauten Weinen und Schluchzen wurde jedes Wort erstickt.

Frau Barbara stand da, die Hände vor dem Mund gefaltet, und verwendete kein Auge vom Wasser. Der alte Ruschitschka hüpfte von einem Fuß auf den andern, und klopfte auf sein rundes Käppchen, denn er konnte Wojtjech nicht erwarten; daß der Junge glücklich davon käme, wußte er, denn er war ein gewandter Schwimmer, echtes Müllerblut und im Wasser so sicher, wie in der Stube — und der würdige Alte hatte seine Freude daran, daß er jetzt mit seiner Kunst etwas Gutes stiften konnte. Der alte Brand lief hin und her, um an der Stelle helfen zu können, an der Wojtjech mit dem Kinde auftauchen würde.

Und Clara? — Sie stand am Ufer, eine lebende Säule. Schon der erste Schrei des Weibes war ihr ein Stich durch das Herz — als sich aber Wojtjech ins Wasser stürzte, stockte ihr Blut; bleich stand sie da, ihr Busen rang nach Athem, die Arme hingen schlaff herab; sie war nicht im Stande, nur einen Laut von sich zu geben. Kaum waren jedoch Wojtjechs Scheitel und Hände auf der Oberfläche des Wassers erschienen, und hatten bewiesen, daß er lebendig und wohlbehalten war, löste sich der Druck von ihrem Herzen, aus den Augen strömten heiße Thränen und unter Lachen und Weinen schlang sich das selige Mädchen um den Hals der bekümmerten Mutter, die jetzt ebenfalls wieder auflebend, näher getreten war. Und das gute Weib drückte das Mädchen an seine Brust: es verstand die Bedeutung dieser jungfräulichen Sprache. Dankbar richtete es seine Augen gegen Himmel, dann wendete sie sich zu ihrem Manne, dem sie siegesfroh andeutete, wie ihre Ahnung von der Liebe Clara's und Wojtjech's keine Täuschung gewesen.

Sie begaben sich nun an den Ort, wo Wojtjech und der Förster alle möglichen

Anstrengungen machten, das Kind zu sich zu bringen. In kurzer Zeit war es ihnen auch gelungen; die Mutter, welche Gott und den Retter lobpries, nahm das zum Leben wieder erweckte Kind auf den Arm. Clara drückte es an ihr Herz, und drückte, während sie ihre schönen, bethauten Augen bedeutungsvoll zu Wojtjech erhob, einen heißen Kuß auf den kleinen Mund.

Seht, seht, Herr Nachbar! flüsterte Frau Barbara zum Förster. Clärchen meint, sie habe den Wojtjech auf dem Arm.

Er hätte es auch verdient, brummt der Förster. Es ist ein Capitalbursche. Wenn er doch nur reden wollte. Oder soll ihm selbst gar noch das Mädchen um den Hals fallen. Weiß nicht, weiß nicht — —

Kümmert Euch nicht, sagte leise die Müllerin. Es soll noch Alles gut werden.

Wojtjech ging fort, sich umzukleiden, er mußte viele einfache, aber um so herzlichere Worte von der Familie, dem Gesinde und den Mahlgästen hören. Doch seine Seele hatte keinen Raum für eitles Lob; der Blick Clara's brannte noch tief in ihm — wie ein Lächeln des Himmels überkam ihm die Erinnerung

Es wurde ein schöner, wonnevoller Abend. Die höchste Lust, die menschliche Herzen erfüllen kann — die aus dem Bewußtsein entspringt, das Dasein eines Menschen gerettet zu haben, durchdrang Alle. Den Alten verfloß die Zeit in buntem Gespräche, und mehr als einmal entschlüpfte dem Förster und der Müllerin ein Wörtchen, welches die beiden Liebenden unschuldig necken oder zum Reden bewegen sollte.

In der That blickten Wojtjech und Clara an diesem Abend ungewöhnlich heiter, und ein immerwährendes Lächeln spielte um ihre Lippen; von Zeit zu Zeit flüsterten sie sich einige Worte zu, aber zu dem gewünschten, von den alten Eltern erwarteten Geständnisse kam es nicht. —

In diesem vorsätzlichen Schweigen verharrten die Liebenden noch viele Sonntage. Unterdessen kam die jährliche Kirchweihe in der Capelle der Sazawa heran, und im Thale wurden auf der geräumigen Scheune große Vorbereitung für das Festvergnügen des Tanzes getroffen. Fleißiger als sonst wurde zehnmal gesäubert, gewaschen, ausgestäubt. An allen Wänden wurden große Kränze von Tannen und zwischen ihnen kleinere von Pfingstrosen, vollen Gänseblümchen, Glockenblumen und schönem langen Gras aufgehängt. Auch die Decke wurde verziert, d. h. die einfachen Balken, über welchen das ganze Dach zu sehen war.

Wojtjech schaute ununterbrochen diesen Arbeiten nach. Er kaufte um viel Geld Blumen in der Stadt, bestellte tüchtige Musikanten und verabredete sich mit dem Wirth am Berge über die Bedienung der Gäste. Seit undenklichen Zeiten war es ein Recht, ja eine halbe Verpflichtung des Müllers von der Sazawa gewesen, sich bei der Kirchweihe um Trunk und Musik anzunehmen, weil das junge Volk der ganzen Gegend sich da zur Lustbarkeit versammelte.

Clara hatte einmal im Gespräche ihre Tanzlust leicht berührt. Wojtjech hatte sich das gemerkt, und nahm sich vor, nachdem er alle Zubereitungen so gut wie möglich getroffen, sie am Kirchweihtage zum Tanzen aufzufordern. Er wollte dieß bereits Nachmittags thun, allein die Alten hatten noch keine Lust zu dem Getöse und blieben sitzen; so mußte Wojtjech die Ausführung seines sehnsüchtigen Wunsches bis auf den Abend

verschieben, wo sich endlich Alles erhob, um den geladenen Gästen und der lustigen Jugend auf dem Tanzboden sich beizugesellen.

Den Tänzern fiel weder der Förster, oder die Müllerin, noch selbst der Herr Pfarrer und Verwalter so in die Augen, wie Wojtjech, als er sich mit Clara in den Kreis stellte. Alle sahen, daß heute der Tanzsaal zu Ehren seiner Geliebten so geschmückt war, auch liebten sie ihn seit lange wegen seiner Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit — und wenn sie nun gar Clara betrachteten, dieses bescheidne kleine Wesen im grünseidnen Leibchen und im reinlichen weißen abgenähten Rocke, so mußte auch dessen Herz ein wenig unruhig werden, der es mit dem jungen reichen Müller nicht wohl wollte. Und siehe, als ob sie es Alle miteinander verabredet hätten, sie traten sämmtlich aus dem Kreise, so daß Wojtjech mit Clara allein tanzte. Aber er sah es nicht; er sah und hörte nichts. Ihr reiner Athem wehte um seine Wangen, seine Hände ruhten um ihre Hüfte, aus ihren jungfräulich niedergeschlagenen Augen flogen von Zeit zu Zeit Sonnenblicke unaussprechlichen Glücks: das und das Klopfen ihres Herzens sah, hörte und fühlte er. Unendliche Wonne umwebte seine Seele; er hätte frohlocken, weinen, jauchzen, fliegen mögen — niemals hätte er sich aus der Umstrickung ihrer zarten Arme losgerissen, wenn nicht das laute Klatschen und das Geschrei der lustigen Gäste ihn aus seiner Verzückung erweckt hätten. Auch Clara war selig. Ihre rechte Hand zitterte in seiner Linken, während ihre Linke seine Schulter fest umfaßt hielt. Die Ahnung unsäglicher Freude spielte mit ihren Herzen. Tief und glühend fühlte sie die wunderbare Bedeutung der Liebe — fühlte sie in allem Glauben eines reinen, unverfälschten jungfräulichen Herzens.

Als man den Tanzsaal verließ, war es bereits ganz dunkel, und über dem waldigen Hügel glänzte der Mond in seiner Vollgestalt. Es war ein zauberisch schöner Abend.

Ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich irgendwie mitzutheilen, schritten Wojtjech und Clara sich bei der Hand führend, ohne es zu wissen, den steinigen Pfad den Hügel hinan, auf dessem felsigem Scheitel die Capelle stand. Sie waren unvermerkt so weit emporgegangen, daß die Musik, der Lärm des Tanzes und die Rufe der im Thale sich herumtummelnden Jugend ihnen nur mehr als schwacher Wiederhall vernehmbar waren. Hier oben ruhte Alles in weihevoller Stille. Der Umblick rings umher war von dunkeln Bergen begränzt; über ihnen wölbte sich, von tausend Lichtern durchfunkelt, der blaue Bogen des Himmels.

Jetzt standen sie am höchsten, bei der Capelle selbst und ihre Blicke hafteten über der heilig ruhenden Gegend. So standen sie lange, lautlos; beiden war es, als seien sie in die Vorhalle des Himmels entrückt.

Hier habe ich Euch zum ersten Male gesehen, Clärchen! hub endlich Wojtjech; mit weicher, zitternder Stimme an.

Ich erinnere mich wohl, lispelte Clara, und schlug die Augen zu Boden.

Hier sollte zum ewigen Gedächtniß ein Erinnerungsstein stehen, sagte Wojtjech; denn von dem Augenblicke an beginnt ein neues Leben für mich, — meine irdische Glückseligkeit.

Ein süßes Beben ging durch ihre Seele; doch antwortete sie nichts. Schweigend stand sie neben ihm und erhob die Augen zum Himmel. Sie sah, daß Wojtjech sann.

Seid Ihr böse Clara, daß ich es wagte? — bat Wojtjech nach kurzer Pause.

Er hob ihre rechte Hand auf, und hielt sie mit beiden Händen an sein klopfendes Herz. Ich kann nicht sprechen aber —

Clara antwortete nicht. Sie schlug die Augen nieder, um sie wieder zu ihm zu erheben. Dann neigte sie ihren Kopf, so daß ihre Stirn an seiner Schulter ruhte. Eine heiße Thräne brannte auf seiner Hand.

Clara! theure Clara! rief der Jüngling in seliger Ohnmacht und suchte während er seine Rechte um ihren Leib schlang — mit seinen Lippen die ihrigen. Clara, liebst du mich?

Und als ob mit diesem einzigen Worte eine schwere Last, oder ein langlastender Zauber von ihrer Brust gelöst sei, so seufzte das Mädchen laut, und umschlang mit beiden Armen krampfhaft seinen Hals und saugte neues Leben aus seinen glühenden Lippen.

Es war ein großer, geweihter Augenblick ihres Lebens.

Wie lange sie so standen — wie, und was, und ob sie überhaupt miteinander gesprochen, das verschwand aus ihrem Wissen und Gedächtniß. Aus dem lodernden Feuer ihrer Entzückung weckte sie die schnarrende Stimme des Försters.

Gott sei Lob und Dank — jetzt haben sie vielleicht geredet! rief Brand, indem er sich nach dem alten Ruschitschka umwandte, mit dem er sich ziemlich mühsam bis auf die Höhe des Hügels geschleppt hatte, und da bei Mondschein die beiden Liebenden in inniger Umarmung erblickte. — He, holla! wollt Ihr auseinander, Ihr stummen Turteltauben?

Mit einem Schrei riß sich das Mädchen von Wojtjech los, und flog in die ausgestreckten Arme ihres Vaters. Auch Wojtjech nahte raschen Schrittes den Aeltern, deren Kopf ein wenig von Wein erheitert war, und welche Neugierde und auch ein wenig Sorge um die verschwundenen Kinder fortgetrieben, und der Zufall auf den richtigen Ort geführt hatte — er näherte sich und bekannte, daß er Clara liebe und bat um ihren Segen.

Und liebst du ihn auch, mein Goldkopf? fragte Brand seine Tochter; aber statt der Antwort lehnte das Mädchen ihre Wange an seine Brust. Gott segne dich, mein theueres Kind! sagte hierauf der Vater mit erhobener Stimme, und küßte sie auf Stirn und Lippen. Ich glaube, daß du die Hand eines wackeren Mannes gefunden hast, und daß sich Eure Liebe vor den geweihten Orte nicht scheute, muß Euch Glück bringen. — Der allmächtige Gott segne Euch! setzte er hinzu, und legte die Hand auf die Häupter der Verlobten, die von gleicher Regung getrieben unter dem weiten Himmel auf die Knie fielen, und das Gelöbniß ewiger Liebe in dem größten Tempel ablegten.

Der alte Ruschitschka hatte unterdessen nur gelächelt; doch war das Maaß seiner Freude nicht minder voll. Er liebte seinen Sohn, und Clara war er schon seit lange gewohnt, als seine Tochter zu betrachten. Jetzt sollte er die Beiden segnen; er fing auch in der That an, Etwas zu stammeln, was wie Himmel, Ewigkeit und Segen klang, dann aber hob er Beide auf, und küßte sie mit Thränen im Auge. Als sie zur Mühle zurückkehrten, führte er die Braut am Arme und sang mit halber Stimme, ein früher auf seiner Wanderschaft gehörtes altes deutsches Lied:

O Straßeburg, o Straßeburg
Du wunderschöne Stadt! —

nach seiner Gewohnheit mit allerlei Variationen im Text. Das war der höchste Ausdruck seiner Glückseligkeit.

Die alte Frau Barbara wartete lange bekümmert; ihre etwas verdüsterten Mienen heiterten sich jedoch sogleich auf, als sie sah, daß Alle in guter Laune zurückkehrten. Den glücklichen Kindern drohte sie mit dem Finger; und als sie freudig überrascht den ganzen Vorfall vernommen, wendete sie sich zu den Vätern und meinte mit heiterem, triumphirendem Blicke: Was habe ich gesagt?

Von dem Tage an wurden Wojtjech und Clara als Verlobte betrachtet, und von beiden Seiten wurden Anstalten zu der nicht mehr fernen Hochzeit getroffen. Der alte Ruschitschka wollte seinem Sohne die Mühle überlassen, und Frau Barbara sann Tag und Nacht darüber, wie sie nicht nur für die Hochzeitsfeier Alles aufs Beste einrichten, sondern auch die künftige Wirthschaft ausstatten solle. Selbst der alte Brand ging lustig umher; oft saß er einsam in seinem Hinterstübchen, und zählte, vergnügt schmunzelnd, aus dem schweren Sacke die Thaler, mit welchen er am feierlichen Tage sein Goldköpfchen erfreuen wollte. (Schluß folgt.)

Hohenbuchbach,

der alte Stammsitz der von Puchpeckh.

Rechts seitwärts der Landstraße, welche von Neu-Oetting nach Neumarkt an der Rott geleitet, zeigt man unferne des jetzigen Ortes Stetten auf einer mäßigen und mit Buchen bewachsenen Anhöhe den Platz des ehemaligen Schlosses Hohenbuchbach. Je eine Seite dieses Burgstalles mißt dreißig Schritte und zwischen diesem und einem Fahrwege befand sich in alter Zeit der Vorhof, in den da ein schmaler Steig führte. Wenning sagt in seiner Topographie, daß dieses Schloß 1648 wegen damals nicht bezahlter Franking'scher Brandschatzung abgebrannt und nicht mehr hergestellt, dagegen unterhalb (1658) ein schöner großer Maierhof unter der freiherrlich Mandl'schen Familie gebaut worden sei. Daher der Name Stetten. Seit dieser Zeit ging der Name Hohenbuchbach nahezu verloren. Bevor wir einer nicht uninteressanten Sage über die Zerstörung besagten Schlosses erwähnen wollen, soll etlicher Besitzer gedacht werden.

Adelbert und Tiemo von Puchpach kommen 1148 als Zeugen in einer Urkunde des Klosters Schäftlarn (Monum. boica VIII. Seite 393) vor, Adelbert de Puchpach 1164 wiederholt in gleicher Eigenschaft daselbst. So erscheint Perengerus von Puchpach als Zeuge in einer Schenkungsurkunde an die Kirche des heiligen Erlösers vom Kloster Polling 1178, dann Einwicus in einer solchen 1186, da Konrad Graf von Moosburg einen Weinberg zu Oberdorf an die Klostergeistlichen Prüfenings übergab.*) Heinrich Puchpeck auf Hohenbuchbach starb 1270 und wurde zu Raitenhaslach begraben; dessen Gattin war Friederike Ueberacker. Deren Sohn P. von Puchbach hatte eine Kunigunde von Trennbach zur Gemahlin. Heinrich II. setzte den Stamm zu Hohenbuchbach fort mit Diemut von Meroldingen, und deren Sohn Ortlieb siedelte nach Binabiburg über. Von ungefähr 1370 an saßen die Puchpecke in Binabiburg, wo sie in der dortigen Pfarrkirche eine eigene Capelle mit vielen Grabsteinen und Seelgeräthe hatten. Als Wappen führt diese Familie einen gespaltenen Schild, dessen vordere

---

*) Heinrich von Puchbach, Zeuge in Urkunden des Klosters Khrembsmünster 1215. (Karl Schiffer I. 77.)

Hälfte schwarz, die hintere dagegen silbern ist. In der ersten eine silberne, in der zweiten eine schwarze Rose, beide mit goldenem Butzen. Als Kleinod einen einfachen Flug (Adlerflügel) mit denselben Figuren und Farben wie der Schild.

Nun erwarben diese Veste die Pelkhover und von diesen die Höhenkircher. Leider kann nicht gesagt werden, in welchem Jahr diese Burg in den Besitz der Freiherrn von Franking, so noch als Grafen blühen, übergegangen ist, wohl aber, daß dieser Edelsitz 1648, also nicht lange vor dem westphälischen Friedensschluß zerstört wurde.

Unter dem Landvolk hat sich die Sage erhalten, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein schwedischer Officier nebst etlichen Reitern, da als Sauvegarde gestanden, nach anderen da im Quartier gelegen hätte. Der schwedische Officier besaß ein sehr schönes weißes Windspiel, das ihm über Alles ging und das ihn bisher auf allen seinen Kriegsfahrten begleitet hatte. Der Besitzer von Hohenbuchbach trug jedoch großes Verlangen, sich dieses ausgezeichnet schöne Thier anzueignen, weshalb er einen falschen Lärm verbreiten ließ, als seien die Kaiserlichen im Anzuge. Seine List gelang vollkommen. Doch da die abgezogenen Schweden sahen, daß man sie nur wegfoppen wollte, dem Officier auch sein geliebtes Thier fehlte, eilten sie zurück, drangen in die Burg, kehrten Alles zu unterst und zu oberst, und ließen diesen Edelsitz zuletzt in Flammen aufgehen. — Jetzt ist nur mehr der zugewölbte Keller zu sehen, von dem die Sage geht, daß noch eine Menge Wein da vorhanden wäre. Von den Fässern seien die Dauben gefallen und der köstliche Wein befinde sich noch unversehrt in einer dicken Kruste von Weinstein. Hinunter zu steigen, traut sich Niemand, wohl aber Löcher in das Gewölbe zu schlagen. Unter dem Landvolke geht ferner das Gerede, daß der unterirdische Gang von Almering im kgl. Landgerichte Alt-Oetting, den Panzer in seinen Beiträgen zur deutschen Mythologie Seite 50 ausführlich beschrieb und mit einem Plane versah, sich bis zu dieser Burg erstreckte. Ein eisernes Gitter, das etwa siebenzig Schritte von dem Keller des Joseph Bauer von Almering, wo der Eingang ist, sich befindet, verwehrte bisher das weitere Vordringen.

Im Schiff des Heiliggeistkirchleins zu Klein-Venning liegt ein rother viereckiger Stein, worauf zu lesen ist: „Herschafftliche Begräbniß 1713." Die Häuser diesseits des Baches zählt man zu Klein-Venning, die andern zu Stetten, das ein stattliches Wirthshaus hat. Das neben diesem gelegene Gebäude, nun auch dem Wirthe gehörig, war vordem die Wohnung des freiherrlich Mandl'schen Gerichtshalters. Der Wirth Ignaz Heiber zu Stetten besitzt einen schönen Pürschstutzen mit Radschloß. Die Verzierung am vergoldeten Schloßblech stellt eine Bärenhatze vor. Zwei Bärenbeisser setzen dem Petzen gewaltig zu, während der Jäger ihm mit einer Schweinsfeder zu Leibe geht. Der Schaft ist von Ebenholz und der größte Theil der Garnitur silbern. Am Backenansatze präsentirt sich in Silber das Wappen der aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten Familie Schwanberg. Selbe hat im Schilde und auf dem Helme einen Schwanen. Als Umschrift bemerkt man: HONS · WILHELM · VON · SSVAMBERGK · 1641. Auf dem gezogenen Laufe steht: Martin Sussebecker macht mich 1641 in Dresden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß das Geschlecht der Ritter von Puchpeckh noch freudig blüht und dessen beide Stammhalter als Officiere in der bayerischen Armee dienen.

Hans Weininger.

Historisches Schatzkästlein.

S/ Zur Sittengeschichte. Am 18. März 1508 war Albrecht IV., mit Recht der Weise genannt, Herzog von Bayern gestorben, und sein Leichnam in Unserer lieben Frauen Kirche zu München „in Kaiser Ludwigs und anderer Fürsten zu Bayern Begräbde" gelegt worden. Erst im folgenden Jahre 1509 am Montag und Dienstag nach Sebastiani wurde ihm das „Begräbniß", der feierliche Leichengottesdienst, gehalten und dazu der Kaiser Maximilian, die Churfürsten, und beinahe alle geistlichen und weltlichen Fürsten von Deutschland, die Stände und Städte des schwäbischen Bundes, deren Mitglied Albrecht gewesen, die Prälaten, Pröpste und Grafen und Herren und Städte des Bayerlandes geladen. Und die meisten der Geladenen erschienen persönlich oder sandten Abgeordnete und München konnte die Zahl der Gäste kaum fassen, war ja das Gefolge des Herzogs Ulrich von Würtemberg so zahlreich, daß es dreihundert achtzig Pferde hatte. Am bestimmten Tage erhoben sich die geladenen Fürsten zum Kirchgang, „vor ihnen gingen allweg zwen neben einander fünfzig hausarme Menschen in langen schwarzen Röcken und Klag-Kappen, deren Jeder ein langes groß Stab-Licht eines Pfunds schwers Wachs mit anhangendem Bayrischen Wappen in seinen Händen getragen hat." Dann kamen die Grafen, Freiherren, Herren Ritter und die vom Adel, darauf der Herold „in seinem Klag-Rock und Kappen mit einem langen breiten Zipfel, hat seinen Wappen-Rock am Arm tragen, seinem Stab gegen die Erde gesenkt zu einem Zeichen, daß weiland seines Fürsten und Herrn Gewalt todt sei." Darauf kamen die Botschafter der Fürsten und Herren, und die Gesandten vieler Städte. „Ueber achtzig Edle, die beschrieben (eingeladen) gewesen, kamen persönlich." In der Kirche waren Alle Geladenen nach Stand und Würden in den Stühlen eingereiht, auch die edlen Frauen und Jungfrauen, die vom Lande erfordert und erschienen waren, auch über sechzig ehrbare Frauen und Jungfrauen der Geschlechter zu München und über vierzig Regel-Betschwestern. Im Chor war eine Todtenbahr oder ein hohes Grab aufgerichtet und ein anderes im Mittelschiff der Kirche, das erste mit schwarzem Sammet bei vierzig Ellen lang bedeckt, das andere mit schwarzem Wollentuch, dabei brannten vierthalbhundert pfündige Wachskerzen. Bei dem Opfergang wurden „sechs Roß mit schwarzem Wollentuch bis auf die Erde bedeckt um den Fronaltar durch je zwei Ritter geführt, hat jegliches drei wächsene brennende Kerzen an der Stirn stehend, auch an beiden Seiten jedes einen Schild des Bayernlandes gehabt." Um ein Uhr Nachmittag speiseten in der alten Veste die Fürsten an vier Tafeln. Auf die Tische wurden gegeben dreiundzwanzig Essen, unter den Gesicht-(Schau-) Essen waren die sieben Alter der Welt. Das erste Essen stellte vor das erste Alter der Welt, nämlich Adam und Eva in einem Garten und (es) stand zwischen ihnen ein grüner Baum, darum sich eine Schlange gewunden hat, einen Apfel im Mund und neigt sich damit gegen Eva. Dabei waren Maurachen und Pfifferling von Zucker und Mandeln gemacht. Das ander Essen war ein gesottner Schweinskopf auf einem Rost abgetrocknet. Das dritt — gesotten Fleisch mit Kapaunen, Hühnern und „gedruckenden" Fleisch. In einer Handschrift steht „tigem Fleisch." Das viert war eine Figur des andern Alters der Welt, nämlich die Arch Noe mit beiliegenden Oblatten von Zucker gebacken. Das fünft Essen war ein heiß Essen Fisch von Lachs, Förchen, Aeschen und andern guten Fischen. Das sechst ein Zettelkraut und was darauf gehört. Das siebente das dritte Alter der Welt: Die Figur, wie Abraham seinen Sohn hat opfern wollen. Dabei ein Thurm

von Zucker und Mandeln. Das achte eine durchsichtige hohe Sulz mit Fischen. Das neunte war „grün und gesalzen" Wildbrät in einem Pfeffer. Das zehnte Essen war das vierte Alter der Welt, nämlich, wie David das kleine Königlein gegen Goliath, der in Gestalt eines Riesen gemacht war, stand, und seine Schlinge in der Hand hatte. Dabei süße Kräpfel von Zucker und Mandeln. Das eilfte war ein Gemüs. Das zwölfte ein eingemachter Hausen. Das dreizehnte das fünfte Alter der Welt: Der Thurm zu Babylon mit etlichen Häusern in einem Gemüse. Das vierzehnte eine Pastete mit eingemachten Vögeln. Das fünfzehnte ein Rehschlegel mit einem „Zyseindl." Das sechzehnte, das sechste Alter der Welt, nämlich: die Menschwerdung Christi. Maria mit ihrem Kindlein, auch mit Joseph, dem Eselein, Oechslein und Krippen in einem weißen Mandel-Mueß. Das siebzehnte eine Pastete mit Birnen und anderem Gemüse. Das achtzehnte eingemachte Vögel. Das neunzehnte, das siebente und letzte Alter der Welt: Das jüngste Gericht. Wie der Salvator unter einem Regenbogen sitzt. Zu der rechten Seite die Jungfrau Maria als eine getreue Fürbitterin, und zur linken Seite Sanct Johannes knieend. Dabei ein „Marcipaum" von Zucker und Mandeln. Das zwanzigste Essen waren eingemachte Karpfen und Waller. Das einundzwanzigste war ein Gebratens von Fasanen, Haselhühnern, Rebhühnern, Vögeln und anderm guten Wildbrät. Das zweiundzwanzigste „war unsers gnädigen Herrn Herzogs Albrechts hochlöblicher Gedächtniß Begräbde." Nämlich: die Form des Grabes mit allen Fähnlein oder Panieren des Landes und der Herrschaft, wie denn das(selbe) wirklich gemacht und geziert in Unser lieben Frauen Kirchen steht auf dem Grab, nach seiner Bildung ein geharnischter Mann auf dem Rücken liegend, in der rechten Hand ein Panier und in der lincken ein bloßes Schwert. Bei den Füßen zwei Schilde, einer mit Bayern, der andere mit Osterland (Wappen) bemalt. Das dreiundzwanzigste Essen, das letzte zum Morgenmal war ein Gebackues von Kacheln, in eines Ofens Form, daraus lebendige Vögel gelassen wurden. Alle Fürsten und Fürsten-Botschafter und Räthe haben zu Hof gegessen, sonst alles Anderes ihre Gesind, auch die beschriebenen und geforderten Frauen und Jungfrauen und wer sonst von ihnen selbst (ungefordert) gekommen ist, sind mit aller Nothdurft daheim (in ihrer Herberge oder in ihrem Hause) gespeist worden. Noch darüber sind aus unser gnädigen Herren Kuchen gekocht und Keller täglich ausgespeist worden ob (über) 25 hundert Menschen, und gefüttert 18 hundert und bei 60 Pferden." „Und zu dem Allem sind alle Fürsten und Fürstenbotschafter, ihr Gesind und alle Andere, so um dieser Begräbniß willen hie gewesen sind, in allen Herbergen aller Dinge frei und ledig ausgelöst und alles das bezahlt (worden), was ihre Wirthe angegeben haben, von Sonntag, Montag und Ertag und Mittwochen vor und nach Sebastiani." An Wein wurde (nach einer handschriftlichen Aufzeichnung) den Fürsten in die Herberge geliefert: Dem von Wirtemberg Neckar-Wein alter und neuer 6 Faß, Rhein-Wein 2 Faß." Und so der Bischof von Constanz, der Deutschmeister, auch der Propst von Ellwangen und die Grafen um süßen oder andern Wein zu einem Schlaftrunk herein gen Hof schicken, sollen ihnen solche Weine auch gegeben werden. Dem (Erzbischof) von Salzburg Neckar-Wein 5 Faß, Rhein-Wein 2 Faß, Kanifel*) 2 Lägl, eines für Seiner Gnaden Mund gut, das andre für das Hofgesind gemein. Dem Markgrafen (von Brandenburg) Neckar-Wein 3 Faß, Rhein-Wein 1 Faß, Kanifel 1 Lägl, „gefeurts" Elsässers 1 Faß u. s. w."

*) Was bedeutet Kanifel? Offenbar einen süßen ausländischen Wein, vielleicht Allicante?

F. Gr. Als gelehrte Spielerei geben wir folgenden alten Spruch, welcher angeblich die Macht haben sollte, den Teufel und seine Versuchungen abzuhalten. Das Interessante wie Seltene hieran ist, daß er vorwärts wie rückwärts gelesen gleich lautet:

„Signa te, signa! temere me tangis et angis!“
angis et tangis me temere! signa te, signa!

R. B. In der Marienkirche zu Lübeck befindet sich das originelle Grabmal des Bürgermeisters Kerkering: Um ein Crucifix steht eine Heerde Lämmer, welche zu demselben hinaufschauen; mitten unter ihnen liegt im vollen Ornat der Bürgermeister Kerkering, der krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knieen und gleichfalls zum Crucifix hinaufsehend. Unten steht folgende naive Inschrift:

Hier unter liegt Hans Kerkering
Der so schep uf de Foete ging.
O Here! mack ihm de Schinken glich
Und help ihm in de Himmelrich!
Du nimpst dir ja der Lämmer an,
So lat den Bock doch eck mit gan.

Miscellen.

H. Ein Theilnehmer an der französischen Expedition in China schreibt unter Anderem Folgendes: Es gibt hier eine große Menge von Theatern, die vor den Pagoden und auf den öffentlichen Plätzen am hellen Tage ihre Vorstellungen geben. Da werden Schauspiele aufgeführt in sehr schönen Costümen aber ohne Decorationen, wozu eine lärmende Musik mit Begleitung der tam-tams hinzukommt, welche selbst den Eingebornen nicht gefällt. In großen Städten wohnte ich Abendvorstellungen in kleinen Sälen bei, die mit den unsrigen eine gewisse Aehnlichkeit haben, aber statt der Logen nur amphitheatralisch gestellte Bänke besitzen. Von 4 Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht führt man da eine Art komischer Opern auf, d. h. Stücke, in denen abwechselnd gesprochen und gesungen und der Gesang von einem im Hintergrund der Bühne befindlichen Orchester begleitet wird. Dieses verbreitet helle mißtönende Klänge in einer Weise, die mich an Verdis neueste Oper, „il Ballo in Maschere“, welche ich in Rom hörte, erinnerte. Da Frauen nicht auf der Bühne erscheinen dürfen, singen statt ihrer Männer im Falset. Die Costüme sind sehr prächtig und viele Statisten beleben die Scene. Die Stücke selbst kann man mit dem alten französischen Melodrama vergleichen, dessen größter Dichter Pixérécourt war. Da giebt es Rühr-Scenen, Kämpfe, Späße untermischt mit Musik und Gesang. Die Decorationen stehen noch im Kindesalter der Kunst; Coulissen oder Vorhang kennt man nicht, die Beleuchtung befindet sich im Hintergrund der Bühne, in deren Vordergrund ein kleiner mit Blumen begränzter Altar steht, welcher dem Gott der Thorheit geweiht ist. Die Liebe zum Schauspiel ist den Chinesen angeboren. Fast alle reichen Leute haben ein kleines Theater, eine Auswahl von Costümen und den nöthigen Geräthschaften. Unsere Armee lebt unter den Chinesen wie in Frankreich. Ich bin in den Straßen von Canton und Shang-hai spazieren gegangen, ohne im mindesten beunruhigt zu werden; unsere Uniform scheint sogar von den Eingebornen gern gesehen zu

werden (?) weil wir sie von den Rebellen beschützen, welche von Zeit zu Zeit die Bewohner der Küstenstädte brandschatzen. Ein Ausflug in diese Straßen, wo sich die Menschenmenge dicht um einem herdrängt, wo die vielen prächtigen Läden das Auge in allen Richtungen fesseln, und doch bei der unglaublichen Geschäftigkeit dieses Volkes Alles ganz still und geräuschlos vor sich geht, macht einen fast schwindeln. Man muß sich im Palankin tragen lassen um gut durch die Straßen zu kommen. Am merkwürdigsten sind dem Fremden die Pagoden, die Tempel des Buddha und Confuzius, die Bonzerien (eine Art Klöster) und die reizenden Vergnügungsgärten, in welchen Theehäuser, Restaurationen so häufig sind wie auf den Boulevard's von Paris.

Notizen.

(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Balladen. Von Theodor Fontane. — Die Loreley. Von Emanuel Geibel. — Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie. II. Mutter und Sohn. Von G. Flammenberg. — Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. Von F. Carion. — Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. 2 Thle. Von J. W. Schaefer. — Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Von J. Burckhardt. — Goethe und Carl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben. Von Heinrich Düntzer. — Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Von G. Th Stichling. — Freidanks Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neudeutsch bearbeitet. Von A. Bacmeister. — Geschichte des römischen Münzwesens. Von Feodor Mommsen. — Auf der hohen Rast. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in vier Aufzügen. Von Robert Griepenkerl. — Neue Herzensgeschichten. Novellen. Von Theodor Wehl. — Adel. Roman in 2 Bänden. Von J. T. H. Tenne. — Maria von Burgund. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von H. Hersch. — Der Geist der Tonkunst. Von L. Nohl. — Neuer Adel. Roman in 3 Bänden. Von Alfred Meißner. — Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert in 4 Bänden. Von Max Ring. (Forts. f.)

— Folgendes Geschichtchen aus der Zeit des Aufenthaltes der Königin von England in Koburg wird jetzt von dort aus erzählt: Der Taschenspieler Albert Liebholz war zu einer Vorstellung bei Hofe befohlen. Unter den auf dem Programm befindlichen Piecen befand sich eine, welche den Titel „der Held von Solferino" führte. Der Künstler bat bei Executirung dieses Stückes, Lord J. Russell, eine Pistole mit 7 gezeichneten Kugeln zu laden. „Hätten Sie die Güte, Mylord" — fuhr der Künstler fort — „die Pistole auf das Ziel, welches ich Ihnen stellen werde, abzufeuern?" „Yes Sir" lautete die Antwort. „Feuern Sie auf mich ab." Der Schuß fiel, der Künstler trat in der sprechend ähnlichen Maske Louis Napoleons an den Lord heran und überreichte ihm die Kugeln mit den Worten: „Mylord, Ihre Schüsse sind nicht schädlich für mich."

H. Soeben ist in London die Summe von 29,500,000 fl., fast ganz in Silber, aus Mexiko angekommen. Diese Schiffsfracht machte viel Aufsehen. Zu ihrer Ausschiffung im Hafen von Southhampton waren nicht weniger als sieben Stunden erforderlich, und zu ihrem Weitertransporte bedurfte man 36 Eisenbahnwagen. In London wurde sie von 100 Pferden auf 50 Wagen nach der Bank von England gebracht. Seit der Zeiten Philipps II. von Spanien möchte wohl nie wieder ein Schiff ein ähnliches Gewicht an Gold oder Silber getragen haben.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

25. November 1860.

I. Jahrgang. Nro. 24.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Um ein Wort.

Eine Geschichte aus den böhmischen Dörfern.

Nach Cajetan Tyl's czechischer Erzählung „Pro jedné slowo".

Von E. Sickenberger.

(Schluß.)

Unterdessen kam der Namenstag des fürstlichen Verwalters, eines alten Junggesellen heran, der alljährig an diesen Tage ein Festmahl gab, zu welchem er die bedeutenderen Persönlichkeiten der kleinen Herrschaft einlud. Es pflegte dieß eine Gesellschaft zu sein, in welcher sich die Gäste bei vollen Schüsseln und Gläsern, ohne Gegenwart von Frauen, ungebunden in gemüthlichem Gespräche heiter und frei bewegten.

Auch dießmal war der Tisch reichlich besetzt, und ausgelassene Gespräche flogen über den Tisch, wie muntere Vögel. Vor Allem trug zur allgemeinen Ergötzung der alte Brand bei, der je tüchtiger und öfter er dem Becher zusprach, destomehr seiner guten Laune den Zügel schießen ließ, und abentheuerliche Züge aus seinem in allerlei Erfahrungen reichen Leben zum Besten gab.

Ein Gegenstück von ihm saß neben an der Müller Ruschitschka mit finsterer Miene; je lebendiger die Worte von des Försters Lippen sprudelten, desto öfter goß er den Wein hinab und desto unheimlicher wurden seine Mienen. Seine ganze Natur hatte sich umgekehrt, als sein Lieblingsgetränk ihm allmälig in den Kopf stieg. Aus dem freundlichen, herzlichen, gutmüthigen Manne wurde ein mürrischer, erbitterter Mensch. Auch er hatte manches Stückchen aus den Tagen seiner Jugend erzählt, aber geschwiegen als ihn der Wein zu sehr erhitzte und war zornig, als jetzt der Förster die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und die ganze Gesellschaft belustigte.

Er schenkte sich abermals ein Glas voll und murmelte eine Weile vor sich hin; dann räusperte er sich, erhob den Kopf und wollte wieder etwas vorbringen. Da er dies aber nach seiner Lieblingsgewohnheit und nach dem Beispiele des Försters in deutscher Sprache thun wollte, gerieth er mit seinem schon in nüchternem Zustande unbehülflichen und durch den Wein noch mehr verwirrten Wortvorrathe in so wunderliches, lächerliches und unvernünftiges Zeug, daß der alte Brand, der neben ihm saß, ihn, außer

Stand etwas zu begreifen, starr anschaute, ihm endlich auf die Schulter klopfte und ihm ausgelassen zurief: Schweig, Bemak, oder thu den Schnabel auf, wie er dir gewachsen.

Ueber diese Worte entstand allgemeines Gelächter der Gäste. Schon während der Erzählung hatten sie Lust dazu gehabt; da sie aber die Schwachheit des sonst klugen Mannes kannten, und schon lange an sie gewöhnt waren, hielten sie aus Achtung ihr Lächeln zurück, bis es endlich nach dem wohlgemeinten, schlichten Ausruf des Försters stürmisch hervorbrach.

Ruschitschka stutzte und betrachtete einen nach dem andern wie angedonnert. Seine Verlegenheit war in der That lächerlich, und die Gäste, welche nun einmal in die Strömung der Neckerei gerathen waren, konnten weiteres Gelächter nicht zurückhalten.

Ruschitschka schwieg, aber die Galle drang ihm in alle Glieder. Daß Jemand über ihn ein Gelächter aufschlug, das war ihm noch nicht geschehen. So saß er noch einige Augenblicke in sich gekehrt da — dann stand er mit einem Male auf, und stürzte zur Thüre hinaus. Vorher aber war noch ein wüthender Blick auf den Förster geflogen.

Zu vernünftiger Ueberlegung war in Ruschitschkas Kopf nicht mehr Raum. Ohne sich weiter im Hause des Verwalters aufzuhalten eilte er wüthend seiner Mühle zu, und haderte unterwegs unter dem weitem Himmel mit der ganzen Welt, besonders mit — dem heimtückischen Deutschen, wie er jetzt auf einmal Brand zu benennen beliebte.

Wenn ich nur eigentlich wüßte, was dieser Spitzname eigentlich heißen soll, brummte er mit schwerer Zunge. Der Teufel steckt darin — das ist sicher — sonst hätten sie nicht Alle aus einem Halse gelacht. Aber nur gemach, Herr Förster! Noch sind wir nicht so weit, daß du dem alten Ruschitschka Eselsohren aufsetzen kannst — nur gemach — ich bin nicht zum Possenreißen da — nein, das bin ich nicht, alter Fuchs. Aber ich will dir's lehren!

Und je mehr er über den wirren Vorfall nachsann, desto mehr erhitzte er sich, und desto gehässiger und widerwärtiger stand er ihm vor den Augen.

Als er in die Mühle trat, erstaunte das ganze Gesinde; so zornerhitzt, so finster war der „Herr Vater" noch nicht gesehen worden. Selbst Frau Barbara wurde ängstlich. Sie erkannte gleich, daß ihm etwas Ungewöhnliches widerfahren sein mußte, um so mehr als er, zu einer ungewöhnlichen Stunde, das heißt zu frühe vom Herrn Verwalter zurückkehrte.

Was ist dir denn, Alterchen? fragte sie ihn, besorgt entgegen gehend.

Nichts, wehrte Ruschitschka bitter ab. Geh mir aus den Augen.

Frau Barbara war wie außer sich. So hatte er sie noch nie zurückgestoßen, so hatte er noch nie gesprochen, seit er mit ihr den Altar verlassen. Es mußte etwas Entsetzliches vorgefallen sein.

Clara, welche eben zum Besuche ihrer künftigen Häuslichkeit zugegen war, begrüßte den lieben Vater mit harmloser Freundlichkeit; aber ihre Stimme tönte ihm wie Schlangengezisch; er wurde noch finsterer, stieß das erschreckte Mädchen roh zurück und stürmte in das obere Zimmer. Dort schloß er sich bis zum nächsten Morgen ein.

Am andern Tage ging er wieder hinab. Sein Zorn hatte sich zwar etwas gelegt, aber im Herzen saß ihm noch unterdrückte Erbitterung. Und er wußte nicht, an wem er sie auslassen sollte. Frau Barbara grüßte er kaum, sondern schritt sogleich der Mühle zu. Ueberall fehlte etwas, überall gab es etwas zu schmälen. Da war ein

Stein schlecht abgeschliffen, und lag quer im Wege; hier krachte ein Rad, da war der Staub nicht abgekehrt.

Frau Barbara schwieg und das Gesinde ertrug Alles unter geduldigem Brummen, denn es kannten ihn Alle und ahnten, daß ihn etwas Anderes drücke, als die Dinge zu Hause.

Hierauf verließ er die Mühle und lief aufs geradewohl neben dem Hügel auf dem Wege fort, der zu der Wohnung des Försters führte. Da begegnete ihm der Jägerbursche Brands. Fast hätte er ihn nicht bemerkt, denn er ging mit gesenktem Haupte einher. Der „rothe Wenzel," wie ihn insgesammt die ganze Gegend nannte stand nirgends in sonderlichem Ansehen. Jetzt kam ihm Ruschitschka wie ein Wild vor, das ihm höchst erwünscht in den Schuß kam. Der Bursche näherte sich ihm also, lüpfte seinen grünen Hut mit der Eulenfeder, und sagte: Ach, guten Morgen, Herr Vater! Ei, ei? habt Ihr den gestrigen Tag ausgeschlafen?

Ruschitschka hob die Augen empor und schwieg. Die Worte des Jungen fielen ihm wie brennende Funken anf das Herz. Er sah ihn scharf an, und es schien ihm, als ob sich die Mundwinkel des Burschen höhnisch verzögen, und er sagen wolle: Ich weiß schon, warum ich frage. Und Ruschitschka, die stumme Frage verstehend, fuhr ihn mit einem barschen: Warum fragt Ihr, Herr Wenzel? an.

Weil ihr mir leid thut, Herr Vater! antwortete der Bursche schmeichelnd. Die Launen unseres alten Bären — Ihr versteht?

Ich verstehe nicht —

Bei mir braucht Ihr nicht hinter dem Berge zu halten, Herr Vater! — ich weiß Alles, und habe schon gesagt, daß Ihr mir herzlich leid thut. Ein so angesehener — kluger Mann —

Aber zum Guckuck — daß ich nicht fluche! was steckt denn in Eurem Hirnschädel? tobte Ruschitschka.

Nun, wenn Ihr denkt, daß ein ordentlicher Bursche mit Euch nicht über solche Dinge reden darf — dann guten Morgen, Herr Vater! sagte der Rothkopf, lüpfte wieder das Käppchen und schickte sich zum Weitergehen an; — meinetwegen könnt Ihr Euren „Bemaken" in der Mühle schroten lassen.

Halt, — halt Mensch! rief jetzt überlaut Ruschitschka, und sprich, was du über diese Dinge gehört hast.

Ich habs aus erster Hand, grinste der Bursche — von unserem Alten.

So? also trägt er seine ungehobelten Grobheiten auch noch herum? schrie zornig der Müller.

Und was wäre denn dabei! sagte der Bursche mit verzogenem Mund — wo es etwas zu lachen gibt, darf man schon erzählen. Noch ganz warm brachte er die Geschichte gestern heim und lachte, als ob er das größte Wildschwein geschossen hätte. Alle beide hatten eine Freude darüber — wie Kinder, wenn ihnen ein schnurriger Schwank erzählt wird.

Was: Beide?

Nun, Euere kleine goldköpfige Braut, grinste der Bursche noch unverschämter. Nun, ich für meinen Theil, habe noch nie gesehen, daß sie so gelacht hat, als gestern, wo ihr der Alte erzählte, wie der Herr Vater sich so ausgespreizt hat und nachher wie ein verscheuchter Auerhahn davon geflogen ist.

Das hat er gesagt? — fragte Ruschitschka mit finsterer Stimme, und das Blut stieg ihm ins Gesicht.

Noch mehr! Es war ein Glück, daß Ihr vom Herrn Verwalter fortgegangen seid, sonst hättet Ihr erst gesehen, was der Herr Vater Eurer lieben Braut alles kann?

So? nun, wir sind noch nicht so weit — noch wird nicht geheirathet — sie kocht noch nicht an meinem Herde.

Ruschitschka war in gewaltiger Bewegung. Die Arme auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf tief gesenkt, überließ er sich den Windungen des Waldweges — Waclaw, wie ein böser Geist hinter ihm. Ist der Mensch einmal erbittert, verschmäht er keine Quelle aus der er seinen Zorn tränken kann. Sonst hatte Ruschitschka mit dem Burschen kaum einige Worte gewechselt, jetzt kam es ihm vor, als ob er sich an ihn hängen müsse, um ihn über die wichtigsten Dinge mit in Berathung zu ziehen.

Sein böser Geist frohlockte. Er ging aus, bösen Samen zu säen, und die Saat gedieh. Ein Liebhaber jeglicher Zwietracht und vorzüglich gewandt im Verbreiten von Klatsch und übeln Nachreden, hegte er auch insgeheim eine feurige Zuneigung zu der armen Clara und mißgönnte sie dem jungen Müller, dem er sich übrigens weder an körperlichen oder geistigen Vorzügen, noch an Vermögen an die Seite stellen konnte. Seine Gedanken waren fortwährend darauf gerichtet, irgend wo etwas aufzufangen, was zur Störung der lieblichen Eintracht der zwei Familien dienen, und die Verbindung der zwei jungen, unschuldigen Herzen verhindern konnte.

Was bedeutet denn eigentlich das „Bemak"? fragte endlich Ruschitschka, als ob er sich gründlich überzeugen wollte, ob er hinlänglichen Grund zur Erbitterung habe. — Was wollte er damit sagen, Herr Wenzel — daß Alle zu lachen anfingen?

Um Euch das ausführlich zu sagen, meinte der Bursche achselzuckend, müßte ich mir erst die Zunge spitzen. Soviel aber weiß ich wenn ein Mensch, wie unser alter Brummbär, einem Andern zeigen will, daß er ihn für einen Dummkopf hält, daß er keine Prise Tabak für ihn gibt, daß er — mit einem Worte, wenn er ihm weisen will daß er mit — ihm umgehn kann, wie der Wind mit der Spreu, dann hängt er ihm „Bemak" auf.

So? tobte Ruschitschka. Wenn Euer Herr denkt, er sei etwas Besseres, weil er vielleicht ein wenig besser deutsch spricht — und daß ich meinen Verstand in den Kleien gelassen habe, irrt er sich arg — arg —

Ich mag Euch nicht gerne noch mehr erzürnen, wenn ich Euch Alles erzählte. Sie sind sicher, daß Ihr ins Garn gegangen seid — das ist das Ganze. Sie denken also: Mit dem Manne können wir machen, was wir wollen.

Das soll ihnen verdammt fehlschlagen! rief jetzt der Müller, der vor Zorn nicht mehr wußte, was er sagte. Ich will Ihnen den Dummkopf geben! Er soll sich nur unter seinen — — wählen, auf der Mühle der Sazawa wird nicht für deutsche Gauner und Heimtucker gemalen. Thut mir etwas zu Gefallen — ich werde Euch nicht umsonst belästigen — besucht mich auf eine Flasche Bitteren — aber thut mir den Gefallen, und sagt Eurem Herrn Principal, daß zwischen uns Alles fertig ist — nicht mehr, als: Alles ist aus.

Dazu ließ sich Herr Wenzel nicht lange bitten, sondern ersuchte nur Ruschitschka, in dieser Sache nirgends eine Erwähnung seiner zu machen. Voll niedriger Freude

überließ er sich jetzt weiterem Nachdenken und suchte neue Pfeile auf seinen Bogen. Daß er das Ziel nicht verfehlen werde, war er überzeugt. Er kannte ja den Stolz Brands.

Als er in das Jägerhaus zurückkam, war der Förster gerade im Fortgehen. Auf jeden Fall muß ich jetzt in der Mühle nachsehen, sagte dieser zu seiner Tochter. Gestern habe ich dummes Zeug getrieben — der Mensch weiß nicht, was er spricht, wenn ihm ein Glas Wein in den Kopf steigt. Es führte zu nichts Gutem, wenn sich der alte Ruschitschka ärgern mußte.

Waclaw hörte dieß von der Flur aus, legte sein Gewehr ab und trat schnell in das Zimmer.

Gedenkt der Herr Förster in die Mühle zu gehen? fragte er mit arglistiger Unterwürfigkeit.

Wie? was soll das heißen? herrschte der Förster kurz angebunden.

Daß ich dem Herrn Förster den Weg ersparen kann. Ich habe gerade mit dem Herrn Müller gesprochen und soll ausrichten: „Alles ist aus."

Wie, Alles? stutzte der Förster. Was sind das für Räthsel?

Der Herr Müller meint, es wird nichts aus der Hochzeit, sagte der Rothhaarige mit großer Kälte und stechendem Blick.

Clara stieß einen Schrei aus und der Förster starrte ihn mit großen Augen an.

Hast du getrunken, Bursche? rief er endlich zornig aus, oder bin ich betrunken?

Ach Gott im Himmel! Was ist denn vorgefallen? fragte Clara mit hochpochendem Herzen. Ich versteh' es nicht, meinte der Bursche achselzuckend. Das muß der Herr Förster besser wissen. Gestern muß etwas, glaub ich, geschehen sein, was den alten Müller dahingebracht hat, sich anders zu besinnen.

Du bist ein Narr, fuhr Brand auf, oder du willst mich um den Verstand bringen. Du kannst sehen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, wenn nicht jedes Wort lautere Wahrheit ist, was von deinen Lippen kam.

Nicht nur von seiner eigenen Unruhe, sondern noch mehr von den Bitten seiner Tochter getrieben, machte er sich schleunigst auf den Weg nach der Mühle. Wenn er gleich sonst nicht viel auf Waclaw hielt, schnitten ihm seine Worte doch durch Mark und Bein.

Was mag nun den Alten in die Nase gestochen haben, sagte er zu sich, während er auf dem Waldwege dahin eilte. Am Ende gar die gestrige Kleinigkeit? Nun, das wäre der Mühe werth. Um ein Wort solchen Hader!

Erhitzt und mit klopfendem Herzen betrat er die Mühle. Hier sah er bald, daß seine Besorgnisse keine vergeblichen waren; denn während der rothe Wenzel die böse Botschaft in das Jägerhaus trug, hatte Ruschitschka in seinem Hause seinen Willen verkündigt.

Als er nemlich in die Mühle zurückgekehrt war, fand er in der großen Stube einen herumziehenden Krämer, der aus einem großen, auf den Tisch liegenden Bündel, Tücher, Bänder, Westenzeuge und ähnliche Dinge herausnahm und auslegte.

Gut, daß du kommst, sagte Frau Barbara, als er zur Thüre hereinkam. Ich habe dir gerade Etwas ausgewählt — du mußt dich doch auf die Feierlichkeit ein wenig herausputzen?

Auf welche Feierlichkeit? Bist du irgendwohin eingeladen, so mache mit, soviel

du willst, antwortete Ruschitschka trocken. Ich weiß von keiner Feierlichkeit — und will auch von keiner ein Wort hören. Denk daran! In meinem Hause braucht Nichts für eine Feierlichkeit gekauft zu werden.

Hierauf schlug er die Thüre zu und ging in die Mühle. Frau Barbara war einen Augenblick wie versteinert. Mit ihrer angebornen weiblichen Geistesgegenwart erinnerte sie sich jedoch alsbald an verschiedenes Vorgefallene. Sie lächelte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, bezahlte die ausgewählten Sachen und lud den Krämer ein, bald wieder zu kommen.

Jetzt begannen die häuslichen Verhöre und Verhandlungen. Frau Barbara wollte wissen, was geschehen sei; Ruschitschka aber hatte keine Lust über eine Angelegenheit zu sprechen, welche nach seiner jetzigen vollständigen Ueberzeugung ihm zur Schande gereichte.

Ich habe schon gesagt, fuhr er sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit an, — und sage es noch einmal, rede mir Keines von den Brandischen — weder du, noch der Junge! Ich will kein Volk unter meinem Dach sich einnisten lassen, das sich über mich lustig macht, und will dem Fratzen dieses hergelaufenen Windbeutels die Wirthschaft nicht übergeben, die sich lustig macht, wenn unser Einer das Mundwerk nicht so klappert, wie ihr.

Aber um Gottes Barmherzigkeit willen: was für eine Ursache hast du denn? Was fällt dir denn ein?

Frage nicht um die Ursache, wenn du mich nicht noch einmal zornig machen willst. Ich sage — so ist's; daß ich einen Grund habe, kannst du dir denken. Uebrigens ist gar kein Unglück dabei, später werdet Ihr noch unserm Herrgott danken, daß ich eine Bekanntschaft auseinandergerissen, die uns vor der Zeit unter die Erde gebracht hätte. Dem Buben wird die schnippige deutsche Gans auch nicht so tief im Herzen sitzen, daß er sie nicht dort herausreißen kann. Der Mensch muß gar viele Pillen verschlucken, und stirbt nicht daran.

Umsonst waren die Vorstellungen seines Weibes — und umsonst die Schreckensrufe, das Flehen, der Jammer Wojtjechs. Der Alte kümmerte sich nicht darum, weil er in seinem Zorne den Entschluß gefaßt hatte, sich nicht darum zu kümmern, und um allen weitern Bestürmungen auszuweichen, ließ er sich einspannen, und fuhr in das nahegelegene Städtchen auf den Jahrmarkt, wo er sich ein wenig zu zerstreuen hoffte.

Unterdessen war der alte Brand in die Mühle gekommen, und hatte sich überzeugt, daß ihm sein Bursche nichts vorgelogen hatte. Darüber wurde es ihm zu Muth, als ob er auf den gestrigen Wein noch nicht ausgeschlafen habe. Er konnt es nicht fassen — er traute seinen Ohren, er traute seinen Augen nicht. Sein fester Charakter hielt ihn von einer weitläufigen Erklärung mit den Bewohnern der Mühle zurück, besonders in einer Sache, der fast nichts zu Grunde lag, und die Jedem angeborene Eigenliebe, sowie nicht minder sein Stolz auf sein herrliches Kind waren empfindlich verwundet.

Was spuckt denn in ihm herum? rief er finster, nachdem Frau Barbara ihm die sonderbare Wuth ihres Mannes in die Länge und Breite zu schildern sich angestrengt hatte. Denkt er vielleicht, er habe es mit einem hergelaufenen Bauern zu thun. Narrheit ist's Um ein Wort! um einen einfachen Scherz, wie er dem unschuldigsten Menschen entschlüpft, wenn sich der Wein auf die Zunge gelegt hat. Nun, meinetwegen! Wie es dem Herrn Müller beliebt! Mein Mädchen ist keine Spielpuppe, die man nach

Belieben bald hieher, bald dorthin wirfst. Und ich bin der Mann nicht, der sich um ein einfältiges Wort an der Nase herumführen läßt. Nichts für ungut, Frau Nachbarin!

Und wie das Leid in der Mühle eingekehrt war, so herrschte Schmerz im Jägerhause. Die Bestätigung der plötzlichen Sinnesänderung des alten Ruschitschka war eine tödtliche Wunde für Clara. Sie fiel von der Höhe ihres Himmels und in dunklem Schmerze lag die ganze Zukunft vor ihr.

Dem alten Vater brach das Herz über den Jammer seiner Tochter; doch war er voll Erbitterung und Zorn.

Kind — weine nicht! sprach er zugleich zürnend und tröstend, indem er die Weinende in den Arm hielt — reiß mir das Herz nicht aus dem alten Leibe! Gut ist's daß es so geworden — dank unserm lieben Gott, daß du noch zeitig der Kette entronnen bist. Denk an das alte Sprüchwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wie der Alte, so der Junge! Das wäre mir eine saubere Haushaltung, wenn der griesgrämige Müllerbube dich wegen jeder Kleinigkeit plagte. Ich bitte dich um Gotteswillen Kind — um ein Wort! Ist da noch ein Bischen gesunder Menschenverstand. Laß das Weinen, trockne deine Augen —

Dem alten Förster und Müller war es freilich leicht zu sagen: Laß das Weinen — oder: Ich sage, so ists; aber über die jungen Liebenden hatte diese Worte nicht die Zaubermacht, daß sie sich ihnen alsbald gefügt hätten. Es bewährte sich an ihnen die alte Wahrheit, daß sich die Liebe an Hindernissen neu belebt.

Noch an demselben Abend fanden sich Wojtjech und Clara bei der stillen, einsamen Capelle an jenem geweihten Orte ein, wo sie zuerst von Liebe gesprochen, und der ihnen immer als Zuflucht diente, so oft sie einander verborgen etwas mitzutheilen hatten. Niemals hatten sich ihre Lippen in heißeren Küssen begegnet, niemals hielten sie sich inniger umschlungen, als an diesem Abende, wo die ersten Gefahren über ihre Liebe heraufzogen.

Die einzigen Wörter, welche sie bei ihrem Zusammentreffen fanden, waren: Wojtjech und Clara! dann lagen sie sich in den Armen und Thränen liefen über ihre Wangen; im Angesichte des gestirnten Himmel flüsterten ihre, durch einen Kuß vereinten Lippen, und es klang, wie das Wort: ewig! Schweigend setzten sie sich auf die steinerne Bank nieder. Seine Hand ruhte in der ihrigen, und ihr Kopf ruhte an seiner Brust.

Verurtheile meinem Vater nicht, hob endlich Wojtjech leise an. Ich glaube noch nicht, daß es sein fester Wille war, das Band unserer Herzen zu zerreißen.

Clara antwortete nicht.

Dein Schweigen ist ein stiller Vorwurf, den du meinem Vater machst, sagte Wojtjech. Auch muß ich dir gestehen — aber werde nicht böse Clärchen, daß ich ihn entschuldige — auch mich hätte vielleicht ein solches Wort erzürnt — und gar schön wäre es, wenn ich mit dir in meiner Muttersprache reden könnte.

Glaubst du den Worten nicht, welche ich dir in meiner Sprache sage? fragte Clara hingegeben, fast ängstlich.

Ich glaube, o ich glaube! — aber ich selbst kann nicht so mit dir reden, wie es mir um das Herz ist. In der ungewohnten Sprache kann ich nicht den ganzen Strom meiner Gefühle ausgießen — und wenn kein Unterschied zwischen unserer Sprache wäre, so gäbe es auch keinen zwischen Gedanken und Herz.

Du meinst also, ich liebe dich nicht — oder liebst du mich nicht, weil ich nicht böhmisch mit dir reden kann?

Nein, nein! fürchte das nicht — das ist ein schlimmer Gedanke! Ich rede ja nicht von uns, sondern von unsern Vätern.

Aber was soll ich denn thun? fragte das Mädchen kleinmüthig. Soll ich vielleicht böhmisch lernen?

Ach, wenn du das wolltest, Engel! rief Wojtjech, wie von einem blitzschnellen, glücklichen Gedanken erfaßt, und küßte liebevoll ihre Hand — dann wäre vielleicht schnell wieder beseitigt, was uns jetzt im Wege liegt. Der Zorn des Vaters, der wähnt, daß Ihr ihn verlacht, müßte verschwinden; wenigstens könnte er nicht mehr dir gelten, wenn er sähe, daß du selber in der Sprache sprichst, wegen welcher er nach seiner Meinung bittere Kränkung erlitten hat.

Sie sprachen noch lange und sprachen viel, denn die Liebe, die ihr Glück erstrebt, ist erfinderisch im Aufsuchen von Mitteln die sie zum Ziele führen. Von jenem Abend an sahen sich die Liebenden heimlich jeden Abend und Clara war die fleißige Schülerin des zuversichtlichen Wojtjech. Zehnmal wiederholte sie bei sich die Wörter um sie klar und richtig bei ihrem Lehrer aussprechen zu können. Jeden Tag lernte sie verschiedene Worte — auch ganze Sätze wußte sie bereits auswendig, und Tag und Nacht, wo sie ging und stand, wiederholte, überlegte und verglich sie, was sie bereits gelernt. Auch begnügte sie sich nicht mit dem Unterrichte Wojtjechs, denn sie nahm ein schlichtes, czechisches Mädchen in den Dienst, mit welcher sie, so oft es nur immer möglich war zu plaudern suchte.

Jugendlicher, frischer Sinn, fester Wille und sehnsüchtige Liebe sind die mächtigsten Hülfsmittel zu jedem Thun. Wie von himmlischem Segen gefördert erwuchs in ihr das Verständniß der schwierigen Sprache, die sie kaum gehört, ehe sie an die Sazawa kam, und welche sie jetzt als den goldenen Schlüssel zu den Thoren irdischer Glückseligkeit lieb gewonnen hatte. Uebrigens war alles dieß ein Geheimniß — wenigstens achtete Niemand darauf oder fand nichts Auffallendes dabei. Der alte Brand, der außerdem viel beschwerliche Gänge in den Wäldern hatte, freute sich, daß sein Kind, wie er meinte den ehemaligen Geliebten sich aus dem Sinn geschlagen habe: denn Clara hatte die ganze Zeit über weder von ihm gesprochen, noch geweint, noch geklagt — und das täuschte den Alten. Zeigte sich hie und da auf ihrer Stirne ein Wölkchen stiller Trauer, dachte sich der Alte: das vergeht wieder und die Sonne wird bald wieder scheinen! — und so ging er leicht über die Sorgen hinweg, welche manchmal über die Lage seines einzigen Kindes sich in ihm regten.

Der sonst ernste aber gutmüthige Mann, erinnerte sich dann manchmal seiner eigenen Jugend, und sann nach wie er seine verstorbene Gattin liebte und wie es ihm das Herz durchschnitt, als er anfänglich ihre Hand nicht erlangen konnte. Er verglich dann das Herz des Mannes mit dem des Weibes, welches ausschließlich nur zu lieben geboren ist und schloß, daß der Verlust des Geliebten Clara nicht geringe Schmerzen bereiten müsse. Dieser Gedanke verursachte ihm viele bittere Stunden, die nur dadurch etwas gemildert wurden, daß er an seiner Tochter keine zu heftigen Anwandlungen von Mißmuth bemerken konnte. Nichts destoweniger war jede dieser Stunden ein neuer Stachel des Zornes über den alten Ruschitschka, dessen eigensinniger, und wie er sich

manchmal ausdrückte, ächt czechischer Thorheit er die Zerstörung des so schön begonnenen innigen Verständnisses der beiden jungen Leute zuschrieb. Mit ihm selbst hatte er seit dem Augenblicke nicht mehr gesprochen, in welchem das verhängnißvolle Bemak seinen Lippen entfloh. Sie waren allerdings, da sie so nahe aneinander wohnten, seit der Zeit sich öfter begegnet, aber einander immer ausgewichen. Nur von Ferne hatten sich einmal ihre Blicke gekreuzt, als ob Jeder sagen wollte: Alter Narr! Ruschitschka ging es nicht so gut, als dem Förster. Er war mit sich, mit seiner Familie, mit seinen Nachbarn unzufrieden.

Wojtjech war nicht mehr so munteren Sinnes, wie früher, und oft überraschte ihn der Vater, wie er zerstreut vor sich hinschaute, und nicht wußte, was um ihn herum geschah. Uebrigens entwischte ihm nie ein Wörtchen des Schmerzes oder der Klage, und Alle glaubten, er unterwerfe sich als gehorsamer Sohn dem Willen des Vaters, und lasse seine Liebe in sich erlöschen. Auch Ruschitschka war dieser Meinung, obgleich Augenblicke über ihn kamen, in denen es ihn verdroß, daß der Jüngling weder ein Wort sprach, noch bat, noch klagte; denn sein Herz war gefühlvoll und weich, und mehr als einmal wünschte er, Wojtjech möge Clara besitzen, wenn sie ihm zu seinem Lebensglücke abginge — dann fing er an, Gewissensbisse zu empfinden, ob er nicht vielleicht sich übereilt habe, als er die Worte Brands am ärgsten auslegte und verwünschte sich und den rothen Wenzel.

Am meisten bekümmerte ihn jetzt Frau Barbara. Sie war eine ganz andere geworden; sie sprach nicht, lachte nicht, ließ das Haus und Ruschitschka thun, was sie wollten. Da schämte er sich, und wünschte, diese Dinge niemals zur Sprache gebracht zu haben.

Unter fortdauernder Zwietracht der beiden Familien war endlich Ruschitschkas Namenstag herangekommen. An diesem Tage, schon frühe am Morgen, warf sich Clara in ihre festtäglichen Kleider, von denen sie wußte, daß sie dem Müller am besten gefielen. Vater Brand wußte nicht, was das Kind zu beginnen gedachte; er war nicht gewohnt, ihre Schritte zu überwachen, weil er gewiß war, daß das gute fromme Kind auf keinen Abweg ging, deßhalb fragte er auch jetzt nicht, was sie vorhabe. Als sie aber ganz fertig war — eine Freude war es, das liebe, holdselige Kind zu betrachten, wie ihr das weiße reine Röckchen und das grüne Leibchen paßten — ging sie auf den Vater zu, nahm ihn bei der Hand, hob ihre treuen Augen zu ihm auf, und sagte mit leiser Stimme: Heute ist Müllers Namenstag, Väterchen.

Das Herz schlug ihr hörbar und ihre Wange röthete sich.

Nun — was dann? fragte Brand nicht wenig verwundert.

Ich will ihm Glück wünschen, Väterchen.

Du? bist du närrisch geworden? rief Brand, sie unverwandt anstarrend.

Weißt du nicht was geschrieben steht? lispelte das Mädchen. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — und auch: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Allem nach — scheint es mir, du willst mir eine Predigt halten.

Nein, lieb Väterchen, nein! Aber ich will dich bitten, daß du mir erlaubst, den Frieden zweier Familien wieder herzustellen und das Glück zweier Herzen zu gründen. Ich kann ohne Wojtjech nicht leben.

Unglückliches Kind. —

„Nein, nein — ich werde glücklich sein, glücklich — Alles wird gut werden, ich ahne es. Ich hätte ohne deine Erlaubniß gehen können, aber mein Herz — hat es nicht gelitten. Ich weiß, du willst deine Clara glücklich sehen — drum segne mein Vorhaben.

Dann erzählte sie ihm, was sie in der letzten Zeit Alles gethan, und jetzt zu thun bereit war, und der Alte schloß sie, nachdem er ihr unschuldiges Bekenntniß vernommen, erschüttert in seine Arme, küßte sie und erlaubte ihr, nach der Mühle hinab zu gehen.

Mit nicht geringen freudigem Erstaunen sah das Gesinde das Mädchen, als es in die Mühle kam, und traute kaum seinen Ohren, als sie Alle czechisch grüßte.

Lange hatte sie sich auf diesen Tag vorbereitet, aber ihre Hand zitterte und ihre Kniee wankten, als sie die Klinke der Thüre des Wohnzimmers in der Hand hielt. Rasch aber bekreuzte sie sich, klopfte an und im nächsten Augenblicke hatte sie die Schwelle überschritten.

Ruschitschka erschrack: er hätte eher den Tod erwartet, als diesen Besuch. Verlegen schaute er bald sein Weib, bald seinen Sohn an, der sich übrigens so gleichgültig geberdete, als sei Claras Besuch etwas ganz Gewöhnliches. Da erröthete der gute, alte Mann, und ehe noch das Mädchen zu sprechen angefangen, hatte er sie bereits gegrüßt, indem er sein Käppchen von einem Ohr auf das andere schob. In diesem Augenblicke war keine Bitterkeit in seinem Herzen; aber aus allen Räumen seiner Brust erhoben sich Stimmen; Siehst du das stille, bescheidene, liebe Kind? das war dein Liebling! Unterdessen war Clara näher getreten. Ihr Gesicht brannte, ihre Augen waren zu Boden gesenkt, ihr Mund öffnete sich einigemal, ohne einen Laut von sich zu geben, erst nach einer kleinen Weile hub sie mit zitternder Stimme in czechischen Worten an:

Verzeiht, lieber Vater — heute ist Euer Tag — daß ich mich erkühne — von ganzem Herzen — zum Zeichen meiner Verehrung und Liebe — alles Gute zu wünschen — der liebe Gott —

Weiter konnte sie nicht reden. Thränen stürzten ihr aus den schönen Augen, und rannen stromweise über die blühenden Wangen. Auch war es nicht nöthig, weiter zu sprechen: denn Ruschitschka hatte sie bereits umarmt, und weinte jetzt wie ein Kind, drückte sie ans Herz, küßte sie auf Stirn und Wange — und seine Lippen stammelten: Ach, meine Clartschinka*) — meine Clartschinka!

Und Wojtjech stand hinter ihnen und bebte vor Freude, und Frau Barbara wischte sich die Augen mit der weißen Schürze, und näherte sich ihrem Manne, und umschlang nach langer Zeit wieder seinen Hals und sagte: Lange haben wir uns auf den heutigen Tag vertröstet — ich hoffe, daß wir ihn froh beschließen.

Ja froh, froh, Goldmütterchen — rief Ruschitschka, ließ Clara, und umarmte herzlich sein Weib. Ich war ein Thor — mehr, weniger — aber immer läßt sich das wieder gut machen. Da komm her, Junge, rief er Wojtjech zu, der verklärten Gesichts dastand — und nimm sie, die allerliebste Czechin.

So vereinigte er ihre Hände und eine Viertelstunde später waren sie alle vier auf dem Wege nach dem Jägerhause, wo der alte Brand seine Tochter unruhig erwartete.

Nicht wenig überrascht war der brave Förster, als die Thüre aufging, und un-

---

*) Clärchen.

erwartete Gäste hereinkamen. Wojtjech mit Clara und Frau Barbara blieb auf der Schwelle stehen; nur Ruschitschka ging ein wenig weiter — und beide, er und der Förster standen in augenscheinlicher Verlegenheit einander gegenüber. Beide scheuten sich noch vor einander, als ob sie sich gegenseitig ein Unrecht abzubitten hätten.

Lieber Nachbar, begann endlich Ruschitschka und reichte die Hand — ich war ein wenig versauert.

Um ein Wort! warf der Förster mit leisem Vorwurf hin.

Weiß, weiß das, — Thorheit — und Ihr habt nichts Uebels gemeint, sagte Ruschitschka kopfschüttelnd. Seid Ihrs zufrieden, Nachbar — Morgen haben wir wieder Fest — da können wir Alles in Wein abwaschen.

Ich bin dabei, rief der Förster und ergriff die dargebotene Rechte — nur nicht wieder um ein Wort —

Habt keine Sorge, rief Ruschitschka. Morgen habe ich, und er zeigte auf Clara, meinen Schutzengel, und meinen fleißigen Ermahner bei mir, fügte er auf Frau Barbara deutend hinzu. Redet, was ihr reden wollt — ihr werdet ohnedieß es nur mit meinem Prediger da zu thun haben. Ich halte mich an unsre neue Czechin. Wojtjech wird später noch Zeit genug dazu haben.

Ein Ball im Winterpalast.*)

Ich will Ihnen, geehrter Leser, nun ein Fest erzählen, welchem ich beigewohnt — ohne beigewohnt zu haben —, wo nämlich officiell meine Person abwesend, mein Auge hingegen eingeladen war — ich will einen Hofball erzählen.

Ungesehen — habe ich Alles gesehen, ich habe deshalb aber dennoch keinen Zauberring am Finger, kein grünes Koboldhütchen aus Filz auf dem Haupte, noch irgend einen sonstigen Talisman bei mir getragen.

Auf dem mit seiner Schneedecke überdeckten Alexandrinenplatze standen zahlreiche Wagen, bei einer Kälte, durch die in Paris Kutscher und Pferde zu Stein erfroren wären, welche aber den Russen noch nicht hinlänglich stark genug schien, um die großen Brandöfen, welche unter einem Kiosk von Eisenblech mit chinesischem Dache versehen, in der Nähe des Winterpalastes, zur Erwärmung der wartenden Kutscher aufgestellt sind, anzuzünden.

Die mit einem weißen Reif überzogenen Bäume der Admiralität hatten das Aussehn großer weißer, in die Erde eingepflanzter Federn, und die Triumphsäule hatte ihren rosenrothen Granit mit einer weißen Zuckerschichte überstreut; der Mond, welcher rein und klar aufgegangen war, goß sein todtes Licht über diese nächtliche Weiße, bläute die Schatten an und gab den unbeweglichen Umrissen der Equipagen, deren gefrorne Laternen wie eine Polarleuchte sich in gelben Punktirungen auf dem unermeßlichen Umfange abspiegelten, einen wahrhaft phantasmagorischen Anblick.

---

*) Aus: C. Homburg. „Ein Winter in St. Petersburg. Nebst einem Ueberblick über die heutigen innern Zustände des russischen Reiches. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1860. Dieses ebenso geistvoll geschriebene als belehrende Buch empfehlen wir allen unsern Lesern auf's Beste.

Im Hintergrunde flammte es aus allen Fenstern des kolossalen Winterpalastes wie aus einem Berge mit Löchern, die von innen heraus erleuchtet würden.

Die tiefste Ruhe herrschte auf dem Platze; die Härte der Jahreszeit hielt die Neugierde fern, welche in Paris um keinen Preis sich von irgend einer Festlichkeit abhalten läßt, selbst auch dann nicht, wenn eigentlich nichts zu sehen, als einige hundert erleuchtete Fenster, von der Ferne aus betrachtet, und die an- und abfahrenden Wagen der Geladenen; wenn aber vor dem Winterpalaste sich auch Neugierige eingefunden hätten, würden sie sich auf dem ungeheuern Platze verloren und zerstreut haben, da dieser Raum nur durch eine zahlreiche Armee allein ausgefüllt werden kann.

Ein Schlitten durchfuhr in schräger Richtung die große weiße Schneedecke, auf welcher sich der Schatten der Alexandrinen-Säule verlängerte, und verlor sich in der dunkeln Straße, welche den Winterpalast von der Eremitage trennt, welcher ihre in der Luft schwebenden Brücke eine Aehnlichkeit mit dem Strohcanal zu Venedig verleiht.

Einige Augenblicke später voltigirte ein Auge, welches man nicht gerade nothgedrungen mit einem Körper verbunden sich denken muß, längs dem Carnies, welcher vom Schwibbogen einer Galerie des Palastes unterstützt ist, dahin; eine Linie von Lichtern, welche in das Gesimswerk eingestellt waren, schützten es hinter einem Haag von Feuer und erlaubten, daß von unten aus sein schwacher Funken nicht gesehen werde. Das Licht verbarg somit unsern Augen mehr als es die Dunkelheit hätte zu thun vermögen, es verschwand in dem blendenden Glanze. Die von da aus gesehene Galerie dehnte sich lang und tief mit ihren polirten Säulen, ihrem spiegelglatten Fußboden, auf welchem die Lichter und das Gold ihre Strahlen zurückwarfen, aus; die in den Zwischensäulen angebrachten Gemälde ließen in der Verkürzung, in welcher sie sich von oben darstellten, den Gegenstand nicht erkennen.

Bereits sah man glänzende Uniformen dort auf und ab gehen, und weite Hofkleider schleppten ganze Fluthen von prachtvollen Stoffen hinter sich her.

Nach und nach nahm die Menge zu und füllte wie ein vielfarbiger blitzender Fluß das Bett der Galerie, welche, obgleich von sehr breiter Dimension, dennoch schon zu enge wurde.

Alle Blicke dieser versammelten Menge wendeten sich jenem Punkte zu, von woher der Kaiser einzutreten pflegte.

Die Flügelthüren wurden endlich geöffnet: Der Kaiser, die Kaiserin, die Großfürsten durchschritten die Galerie, zwischen einem, plötzlich von den Geladenen gebildeten Spalier, hin und an ausgezeichnete Persönlichkeiten, die sich gerade auf dem Wege befanden, einige Worte mit einer anmuthigen und edlen Vertraulichkeit richtend. Die kaiserliche Gruppe verschwand hierauf unter der, der Eingangsthüre gegenüberliegenden Thüre, in achtungsvoller Entfernung von den Großwürdenträgern des Staates, dem diplomatischen Corps, den Generälen und Hofleuten gefolgt.

Kaum war der Zug im Ballsaal angekommen, als auch „das Auge" bereits sich dort eingefunden und zwar diesmal mit einer prachtvollen Lorgnette versehen.

Es war gerade wie ein Schmelzofen von Lichtern und Hitze, ein Glanz, der an eine Feuersbrunst hätte glauben machen sollen.

Auf den Gesimsen zogen sich Cordons von Lichtern hin, in den Zwischenräumen der Fenster standen Fackelstühle, die mit ihren tausend Armen wie ein feuriger Busch

sich darstellten; Hunderte von Lüstres hingen von dem Plafond wie feurige Gestirne inmitten eines phosphortigen Nebels herab. Und alle diese Hellen bildeten durch die verschiedenen Strahlenkreuzungen eine blendende Illumination à giorno, wie niemals ein Fest jemals eine glänzendere gesehen.

Der erste Eindruck, besonders von dieser Höhe aus und sich über diesen Lichterabgrund hinausbeugend gesehen, ist eine Art Schwindel; vorerst kann man durch diesen Fluß von Strahlen, Reflexen, Wachslichterfunken, Wiederspiegelungen der enormen, aus einem Stücke bestehenden Spiegel, durch die Gold und Edelstein blitzen, hindurch Nichts unterscheiden.

Ein ameisenartiges Durcheinanderblitzen hindert an der Erkennung irgend einer Form; nach und nach gewöhnt sich aber der Augapfel an diese Blendung, er jagt die schwarzen Schmetterlinge, welche ihm, wie wenn man in die Sonne blickt, vorflogen, hinweg, und umfängt nun mit einem einzigen Blick die ganze Ausdehnung des riesenmäßigen Saales von einem Ende zum andern, wo Alles aus Marmor und weißer Stuccaturarbeit, die polirten Wände wie Jaspis und Porphyr in den babylonischen Architekturen durchblitzen.

Das Kaleidoskop mit seinem parcellenartigen, unaufhörlich durchfallenden und stets wieder sich neubildenden Farbenspiel, das Chromatrop mit seinen Erweiterungen und Zusammenziehungen, wo aus einem Stern eine Blume wird, dann aber aus dem verwandelten Blumenblatt eine Krone sich gestaltet, um endlich in einem Sonnenwirbel sich aufzulösen, wo nur Rubinen, Smaragden, Topasen, Amethysten um einen Berg von Edelsteinen herumliegend, kann nur allein, jedoch millionenmal vergrößert, einen Gedanken von diesem goldwogenden, Edelstein gefüllten, Blumenstrotzenden, seine blitzenden Arabesken durch die immerwährende Bewegung sich stets erneuernde Parterre geben.

Beim Eintritt der kaiserlichen Familie blieb dieser bewegliche Glanz stille stehen, und man vermochte nun die Physiognomien und Personen durch diesen beruhigten Fluthenschimmer hindurch zu erkennen.

In Rußland wird der Hofball mit einer sogenannten Polonaise eröffnet, es ist diese Polonaise geradezu kein Tanz, sondern ein Vorbeimarsch, ein Defiliren, eine Procession, ein Fackelzug, welcher viel Charakteristisches hat.

Die Beiwohnenden trennen sich, um in der Mitte des Saales eine Art von Allee, um welche herum sie ein Spalier bilden, frei zu lassen.

Sobald Jedermann an Ort und Stelle ist, spielt das Orchester ein majestätisches, in langsamen Rhythmen hinfließendes Musikstück, und der Vorbeizug beginnt. Er fängt mit dem Kaiser selbst an, welcher einer Prinzessin oder einer Dame, welche er auszeichnen will, die Hand giebt.

Der Kaiser Alexander II. trug an diesem Abend einen eleganten militärischen Anzug, welcher seine hohe, geschmeidige und schlanke Gestalt heraushob. Es bestand dieses Costüm in einem bis zur Hälfte der Schenkel herabgehenden, mit Goldschnüren verzierten weißen Röckchen oder sogenannten Jaquette, am Kragen, an den Handgelenken und an dem untern Umkreis mit blauem sibirischen Fuchspelz eingefaßt und auf der Seite mit den Sternen großer Orden verziert. Die Hose von himmelblauer Farbe lag fest an den Schenkeln an, gab hierdurch die Form des Beines wieder und lief auf kleine Stiefelchen aus. Die Haare des Kaisers sind kurz geschoren und lassen seine freie und

wohlgeformte Stirne unbedeckt. Seine regelmäßigen Züge scheinen für das Gold oder Bronze der Medaillen ganz besonders modellirt zu sein; das Blau der Augen hat einen besondern Werth gegenüber dem bräunlichen Ton des Gesichts, weniger weiß, als die Stirne, in Folge der Reisen und Bewegungen in freier Luft. Die Umrisse des Mundes haben eine vollständig griechische und bildhauerische Reinheit und Erhabenheit; der Ausdruck der Physiognomie zeigt eine majestätische und sanfte Festigkeit an, welche zu gewissen Augenblicken durch ein Lächeln voller Lieblichkeit erleuchtet wird.

Der kaiserlichen Familie folgen die hohen Offiziere der Armee und die Palast-Officiere, die Reichswürdenträger, und Jeder von ihnen gibt einer Dame die Hand.

Es gibt da nichts als goldstrotzende Uniformen, mit Diamanten ausgesternte Epauletten, Ordensbrochetten, Sterne aus Emaille und Edelsteinen, welche die Brust zu einem wahren Strahlenmeer umgestalten.

Einige unter ihnen, die am meisten in Gnaden Stehenden und Höchsten im Grade, tragen am Halse einen Orden, dessen Zweck minder auf Ehre als auf das Gefühl der Freundschaft berechnet ist; dieser Orden besteht in einem Bildnisse des Kaisers mit Brillanten umgeben. Diese Ordensträger sind nicht zahlreich und lassen sich leicht zählen.

Der Zug schreitet stets voran und recrutirt sich unterwegs: Ein Edelmann tritt aus der Reihe heraus und bietet einer ihm gegenüber befindlichen Dame die Hand und das neue Paar schließt sich den Andern an, nimmt den Rang in dem Defilé ein und regelt seinen Schritt, mehr oder minder schnell, je nach dem Gang, welchen die Spitze des Zuges einhält. Es muß nicht gerade sehr leicht sein, auf diese Weise an den Fingerspitzen sich haltend, unter dem Feuer von tausend ziemlich ironischen Blicken, wo die geringste Verlegenheit der Füße, die geringste Linkischkeit der Haltung, der unbedeutendste Fehler schadenfroh bemerkt werden, vorwurfsfrei dahinzumarschiren.

Die militärischen Gewohnheiten kommen vielen Männern gut zu Statten, aber welche Schwierigkeit für die Frauen!

Der größte Theil entledigt sich ganz prachtvoll der schwierigen Aufgabe und von mehr als einer läßt sich sagen: Et vera incessu patuit dea!

Sie schreiten leicht unter ihren Federn, Blumen und ihren Diamanten dahin, schlagen keusch die hübschen Aeuglein nieder oder lassen sie höchstens mit dem Aussehn vollständigster Unschuld umherirren, vermittelst einer kleinen Körperbeugung oder einem kleinen Ruck mit der Ferse die Fluth von Seidenstoffen und Spitzen zurückdrängend, sich durch einen Wink des Fächers wo möglich einen minder heißen Luftzug zuwehend und zwar mit solcher Geübtheit, als ob dies in der einsamen Allee eines Gartens geschähe: auf noble, graziöse und einfache Art dahinschreiten, wenn man angeschaut wird, dies ist mehr als einer großen Schauspielerin niemals gelungen! (Schluß f.)

Miscellen.

H. **Ein russisches Pferdespital.** Die meisten Reisenden welche im Sommer den Park von Tzarskoi-Selo bei Petersburg besuchen, ahnen wohl nicht daß sich in einem Winkel dieser schönen kaiserlichen Besitzung (der Lieblingssommerresidenz Alexanders I.) ein in Europa und wohl in der Welt einziges Institut befindet, nämlich das

kaiserliche Spital für jene invaliden Pferde welche früher einmal die Ehre hatten die Majestäten zu tragen. Allerdings haben dankbare englische Pferdebesitzer eine ähnliche Einrichtung gegründet; aber dort sieht man nichts was dem Kirchhof von Tzarskoi-Selo ähnlich wäre auf welchem sich sehr sorgsam aufgestellte Grabsteine befinden von denen jeder eine Inschrift trägt, welche den Namen des edlen Rosses, seinen Geburts und Todestag, den Souverain welcher es ritt und bisweilen auch historische Angaben der Nachwelt überliefert. So besagt die russische Inschrift eines dieser Steine daß unter ihm das Pferd, oder vielmehr der Freund, Alexanders I. liegt, welches er bei seinem Einzug in Paris an der Spitze der Aliirten ritt. Dieses Spital wird musterhaft verwaltet; jedes Pferd hat ein sehr bequemes Lager und wird sorgfältig gefüttert und gewartet. Zu bestimmter Zeit läßt man die Thiere auf einem von Palissaden umgebenen Rasenplatze neben dem Kirchhof sich Bewegung machen. Im vergangenen Jahre sah ein Reisender dort fünf Pensionäre, von welchen einer, trotz seiner 17 Jahre noch sehr gut conservirt, der berühmte englische Renner Victoria war, den Kaiser Nikolaus so gerne ritt. Im allgemeinen leben die zum persönlichen Dienst der russischen Kaiser verwendeten Pferde lange, weil sie bewundernswürdig gut gehalten werden. Man muß das gesehen haben um sich einen Begriff davon machen zu können. Der gegenwärtige Oberstallmeister Baron von Mayendorf ist von einem in der Kunst des Beschlagens sehr bewanderten Engländer assistirt, und man kennt den großen Einfluß welchen ein guter Beschlag auf die Dauerhaftigkeit der Pferde ausübt. Im Jahre 1859 lebte in diesem Spital noch ein Thier von 25 Jahren dessen Haltung so schön war wie die eines jungen Rosses.

II. (Wie viel Blei bedarf man um einen Soldaten zu tödten?) Der Marschall von Sachsen sagt in seinen von den Fachmännern geschätzten „reveries“ daß man um einen Soldaten im Kriege zu tödten wenigstens sein ganzes Körpergewicht an Blei bedürfe. Man hielt diese Behauptung lange Zeit für parador, hat sich aber nun überzeugt daß der Marschall nicht übertrieb. In einem größeren Artikel der revue des deux mondes findet sich folgende Berechnung: Bei Solferino kämpften zwei zahlreiche Armeen einen ganzen Tag lang mit Erbitterung. Die Oestreicher zählten fast 200,000 Mann in ihren Reihen, und unter diesen wenigstens 140,000 Fußgänger. Nimmt man an daß während dieser langen Zeit die Munition nicht erneuert wurde, die Soldaten also nur auf den ursprünglichen Inhalt ihrer Patrontaschen angewiesen waren — also per Mann 60 Patronen — so erhält man dennoch die enorme Zahl von 8,400,000 Flintenschüssen. Was ist nun das erzielte Resultat? die zuverläßigsten Berichte geben den Verlust der aliirten Armeen auf 18,000 Mann an, von denen wohl nur der sechste Theil gleich auf dem Schlachtfeld starb. Der Antheil der Artillerie und der blanken Waffen muß bei einem so erbitterten Kampfe doch gewiß sehr bedeutend gewesen sein. Setzen wir ihn auf ein Minimum, nehmen wir an daß er nur ein Drittheil betrug, so wurden durch das Schießgewehr höchstens 2000 getödet und 10,000 blessirt. Jeder getroffene Soldat würde also 700 Flintenschüsse und jeder getödtete 4200 gekostet haben und da das Durchschnittsgewicht einer Kugel 30 Gramm beträgt, würden also 126 Kilogramm Blei zur Tödtung eines Soldaten erforderlich gewesen sein.

Notizen.

.*. (Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Ueber die Seelenlehre. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von G. Th. Fechner. — Der Mann aus dem Römer. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. — Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen. 2 Bde. Von Luise Otto. — Novellen. Von A. Rutenberg. — Coriolan. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von K. Biltz — Gedanken zur Poesie und Philosophie. Von L. Weis. — Cuba, die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen Von Jegor von Sivers. — Ralph Norwood. Von Armand. — Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Roman in drei Bänden. Von F von Uechtritz. — Karl Immermann und sein Kreis. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Aquarelle 2 Thle. Von G. von Freyberg — Czar Paul. Erste Abtheilung: Der Großfürst. Von Theodor Mundt. — Meine Lebensgeschichte. Erste Abtheilung: Im Vaterhause. 2 Thle. Von Fanny Lewald. — Problematische Naturen. Roman in 4 Theilen. Von F. Spielhagen. (Forts. f.)

§ Der ebenso treffliche Dichter als durch gewandte Bearbeitung vieler mittelhochdeutscher Poesien und Volksbücher um vaterländische Bildung hochverdiente Karl Simrock befindet sich bekanntlich seit einiger Zeit in der württembergischen Heilanstalt Winnenden. Leider hat sich sein Zustand jetzt so sehr verschlimmert, daß Zwangsmittel angewendet werden mußten. Möchte ihm doch bald völlige Heilung oder endliche Erlösung von seinen Leiden zu Theil werden!

** Goldproduktion. Nach dem „Journ. des min., 1860. No. 14" wurden in den Jahren 1848—1859 aus Californien für 2,660000 Francs, aus Australien für 2,332000, zusammen nahe für 5000 Millionen Francs Gold exportirt. Da dies etwa 70—75 Procent der wirklichen Production sind, so beträgt die ganze Production wenigstens $6^1/_2$ Tausend Millionen Francs. Sibirien liefert jährlich für 90—100 Millionen Francs Gold. —

† Eine Forstseltenheit theilt die „Bonplandia" vom 1. Nov. l. J. mit. Bei Reith in Tyrol im Unterinnthal auf dem Wege nach Alpach steht ein Lerchbaum, der 26 Fuß im Umfang hat, also über 8 Fuß im Durchmesser. Der Stamm ist im Kern ausgefault, so daß das Innere wie ein hohes Zimmerchen aussieht. Zwei Lücken, die sich durch das Ausbrechen zweier Aeste bildeten, versehen die Stelle der Fenster und eine Oeffnung unten am Stamm giebt die natürliche Thüre, durch welche das auf der freien Weide befindliche Kleinvieh im Innern des Baumes häufig ein Obdach sucht. Einmal wohnte in dieser Baumhöhlung durch längere Zeit ein altes Weib, dem das Haus abbrannte, und die hier ihr Quartier aufschlug, welches sie mit einer Bettstatt, einem Kasten und einem Altärchen möblirte.

H. Paris besitzt seit seiner Vergrößerung 80 von Laien geleitete und von 14,000 Schülern besuchte Schulen, sowie 53 unter der Leitung von Geistlichen stehende von 15,600 Schülern besuchte Unterrichtsanstalten.

H. Eine geschichtliche Rarität, deren Kaufpreis hinlänglich ihre Seltenheit beweist, wurde im Pariser Licitationsbureau versteigert: nämlich eine Hundertfrankennote der Law'schen Bank. Sie wurde mit 505 Frs. bezahlt.

H. Nach den nun allmälig einlaufenden Berichten ist die Weinlese im größten Theile Frankreichs beendigt. Die Qualität ist viel besser als man erwartete, und die Quantität wird die des Jahres 1858 übertreffen. Die Preise sind nichts destoweniger sehr gesteigert, weil der Handel alle alten Weine consumirt. Die Sachkenner behaupten, daß der Jahrgang von 1860 für die Ausfuhr nicht geeignet sei, weil er den Transport nicht ertragen könne.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

2. December 1860.

I. Jahrgang. Nro. 25.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Noé.

Im Jahre 182*, nach meiner Rückkehr in die Ukraine, lebte ich dort sehr zurückgezogen. Obgleich sie mein Vaterland ist, hatte ich doch, da ich sie fast noch als Kind verließ, von früheren Zeiten her gar keine persönlichen Verbindungen mehr; um neue anzuknüpfen hatte ich, gelinde gesagt, eine unwiderstehliche Unlust. Dazu kam, daß ich mich in dem entlegensten aller Gaue der Ukraine aufhielt. Unterdessen spann sich mein verborgenes Leben durch so zu sagen ganz und gar farblose Tage hin, deren einer wie der andere verlief, und je leerer und unbeschäftigter mein Gemüth war, desto düsterer wurde nach und nach meine Stimmung.

In früheren Zeiten, als ich mich in den literarischen Kreisen Warschaus bewegte hatte ich mir einmal in den Kopf gesetzt, ich sei ein Dichter. Ich zählte unter meinen damaligen Freunden auch unterschiedliche Poeten, was, wenn man achtzehn bis zwanzig Jahre alt ist, mehr als hinreicht, um Einem die Einbildung beizubringen, selbst zu dieser Zunft zu gehören. Hier fiel es mir nun ein, die Ukraine sei das Land der Poesie und ich befinde mich gerade in jener Lage nach der sich Bohdan Zaleski so innerlich sehnte, eine Sehnsucht, die er in so volltönende Strophen einzukleiben verstand.

Ich stellte mir vor, jetzt sollte meine Seele erst recht aufleben, nachdem sie lange in dem wirren Getümmel der Städte geseufzt und ich mich in dem engen Gesellschaftsleben so beengt gefühlt hatte, jetzt erst würde ich mich frei und glücklich fühlen auf diesen einsamen, unermeßlichen Steppen. Ja, vielleicht hätte dieß so sein *sollen*, aber in Wirklichkeit? —

Da ich also jetzt die rechte Lage und Stellung gekommen wähnte, in der mir die herrlichsten dichterischen Eingebungen unmöglich entgehen konnten, beschloß ich, dieselben abzuwarten.

Sie beeilten sich eben nicht, sich einzufinden.

Vergebens streifte ich durch die Haiden, vergebens wanderte ich von Grabhügel zu Grabhügel: Die Haiden blieben stumm, und über den Grabhügeln fand ich oft gar keine, oft, was noch schlimmer ist, ganz und gar prosaische Sagen.

Das Volk, zu dem ich, als dem Geschlechte der Rozynski und Chmjelnicki, mit besonderer Ehrfurcht emporzuschauen mir angewöhnt hatte, entsprach keineswegs dem Phantasiebilde, das ich mir davon entworfen. Es half mich nichts, mir fortwährend den Gedanken festzuhalten, daß ich mich jetzt mitten in dem Zauber des wilden kriegerischen Lebens der Kosaken befand, es half mich nichts, daß ich mich mit dem Gedanken zu begeistern suchte, ich befinde mich jetzt gerade in dem Lande, das vielleicht am spätesten unter allen europäischen Gebieten der Schauplatz von Thaten gewesen war, die hinter den in den homerischen Epen geschilderten nicht allzuweit zurückstehen. —

Ich schrieb Verse: sie waren voll von falschem Pathos und in Folge dessen zugleich kalt und farblos. Kurz, ungeachtet ich mir alle erdenkliche Mühe gab, die bittern Täuschungen des Lebens fern zu halten, so mußte ich doch, nach Verlauf einiger Wochen mir gestehen, daß ich der Ukraine bereits satt, ja übersatt war.

Eins von Beiden mußte der Fall sein: entweder mußte der Ukraine dichterischer Glanz ganz der Vergangenheit angehören, und folglich gegenwärtig nur in der Geschichte und nicht in den von Früheren verherrlichten Orten selbst gesucht werden; oder ich selbst hatte kein Auge für die ächte Poesie im Leben dieses Landes, und besaß den Schlüssel zu seinen geschichtlichen und dichterischen Schatzkammern nicht. Es mochte nun sein, wie es wollte: soviel war gewiß, es verging eine lange, sehr lange Zeit, während welcher ich mitten in der poetischen Ukraine, und mit dem besten Willen, Vortheil aus ihren dichterischen Schätzen zu ziehen doch nahe daran war, vor Langweile und Prosa zu sterben. Nicht ein= gar oft mal wandte ich Malczeskis Verse auf mich an:

> Dieß Land erfreut dich nicht, wenn du von Qual getrieben;
> Grabhügel nur im weiten Feld, mehr ist ihm nicht geblieben.
> Der Wind hat auch die letzte Spur verweht von alten Tagen:
> Du lausche lieber der Kosaken wilden Sagen.

Gegen Ende des Jahres traf es sich so, daß ich eine kleine Reise unternehmen mußte, nur etwa zehn Meilen von meiner Heimath entfernt. Es war nur eine unbedeutende Veranlassung, aber ich benützte sie gerne, um endlich einmal wieder etwas regsam zu werden. Am Tage nach meiner Abreise vom Hause kam ich durch das kleine Dorf Spola. Es war erst fünf Uhr Abends, und noch zu früh, hier das Nachtlager aufzuschlagen. Ich hoffte noch einige Meilen weiter kommen zu können, und so weit war es gerade bis zum nächsten Dorfe, wo ich hoffen konnte, ein einigermaßen erträgliches Quartier zu bekommen.

Es gibt im Lande große, aber nur wenige Dörfer. Ich hatte noch erfragt, daß ein Dorf nur anderthalb Meilen von uns entfernt lag, aber zugleich, daß sich darin kein Wirthshaus befand, weshalb wir das nächste erreichen mußten, das doch nur eine kurze Strecke weiter entfernt auf dem Gebiete desselben Gutsherrn lag. Den Namen des Gutsherrn hatte ich nicht erfahren können.

Ich hatte kaum eine halbe Meile zurückgelegt, als es anfing sich im Westen zu überziehen. Es begann stark zu wehen, und ich sah lange Wolkenzüge in Haufen am Horizont emporsteigen. Fast überall, wo man die Aussicht frei hat, trifft der Blick auf Eichenwälder, die jetzt noch hie und da auf der ungeheuren Fläche zerstreut umherliegen, die aber, deutlichen Spuren nach, in alter Zeit zu einer zusammenhängenden Kette verwachsen, so zu sagen in diese Welt von öden Ebenen eine abgeschlossene Waldnatur gebildet

haben müssen. Mit der den unerfahrenen Reisenden eignen Neugierde und Sorglosigkeit ließ ich meine Blicke auf dem malerischen Anblick ruhen, der doch einmal der Anfang einer Veränderung in der ermüdenden Einförmigkeit der Steppe war. Die lange, schmale Wolkenbank fing nun an sich allmälig in Länge und Breite auszudehnen, während hinter ihr sich neue Massen heraufwälzten, Wolke an Wolke, schwarz und drohend, in seltsamen, riesigen Formen, wie Wogen in sturmgepeitschter See. Die Strahlen der niedergehenden Sonne spielten durch sie hindurch, bis noch finsterere Massen heraufzogen und ihnen den Weg ganz versperrten.

Ein unheimliches Schwirren ging durch das Steppengras, obwohl anscheinend sich nicht der geringste Wind bewegte. Alles verkündete ein Gewitter, und es währte nicht lange, so begann es zu blitzen, anfangs nur dann und wann, bald aber immer häufiger. Donner konnte ich noch nicht vernehmen, ein Beweis, daß das Ungewitter gewiß noch weit entfernt war. In tiefer, feierlicher Stille flammte und erlosch der Himmel.

Meine Leute, die einen strömenden Regenguß voraussahen, fuhren nun rascher zu; aber das Gewitter näherte sich, wie wir deutlich sahen, viel rascher uns, als wir dem von uns ersehnten Obdach. Die Sonne konnten wir schon lange nicht mehr sehen; ihr Untergang machte sich durch das allmälige Absterben der goldenen und purpurnen Wolkenlichter bemerklich.

Wir erreichten gerade das erste Dorf. — Der elende Weg, der bis jetzt der ebenen Steppe gefolgt war, ging nun mit einem Male jäh abwärts und wir befanden uns plötzlich in einer tiefen, steilen Kluft. Als sich der dunkle Gesichtskreis erweiterte, entdeckten wir gerade unten in der Vertiefung und einer Verengung der vielarmigen Zerklüftung eine Anzahl Gebäude. Der von den Schornsteinen aufsteigende Rauch, von der schweren Luft niedergedrückt, eine Wirkung des heranziehenden Gewitters, lag wie ein Leichentuch über dem Ganzen. In dem blei- oder aschfarbenen Wasserspiegel eines kleinen Flusses und eines Teiches zeichnete sich deutlich die Krümmung der unebenen Ufer und das Profil der Gebäude.

Weiter entfernt erstreckten sich zwei dunkle Erdzungen in den Fluß. Auf der einen stand die Kirche, auf der andern, welche tiefer lag und von Bäumen beschattet war, mußte aller Wahrscheinlichkeit nach eine herrschaftliche Wohnung liegen, da man zwischen den Bäumen hohe, dunkle Dächer und weiße Schornsteine unterscheiden konnte. Vor uns zog sich ein schmaler Damm zwischen dem Teiche und dem in einer Schleuße dahinströmenden Fluß hin.

Ohne unsere Fahrt zu hemmen, jagten wir den steilen Abhang hinab.

Obwohl der Damm nicht gerade so schmal war, wie er in der Ferne erschien, so war er doch auch nicht sonderlich breit, und in dem stets zunehmenden Dunkel war die Passage über die vielleicht dreihundert Klafter lange Strecke zwischen dem brausenden Wasser auf der einen, und dem steilen Ufer auf der andern Seite keineswegs ohne Gefahr. Es dauerte nicht lange, hörten wir den ersten Donnerschlag, worauf andere rascher und immer rascher folgten, von tausendfältigem Echo in dem Geklüfte der Niederung begleitet.

Wir waren kaum über den Damm hinausgekommen, als der Regen herabzuströmen anfing. In demselben Augenblick sprengte ein Reiter vorbei und rief mir, als er an den Wagen herangekommen war, zu: Folgen Sie mir! Im Dorfe ist keine Herberge! Sie müssen in's Schloß flüchten!

Ich hatte weder Zeit noch Lust, mich näher zu erkundigen, wer derjenige war, welcher mich so angerufen hatte, und es bedurfte dessen auch nicht; meine Leute folgten seiner Aufforderung von selbst und hielten den Wagen in seinem Geleise. Die Blitze machten es uns möglich, ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und der öfter eintretenden Unterbrechungen von Finsterniß ungeachtet, konnte ich doch wohl bemerken, wie wir, um das Dorf herumgekommen, nach dem erwähnten baumbewachsenen Vorsprunge hin umbogen, der, wie eine von uns überschrittene Brücke zeugte, in Wirklichkeit eine Insel war.

Bald darauf erblickten wir ein schönes, ummauertes Thor, das in der regenfeuchten Gewitternacht gastfreundlich offen stand. Als wir hindurchgefahren waren, brauchte ich mich nicht länger mit Vermuthungen zu begnügen; alles lag nun klar, wie am hellen Tage, vor mir. Die Wolken hingen uns gerade über dem Kopf und es blitzte in einem fort. Die unzähligen, Schlag auf Schlag folgenden Blitze bildeten ein glühendes Feuermeer; der Donner rollte wie anhaltende, betäubende Orgeltöne, Blitze umzuckten uns auf allen Seiten, so daß ich nicht allein jede einzelne Pappel in der Allee, worin wir uns befanden, unterscheiden konnte, sondern fast jeden Stein auf dem gekrümmten Weg, der die Einfahrt bildet.

Die Blitze leuchteten uns, bis wir in einen bedeckten Säulengang kamen. Es war, als ob ich unter der herrlichsten Zauberbeleuchtung meinen Einzug in ein verwünschtes Schloß hielte. Wie hell es draußen war, bemerkte ich erst genau, als mein Führer, der auch erst im Säulengange von seinem Pferde gestiegen war, mich in das hell erleuchtete Vorzimmer führte, wo die Blitze wegen der fest verschlossenen Läden nicht wahrgenommen werden konnten. Es schien mir fast dunkel. Mein Führer warf seinen von Regen triefenden Mantel von sich, und ich sah einen feingekleideten, gravitätischen Mann in seinen besten Jahren vor mir.

Ich bin der Eigenthümer dieses Gutes, sagte er, und habe, da ich es noch nicht so weit bringen konnte, ein anständiges Wirthshaus auf meiner Besitzung eingerichtet zu erhalten, mir es zur Regel gemacht, selbst jeden Reisenden zu empfangen, der auf meinem Grund und Boden von einem Ungewitter, wie das heutige, überfallen wird. Erlauben Sie mir, diese Pflicht auch Ihnen gegenüber zu erfüllen.

Mit diesen Worten führte er mich zu einer Thüre, welche ein Diener öffnete, und nachdem wir einen Saal und einige andere schwach erleuchtete Zimmer durchschritten hatten, traten wir in ein großes helles erleuchtetes Wohnzimmer, wo, wie es schien, die ganze Familie um den Theetisch versammelt war.

Gott, liebster Freund! Ach, Vater! riefen zugleich mehrere Stimmen beim Anblick des mit mir eintretenden Führers. Wie hast Du uns einen solchen Schrecken einjagen mögen? — Seit einer halben Stunde sind wir in Todesangst um Dich! In einem solchen Wetter, wie heute Abend —

Und doch seht ihr mich ganz unversehrt, antwortete mein Gastfreund. Doch um weiteren Vorwürfen zu entgehen, will ich Euch nur darauf aufmerksam machen, daß ich nicht allein zurückkehre. Obwohl nach Eurer Meinung Jeder bei nur ein wenig tollem Wetter sich ruhig in seinen vier Wänden halten soll, habe ich doch hier einen Kameraden gefunden, der sich auch bei diesem Wetter hinaus, und was noch schlimmer, sogar auf die Steppe hinaus gewagt hat. Ich muß Euch deßhalb bitten, mich bei ihm zu ersetzen, während ich mich umkleide, da ich vom Gußregen ganz durchnäßt bin. Darf ich fragen, wen ich die

Ehre habe, meiner Frau und meinen Töchtern vorzustellen? setzte er, zu mir hingewandt, hinzu.

Mein Name ist Eduard Tarsza, ich lebe im angrenzenden Bezirke.

„Doch wohl nicht ein Sohn des Obristlieutenant Tarsza?"

Ja wohl!

So befinden sie sich in diesem Augenblick im Hause eines alten Bekannten, ja, ich darf sagen, eines Freundes Ihres Herrn Vaters. — Ich heiße Zulynski. Vielleicht haben Sie gelegentlich diesen Namen erwähnen hören. — Liebe Frau, ich überlasse Herrn Tarsza jetzt dir. Im Augenblicke bin ich zurück. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Ich blieb nun bei den Damen zurück. Frau Zulynski war eine Dame in den mittleren Jahren, von angenehmen Aeußern und schöner Gestalt. Zu ihrer Seite standen ihre zwei Töchter noch in derselben Stellung, wie sie ihrem Vater entgegengeeilt waren. Beide schienen ungefähr gleichen Alters, das heißt zwischen 16 und 17 Jahren zu sein.

Sie waren gleich groß, beide Blondinen und hatten dieselben blauen Augen. Der einzige Unterschied zwischen ihnen war, daß die eine beim Anblick des Fremden, der so unerwartet mitten in der Familie erschien, plötzlich über und über erröthete; diese durch das unwillkürliche Erröthen bemerkbare Verschiedenheit der zwei Schwestern hielt ich vom ersten Augenblicke an fest. Im Hintergrunde des Zimmers standen zwei ältere Herren, die, nach der Art und Weise, wie sie meinen Wirth begrüßten, hier so gut wie zu Hause sein mußten. Mit der einnehmenden Höflichkeit und ungezwungenen Offenheit, welche die vollendete Hausfrau verrathen, wandte sich Frau Zulynski beim Weggehen ihres Mannes gegen mich:

Nach einer Tagreise, und überdieß bei solchem Wetter wird Ihnen eine Tasse Thee nicht unerwünscht kommen? Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Mit diesen Worten wies sie mir einen Platz am Theetische an, auf welchem eine bläuliche Spiritusflamme bereits unter der silbernen Maschine züngelte.

Die ganze Gesellschaft ließ sich am Tische nieder. Mit dem neugierigen Blick des Reisenden sah ich mich jetzt im Gemache um, dessen Meubel und sonstige Ausstattung sich ebenso durch Einfachheit, als durch Geschmack auszeichnete. Die Meubelüberzüge waren, wie die Vorhänge an den Fenstern, blau und weiß. An den weißen Wänden hingen Kupferstiche in Mahagonyrahmen umher. Es waren nicht viele, aber sie waren hinsichtlich der Gegenstände, der Behandlung und Ausführung auserlesen.

Ueber dem Sopha hing das bekannte Gemälde von Vernet, Fürst Poniatowski's Tod, und neben an ein anderes Bild desselben Meisters, die Erstürmung des Passes Samosierra durch die Polen vorstellend.

An einer besondern Wand des Zimmers hingen zwei sehr große Kupferstiche. Auf dem einen sah man das Meer; der Mond warf sein trübes Licht durch Wolken auf die heftig bewegten Wellen des Meeres, auf einer Klippe am Ufer stand mit gekreuzten Armen, runden Hut und militärischem Rock ein kurzer, untersetzter Mann, der in tiefe Gedanken versunken in das Dunkel hinausschaute.

Diese Figur, diese Stellung konnte nur einem einzigen Mann in der ganzen Welt, in der ganzen Geschichte zukommen; ich brauchte die Unterschrift nicht zu lesen.

Das andere Bild behandelte denselben Gegenstand, nur, wenn möglich, noch in

trüberer Umgegend. Der Schauplatz war weiter in das öde, einsame Land hinein verlegt. Im Vordergrund sah man ein ganz einfaches Grab, über dem einige Trauerweiden ihre Zweige wölbten. Im Uebrigen derselbe Himmel, dasselbe Meer, wie auf dem ersteren.

Unter dem Grün der Weiden hob sich, wenn es nicht ein optischer Betrug war, gleichsam das Schattenbild einer Gestalt in nachdenklicher, sinnender Stellung hervor.

Unter diesen zwei Bildern war ein drittes, ein kleines Portrait eines Kindes mit langen, blonden Haaren und einer blauen Schärpe um den Leib. Wer dieß Kind war, ließ sich nicht weniger leicht errathen. Es war jener Knabe, dessen Leben, obwohl so kurz, seit Kouradin's Zeiten das ergreifendste Drama der Europäischen Geschichte bildet. — Die übrigen Kupferstiche des Zimmers schienen sämmtlich Copieen Vernets zu sein. So sah ich unter Anderm des Trompeters Tod, den Bauer, der ein Kreuz der Ehrenlegion aus der Erde pflügt, und andere mir wohlbekannte Stücke.

Ueber dem Kamin war ein colorirter englischer Kupferstich, Kosciusko von Kaiser Paul aus dem Gefängniß entlassen, und unter demselben eine ganz einfache Lithographie, auf die Kosciusko's Schatten selbst mit Freude geblickt hätte. Auf einem mit Kriegstrophäen geschmückten Grabdenkmale stand die Inschrift: „Dem Andenken der Tapferen.“ An den Seiten waren einige Namen zu lesen.

Ein flüchtiger Blick auf die Wände dieses Zimmers war also hinreichend, mich zu überzeugen, daß ich hier Leute von Bildung und Geschmack getroffen hatte.

„Darf ich fragen, seit wie lange Sie Warschau verlassen haben“? sagte Frau Zulynski.

Fast drei Monate.

„So haben sie also schon Zeit gehabt, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Was meinen Sie von diesem Land“?

„Ich erkühne mich nicht, irgend ein allgemeines Urtheil zu fällen; aber dem Eindruck nach zu urtheilen, den der Aufenthalt der letzten drei Monate in der Ukraine auf mich persönlich hervorgebracht hat, muß ich gestehen, daß ich mir es nie in dem Grade von Leben und Interesse entblößt gedacht hätte.“

Wie? bemerkte Frau Zulynski mit leichtem Lächeln. Sie setzen uns doch wohl nicht, wie so viele Andere, und namentlich unsere guten Nachbarn, die Volhynier, in eine Classe mit Dante's *perdita gente* und sehen uns für Leute an, die an den Styx verbannt sind? — Wir haben allerdings früher nicht die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft gehabt, aber Alles, was wir von ihnen gehört haben, hat dazu beigetragen, uns in der Meinung zu bestärken, daß Sie eine allerdings so allgemeine, aber doch so unrichtige Ansicht niemals theilen würden.

Das thue ich nicht im Geringsten, antwortete ich. Weit entfernt, Dnjepr und Ros als stygische Gewässer zu betrachten, habe ich sie im Gegentheil für Gränzflüsse des Landes der Wunder und der Erinnerung gehalten, wenn ich die poetische Ukraine so nennen will, diese Heimath der Helden und des Gesanges, die meine Phantasie schon in der Ferne mir mit den glühendsten Farben ausmalte.

Weßwegen Sie sich auch getäuscht fühlen! bemerkte Zulynski, der unterdeß zurückgekommen war und am Tisch Platz genommen hatte. Die Wirklichkeit mußte sich nothwendig bleich und farblos den von einer lebhaften Phantasie geschaffenen Bildern gegenüber verhalten: und doch steht unsere Gegend, was dichterisches und geschichtliches In-

teresse anbelangt, nicht im Geringsten hinter irgend einer andern, welche es auch sein möge zurück.

Das Unglück, sagte ich, ist nur: Wo soll man dieses dichterische, dieses geschichtliche Interesse suchen? War es je einmal hier zu finden, so ist es jedenfalls unter einer wahren Ueberschwemmung von Prosa und Alltäglichkeit längst verschwunden.

Zulynski lächelte. Ja, in gewisser Beziehung haben Sie Recht. Die Ukraine läßt sich allerdings nicht im Entferntesten mit irgend einem der Länder vergleichen, die man gewöhnlich die Gegenden der Dichtung und Geschichte nennt. In Deutschland, Frankreich, Spanien erheben sich auf Berggipfeln und Thalgründen überall herrliche, architektonische Denkmäler des Alterthums und Mittelalters, und rücken gleichsam die ganze Vergangenheit des Landes vor Augen. Man trifft bei jedem Schritt auf Denkmäler von Rittern und Helden, man sieht ihre Waffen an denselben Mauern, in denselben Räumen, in welchen jene vor längstvergangnen Zeiten der Tod überraschte. Und um alle diese handgreiflichen Erinnerungszeichen einer verschwundenen Welt tönt noch die Sage, frisch und lebendig. Dort hat man nur Augen und Ohren offen zu halten! —

Hier in der Ukraine ist die Sage verstummt unter dem aufgewühlten Grabhügel, von den Winden über die öden Fluren dahingeweht; nur hie und da, in einem stillen, abgelegenen Thale hat sie unter dem Dache eines Landmanns Zuflucht gefunden, und hält hier, in das grobe Gewebe seiner Gedanken und Vorstellungen eingesponnen, ihren Winterschlaf. Es ist nicht Jedem gegeben, sie dort zu finden, zu erkennen und zu befreien. Auf der andern Seite dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Land, diese unsere Heimath, in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte mehr oder minder von den in diesem östlichen Grenzland Europa's zusammentreffenden, verschiedenartigen geschichtlichen und gesellschaftlichen Einwirkungen beeinflußt war.

Unsere Vorzeit löst sich gewissermaßen in verschiedene gänzlich ungleiche Schichten ab, die man nicht vermengen darf. Ist man unwissend genug, um so zu Werk gehen zu wollen, so erhält man kein Bild unserer Vergangenheit, sondern, gerade gesagt, ein vollständiges Chaos. Erst wenn man sich hinlänglich in dieser dunklen geschichtlichen Welt so umgesehen hat, daß man wie zu Hause darin ist, gewahrt man ihre eigenthümliche Gliederung, ihren architektonischen Styl. Dazu bedarf es nur zweier Dinge: Arbeit und Zeit. — Ich darf auch behaupten, daß Dichter, welche, ohne die Geschichte der Ukraine näher zu kennen, sie zum Gegenstand ihrer Dichtungen wählen, leicht auf Abwege gerathen, sich nicht aus dem rein Abstracten, Trivialen und Allgemeinen herausarbeiten und von Kosakenleben und Ukraine Ideale aufstellen, denen in der Wirklichkeit Nichts entspricht; sie verwirren die Geschichte, statt sie zu entwickeln, und statt sie für uns zu veredeln, verfälschen sie unseres Landes ursprüngliche und eigenthümliche Poesie.

Ich erröthete unwillkührlich bei den letzten Worten; es schien fast, als ob Zulynski in alle meine poetischen Sünden eingeweiht sei und einige der unleidlichen pseudo-Bohdan'schen Dumy's*) gelesen habe, auf die ich mir in den letzten drei Monaten nicht wenig eingebildet hatte. Da ich jedoch soviel gesunden Sinn besaß, daß ich selbst mit ihnen unzufrieden war, und sie für nichts anderes, als eine unwissende Bearbeitung der kleinen Anzahl von Daten ansah, die wir aus der Geschichte und Vorzeit der Ukraine

*) Bohdan Zaleski schrieb Volksgesänge, Balladen u. s. w. unter dem Titel „Dumy“.

besitzen, so hinderte mich dieß nicht, alsbald das Begründete in der Bemerkung Zulynski's einzusehen.

Das Gespäch wurde jetzt allgemeiner. Die beiden jungen Mädchen setzten sich an das Piano und spielten mit Geschmack und Gefühl. Als sie hörten, daß ich vor einem Jahre in Deutschland gewesen sei, befragten sie mich über Paganini und die Sontag. Da ich mich nur wenig auf höhere Musik verstehe, war ich nicht im Stand, ihre Wißbegierde zu befriedigen; ihre Fragen und ihre Unterhaltung überzeugten mich übrigens, daß, obgleich sie auf dem Lande lebten und noch dazu in einer so abgelegenen Gegend, sie ihr schönes Talent doch mit wahrem Verständniß ausbildeten und die neuesten Ereignisse der musikalischen Welt ihnen nichts weniger als fremd waren.

Ein Diener meldete, es sei gedeckt, und wir begaben uns in den Speisesaal. Ich kam zufällig zwischen die Frau vom Hause und diejenige ihrer Töchter zu sitzen, deren unwillkürliches Erröthen bei meinem Eintritte ich oben erwähnte. Mit Ausnahme einiger weniger Hausgenossen waren am Tische nur dieselben Personen, die ich bei meiner Ankunft im Gesellschaftszimmer getroffen. —

Ich erfuhr nun, daß die drei älteren anwesenden Herren Reste eines nach und nach erfolgten Schiffbruches waren, die in diesem gastfreundlichen Haus eine Zufluchtsstätte für ihr verlassenes Alter gefunden hatten. Ihre würdige, behagliche Gesellschaft, ihr interessantes Gespräch, ihre gründlichen, gewichtigen Bemerkungen über öffentliche Angelegenheiten, ja selbst der Anblick ihrer weißen Haare und ehrwürdigen Züge trugen viel dazu bei, den Eindruck dieses liebenswürdigen Kreises zu erhöhen, in welchem die Unglücklichen in ihrem Alter eine zweite Heimath in dem Schooße dieser ländlichen Familie gefunden hatten.

Ich, der jetzt drei ganze Monate ganz einsam und zurückgezogen zugebracht hatte, genoß mit voller Lust diese so unerwartete und angenehme Gesellschaft. Die Unterhaltung war frei und ungezwungen, munter und lebendig und wurde mit augenscheinlicher Herzlichkeit geführt.

Mein guter Humor, den ich nicht weit entfernt war, in der thörichten Einbildung verloren zu haben, eine Byron'sche Melanchie sei nothwendiges Zugehör zu den Steppen der Ukraine, kam unverhofft wieder und setzte mich in den Stand, Etwas zur allgemeinen Munterkeit beizutragen. Als wir uns vom Tische erhoben, schien es mir, als sei ich ein alter Bekannter aller Mitglieder unserer kleinen Gesellschaft. Auf dem Rückwege nach dem Gesellschaftszimmer kamen wir durch ein kleines Cabinet, in welchem mehrere von der Gesellschaft stehen blieben.

Ich trat vor ein großes Oelgemälde, das fast die ganze Wand einnahm, und das ich bereits auf meinem ersten Durchgang wahrgenommen, jetzt aber erst Gelegenheit hatte, näher in Augenschein zu nehmen.

Es gehörte der neuen Zeit an, und verrieth einen über der Gewöhnlichkeit stehenden, Künstler. In einer nächtlichen Winterlandschaft erblickte man eine gothische Capelle. Einige bleiche Gestirne warfen einen schwachen, ganz eigenthümlichen Schein darüber. Alles, selbst die Luft, war voll Schnee, denn es war ein wirres Gestöber.

In einem Winkel des gothischen Gebäudes hatten ein Greis und ein Kind Schutz gegen das Unwetter gesucht. Der Greis saß ganz zusammengekrümmt. Er hatte bereits das Bewußtsein verloren, aber mit seinen kraftlosen Händen hielt er sein wohl noch nicht

bewußtloses, jedoch vor Kälte und Bangen fast erschöpftes Kind, zwischen seinen Knieen fest. Ueber diese zwei Figuren schwebte eine dritte, eine weibliche Gestalt, oder besser, der Umriß einer weiblichen Gestalt, ein verkleidetes Wesen, die mit ihrem wallendem Gewande die beiden, den Greis und das Kind gegen das Wetter schützte, wie ein Engel, gesandt, sie vor dem äußersten Verderben zu bewahren. In ihrem auf den Unglücklichen haftenden Blicke lag der Ausdruck himmlischer Barmherzigkeit und Seligkeit. Das milde Licht das von dieser Strahlengestalt ausströmte hob weit reiner, als der schwache, unsichere Sternenschimmer, die Umrisse der Einzelnheiten aus der nächtlichen Scene hervor: um aber recht beschauen zu können, welche Harmonie, Wahrheit und Poesie über der ganzen Schöpfung ausgebreitet lag, mußte man sie lange und genau betrachten.

Was stellt dieses Gemälde vor? fragte ich, und wer ist der Maler, der ihm solche Vollendung zu verleihen vermochte?

Er ist in unserer Gegend geboren, antwortete Julie. Jetzt ist er todt. Sein Vater war ein schlichter Bauer, der einmal unserer Familie einen wesentlichen Dienst erwies, ein Vorfall, dessen Gegenstand theilweise zu diesem Gemälde benützt wurde. Meine Eltern nahmen seinen Sohn zu sich, gaben ihm eine ausgedehnte Erziehung, und schickten ihn, als er Anlagen zur Malerei verrieth, auf ihre Kosten nach Wien und Rom, in welcher Stadt er vor einem Jahre starb, nur kurze Zeit, nachdem er uns diese Arbeit zugesendet, die, wie gesagt, in Verbindnng mit der Begebenheit steht, welche ein engeres Band zwischen den beiden Familien geknüpft hat.

„Und diese Begebenheit ist vielleicht ein Geheimniß?"

O nein! aber, obgleich wirklich vorgefallen, gränzt sie doch beinahe an das Wunderbare.

Es ist, bemerkte Zulynski, eine aus der Vergangenheit der Ukraine hervorgeholte Tradition. Ungeachtet des Wundersamen darin, hat sie doch einen geschichtlichen Kern. Da ich übrigens sehe, daß sie ein lebendiges Interesse bei Ihnen erweckt, werden Sie mir verzeihen, wenn ich weder Ihre Wißbegierde zufrieden stelle, noch irgend Jemanden dieß zu thun erlaube. Ich bin durchaus nicht so uninteressirt, daß ich mein Haus gleich jetzt der Anziehungskraft berauben sollte, die es für Sie durch dieses merkwürdige Räthsel haben mag. In Ermanglung von etwas Anderem wird dieses vielleicht Sie bewegen können, etwas länger unter unserem Dache zu verweilen, und da Sie uns sagten, ihre Weiterreise sei eben nicht sonderlich dringend, ermöglichen Sie uns das Vergnügen, Sie noch länger bei uns zu sehen, worauf Sie nicht allein Aufklärung über den Sinn des geheimnißvollen Gemäldes, sondern, was noch mehr ist, sie sogar von einem noch Lebenden erhalten können, der selbst hier abgebildet ist.

Eine feinere Art der Einladung konnte nicht leicht ersonnen werden, und ich hatte keinen Grund sie auszuschlagen. Ich nahm sie also mit Vergnügen an, was unter der noch vor wenigen Momenten für mich ganz fremden Familie allgemeine Freude hervorzurufen schien.

Nachdem sich Alles zurückgezogen und auch ich mich ganz allein auf dem mir angewiesenem Zimmer befand, überfiel es mich, wie abergläubische Angst, und ich fragte mich, ob Alles, was ich diesen Abend gesehen und gehört auch wirklich sei, oder, ob das Unwetter, das draußen noch immer raste, mich in ein verzaubertes Land verschlagen. — Unter diesen wirren Phantasien versank ich in tiefen Schlaf. (Forts. f.)

Ein Ball im Winterpalast.

(Schluß.)

Was am russischen Hofe eine besondere Originalität ausmacht, besteht darin, daß von Zeit zu Zeit dem Zuge ein junger circassischer Prinz mit wespenhafter Taille, ausgeweiterter Brust in seinem eleganten und reichen orientalischen National-Costüm, ein Häuptling der Lesghiens-Garde, oder ein Mongolen-Offizier sich anschließen, deren Soldaten als Waffe noch den Bogen, den Köcher und Armschild haben.

Unter dem weißen Handschuh der Civilisation verbarg sich, um an die Hand einer Fürstin oder einer Gräfin sich anzureihen, die kleine asiatische, an die Bewegung des Kindjal gewöhnte Hand mit den braunen nervigten Fingern. Es schien dies übrigens auch Niemanden Wunder zu nehmen; in der That gibt es auch nichts Natürlicheres, als einen mingrelischen oder mohamedanischen Fürsten mit einer griechisch-orthodoxen großen Dame St. Petersburgs in der Polonaise zu erblicken! Sind denn Beide nicht Unterthanen des Kaisers aller Reussen?

Die Uniformen und Galakleidungen der Männer sind so glänzend, so reich, so verschieden, so goldüberladen von Stickereien und blitzender Orden, daß die Damen in ihrer modernen Eleganz und in der zarten Lieblichkeit der heutigen Mode Mühe haben, gegen diesen massenhaften Glanz anzukämpfen; da sie aber nicht reicher sein können, so sind sie um desto schöner, ihre entblößten Nacken und ihr weißer Busen wiegen sämmtliche Goldstickereien und Ordensglanz auf.

Um diesem Glanz die Spitze bieten zu können, müßten sie wie die byzantinischen Madonnen, ausgeprägte Gold- und Silberkleider, Brustschilde aus Edelsteinen, Strahlenkronen aus Diamanten tragen; wer vermöchte aber mit einem solchen Juwelenmagazin auf dem Leibe zu tanzen?

Man würde sich aber dennoch täuschen, wollte man dessenungeachtet an zu große Einfachheit glauben! Diese einfachen Roben bestehen aus ächten englischen Spitzen, und die zwei oder drei Unterkleider haben einen größern Werth als ein Gold und Silber brokatenes Gewand; die Bouquets auf diesem Musselin- oder Gaze-Unterkleid werden durch Diamantenschleifen festgehalten; das Sammtband hat als Schnalle oder Stift einen Stein, welchen man aus der Krone des Kaisers losgelöst glauben sollte.

Wo giebt es etwas Einfacheres als diese weißen Tafft-, Tüll- oder Moiréekleider, mit einigen in Form von Traubenkämmen gestalteten verschiedenartigen Perlen, oder einigen mehrfach eingewundenen Perlschnüren in den Haaren?! Aber diese Perlen sind Einmalhunderttausend Rubel werth und niemals wird ein Perlenfischer rundere, noch orientalischere aus den Tiefen des Oceans zu Tage fördern können!

Einfach gekleidet macht man seine Cour bei der Kaiserin, welche die Eleganz der sprudelnden Pracht vorzieht; aber Gott Mammon verliert hierbei sicherlich nichts. Nur beim ersten Anblick scheint es, daß die russischen Damen weniger Luxus als die Männer entfalten; dies ist ein Irrthum. Wie alle Frauen wissen auch sie das Musselinkleid theurer zu machen, als das Gold.

Sobald die Polonaise den Saal und die Galerie durchzogen hat, beginnt der Ball.

Die Tänze haben nichts Eigenthümliches, man tanzt Quadrillen, Walzer, Redowa's wie zu Paris, London, Wien und Madrid, wie überall in der großen Welt, mit

Ausnahme der Mazurka, welche in St. Petersburg mit einer Vollkommenheit und anderwärts völlig ungekannten Eleganz getanzt wird.

Die localen Eigenthümlichkeiten scheinen überall verschwinden zu wollen, vorerst sind sie aus den Regionen der hohen Gesellschaft geschieden. Um Originalität zu finden, muß man sich aus dem Mittelpuncte der Civilisation entfernen und bis zu den untersten Volksschichten herabsteigen!

Der genossene Anblick war herrlich: Inmitten dieser blitzenden Menge, welche sich ordnungsmäßig bewegte, um hinlänglichen Raum zu lassen, bewegten sich symmetrische Tanzfiguren; der wirbelnde Walzer blähte die Roben und Unterkleider wie die bauschigen Kleider eines Derwisch auf, und in der Schnelligkeit der Evolution schlängelten sich die Diamantenschleifen, die Gold- und Silberbesätze wie helleuchtende Blitzzuckungen dahin; die kleinen gantirten Händchen auf den Epauletten der Walzenden ruhend, sahen weißen, in massiv goldenen Schalen ruhenden Camellien ähnlich.

Unter den Gruppen bemerkte man in der herrlichen Kleidung ungarischer Magnaten den ersten Secretär der österreichischen Gesandtschaft, der griechische Gesandte dagegen trug die griechische Mütze, die Doppelweste, die Fustanella und Palikaren-Knemide.

Nachdem ich oder vielmehr das Auge während ein oder zwei Stunden im Vogelflug diesem großartigen Schauspiel zugesehen, drang es unter die Wölbungen eines andern Saales, in welchen es durch geheimnißvolle Gänge, in welche das Geräusch des Orchesters und des Festes in einem dumpfen Gemurmel verhallte, eingeführt wurde.

Eine relative Dunkelheit herrschte in diesem riesenmäßig großen Saale, in welchem das Souper eingenommen werden sollte.

Ich habe viele Hauptkirchen gesehen, welche minder groß sind als dieser Speisesaal. Im Hintergrund zwischen dem Schatten hindurch ließen sich die weißen Linien der Tische erkennen, an den äußern Enden derselben blitzten riesenmäßige, verwirrt durcheinander wie Goldblöcke dastehende goldene Gegenstände, einen gelben Lichtstreifen bildend, welchen man sich nicht erklären konnte, woher er kam: Es waren die Anrichttische.

Eine Sammt-Estrade dehnte ihre Stufen aus und liefen dieselben bis zu den hufförmig aufgestellten Tischen hin.

In stiller Thätigkeit gingen und kamen Lakaien in grosser Livrée, die Majordomen und Hofköche legten die letzte Hand an's Werk. Nur einige seltene Lichter schlängelten sich auf diesem dunkeln Grunde dahin, etwa wie die Funken eines verbrannten Papiers. Inzwischen waren aber doch eine unermeßliche Zahl Wachskerzen auf den Candelabern, an den Friesen und den Umrissen der Säulengewölbe aufgesteckt. Sie sprühten weiß von ihren dichtbesäten Fackelstühlen wie Blumengriffel aus einem Blumenkelch hervor, aber auch nicht das geringste leuchtende Sternchen ließ sich an ihrer Spitze wahrnehmen. Man hätte sie für gefrorne Tropfsteine halten können, und man hörte bereits wie ein Geräusch ausgetretenen Wassers das Geräusch der annähernden Menge. —

Der Kaiser erschien auf der Schwelle: — es war dies wie ein fiat lux. Eine subtile Flamme züngelte nun von einer Kerze zur andern, und zwar mit der Schnelligkeit des Blitzes; Alles war wie durch Zauberschlag erleuchtet und Fluthen von Helle erfüllten plötzlich wie durch den Zauberstab des Magiers berührt, die weiten Räume. Der Uebergang aus dem Halbdunkel zu dieser blendenden und plötzlichen Lichtfülle bringt einen feenhaften Anblick hervor.

In unserm prosaischen Jahrhundert muß jedes Wunder seine Erklärung haben.

Fäden aus entzündbarer Baumwolle hängen mit den Dochten der Wachskerzen, welche ihrerseits ebenfalls wieder mit einem plötzlichen Zündstoff eingetränkt sind, zusammen, und das Anzünden auf sechs oder sieben Plätzen genügt, um augenblicklich sich über das Ganze zu verbreiten. Das gleiche Mittel wird zur Anzündung der Lüstres in der heil. Isaakskirche angewendet, welche mit einer Art Schießbaumwollfaden getränkt, wie Spinngewebe über den Häuptern der Gläubigen hängen. Mittels einer hinauf- und hinabzuschraubenden Rampe aus Gas könnte die ganz gleiche Wirkung erzielt werden, aber so viel mir bekannt ist, findet das Gaslicht in dem Winterpalaste keine Verwendung.

Es werden dort nur wirkliche Wachslichter gebrannt. Nur noch in Rußland allein tragen die Bienen ihren Antheil zur Beleuchtung bei.

Die Kaiserin nahm mit einigen Personen von hoher Auszeichnung auf der Estrade Platz, wo der in Hufform aufgestellte Tisch stand. Hinter ihrem goldenen Fauteuil schossen wie ein bengalisches Feuerwerk ungeheuere Garben weißer Camellien und blasser Rosen an einer Marmormauer empor.

Zwölf Neger prachtvoller Taille, unter den schönsten afrikanischen Racen ausgesucht, als Mamelucken mit dem weißen zusammengerollten Turban, den grünen an den Ecken mit Gold gestickten Jacken, weiten, mittels eines Casimirgürtels festgehaltener, mit Gold gestickten Näthen versehenen Hosen bekleidet, stiegen die Stufen der Estrade auf und ab, die Teller den Lakaien übergebend oder solche aus deren Händen mit jener lieblichen und würdevollen Beweglichkeit empfangend, welche den Orientalen — selbst in einem servilen Dienst — so wohl ansteht und eigen ist.

Diese Othello's, welche Desdemona völlig vergessen haben, übten majestätisch ihre Pflicht und gaben diesem ganz europäischen Feste einen gewissen asiatischen Stempel von bestem Geschmacke.

Ohne Platzbezeichnung hatten sich die Geladenen nach Belieben an den Tischen vertheilt. Reiche versilberte und vergoldete Aufsätze, Figurengruppen oder Blumen, mythologische oder ornamentale Phantasiebilder zierten die Tischmitten, die Candelabers wechselten mit den Fruchtpyramiden und den künstlichen Zuckerwerken.

Diese Symmetrie von Krystallvasen, Gläsern, Porzellanstücken, Silbergefäßen und Blumen ließ sich von oben aus mit größerm Vortheil betrachten als von unten.

Eine doppelte Reihe diamantblitzender und spitzenbeladener Frauengestalten regierte längs der Tische und verriethen dem „unsichtbaren Auge," dessen Blick auch über die Scheitel der blonden und braunen Haare unter den Blumen, Federn, Edelsteinen hindurch hinschweifen konnte, die prachtvolle Schönheit derselben.

Der Kaiser durchzog die Tische, mitunter ein Wort zu Diesem und Jenem sagend welchen er hierdurch auszeichnen will, mitunter sich auch niederlassend, um seine Lippen in ein Glas Champagner zu tauchen und sich alsdann wieder entfernend, um anderwärts auf die gleiche Weise zu verfahren. Dieser Aufenthalt weniger Minuten wird als eine große Gunstbezeigung angesehen.

Nach dem Souper begannen die Tänze wieder; aber die Nacht war bereits vorgeschritten. Es war Zeit geworden, nach Hause zurückzukehren. Das Fest konnte übrigens nur das gleiche Schauspiel wiederholt darbieten und bot daher einem „Augenzeugen" nicht mehr das nämliche Interesse.

Der Schlitten, welcher den Platz überschritten hatte, um an einer kleinen Thüre in dem Gäßchen anzuhalten, welches die Eremitage von dem Winterpalaste trennt, wendete sich nun wieder nach der Seite der Isaakskirche und führte einen Pelzmantel und eine Pelzmütze davon, deren Gesicht sich nicht sehen ließ.

Gerade als ob der Himmel mit dem Glanze der Erde habe wetteifern wollen, brannte auch in dieser Nacht ein Nordlicht sein Polarfeuerwerk mit den silbernen, goldenen, purpurnen und Perlmutter-Raketen ab und löschte durch seine phosphorartigen Strahlen die Himmelssterne aus.

Ein Urtheil über die schwedischen Militair-Lustlager.*)

Die militärischen Uebungen, welche von Zeit zu Zeit von den schwedischen Truppen vorgenommen werden, und welche in diesem Jahre in der Provinz Schonen stattfanden, werden von einer Korrespondenz der in Stockholm erscheinenden Zeitung „Fäderneslandet“ von Mitte Juli d. J. in eigenthümlicher Weise beleuchtet. Da dieser „Brief aus Schonen“ in mehrfacher Beziehung von Interesse sein möchte, so theilen wir eine Uebersetzung desselben mit.

Der Correspondent schreibt:

„Endlich ist es zu Ende mit dem Feldmanöver, das von dem großen Lustlager der letzte Act war. Nach Verlauf einiger Tage wird hier in Schonen Alles wieder seinen alten ruhigen Gang fortsetzen und gewiß ist das auch die höchste Zeit: denn hätte diese Herrlichkeit noch länger gedauert, so wäre die halbe Bevölkerung durch die Lustreisen nach dem Lager ruinirt worden.

Das letzte große Feldmanöver zeigte manche Eigenthümlichkeiten; es dauerte auch volle vier Tage.

Die Leser wissen bereits, daß Friedrich VII. von Dänemark zum Oberst und Chef des Schonenschen Husaren-Regiments ernannt wurde, welches hiernach heißen wird: „König Friedrich's Husaren.“ Aber wahrscheinlich haben nicht Viele von dem Mißgeschick sprechen hören, welches dem neuen Obersten widerfuhr, schon als er beim Feldmanöver zum zweiten Male sein Regiment führte. In Folge eines mit einigen anderen hohen Personen eingenommenen ziemlich starken Frühstücks war Höchstderselbe Vormittag 11 Uhr bei besonders guter Laune, welches König Karl XV. (von Schweden) zu der Aeußerung Veranlassung gab, „daß es kaum anginge, wenn sein Freund Friedrich sich außen zeigte.“ — König Friedrich, hierüber ärgerlich, antwortet: „Jeg er Oberst jeg gaaer til mis Regiment!“ (Ich bin Oberst und ich gehe zu meinem Regiment!)

Inzwischen ereignete es sich, daß der neue Oberst sich in der Eile in Rechts und Links irrte und in gerade entgegengesetzter Richtung ging, als dahin, wo sein Regiment lag. König Karl schickte ihm daher einen Adjutanten nach, um ihn davon zu unterrichten, und als der „Oberst“ nun zurückkam, erhielt er eine, ungefähr folgendermaßen lautende Zurechtweisung: „In der schwedischen Armee muß ein Oberst wissen, wohin sein Regiment verlegt ist, und für seine Versäumniß hierin befehle ich dem Oberst, sofort seinen Degen abzugeben und zwei Stunden in Arrest zu gehen?“ — König Friedrich schnallte sogleich seinen Säbel ab und setzte sich zur Mittagstafel. Nach geschlos-

*) Mag. f. d. Lit. d. A.

jener Mahlzeit fand es Seine schwedische Majestät für gut, ihren königlichen Bruder nach seinem eigenen Zelte begleiten zu lassen. Das angeordnete Manöver wurde für diesen Tag eingestellt, obwohl ungefähr 200 Wagen bestellt worden waren, um den ungeheuren Troß zu transportiren, welchen unsere friedlichen Krieger überall mit sich führten; da aber Nichts geschah, waren also, da jeder Wagen 16 Reichsthaler (1 Reichsthaler = 11½ Sgr. preuß.) per Tag kostete, wenigstens 3200 Reichsthaler so gut wie in die See geworfen, wie das Sprüchwort lautet. — Schreiber dieses, als er hörte, daß die Krone für jedes Paar Pferde mit Wagen 16 Reichsthaler per Tag bezahle, machte sich das Vergnügen, mehrere Bauern zu fragen, wie viel sie erhielten, und erhielt von Allen zur Antwort: 7½ — 8 Reichsthaler. Derjenige, welcher die Lieferung übernommen, hatte also einen ganz hübschen Ueberschuß.

Während des ganzen Lustlagers hatten sowohl Offiziere wie Mannschaften Extra-Verpflegung erhalten; die Officiere sogar Cognac, um sich im Felde während des Manövers zu stärken. Die Mannschaften erhielten Branntwein und Caffee. Wahrscheinlich aus Vergessenheit — denn was sollte sonst die Ursache sein? — haben dagegen die armen Unteroffiziere Nichts empfangen, und sie sahen deshalb nichts weniger als zufrieden aus. Sonst war es Brauch, daß sie Punsch und Cigarren erhielten; aber diesmal bekamen sie, wie gesagt, Nichts; aber sie hatten, wie die Anderen, keine Ruhe, weder bei Tage, noch in der Nacht. — Apropos, Nachtruhe! das war wirklich köstlich, die süßsauren Mienen der meisten älteren Offiziere zu beobachten, als sie unter freiem Himmel bivouakiren sollten! Manche von ihnen wurden noch von ihren Untergebenen aus der Verlegenheit gerettet, indem sie ihnen kleine niedrige Bretterhütten errichteten, fast denen gleich, welche von Hirten auf großen Gemeinde-Weiden benutzt werden. Die an ihre guten, warmen Betten gewöhnten Herren waren in der That erfreut, unter dergleichen armselige Hütten kriechen zu dürfen und da nothdürftigen Schutz gegen Regen und Kälte zu finden, wenn auch nicht vollkommene Sicherheit dagegen, am folgenden Morgen mit Fluß, Schnupfen und Zahnweh aufzustehen. Der König selbst schlief mehrmals unter freiem Himmel; einmal sogar während eines Platzregens.

Einige kleine Anekdoten kann ich nicht umhin mitzutheilen. Sie stimmen völlig mit Sr. Majestät bekanntem Charakter überein.

Als das „Königs Husaren-Regiment" zum ersten Male der Königin vorgestellt wurde und vor ihr defilirte, war Ihre Majestät zu Pferde und trug ein Reitkleid, welches vorn mit gelben Schnüren besetzt war, auf ähnliche Weise wie die der Husaren-Offiziere befestigt. Man glaubte, daß das Regiment künftig „Königin-Husaren" genannt werden sollte, was aber, so viel wir wissen, nicht geschah. Die hübsche Husaren-Tracht sah als Damen-Reitcostüm durchaus gut aus und wird wahrscheinlich für einige Zeit als solche modern werden.

In einer Nacht belustigte sich König Karl damit, auszugehen und zu sehen, ob Alles auf dem Posten sei. Solche kleine Ausflüge machte er meist einsam. Die Nacht war kalt und regnerisch; die Truppen hatten den Tag über strenges Exercitium gehabt, und es war deshalb nicht zu verwundern, daß der König auf einer Stelle einen einsamen Posten traf, welcher ganz blau gefroren war, und, in Kürze gesagt, eine äußerst bedauernswerthe Figur darstellte. Der König zieht eine sogenannte Taschenflasche heraus, nimmt selbst einen Schluck daraus und reicht sie dann dem Soldaten mit den Worten: „Nimm Dir einen Schnaps, mein Junge, Du kannst ihn brauchen!" — „„Ich danke allerunter-

thänigst,"" antwortete der Soldat, ,,„aber ich trinke nicht Branntwein."" — „Das war ein Sch—ßkerl!" spricht der König und wendet ihm den Rücken.

Sämmtliche Tagediebe und Müssiggänger von Schonen strömten zum Lager, um all den Staat zu begaffen und so einige Abwechselung in ihr einförmiges Leben zu bringen. Einige dieser Herren nahmen sich vor, beinahe ununterbrochen mehrere Tage lang vor dem königlichen Zelte auf und ab zu promeniren und mit weit offenem Auge, Ohr und Munde der Spur des Königs zu folgen, wohin er sich auch wenden möge. Solche Unverschämtheit wurde endlich vom Könige bemerkt, der gerade aus zu ihnen ging und sie barsch fragte: „Was ist das Geschäft der Herren hier?" — ,,„Den König zu sehen,"" antwortet der Eine, an allen Gliedern zitternd. „Na, da seht ihn, vorn und hinten," spricht der König und dreht sich auf den Absätzen herum; „aber nun reist nach Hause und wendet die Zeit nützlich an, ihr Tagediebe!"

Eine Bauersfrau hielt auch ziemlich anhaltend Wache nahe bei'm königlichen Zelte. — „Was machst Du hier, meine Alte?" sagte der König eines Tags freundlich zu ihr; „hast Du den König um Etwas zu bitten?" — ,,„Nein,"" antwortete sie, ,,„ich will ihn blos sehen."" — „Na, dann ist ja Dein Wunsch befriedigt worden!" — ,,„Ja, aber ich wollte auch die Königin sehen."" — Mit den Worten: „Warte ein Wenig, dann wirst Du sie zu sehen bekommen," geht der König in das Zelt der Königin und kommt sogleich zu der Alten zurück, seine Gemahlin am Arme führend. — „Hier ist die Königin; wie gefällt sie Dir; ist sie nicht recht häßlich?" — ,,„Ach nein,"" antwortet die Frau naiv; ,,„ich denke, sie ist sehr schön! Gott segne Euch beide!"" — Diese einfache Huldigung soll großen Eindruck auf beide hohe Ehegatten gemacht haben.

Sowohl Menschen als Pferde sahen sehr mitgenommen aus nach so vielen Strapazen. Diejenigen, welche sich noch am Besten bei Fleische erhalten haben, sind die „Königs-Husaren", oder, wie sie jetzt heißen, „Karl XV. Husaren-Regiment"; doch auch diese waren ziemlich heruntergekommen. Mit Recht fragt man, wozu nützen solche Paraden und Lustlager? — Menschen und Thiere werden abgenutzt, Pulver wird für viele, viele Tausend Reichsthaler verschossen, Geld wird nach allen Richtungen hin weggeworfen und eine Menge schaulustiger Menschen von allen Landesenden herangelockt, um Zeit und Geld zu vergeuden und ihre Geschäfte zu versäumen. Die einzige Absicht bei dergleichen kostbaren Veranstaltungen muß sein, Sr. Majestät dem Könige und Allerhöchst dessen Gästen ein Vergnügen zu bereiten; denn im vollen Ernste kann wohl selbst der loyalste Mensch von der Welt nicht behaupten wollen, daß sie in Wirklichkeit den Truppen einige nützliche Uebung bereiten. Geschüttelt, unlustig und ärgerlich über die unnöthige Geschäftigkeit kommen sie nach Hause zurück und sind für lange Zeit untauglich für alle nützliche Arbeit. Die Bauern, welche die Reiter zu stellen haben, haben vollauf damit zu thun, den Pferden wieder Fleisch beizubringen und die beschädigten Montirungsstücke zu ersetzen. Im Krieg unterwirft sich der Soldat natürlich jeder Entsagung, jeder Anstrengung ohne Murren; aber mitten im tiefsten Frieden wie Schulknaben zu springen und Krieg zu spielen, das ist drückend für jeden tüchtigen Mann.

Es würde übrigens ganz interessant sein, die Ursache der ungleichen Rationen kennen zu lernen, welche die Mannschaften bei gleichen Gelegenheiten erhielten. Fast immer waren diese Rationen zu knapp gemessen. Einmal hatte jeder Mann einen Häring und ein Pfund Brod für zwei Tage. Ein anderes Mal, als sie hinaus sollten, hatten

sie ½ Pfund Schweinefleisch und zwei Pfund Brod und beim letzten Manöver für dieselbe Zeit ein Pfund Fleisch und ein Pfund Brod. — Gewöhnlich bekamen die Mannschaften nur jeden anderen Tag Mittagsbrod; denn die Suppen- und Fleisch-Portion, die sie erhielten, ließ sich sehr gut in einer Mahlzeit aufzehren und ertrug außerdem schwerlich das Aufheben bis zum andern Tage. Nur wenn Erbsen und Schweinefleisch geliefert wurden, konnten die Soldaten hoffen, zweimal hintereinander zu Mittag zu essen.

Eine große Menge dänischer „Damen“ kam nach dem Lager geströmt; auch Malmö und Lund haben verschiedene solcher Individuen geliefert, und diese in Gemeinschaft mit ihren dänischen Handwerksschwestern nahmen den Dienstmädchen von Riseberg (Dorf in der Nähe), welche sonst allein hier zu sein pflegten, ganz und gar ihren Verdienst. Man sollte wohl glauben, daß die vielen anwesenden Beamten den Platz von dergleichen Gezücht rein halten könnten, und wenn deren Zeit nicht zureichte, hätte man deren wohl mehr anstellen können, damit das „Lustlager“ nicht allzusehr ausartete!“ —

Zum besseren Verständniß dieses Raisonnements sei zunächst bemerkt, daß Schweden nur ein sehr schwaches, stehendes Heer hält, und daß die dortige Armee für den Krieg zum großen Theile aus einer Art Miliz besteht, ungefähr in derselben Weise, wie die der Schweiz organisirt. Eine Eigenthümlichkeit der schwedischen Heeresverfassung besteht jedoch darin, daß die Regierung Kriegspferde beschafft und sie den Bauern und sonstigen Landwirthen überläßt, auch ein Capital an Futtergeld gewährt. Es kommt natürlich nicht selten vor, daß die Landwirthe diese Pferde auf ihre Lebenszeit (nämlich der Pferde) in der Wirthschaft benutzen, während sie das oft ziemlich bedeutende Futtergeld einstecken, also eine billige Zugkraft und ein Capital erhalten. Sie haben dagegen die Verpflichtung, bei kriegerischen Gelegenheiten, oder wie hier der Fall, zu den Truppen-Uebungen außer den Pferden auch die Reiter zu stellen und für deren Equipirung zu sorgen.

Der obige Brief deckt nun mit liebenswürdiger Offenheit einige wesentliche Mängel der schwedischen Heeresverfassung auf, in den Grundzügen derselben sowohl, wie in dem äußerst wichtigen Verpflegungswesen. Was aber für uns von besonderer Bedeutung ist, sind die Streiflichter, welche hier auf den sonst so hervorgehobenen kriegerischen Geist der Schweden geworfen werden. Denn wenn die Beobachtungen des Correspondenten richtig sind, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß weder die Truppen selbst sich mit Neigung ihren kriegerischen Beschäftigungen hingeben, noch das Publicum den Zweck und den Nutzen der Truppen-Uebungen begreift. Desto größer aber wird unsere Achtung vor der Preßfreiheit Schwedens, welche, wie wir sehen, Jedem gestattet, frisch von der Leber weg seine Ansicht über Vorgänge im Lande auszusprechen und die schlichte Wahrheit über mangelhafte Staats-Einrichtungen an die Oeffentlichkeit zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, Allerhöchster Neigung und Geschmacksrichtung fataler Weise entgegenzutreten.

Notizen.

*** (**Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.**) Palermo. Erinnerungen. Von A. Oppermann. — Aus meinem Leben. 2 Bde. Von Ludwig Rellstab. — Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Von H. A. Berlepsch. — Arabesken. Von Karl Siebel. — Der Whiting von Samland. Tragödie in 5 Akten. Von Ernst Wichert. — Die Ritter vom Gelde. Roman in 3 Bänden. Von Braun von Braunthal. — Der Diebsfänger. Roman in 2 Bänden. Von H. von Levitschnigg. (Forts. f.)

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

9. December 1860.

I. Jahrgang. Nro. 26.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Der Arme.*)

Laß den, Herr, deinen Trost erwarten,
Der, von des Tages Glut gebeugt,
Vor einem duft'gen Schattengarten
Auf heißen Steinen mühsam schleicht.

Der nach den frischen Ruheschatten
Durch hohe Eisengitter sieht,
Und über glänzend grüne Matten
Auf denen sanfte Kühlung blüht.

Für ihn ist keine grüne Stelle,
Die ihn in ihre Schatten ruft,
Für ihn wirft seine Perlenwelle
Kein Springquell in die blaue Luft.

Umsonst der Felsengrotte Winken,
Die, wie im Traum, sein Auge schaut!
Umsonst der klaren Quelle Blinken,
Die ihm die Schläfe nicht umthaut.

Laß den, Herr, deinen Trost erwarten,
Der von des Lebens Last gebeugt,
Vor einem duft'gen Blüthengarten
Auf heißem Wege mühsam schleicht.

Cache-cache.

Am gewohnten Platze hängt die Harfe dort,
Nelken, Rosen stehn am offnen Fenster hie,
Auf dem Boden träumt der Strahl des Mittags fort:
Unsre Zeit ist längst schon da! Doch wo ist Sie?

Wer hilft mir den bösen Flüchtling rasch erspähn,
Und entdecken der Sylphide Zufluchtslist?
Ihre Zaubernähe fühle ich im Weh'n
Das in diese wonn'ge Luft ergossen ist.

Nicht vergebens schaut ihr Nelken schelmisch drein,
Nicht umsonst auch wird von höherm Roth bedeckt,
Und von reinerm Duft umhaucht die Rose sein:
O, ich weiß, Sie hat in Blumen sich versteckt!

Ist es nicht ein Harfenklang, der hieher schwebt?
Bist du in das Gold der Saiten mir entflohn?
Das Metall erzitterte, von dir belebt,
Und noch bebt er fort, der wundersüße Ton.

Wie im Mittagstrahle flammt des Springquells Tanz!
Wie die Funken glühn, lebend'gem Feuer gleich!
In bekannten Augen sah ich diesen Glanz:
Wilde, tolle Funken, ich erkenne euch.

Schwang ein Schmetterling von Blüthenast zu Ast
Unbekümmert scheinbar nicht da draußen sich?
O genug des scheuen Flatterns, lieber Gast!
Sollt' ich, luft'ger Schwärmer, nicht erkennen Dich?

---

*) Aus Feodor Tjutschew's Gedichten. Deutsch von H. Noe. Leipzig 1860. Engelmann.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Noé.

(Fortsetzung.)

Als ich erwachte, war es bereits lichter Tag, und vor dem hellen Lichte verschwanden alle Zweifel von gestern.

Ich sah zum Fenster hinaus, eine liebliche Landschaft breitete sich vor mir aus. Ueberall junge, grüne Pflanzungen; neue, hübsche glänzend weiße Landhäuser, Bewegung und Rührigkeit belebte das Bild.

Hier waren die Leute am Damme beschäftigt, dort ertönte der muntere Schlag der Axt des Zimmermanns, mehrere der neuen Gebäude im Dorfe war man eben im Begriffe zu bedachen. Zur Bedachung wurde zwar Stroh verwendet, aber auf eine Weise, daß sich Alles ebenso hübsch ausnahm, als gegen Brand gesichert war. Es war deutlich zu bemerken, wie das Dorf im Wachsthum begriffen war und wie man emsig daran arbeitete, ihm ein anständigeres, reinlicheres Aussehen zu geben.

Im Hintergrunde lag auf dem Gipfel eines die ganze Umgegend malerisch beherrschenden Hügels eine gothische Kapelle. Obschon sie jetzt im hellsten goldenen Sonnenscheine glänzte, erkannte ich in ihr doch sogleich dieselbe wieder, die ich am Abende auf dem Gemälde gesehen hatte.

Auf dem freien luftigen Punkte setzte sie mit ihren schlanken Linien und ihrem reinen Style der ganzen Landschaft die Krone auf.

In die keuschen Zierden der gothischen Baukunst gehüllt, glänzten ihre Giebel auf die blühenden Anlagen zu ihren Füßen herab, wie eine reichgeschmückte Herrscherin an einem festlichen Tage ihr Gebiet überschaut.

Nie hatten meine Augen auf einem lieblicheren Anblick verweilt, wenigstens hatte ich niemals erwartet, etwas derartiges in der wilden, einsamen Ukraine zu erblicken. Jetzt erst ging mir der Gedanke auf, es könne vielleicht auch die Ukraine sich einmal einer Epoche der Civilisation und modernen Lebensentwicklung nähern, und der Anblick dieser Anfänge selbst, diese Elemente eines ruhigern, sicheren Fortschreitens, der Anblick dieses Uebergangs von Oede und Leere zu der Harmonie und Ordnung, die in der von aufgeklärten Grundbesitzern angestrebten Einrichtungen sich offenbaren, nachdem Barbarei, Unruhen und Rohheit Jahrhunderte lang geherrscht, Alles dieses, dachte ich, könnte ebenfalls nicht ohne seine eigenthümliche Poesie sein. —

Und nun ein Bekenntniß, das ich meinen Leserinnen nicht länger vorenthalten will.

Vom allerersten Abende an hatte mich ein mächtiger Zauber unter das Dach gefesselt, unter welches ein gepriesenes Gewitter mich so gnädig getrieben.

Dieser Zauber hüllte sich in Julia's leichtes Erröthen, süßes Lächeln und große blaue Augen. Sie brachte mich dahin, Alles zu vergessen, und gab meinem Sehnen und Träumen eine neue Richtung. Und war es da wohl zu wundern, daß unter dem Einfluß dieser Empfindung mehrere Wochen für mich wie ebenso viele Augenblicke verschwanden? —

Selbst jenen Zauber aus den Tagen entfernt, wären sie mir durch ihre Neuheit unvergeßlich geblieben. Bis jetzt hatte ich nur mit der Einsamkeit und Langeweile

des Landlebens Bekanntschaft gemacht, jetzt lernte ich zum ersten Male ein ländliches Leben kennen, das wohl auch stille und eingezogen dahin schwand, aber unter unausgesetzter Beschäftigung und belebt durch muntere Geselligkeit.

Ich machte mich mit Zulynski's Planen vertraut und half ihm bei deren Ausführung. Seine Reformen, die zugleich eine Vermehrung der Einnahmen der Herrschaft und Verminderung der auf den Untergebenen lastenden Frohndienste bezweckten, Einschränkung des Kornbaues zu Gunsten großartig angelegter Schäfereien, mustergültig umgestaltete Viehzucht, Solidität und Schönheit der mancherlei Oekonomie- und Fabrikgebäude, zweckmäßige Einrichtungen aller für den Ackerbau dienlichen Gebäude und seine Fürsorge, sie alle mit Bäumen und Hecken zu umpflanzen, alles dieß zusammen gab ein solches Beispiel von Arbeitssinn und Einsicht daß man sehr wünschen mußte, Aehnliches unter unseren größeren Gutsbesitzern immer allgemeiner werden zu sehen. Meine Lust zur Gärtnerei und die Gelegenheit die ich sowohl im Lande, als Auswärts gehabt hatte, verschiedene der berühmtesten Gartenanlagen zu besuchen, setzten mich in den Stand, Frau Zulynski, durch deren Bemühung eine Allee und ein englischer Park um die ganze Besitzung angelegt worden waren, meinen wirksamen Beistand bei ihren Arbeiten zu leisten. Die hübsch angelegten Wiesen, die schönen Wege, die einsichtsvolle Benützung der an Ort und Stelle vorgefundenen älteren Bäume und die mit Geschmack durchgebrochenen Aussichten hatten zusammengewirkt, einen sehr niedlichen Park zu bilden.

Eine der malerischen Aussichten war durch eine dichte Baumgruppe gegen die am Ende der Gemarkung liegende gothische Kapelle hin eröffnet. Auf meine mehrfachen Fragen über dieselbe antwortete man mir nur, daß sie eine Familiengrabstätte einschloß, in welcher bereits mehrere Personen zur Ruhe gelegt worden waren. —

Es war mir ein großes Vergnügen, zu den Arbeiten im Garten etwas beitragen zu können, mochte es nun als Zeichner, oder durch unmittelbare Mithilfe bei der Ausführung, mit Schnur und Spaten, sein.

Am Abend versammelte sich die ganze Familie, welche die verschiedenen Beschäftigungen des Tages zum größten Theile zerstreut hatten. Dann wurde meist aus einem oder dem anderen guten neueren Buche vorgelesen. Von den neueren polnischen Dichtern war nur Brodzinsky hier bekannt und beliebt.

Es war damals noch keine leichte Sache, neue Bücher aufzutreiben, soviel Mühe und Plage man sich auch darob machte. Durch Vermittlung meiner Verbindungen war ich indeß in den Besitz verschiedener Handschriften und Bücher gekommen, die in jenem Kreise noch ganz und gar unbekannt waren. Ich machte zum Beispiele sie zuerst mit der eben erschienenen Dichtung Malczeskis, Morja, mit verschiedenen der „Dumi's Bohdan Zaleski's" und mit einigen Fragmenten seines Gedichtes, „Rusalka" bekannt, die ich mir von ihm selbst entlehnte. Ebenso führte ich die zwei ersten, noch handschriftlichen Theile von Severin Goszczynski's feuriger Schöpfung „das Schloß von Raniew" ein.

Dem Lesen dieser hinreißenden Dichtungen, Früchten der damals neu erstandenen volksthümlichen Richtung in unserer Poesie, waren unsere Abende geweiht. Wer wäre wohl vermögend, auszudrücken, mit welchem Entzücken, mit welcher Begeisterung sie aufgenommen wurden? Wer könnte jene glücklichen Zeiten schildern, da wir begeistert diesen klangvollen Rhythmen lauschten, die auf alle Herzen dieselbe Wirkung übten, in jedem Busen dasselbe Gefühl weckten, und wie eine magnetische Strömung durch alle Zuhörer

flossen, indem sie in uns die Erinnerung an unsere Helden-Vorzeit erweckten? Ueberdieß gaben diese Vorlesungen auch Anlaß zu längeren und ruhigeren Gesprächen, welche auf die Entwicklung unseres Geschmacks nicht ohne günstige Einwirkung blieben!

So ging das Leben auf Orlonicz dahin. Für mich war es mit einer geheimen, Tag für Tag wachsenden Anziehungskraft erfüllt, doch — warum soll ich darüber weitläufig werden, da ich weiß, daß für außerhalb Stehende nichts langweiliger ist, als derartige Herzensangelegenheiten. Trotz aller unter diesen Umständen so natürlichen Zerstreutheit kam ich doch oft zu dem geheimnißvollen Gemälde zurück; so oft ich aber um Aufklärung des Räthsels bat, wies man mich unter einem oder dem andern Vorwande ab. Oft wenn ich da stand und das Bild betrachtete, überließ ich meiner Einbildungskraft den Zügel. In der weiblichen Gestalt glaubte ich eine gewisse Aehnlichkeit mit Julie zu entdecken, eine Bemerkung, die stets ein starkes Erröthen dieser und ein Lächeln auf den Lippen der Anwesenden hervorrief. Was wunderliches lag denn auch darin, daß ich sie überall sah? —

Die Morgenstunden brachten wir in der Regel getrennt zu, und Jeder von uns wählte die Beschäftigung oder Zerstreuung, die am meisten seinem Geschmacke entsprach. Zulynski's Reitpferd stand immer zu meiner Verfügung und so verwendete ich gewöhnlich den Morgen zu längeren Ausflügen. In Folge der Richtung, die meine Gedanken und noch mehr meine Gefühle einmal genommen hatten, war Einsamkeit ein Bedürfniß, eine Erquickung, eine Wollust für mich. Ueberdieß lag in meinem Charakter eine gewisse Anlage zur Exaltation. Kaum war ich aus meiner poetischen Melancholie herausgekommen, als ich in die Schwermuth der Liebe verfiel, und diese Spazierritte in der Umgegend von Orlonicz benutzte ich nach der Weise Byrons als Zerstreuung in meinem Sehnen und meiner Unruhe.

Es kann wirklich auch kaum etwas schwermüthigeres gedacht werden, als ein einsamer Ritt auf den Steppen der Ukraine. Diese todtenstillen, unüberschaulichen, erst am Rande des Gesichtskreises sich verlierenden Fluren schienen wie durch Zauberei bestellt und besäet zu sein, und erinnerten an den Tisch, welchen Kindermährchen so oft in irgend ein verzaubertes Schloß versetzen, und der obwohl niemals Jemand an ihm Platz nimmt, doch beständig gedeckt dasteht, und mit den ausgesuchtesten Gerichten reich besetzt ist.

In Massovien, in Volhynien sind die Korn- oder Weizenfelder gegen die Strasse heraus mit rohen Zaunpfählen abgegränzt; alles hat etwas lebendiges und behagliches an sich. Die Felder, wenn auch bescheiden klein, stehen jedenfalls in einem gewissen Ebenmaaß mit den Bedürfnissen der Familien und erinnern uns sogleich an ihre treuherzigen, schlichten Besitzer, die durch ihr Gebet den Hagel von dem kleinen ihnen gehörigen Fleckchen Erde abwenden und den erfrischenden Regenschauer herabrufen. Von allem dem ist in der Vorstellung der Anblick strohbedeckter Dächer und der Rauchsäulen aus den ländlichen Schornsteinen untrennbar.

In der Ukraine vereint sich keine dieser freundlichen Vorstellungen mit dem Anblick der unermeßlichen, dahingestreckten Flächen. Unumfriedet, unumgränzt scheinen diese Felder auf die Steppe dahingeworfen zu sein. Nicht Bedürfniß und Noth, sondern Habsucht und Begehrlichkeit haben sie vertheilt und abgemessen. Mir wenigstens erging es immer so, daß ich kaum hundert Schritte auf diesen selten betretenen ukrainischen Steppen geritten war, als ich mich unglücklich und in dem schlechtesten Humor befand.

Obgleich in geringerem Grade, hatten auch Orlonicz's Umgegenden nicht ganz sich dieses Charakters entkleiden können.

In das grüne Gewand der Herbstsaat gekleidet, streckten sie sich in ihrer einförmigen Ueppigkeit vor mir aus, und ich eilte so schnell wie immer möglich, darüber hinaus nach der ferner liegenden, unangebauten Steppe, wo sich doch immer einige Abwechslung für Blick und Phantasie fand.

Ein willkommener Anblick war mir auch immer ein oder die andere Kluft, die plötzlich sich auf der einförmigen Ebene öffnete.

Ich folgte da mit den Augen ihren bläulichen, gekrümmten Umrissen und manchmal ritt ich auch hinab und folgte ihren Verzweigungen in jeder Richtung.

Auf solchen Ritten wiederholte ich oft bei mir selbst einige schwermüthige Verse Malczeski's, welche ähnliche Oertlichkeiten und verwandte Stimmung ihm eingegeben hatten. So kam ich eines Morgens auch einmal weiter als gewöhnlich. Der Wald begann sich in der Ferne zu zeigen. Da kein Weg vorhanden war, richtete ich mich, wie in solchen Fällen immer, nach den Grabhügeln, von welchen aus zugleich immer die schönste, und was sich in einem Steppenlande von selbst versteht, auch die weiteste Aussicht war. Während ich einen solchen Grabhügel hinabritt, wurde ich gerade vor meinen Füßen eine tiefe Thalkluft gewahr, die sich in der Richtung nach dem erwähnten Walde hin erstreckte. Der Theil derselben, der oben an den Grabhügel stieß, war ebenfalls mit Bäumen bedeckt. Auf dem entgegengesetzten Ende stand zwischen riesigen Eichen ein großer Bauernhof von hübschem, reinlichem Aussehen. Weiter unten standen viele Aepfel- und Birnenbäume, und im Grunde der Kluft blinkte von Grün umgeben eine frische, klare Quelle.

Da ich mein Pferd tränken wollte, ritt ich zwischen Dorn- und Haselbüschen zur Quelle hinab, wo ich einen alten Mann erblickte, der gerade eine zum Hause hinführende Treppe herab kam. Er grüßte mich freundlich und war mir behülflich einen Eimer zur Tränkung des Thieres herbeizuschaffen. Die ehrwürdigen, schönen Züge dieses Greises nahmen mich sogleich für ihn ein. Er konnte seinem Aussehen nach ungefähr 80 Jahre alt sein. Schneeweißes Haar fiel ihm über die Schultern herab, wo es sich mit dem kreideweißen Barte vereinigte. Er war in einen dunkelblauen Zupan gekleidet, dessen Schnitt eher einen Kaufmann als einen Bauern hätte vermuthen lassen. Obwohl er sich auf einen kurzen Stab stützte, hätte doch Jedermann gesagt, er thue dieß mehr um sich etwas Ehrwürdiges zu geben, als aus Nothwendigkeit.

Als er bemerkte, daß ich denselben ziemlich steilen Weg, denn ich herabgekommen wieder hinaufzureiten im Begriffe stand, machte er mich aufmerksam, daß noch ein anderer weit gemächlicherer Weg da sei, und folgte mir, um denselben zu zeigen. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß das Haus mit den Nebengebäuden auf Lebenszeit ihm übergeben war, sowie daß er hier gewöhnlich ganz allein die Arbeiten besorge, und nur zur Zeit des Schwärmens der Bienen Jemanden aus dem Dorfe zur Hilfe herbeiziehe.

Nachdem wir den Wald verlassen, setzten wir uns, um ein wenig auszuruhen, auf einen Grabhügel nieder. Unsere Unterhaltung nahm ganz unerwartet eine für mich interessante Wendung.

Hast du keine Sehnsucht nach Gesellschaft? fragte ich ihn. Wirst du es nie müde, hier so ganz allein zu leben? — Ich sehe nicht einmal, daß irgend ein Weg von hier nach dem Dorfe geht.

Und warum sollte ich mich nach Gesellschaft sehnen? die Hälfte meines Lebens habe ich so viel wie allein zwischen Himmel und Steppe zugebracht; — auch kann der Tag jetzt mehr so fern sein, wo man mich in die Erde legt, und habe ich es dort weniger einsam? Er hatte Recht: eine bessere Vorbereitung zum Grabe konnte nicht gedacht werden. Es war übrigens nicht das erste mal, daß ich mich über das Einsiedlerleben wunderte, das wenigstens die Hälfte der Greise in der Ukraine führt. Ein Mann ist hier nicht sobald bejahrt und zur weiteren Theilnahme an ländlichen Arbeiten ungeschickt geworden, läßt er sich auch schon den Bart wachsen und geht nun unter dem Namen der „Alte." Gutseigenthümer, Gemeinden oder seine Kinder selbst setzen ihn dann zur Aufsicht über Wald, Bienen und Melonengärten an irgend einen Ort weit vom Dorfe.

Vom Frühjahre bis zum Herbste sitzt er nun so in der einsamen Hütte; nur einmal in der Woche, meist Sonntags bringt sein Weib oder sein Enkel oder ein Fremder ihm etwas Brod und reine Wäsche; die ganze übrige Zeit hindurch hört er keinen Laut einer menschlichen Stimme. Ich weiß nicht ob es irgendwo sonst in der Welt vorkommt, daß ein so großer Theil der Bevölkerung für immer zu einem so einsamen, dumpfen Leben verdammt ist? Auf keinen Fall in dem volkreichen dicht bewohnten Europa. Das Melancholische eines solchen Anblicks wird noch durch den Gedanken vermehrt, daß der passendste und schicklichste Ort für solche Greise die muntere Umgebung ihrer Enkel wäre. Und doch — sie fühlen sich nicht besonders unglücklich über eine solche Verbannung, kümmern sich nicht sonderlich über ihre Einsamkeit; ja es kommt oft vor, daß sie gerne diese Lebensweise wählen, und uns so an die Nomadenstämme erinnern, denen die ausgedehntesten Wüsten ihre liebsten Wohnorte sind.

Verzeiht, woher seid Ihr? fragte der Alte, als er bemerkte, daß ich in tiefes Grübeln versunken da saß.

Aus der Umgegend von Smila, antwortete ich, aus meinem Nachdenken aufgeweckt.

So: aus der Umgegend von Smila! Aus welchem Orte, darf ich bitten?

Aus Lugowa!

Aus Lugowa? versetzte er. Ihr seid — Ihr seid aus Lugowa? Aus Lugowa an der Taschmina? So habt Ihr gewiß am Ende des Ortes zwischen den Feldern und dem Wasser eine Hütte und einen Gränzstein gesehen? Der Ort heißt Kurenny's Pferdeanger.

Nein, eine Hütte liegt nicht dort, aber in der Taschmina ist eine Insel, die heißt Kurenny's Insel. Aber während du davon sprichst, erinnere ich mich, auch ein altes Pfahlwerk gesehen zu haben, wahrscheinlich Ueberbleibsel der erwähnten Hütte. Aber, wo hast du deine Kunde her?

Mein Vater hieß Jakob Kurenny. Obgleich damals noch ein Kind, erinnere ich mich doch recht deutlich den Frühlingstag, an dem mein Vater Balken zur Hütte aus dem Walde schaffte, von welcher jetzt, wie Ihr sagt, nur wenige alte Pfahlstümpfe noch vorhanden sind. Die Taschmina muß ihr Bett verändert haben, denn in alten Tagen umfloß sie unseren Anger nur auf einer Seite. Ach, wie oft habe ich die Kühe und Pferde, die ich unter den Weiden auf dem Anger hütete, in ihr getränkt?

So stammst du von Lugowa?

Nein, das eigentlich nicht. Ich bin in der Starostei Czerkask geboren, mein Vater hatte aber einen Bruder in Lugowa. Er war zur Betreibung der Pferdezucht dorthin gezogen und überredete auch meinen Vater die Waldgegend zu verlassen und

dorthin überzusiedeln. Das steht mir noch deutlich vor Augen: An einem Morgen früh weckte uns der Vater, packte meine Mutter und uns drei Brüder und drei Schwestern auf einen Wagen, und sagte uns, wir zögen jetzt in eine andere Gegend. Meine Mutter weinte bitterlich, weil sie ihre Verwandten verlassen mußte; wir Kinder freuten uns sehr, ohne zu wissen warum. Auf jedem Gute, durch das wir unterwegs kamen, suchten die Frohnherren meinen Vater zum Dableiben zu überreden, bewirtheten uns mit Branntwein, lobten ihre Weiden, ihre Wälder worin wir unser Holz frei haben sollten, und ihr großes Steppengebiet, aber mein Vater war taub gegen alle diese Vorstellungen und Ueberredungen. Auf der letzten Besitzung vor Lugowa war es am ärgsten. Der Herr welcher meinen Vater nicht dahin bringen konnte, dort zu bleiben, verfolgte ihn bis zur großen Brücke über die Taschmina und hätte die Verfolgung wohl noch weiter fortgesetzt, wenn nicht der Besitzer Lugowas, Chmielecki, ihm den Weg versperrt und uns befreit hätte. — Ja, ja, so ging es bei unserer Uebersiedlung her.

Es war kein Zweifel, die Erzählung des Alten war wahrheitsgetreu, denn ungefähr so ging es bei der Anlage ukrainischer Dörfer zu, und aus alten Documenten war es mir bekannt, daß ein Pan Chmielecki einmal Lugowa besessen hatte.

Aber was ist das für eine Brücke, von der du erzählst? fragte ich. An der Stelle, von der du sprichst, ist heut zu Tage keine Spur einer Brücke mehr, ebenso wenig habe ich jemals gehört, daß früher eine solche dagewesen.

Keine Brücke mehr? rief der Alte. Die große hölzerne Brücke über die Taschmina nicht mehr? — Und doch war sie nicht weit und breit umher berühmt? Die Leute kamen von weit her, nur um sie zu sehen. Sie war fast eine ganze Werst lang. Auf der einen Seite war ein Berg und auf der andern die Kluft, welche Lugowa's Grenzscheide bildet. An beiden Enden derselben lag dichtes Erlengehölz.

„Ich kenne den Ort wohl. Heutzutage kann man nur mehr bei starkem Frost übersetzen und da nur mit größter Vorsicht, da die Quellen der Taschmina nicht leicht zufrieren. Nur ist jetzt mehr Rohr und Schilf dort, als Erlen."

Wie? fuhr der Alte auf, so erstrecken sich an den Ufern der Taschmina nicht mehr dichte Tannen, Erlen und Buchenwälder? — damals ging bis Lugowa ein finsterer Wald, der auf der einen Seite dort an die Eichenwaldungen und auf der andern bis an unseren Wald von Czerkask reichte.

„Da, wo, wie du sagst, früher dieser Wald war, ziehen sich jetzt schöne, belebte Fluren hin. Wohl trifft man in weiterer Entfernung von Lugowa noch hie und da auf ein Erlengebüsch, aber von Fichtenstämmen wirst du keinen einzigen entdecken."

Ach, ach, ach! rief der Alte. Es schneidet mir ordentlich ins Herz, was Ihr erzählt. Wie oft, wenn ich hier auf der Steppe sitze und — wie eine Trappe, deren Weibchen und Junge erlegt sind, darauf wartet, daß der Jäger auch sie zum Tode befördert — nachgrüble: wie oft, wie oft in einem Tage, steht mir nicht das Bild dieser Orte, wo ich so glückliche Tage verlebt, vor mir! Aber das Lugowa, das ich mir jetzt nach Eurer Beschreibung vorstelle, wird doch nie, nie mein altes Lugowa! Es ist mir unmöglich, nein ich kann mir die Taschmina nicht vorstellen, wie sie zwischen brachen, öden Ufern dahin fließt. Ich höre noch den Klang des Jagdhorns durch die Auen. Dort wimmelte es von Wild, von wilden Ziegen! Wie oft war ich dort nicht beim Kesseljagen mit der Herrschaft, und wie vielmals bin ich nicht allein umhergestreift!

Ihr könnt Euch vorstellen, welcher Wald damals rings umher war, wenn ich Euch sage, daß es sich nicht selten traf, daß wir Wild im Flusse, ja selbst im Dorfe fanden. Dort wurde zu meiner Zeit ein ganzer Forstetat, Waldvögte, Förster, Jäger gehalten. Sie hatten alle saubere Uniform. Es waren ausgezeichnete Schützen dabei. — Hinter dem Damme im Birkenhain hatten wir zwischen zwei Bäumen eine Schaukel hängen. Noch kommt es mir zuweilen vor, wenn ich Sonntags in der Ferne Glocken läuten höre, sie rufen mich, wie in meinen jungen Tagen, hinaus unter die weißen Birkenstämme. Welches Treiben von Jugend war da am Sonntage! Welche Munterkeit! Welcher Lärm! Ja, es schien mir, nur über Lugowa geht die Sonntagssonne auf! — Und jetzt, jetzt sind nicht nur diese Menschen, sondern auch diese Bäume nicht mehr da. Wie thut Einem da das Herz weh! Ja, es geht mir ordentlich so nah, als ob es meine eignen Brüder wären, die ich verlor. Ach, ach, ach! Was sich Alles verändert. Aber es ist auch schon so lange, so gar lange her.

Wann war das Alles? fragte ich.

Das letzte Mal, wo ich in der Hütte meines Vaters war, das war im Jahre vor — ich will rechnen, ja gerade ein Jahr vor dem Aufstand.

So, denkst du den Aufstand? bemerkte ich neugierig.

He, he, he! kicherte der Alte, sich den schneeweißen Bart streichend.

Du warst vielleicht selbst dabei? fuhr ich fort, ohne im Geringsten daran zu denken, daß etwas inquisitorisch Scheinendes, etwas Klügelndes in diesen Worten zu liegen scheinen konnte.

Der Alte heftete seine kleinen, durchdringenden, leuchtenden Augen auf mich, als ob er meine Gedanken bis auf den Grund durchschauen wollte.

Und wenn es so wäre? sagte er. Nun, es ist kein Geheimniß unter den Leuten, daß ich damals dabei war; aber Gott ist mein Zeuge, kein unschuldiges Blut klebt an meinen Händen. — Und doch, setzte er hinzu, als ob er sich jetzt überzeugt habe, daß in meiner Frage keine Falle liege, hat mich Gott im Leben hart dafür bestraft, was meine Augen damals mitangesehen haben, und selbst künftig und jenseits würde ich keine Verzeihung hoffen können, wenn ich nicht wüßte, daß es eine heilige Seele gibt, die da oben bei Gott für mich betet.

Beim Anhören dieser Worte kam ich wieder auf das Gemälde in Orlonicz zurück. Ich betrachtete den Alten aufmerksam. Ganz richtig; es waren dieselben Züge, wie die des vom Schneesturm überfallenen Wanderers auf dem düstern Bilde. Statt der Entkräftung und des Schattens des herannahenden Todes, die über das Aeußere des letztgenannten ausgebreitet waren, traten die Züge hohen Alters mir in dem Gepräge entgegen, worauf jetzt mein Auge ruhte. Die Seele, welche bei Gott für den Alten betet, mußte sicher auf dem Gemälde durch die Erscheinung der weiblichen Gestalt wiedergegeben sein. Dieß äußerte ich vor ihm. Ein düsteres Lächeln legte sich über seine Wangen.

Ihr habt auch, sagte er, meines armen Kindes Bild gesehen, das dort im Herrenhofe aufbewahrt wird! Die Herrschaft hatte — und Gott lohne sie dafür! — etwas aus ihm machen wollen, aber sie ahnte nicht, daß sie ihn nur fortschickten, um seine Gebeine in das fremde Land zu legen, dort weit, weit fort, so weit fort, daß seines armen Vaters Seufzen nicht mehr weiß, wo es sie suchen soll!

Er schluchzte tief auf und eine Thräne rann über das ehrwürdige Antlitz hinab. Das that mir im Innersten wehe für ihn, aber der Gedanke, jetzt den Schlüssel des Räthsels in der Hand zu halten, reizte meine Neugierde mächtig. Ich bat ihn, mich in die Einzelnheiten seiner Geschichte einzuweihen. (Forts. f.)

Neapel.*)

Man merkt es bald an seinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, sondern aus ihr hinaus in die Umgebung strebt. Neapel selbst hat geradezu etwas Abstoßendes; dies wüste Chaos himmelhoch gethürmter Häuser mit barocken Architekturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das sinnbetäubende Gewühl, das fesselt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt wohl nur, weil die Natur ringsumher das zauberhafteste Paradies der Erde aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt desselben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Ischia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Vesuv, wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Massen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographische Beschaffenheit Neapels bestimmen. Die eine Richtung geht zu den schönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die obersten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meeres, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici und Pompeji und dem Vesuv, dort über die Chiaja die Straße des Posilipo hinauf, oder durch die große Grotte von Puzzuoli und Bajä.

Dies sind die drei großen Lebensströme Neapels, und wahrlich es gewährt ein einziges Schauspiel, sie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unablässiger Bewegung zu sehen. Hier rollen die Karossen sowohl, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabsehbaren Linien auf und nieder; und in diesen Richtungen drängt sich auch alle Industrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zusammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, dessen Untergeschosse Waarenlager jeder Art sind; das Nothwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer besondern Eigenthümlichkeit. Denn das elegante Neapel, dessen Gebiet eigentlich der Toledo ist, setzt sich noch über die Chiaja bis an die Posilippo fort. Die Chiaja ist einer der herrlichsten Quais der Welt; ihre modernen Paläste sind Wohnungen der Reichen, der Gesandten, und die ersten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den sogenannten anständigen Klassen geöffnet ist. Das Volksleben ist also hier ausgeschlossen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für sich in Beschlag genommen. Selbst am Strande sieht man kaum einige Fischer, und die Bäder, die dort angelegt worden, sind elegant und kosten theueres Geld, wenn man sie benutzen will. Erst wo die Chiaja sich nach der Grotte des Posilippo und nach der Mergellina theilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfnisse, des Volkslebens, der Fisch- und Gemüsemärkte in kleinerer Dimension, und der Schenken.

*) Aus: „Ferdinand Gregorovius. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1861.“

Es hat daher diese Richtung ein stilles und vornehmes Ansehen. Dies ändert sich wie mit einem Zauberschlage, wenn man über das Castell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt sich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Castell nuovo gleichsam gezügelt, in steigender Progression über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und setzt sich, schwächer werdend, in den Vorstädten Neapels, man kann sagen, bis nach Portici fort. Den Uebergang von dem aristokratischen Neapel zu dem demokratischen macht also Santa Lucia, welches einen gemischten Charakter hat, und wo die Gasthäuser zweiten Ranges stehen. Vom Hafen an, um den sich nun aller Verkehr zusammenhäuft, welcher die unteren Classen in Bewegung setzt, und der wie ein Centralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit, Industrie ausstrahlt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfnisses, des Volksgenusses. Diese ganze Seite sieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai ist schmutzig vom Kohlenstaub der Kohlenschiffe und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fischer, Hausirer. Hier findet sich alles zusammen, was die Lebensbedürfnisse erheischen und was die kleinen Händler für Spottpreise feil bieten. Hier kauft der gemeine Mann seine Kleider und Schuhe, und diese Waaren häufen sich in einer ganzen Straße von Untergeschoß zu Untergeschoß. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs ist hier vorräthig. Hier sind die Volksboutiquen, Caffe-, Cigarren-, Liqueurschenken; hier stehen die Obsttische, bedeckt mit schon in Scheiben zerlegten Orangen und Wassermelonen, die man für einen Tornese kauft und stehend verzehrt. Hier ist die Speise des gemeinen Mannes die indische Feige, bereits geschält. Und hier sammeln sich auch die feineren Volksbedürfnisse, die Straßensalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag sieht man in einer Winkelgasse am Hafen einen Vorleser aus einem abgegriffenen Buch Romanzen, Rittergeschichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreise vorlesen. Auch der Schreiber sitzt hier, welcher die Liebesbriefe schreibt. Zerstreut auf der ganzen Marinella stehen die Pullcinellentheater, das Pullcinellhäuschen am Eingange, woraus die schnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorschallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet sich nahe am Hafen. Selbst für Bäder ist hier gesorgt; denn der ganze Quai wimmelt von schwimmenden Badehäusern, worin der Unbemittelte ein Bad erschwingen kann.

Aber all dies ans Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben scheint noch Ebbe zu sein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die sich über die beiden großen Speisemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es ist nicht in Worte zu fassen, welche Volksmenge namentlich in Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien scheint seine Früchte und der ganze Golf alle seine Fische auf diesen Platz geworfen zu haben. Das Volk scheint nur da, um zu kaufen, zu essen. Und hier sieht man recht in den Magen Neapels. Es ist ergötzlich dieses Gewühl dort in der Stille zu betrachten. Man flüchte sich in einer jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverschlägen die pizzi, große, flache und runde Kuchen gegessen werden, welche mit Käse oder mit Schinkenstückchen belegt sind, je nach dem Geschmacke des Bestellers. Man bestellt sie, und in fünf Minuten sind sie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, sie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutschen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenstaufe enthauptet ward, ist zugleich dadurch charakteristisch, daß auf ihm die Geschichte Masaniello's gespielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erschlagen. Er ist darum das historische Local des neapolitanischen Volks, der Bastilleplatz von Neapel, blutig durch schreckliche Scenen der Volksjustiz, welche hier die Köpfe des Adels abschlug und zur Schau stellte, und schrecklich durch die Erinnerungen an die Pest, worauf ich wohl noch später zu sprechen komme.

Diese ungeheure Menschenwelt nun zu entwirren und in die Gruppen ihrer besonderen Art zu ordnen, möchte eine ebenso interessante als unendlich schwierige Aufgabe sein. Man hat so viele Darstellungen neapolitanischen Lebens, so viele fleißige und geistreiche Bücher, aber ihrer tausend könnte man zuvor gelesen haben und stünde doch vor diesem Wechsel der Erscheinungen ganz unberathen da.

Am ehesten läßt sich noch das Leben in Santa Lucia in einen Rahmen fassen. Ich habe schon gesagt, daß dieser Quai, einer der merkwürdigsten Punkte Neapels, die neutrale Mitte ist, wo sich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerclasse den Sieg davongetragen hat. Der schöne Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schlosses, rechts von dem malerischen Castell dell'Ovo abgeschlossen. Fast in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, sieht er offen gegen das Meer, und frei kann der Blick hier über die Wasserfläche streifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köstliche Ansicht zieht daher sowohl die Fremden in die Gasthäuser mittleren Ranges, welche sich in Santa Lucia aufgethan haben, als den Mittelstand auf den Quai, um Abends sich des unvergleichlichen Schauspiels und sonstiger Genüsse zu erfreuen.

Ich habe sechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fensters trat, lagen vor meinem Blick der strahlende Golf, der zweigegipfelte Vesuv, die weißen Städte an seinem Fuße, die malerischen Küsten von Castellamare und Sorrento bis zum Cap der Minerva und die Felseninsel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf selber, sobald er die Rosenhelle seines stillen Spiegels in mein Zimmer strahlte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die unsagbare Farbenpracht der Berge und des Meers, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden, zu erwecken scheint. Diese Lage hat Santa Lucia; aber ein noch feenhafteres Schauspiel gewährt sie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Vesuv steht und sein magisches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter goldener Lichtstrom wundersam durchfluthet. Der schwarze Mastenwald im Hafen schwebt dann geisterhaft in einem weißen Silberdunst, der schlanke Leuchtthurm funkelt matter, tausend Barken gleiten traumhaft wie schwarze Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verschwinden; am Horizont steigt der schöne Fels von Capri aus der Nacht wie ein Märchen anzusehen, und ganz überwältigend still, magisch, wie phantasmagorische Schattenbilder, glitzern drüben die Somma und der Vesuv und die silberhellen Berge von Castellamare und Sorrento. Wer kann in solcher Nacht schlafen? Man steigt in Santa Lucia in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphorescirenden Wellen, oder man setzt sich zu dem Volk auf den Quai selber und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt nun unmittelbar am Wasser die Nacht durch das fröhlichste Leben. In zwei Reihen stehen hier die kleinen Buden der Austernhändler. Santa Lucia ist der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muscheln und Austern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf schrägen Laden. Jede Bude ist numerirt und mit dem Namen des Besitzers versehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichtchen flimmern, in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, schönen, bizarren Muscheln reizend genug, und Seeigel, Seesterne, Meerkorallen, Krebse locken mit ihren seltsamen Formen und bunten Schaalen weniger zum Genusse als zur Betrachtung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe ist hier aufgeschlossen; so märchenhaft sieht dieser kleine Muschelmarkt aus, wie ein Meeresweihnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man nun die steinernen Treppen an das Wasser hinunter, so befindet man sich plötzlich in einem großen, nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier schmaust das Volk an Tischen Austern und Maccaroni, und hier kann man auch die Maccaroniverschlinger anstaunen. Man macht sich wohl das Vergnügen, einem Lazzaroni oder einem Fischerjungen ein paar Gran zu schenken, damit er sich Maccaroni kaufe und sich im Verschlingen derselben producire. Wo dieses Gewühl der zu Nacht Schmausenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe sprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöpfen dies Heilwasser Weiber und Mädchen mit unsäglichem Geschrei in Gläsern und bieten den Trunk aus. Man sitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineralischen Wassers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat also der Mittelstand sein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet sich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt sich wenigstens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten strömen die Besucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die losen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche scheinbar die Ehrenwächterin spielt, nach Santa Lucia und knüpfen sehr ominös bei einem Glase Schwefelwasser ihre Liebesabenteuer an.

So ist der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag ist nicht minder geräuschvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Castell dell' Ovo sieht man zu jeder Stunde Schaaren von Buben und Jünglingen in das Wasser springen und köpflings ihre Schwimmkünste produciren. Die Neapolitaner schwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menschen im ursprünglichen Naturzustande. Der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichsten Studien des Nackten lassen sich hier auf der Straße machen. Dieser Gegensatz ist wunderbar grell; es rollen am Quai hin die luxuriösen Equipagen mit den elegantesten Menschen der höchsten Gesellschaft, und vor den Augen des besternten Prinzen, der feinsten Dame aus dem Salon von Paris oder London springen Schaaren nackter Menschen in paradiesischer Unschuld in die Wellen. Die Fischerbuben laufen nackt selbst auf die Straße und begrüßen mit vielen graziösen Verbeugungen und lebhafter Gesticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu schenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab diese nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink sprangen sie in's

Wasser, producirten ihre Künste und kehrten wassertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbst auf die eisernen Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um sich dann von oben kopfüber in das Meer zu stürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 ist landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es ist die neue Strada Teresa, von dem verstorbenen Könige angelegt und zu Ehren seiner Gemahlin so genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Castell San Elmo durch Hügel und Thäler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie ist noch nicht vollendet, noch nicht gepflastert, über manche Austiefungen sind erst Bretter gelegt, aber schon jetzt wälzt sich der Volksstrom über sie hin und zahllose Reiter, zu Pferde, auf Eseln und Maulthieren, sprengen darauf hin, und Schaaren von Fußgängern durchziehen diese Anlage, zumal an den Sonn- und Festtagen. Es scheint, als genügten der Volksströmung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als hätte so das Leben dieser ungeheuren Stadt sich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um sich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Diese neue Straße wird mit der Zeit mit Häusern überall sich besetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt ist sie die herrlichste Straße der Welt, und schwerlich kann man sich eine Promenade selbst im Paradiese paradiesischer denken, als jene ist. Es wechseln hier die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Thal, und man weiß nicht, wohin schauen, in diese himmlischen Seeligkeiten des Meers und der Fernen, auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der lustigsten Villen, und auf jene malerischen Gruppen der schönsten Pinien, Palmen und Cypressen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Thränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloser sein, als eine ausgebrannte Lavaschlacke.

Man steigt zu der Straße von den Studien herauf, wo stets Reihen von Eseln zum Vermiethen stehen. Besser wandelt es sich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsschreitend nur die wechselnden Scenen still an einander reihen. Das ungefähr würde unser Auge nach einander festhalten: Castell San Elmo mit seinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felsen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umschlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune, wüste Tufffelsen; ein Thal voll Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotisch süßer Duft überall; wieder eine Vorstadt mit städtischem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuser; eine Schlucht voll Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Vesuv in dem zartesten Violett schwebt. Wieder eine wüste Felsenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuser mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloster mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel voll Pinien, — ach, wer kann alle jene wonnesamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzt ja hier im Lichte, und die Seele wird von dem balsamischen Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich auf die

Erde hin an eine Cypresse, ich blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom Hauch eines Lüftchens. Sie kamen mir vor wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buche hatte ich gelesen, wie sich ein Gelehrter den Kopf zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken gleichsam in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich sei und die Füße doch auf dem Boden stehen müßten, so meinte der Mann, könnten diese Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es ist ein schreckliches Ding die Gelehrsamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsusstabe, von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Jauchzen schwebender Lust.

Das sind Momente, bacchantische Augenblicke, wo man die ganze Seligkeit des alten Heidenthums ahnt. Ich begreife hier, warum die meisten Vasen Campaniens bacchische Vorstellungen enthalten.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüth, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmuth stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen, Schweizersoldaten saßen und zechten vor einer Strohschenke. Zu den Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nisida, Procida und Ischia. Ich blieb von diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizersoldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend, in wehmüthigem Ton: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!"

Historisches Schatzkästlein.

1. Wr. Das Narrenfest der Schüler zu Regensburg. Um die Weihnachtzeit wählten im 13. Jahrhundert die noch studierenden Schüler und Kleriker aus ihrer Mitte einen Bischof, mit dem sie in der Stadt und in den benachbarten Klöstern herumzogen um Geschenke theils bittend, theils sie mit Gewalt erringend. Selbst die sonst so stolzen Domherrn ließen sich öfter herab, die auf sie gefallene Wahl eines solchen Bischofs anzunehmen, und den Zug zu begleiten. Wahrscheinlich wurde hie und da den Forderungen der lärmenden Schüler nicht genügt, oder sie gar mit Gewalt abgewiesen, worauf sie beschlossen, ihren Bischof mit den Waffen zu geleiten, und so sein Ansehen zu wahren. Auf einem solchen Zuge kamen sie nach dem Kloster Prüfling. Man öffnete ihnen nicht, und verweigerte die gewöhnliche Zehrung, die Schüler aber erbrachen die Thore, mißhandelten die ihnen entgegentretenden Mönche und nahmen statt des bisher gebräulichen Viaticums Vieh aus dem Stalle weg. Der Abt beschwerte sich bei dem Papste Innocenz dem IV., und dieser verbot 1249 durch eine Bulle den Umzug. Wie wenig aber seinem Befehle Folge geleistet wurde, zeigt die Sct. Emmeramische Klosterrechnung von 1325, nach welcher dem Schülerbischofe 60 Pfennige, den Schülern aber Wein gereicht wurde und thönerne Becher im Werthe von 10 Pfennig. Dieser Unfug erreichte erst sein Ende, nachdem der Domherr Conrad von Braunau 1360 bei einem solchen Umzuge von einem Regensburger Bürger Namens Rüdiger Reich getödtet wurde. Die Stadt kam

in den Bann, rächte sich aber dafür, daß sie den Besuch der Domschule und der Lehranstalt in der alten Kapelle ihren Angehörigen verbot. Der Bischof aber verbot dagegen den Umzug, und die auf ihn verwendete Summe wurde der Vermehrung der Kirchenornamente zugewendet. (Oefele tom. I. Hochwart, Westenrieder's Beiträge Band 9.)

l. Wr. Schullehrerbezüge des 15. Jahrhunderts. In der 1480 erneuten Schulmeisterordnung der Stadt Nabburg kommen über die Bezüge des Schulmeisters und seiner Gehilfen folgende interessante Angaben vor. „Der Schulmeister soll seine Präbende (d. i. Kost und Tisch) und eine besondere Kammer im Pfarrhof haben". Die Jungmeister hatten ihre Kost und eigne Kammer im Schulhause. An hohen Festtagen mußten sie zuerst bei Tische dem Pfarrer aufwarten, und bekamen dann mit andern Altaristen (Beneficiaten) zu essen. An Besoldung erhielten sie: Der Schulmeister zehn Helblinge (pfälzische Pfennige)*), jeder der zwei Jungmeister 3 Pfennige jeden Quatember. Ein jeder Schüler mußte zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten je einen Ausschlagpfennig geben. Zu Ostern erhielt der Schulmeister von jedem einen Osterkuchen (Fladen) oder dafür 2 Pfennige, an Sct. Galli Tag einen Hahn oder 2 Pfennige. Zu Winterszeit 2 Unschlittkerzen oder 1 Pfennig. Zur Beheizung der Schule mußte jeder Schüler 2 Scheiter Holz mitbringen, wollte er sich aber von dem Mitbringen lösen, ein Fuder Holz liefern, oder dafür 15 Pfennige geben, damit der Schulmeister auf dem Markt Holz kaufe. An den 7 Jahrmärkten gebührt dem Meister von jedem Schüler ein Kirchtagpfennig. Jeder mußte außerdem ein oder mehrere Pfund gezähltes Kernobst (8 Schock oder 240 Stück auf das Pfund gerechnet) demselben liefern. Weil aber durch diese Gebühr häufiges Einsteigen der Schüler in fremde Gärten veranlaßt wurde, wurde sie in eine Leistung von 2 Pfennigen für den Meister und einen Pfennig für den Gehilfen umgewandelt. Zum neuen Jahr mußte jeder Schüler eine beliebige Verehrung machen, an Lichtmeßen eine Wachskerze geben. Zu Weihnachten hatte der Schulmeister vor dem Pfarrhofe und den Priesterhäusern, vor dem Pfleger und vor den Bürgershäusern sein Opfergeld mit geziemenden Gesang einzubringen, wovon aber auch dem Jungmeister und den armen Schülern ihr Antheil gebührte. Die Gänse an Sct. Martinstag und was mit Gesang erlangt worden, waren ein Eigenthum der Jungmeister. Von jedem Votiv-Amt waren dem Schulmeister 7½ Pfennige zur Belohnung bestimmt; ebensoviel von einer Vigil und von einem Seelenamt, Leichenbegängniß oder gemeinen Jahrtag. Für das Hochzeitamt mußte der Bräutigam den Schulmeister zur Hochzeit laden, oder ihm 7½ Pfennige geben. Die Jungmeister und Schüler, welche mitsangen, durften zwei Suppen mit 4 Stücken Rindfleisch, vier Hochzeitbraten und ein Viertel Bier zwischen dem ersten und 2. Läuten zur Hochzeit sich holen lassen. Die Jungmeister empfingen alle Quatember von dem Nachprediger 3 Schill. Pfennige, wofür sie alle Morgens das Amt U. L. Frau singen mußten. An hohen Festtagen gebührte ihnen von dem Opfer des Pfarrers ein Trinkgeld, ehe derselbe noch vom Tisch aufstand, wofür sie das Offertorium desto länger singen sollten. Von dem Opfer eines jeden Seelenamts oder Jahrtags waren ihnen 2 Pfennige bestimmt, wenn ja nicht weniger auffiel.

(Oberpfälz. Wochenblatt von J. Fink 1801.)

*) Ein Amberger-Pfennig = $1^{116}/_{195}$ kr., 1 Schilling = 32 kr. 3 pf., 1 Pfund Amberger Pfennige = 4 fl. 23 kr. 2 pf.

Notizen.

⁂ **(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.)** Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage. Von Karl Bartsch. — Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. Von A. Deinhardt. — Der Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter. Von Wilh. Kiesselbach. — Böhmische Naturdichter. Literarhistorische Studien. Von A. Waldau. — Richard Wagner und das Musikdrama. Ein Charakterbild. Von F. Müller. — Weihnachtslieder aus alter und neuer Zeit. Von L. Erk. (Forts. f.)

⁂ Das Meyerische bibliographische Institut in Hildburghausen hat soeben wieder einen großen Raubzug, dergleichen der verstorbene Begründer des Geschäfts verschiedene ausgeführt hat, auf dem Gebiete der deutschen Literatur eröffnet. Es soll eine große Bibliothek der deutschen Classiker in ungefähr 25 Bänden von je 40 — 60 Bogen erscheinen und für den Preis von etwa 18 Thalern lieferungsweise im Laufe von reichlich zwei Jahren den Kauflustigen zugehen. Die ganze deutsche Poesie von den Nibelungen und der Gudrun bis auf Paul Heyse und Edmund Hoefer in literarischen Uebersichten und Auswahlen soll den Inhalt für diese Bibliothek hergeben. Dabei wird wohl einige Ungenirtheit in der Behandlung des Begriffes vom Eigenthumsrecht obwalten, und lebende Schriftsteller werden schwerlich dem Herausgeber, der bei ihnen sich einquartirt und Beute macht, zu großem Danke verpflichtet sein.

⁂ In Spanien scheint man, was Kunstsinn betrifft noch ziemlich weit zurück, ungefähr auf dem Niveau der Orientalen zu sein. Unser gegenwärtig dort reisende Landsmann Eibner schreibt nämlich aus Toledo, wo er reiche Ausbeute für sein Skizzenbuch gefunden, daß das Zeichnen an öffentlichen Orten fast mit Lebensgefahr verbunden ist, indem die liebe Jugend es sich zur besonderen Aufgabe zu machen scheint, die reisenden Künstler mit Steinen zu bewerfen. Eibner konnte diesem Schicksale nur dadurch entgehen, daß er einen Polizeidiener miethete, der während des Arbeitens ihm die schlimmen Buben vom Leibe hielt.

* In einem Kunstbericht aus Dresden finden wir folgende Mittheilung: Leider ist Rietschel sogleich nach seiner Rückkehr von seiner Badekur wieder sehr heftig erkrankt; doch ist die gegründetste Hoffnung, daß er sich recht bald wieder erholen wird. Er wohnt jetzt in dem neuen und prächtigen Atelier, welches ihm die Regierung in gerechter Würdigung seiner Verdienste übergeben hat. Das große Lutherdenkmal ist im rüstigsten Verschreiten. Die Statuen Luthers und Wickleffs sind bereits vollendet. Ebenso hat Rietschel das in Bonn zu errichtende Arndt-Denkmal übernommen, dagegen hat er das ihm von der Stadt Köln angetragene Denkmal Friedrich Wilhelms III. für Köln abgelehnt. Möge ein gütiges Geschick noch recht lange dem großen Künstler Kraft zu fröhlichem Schaffen erhalten.

⁂ Die Direction der Irrenanstalt Winnenden macht bekannt, daß die Nachricht der öffentlichen Blätter über den Zustand des Dichters Simrock unrichtig sei: das Befinden des Kranken habe sich nicht verschlimmert, sondern sei in langsamer, aber entschiedener Besserung begriffen. Die Krankheit habe vom ersten Augenblick an in Schwermuth und nicht in Raserei bestanden.

⁂ **(Todesfälle.)** In Münster starb am 13. d. M. der Gymnasial-Oberlehrer Dr. Köne, bekannt durch seine Forschungen in den Schätzen der altdeutschen Literatur. Aus Anlaß seines letzten bedeutenden Werkes, einer Uebersetzung des Heliand oder der altsächsischen Evangelienharmonie, hatte ihm der König von Preußen die Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Vierzehn Tage vorher starb gleichfalls in Münster der Domcapitular und ordentliche Professor Nadermann, ein tüchtiger Philolog. — In Turin ist der Staatsminister Senator Conte Borelli am 20. d. M. gestorben.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

16. December 1860.

I. Jahrgang. Nro. 27.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Noë.

(Fortsetzung.)

Gott weiß, sagte er nach einigem Zögern, daß ich des Redens vor Fremden ganz entwöhnt bin und dazu vor so einem vornehmen Herrn, wie Ihr. Ich lebe hier wie Ihr seht ganz allein, und wollte und könnte es auch nicht anders haben. — Und, doch — ich gestehe es jetzt gerne, da ich sehe, daß Ihr ein gutes Herz habt und es nie über Euch bringen könnt, einen armen Mann zum Besten zu haben, und doch kommt es zuweilen vor wenn ich so auf dem Felde sitze und gerade — hier auf diesem Grabhügel auf dem wir jetzt sind — daß ich mich selbst dabei überrasche, wie ich der Steppe mein ganzes Leben, eine Begebenheit nach der andern, Tag für Tag erzählen möchte. So ziehen in Reihen die lichten, wie die dunkeln Tage vorüber, alles erlebte Freud und Leid, die Fehler, die ich als Mensch begangen, das Unglück, welches das Schicksal über mich verhängt hat, und Worte bilden sich auf meinen Lippen, und flüstern mir zu, und erzählen mir von dem, worüber ich sitze und sinne. Wenn ich mir so hie und da dessen bewußt werde, ruft es ein Lächeln bei mir hervor, bald auch Betrübniß. Denn wenn die Seele sich so auf den Tag vorbereitet, wo sie Rechenschaft ablegen soll, ist es doch ein Wink, das sich die Zeit des Gerichtes nähert: wenn der Kern selbst die Schale zersprengt, ist der Herbst nahe. Euch meine Unglücksgeschichte zu erzählen vermag ich nicht, denn ich bin ein einfältiger, ungelehrter Mann; ja, manchmal ist es mir auch fast unmöglich, meine Gedanken zu sammeln. Aber — wenn es Euch nicht verdrießt, einem Alten zuzuhören, der, wie ich sagen kann, mit sich selbst spricht, so will ich mich in die verschwundene Zeit zurückdenken, und wenn Ihr wollt, so hört!

Er wandte sich halb nach mir hin. Indem er seine Elbogen auf die Kniee stützte, bedeckte er Stirne und Augen mit beiden Händen und begann nach einigem Schweigen: Ich habe schon erzählt, wie wir nach Lugowa gekommen sind. Wie seltsam! Seit ich zu hören bekommen, daß dort Alles ganz und gar verändert ist, sehe ich Alles noch viel deutlicher, wie es in alten Tagen war. Moor, Sandhügel im Norden, der

flache Grund der Steppe, der durch die Fichtenbäume hindurch schien — ich sehe das Alles so deutlich, als ob es da unten am Fuße des Hügels läge. Ich sehe den Damm, die rauchenden Schornsteine des Hauses, das Kreuz auf der Kirche, die weißen Schloßgebäude unten am Fluß. Ich sehe die zwei Grabhügel am Ende des Dorfes, den einen den theuersten Anblick, denn ich im Leben gehabt, den andern so finster und düster, und warum? Das wissen nur die, welche darunter ruhen. Und über die lange Brücke dahin zwischen den Erlbäumen sehe ich die Güterwägen ziehen. Ich sehe die Bauern hinter ihnen darein gehen, adelige Herren einander den Weg versperren und die Schwerter ziehen — Ach, ach, ach! das ist Alles längst verschwunden, und doch — ich sehe es noch so deutlich!

Wann das war? Ja, wie soll ich es bezeichnen? Wenn noch alte Leute im Dorfe leben, so fragt sie einmal, welches Jahr es war, als die große Pest dort wüthete; es war gerade das fünfte Jahr, nachdem wir übergesiedelt waren. Zur Zeit der Pest war ich schon ein großer Bursche. Da meine Brüder und Schwester todt waren, flohen meine Aeltern mit mir allein in die Waldgegend. Da herrschte ein großer Schrecken unter den Leuten. Jede Familie hielt sich in ihrer Hütte, ganz für sich allein. Ueberall sah man brennende Scheiterhaufen und Holzstöße, von denen Rauchwirbel in die Luft hinaufstiegen, und überall hörte man Glockenklang, weil sie in allen Dörfern wegen ihrer Todten läuteten. Und wenn der Glockenklang im Walde an einigen Stellen von mehreren Orten zugleich herein scholl, so schien es uns Kindern, als ob es die Bäume wären, die solche Trauertöne von sich gäben. — Als wir endlich nach dem Dorfe zurückkehrten, hatte die Anzahl der Menschen sehr abgenommen, aber der Kirchhof war weit größer geworden.

Als ich erwachsen und groß und stark war, fing das Kosakenblut in meinen Adern zu kochen an. Ich ließ den Kopf hängen und fing an, mich im Dorfe zu langweilen. Gar oft war ich schon auf dem Wege, meine väterliche Hütte zu verlassen, ohne davon zu Jemanden ein Wort zu sagen, um mich nach Saporosche*) zu begeben, um die Welt zu sehen und Kosakenbrod zu verkosten. Mein Vater muß einige Ahnung von dem gehabt haben, was ich im Schilde führte, denn er ging aus eigenem Antriebe zum Herrn und bat ihn um die Erlaubniß, mich auf einige Jahre fortziehen zu lassen.

Chmielecki war ein guter Mann, der überdieß auch wußte, daß es genug Steppenland bis ans schwarze Meer und den Dniepr hin gäbe, und daß es ein mühseliges Ding sei, einen jungen Burschen gegen seinen Willen im Dorfe zurückhalten zu wollen, wenn ihn einmal die Lust gepackt sich draußen umzusehen. Willig gab er seine Beistimmung, da mein Vater ihm versprach, ihn für den durch meine Abwesenheit entstehenden Verlust schadlos halten zu wollen.

Als wir so eines Abends bei einander saßen, unterrichtete mich mein Vater von der Erlaubniß der Herrschaft und rieth mir, nicht lange von der Heimath auszubleiben, sondern Dienst als „nadworny Kozak“ zu nehmen, wie die jungen Menschen heißen, die nach damaligem Brauch bei irgend einer Herrschaft auf einem Schlosse in Dienst treten. Dann gab er mir ein Pferd, neues Gewand mit einigen Tymf**) und befahl mich in den Schutz des lieben Gottes.

*) Zaporoze, ein hinter den Wasserfällen des Dniepr gelegenes Land. A. d. Ueb.

**) Altpolnische Münze = 18 kr. A. d. Ueb.

Wie war es mir nicht zu Muthe, als ich mich zum ersten Mal in meinem Leben vollkommen frei fühlte! Ich war fast wirr im Kopf bei dem Gedanken an die weite, weite Welt, die jetzt offen vor mir lag. Ich wäre gern an alle vier Enden der Welt auf einmal auf Abentheuer ausgezogen. Aber da war auch noch andere Lust und anderes Leben in den Menschen als heutzutage. Jetzt hat alles so eine düstere Farbe, als wenn eine schwere Wolke darüber hinge. In meinen jungen Tagen war jedes Dorf wie ein Wald, in dem tausend Nachtigallen sangen. In jedem Weiler sahen die Leute so heiter aus, wie die Wellen des Dniepr, wenn die Sonne scheint. Jetzt ist in jedem Dorfe ewig und immer dasselbe. Die drei ersten Tage in der Woche arbeitete man da für die Herrschaft, die drei letzten für sich selbst. Ohne es selbst gesehen zu haben, kann man darauf schwören, daß, soweit die Ukraine reicht jetzt die Leute Tag für Tag im Winter dreschen, und Tag für Tag im Sommer mähen. Jedes Dorf steht so auf der Steppe da, wie die große Dreschtenne, die der Herr in Orlonicz gebaut hat. Und doch wuchs auch Korn in alten Tagen, und Ueberfluß war in Allem, obwohl die Leute damals alle mitmachten und das Leben genossen. Woher das? da wäre viel zu sagen. —

Mein erster Dienst war auf dem Schlosse in Smila. Es war in der Gegend Brauch, von jedem dreißigsten Haus einen Kosaken zu stellen. Die Reihe war gerade an meiner Mutter Bruder. Da er keinen Sohn hatte, miethete er mich an seiner Statt.

Die Güter des Fürsten Lubomirski bewirthschaftete damals ein gewisser Beiher.

Er wohnte in Smila auf dem Schlosse, das, von hohen Wällen umgeben gerade zwischen Irdinj und Taschmina liegt. Was ist jetzt dort? „Der katholische Kirchhof," antwortete ich.

Ach, ach — ja, so liegt er wenigstens schön — und doch — als ich zum ersten Male meinen Fuß dorthin setzte, wohnten dort noch lebende Menschen, obwohl vielleicht auch die letzten lebenden Menschen, die dort gewohnt haben. Zwischen den Wällen standen die weißen Gebäude, und hoch über ihnen alle und weit ansehnlicher, als alle andern erhob sich die eigne Wohnung des Verwalters, des Gouverneurs sollte ich eigentlich sagen, denn die Gutsverwalter hießen damals „Gouverneurs". Von Wall zu Wall ging eine mit Graswasen belegte Allee, an welche die fest gemauerten, mit Balconen versehenen Hauptgebäude stießen. Nur längs dieser lief ein Weg, sowohl für Fahrende und Reitende, als für Fußgänger. Rund um die Gebäude standen viele wilde Birnbäume. Es war so schön, so stille dort, wie im Paradies. Von den Wällen aus konnte man bei schönen Wetter Lugowa sehen.

Einmal, als die Wache an mir war, stand ich unter einem der grünen Birnbäume gerade unter den Fenstern der Herrschaft. Das Kindsmädchen trat eben, ein kleines, etwa fünf Jahre altes Kind an der Hand, in den Garten heraus, wo außer mir keine lebende Seele zu sehen war.

Ich nahm das Kind, das, beiläufig gesagt, die Tochter des Verwalters war, von ihr und ritt mit ihm mehrmals um den Garten. Dieß belustigte das kleine Mädchen, das für die Zukunft, wie es mich nur erblickte, immer sogleich zu mir wollte. Ich wurde deßhalb auch oft in die Zimmer hinaufgerufen und die Frau zeigte sich mir nicht als „gnädige Frau", sondern als ob sie meine eigene Mutter gewesen. Sie war in der ganzen Gegend wegen ihrer Mildthätigkeit und Herablassung bekannt.

Bettler und Vorüberreisende konnten sie frei um ein Almosen bitten; die Unter-

thanen des Guts, die in einem oder dem andern Auftrage sich auf dem Schlosse einfanden, durften sie um ihre Verwendung beim Herrn angehen. Sie besuchte selbst die Kranken, die Sterbenden, brachte ihnen Arzneien und nahm sich der Vater- und Mutterlosen an. An mehreren Orten hatte sie Kirchen und Capellen bauen lassen. Stand irgendwo ein Kreuz am Wege, so hatte sie es gesetzt; sah man irgendwo einen schön umfaßten Gottesacker, so hatte sie ihn einfriedigen lassen. Kurz, ihre Seele wohnte ebenso im Himmel, als auf der Erde. Lange war sie kinderlos gewesen. Nach langem Fasten, Andachtsübungen und Gebet vor der heiligen Jungfrau von Smila bekam sie endlich eine Tochter, ihr einziges Kind, und dieß war das Mädchen, das sich so an mich anschloß und das auch ich recht lieb gewann. Es hieß Julka.

Unser Gouverneur Vejher war ein tüchtiger Mann, aber ein wenig sonderlich. Unter anderen hatte er die Gewohnheit, niemals die Leute anzusehen, sondern immer die Augen niederzuschlagen, und woher das kam, will ich gleich sagen. Ihr habt keinen Begriff davon, welchen Umfang damals die Lubomirschen Güter hatten. Sie bildeten förmlich ein kleines Land für sich, ein Viertel der ganzen Ukraine oder wenigstens fehlte nicht Viel daran! — Ihr könnt Euch so leicht denken, daß der erste Verwalter eine Person von nicht geringer Bedeutung war. Wäre Reichthum sein Wunsch gewesen, so hätte er nur die Hand danach ausstrecken dürfen. Hätte er von jedem Haus nur etliche Gulden genommen, so hätte er den Boden in seiner Wohnung mit Silberbarren pflastern können. Und einige Gulden vom Haus wäre damals ein Leichtes gewesen, einzutreiben.

Die Herrschaft nahm damals so viel Fässer Silbermünze ein, als jetzt gefärbte Eier. Sowie er nichts nahm, duldete er auch nicht, daß irgend Jemand von den Bauern etwas erpreßte. Er hatte ganz andere Dinge vor: er suchte unaufhörlich nach vergrabenen Schätzen, und hoffte sie in solcher Anzahl zu finden, daß er sich nicht nur die Lubomirschen Güter, sondern die ganze Ukraine, ganz Polen kaufen könnte.

Deßhalb befaßte er sich fast immer mit nichts Anderem, als mit dem Aufgraben von Grabhügeln und dem Aufsuchen der Zeichen, wo Schätze verborgen lagen. In der Nacht, wann andere schliefen, zogen wir mit Bohrwerkzeugen, Schaufeln und Spaten durch die Felder. Wir hatten beständig eine Menge Leute auf den Fersen und Gott mag wissen woher die kamen.

Bald waren es alte Leute aus Saporosche, die uns erzählten, entweder sie selbst, oder wenigstens ihre Väter hätten Schätze auf unserer Steppe aufgegraben, bald verschmitzte Kerle, Walachen und besonders Zigeuner.

Jeder kannte auf Punkt und Tüpfel alle Kennzeichen an den Orten wo Schätze vergraben lagen, Jeder hatte sie selbst leuchten sehen, von ihnen geträumt, ja sie sogut wie in Händen gehabt und alles das glaubte unser Gouverneur, nahm die Herbeigereisten auf das Schloß, bewirthete und überhäufte sie mit Zuvorkommenheiten, und wenn wir nachher herumgeirrt waren und gegen Wetter und Wind gekämpft hatten, der uns die Lichter in den Laternen auslöschte und gegen den Teufel, der unsere Blicke umnebeln und uns auf Abwege locken wollte, und endlich einen oder den andern Grabhügel fanden und ausgruben, das war Alles, das wir fanden, statt des erwarteten Goldes? einige Menschen- oder Pferdeknochen, manchmal ein abgebrochenes Schwert, bald einige Pfeile oder eiserne Lanzenspitzen.

Nachdem ich so ein ganzes Jahr die Gemarkungen von Smila, Spola, Hulapolska und Turjan durchstreifen gemußt, und noch dazu in den allerdunkelsten und stürmischten Regennächten, wurde ich einmal, als wir abermals eine Nacht nach fast wöchentlichen unablässigem Umherziehen von Ort zu Ort und Mühe und Qual vom Abend bis zum Tagesgrauen, wie gewöhnlich für all unser Ungemach Nichts gefunden hatten, als einen alten Sarg von Eichenholz, der Sache endlich müde und überdrüssig, sprang aus der Grube heraus, schleuderte meine Schaufel von mir und verwünschte laut die Stunde, den Augenblick, wo ich mich zur Theilnahme an einer solchen Hundearbeit hatte bewegen lassen.

Der „weise Mann", der uns anführte, unterließ nicht, es dem Herrn beizubringen, daß wir, wie es schien, uns vergebens anstrengten, besonders aus dem Grunde, weil sich unter uns „eine ungläubige Seele" befinde, und in Folge dessen verwandle der Teufel alle Metalle und Edelsteine, auf die wir stießen, in Todtengebeine und altes vermodertes Zeug. Diese Erzählung brachte den Herrn in solche Erbitterung, daß er wie rasend auf mich los ging und mich wahrscheinlich auf der Stelle erschlagen hätte, wenn ich nicht davon gelaufen wäre. Obgleich im Allgemeinen gut mit ihm auszukommen war, gerieth er doch bei dieser Gelegenheit so in Harnisch, daß er schwor, mich ohne Verhör und Spruch alsbald an den nächsten besten Galgen aufknüpfen lassen zu wollen, wenn ich es je wieder wagen sollte, ihm unter die Augen zu treten. Ich fühlte keine sonderliche Lust, zu probiren, ob er sein Wort halten würde oder nicht, und nahm so bei diesem von uns auf der Steppe geöffneten Grabhügel für immer von ihm, meinem Dienst in Smila und der Schatzgräberei Abschied.

Die Verwandten meiner Mutter verschafften mir bald einen Platz unter den Kosaken des Starosten in Czerkasi. Auf dem Schlosse daselbst war nur wenig Reiterei. Wir Kosaken hingegen waren zahlreicher und trugen natürlich die Livree unsers Starosten, des Fürsten Sanguszko.

Es war im Spätjahr als ich nach Czerkasy kam. Der Winter verging ganz ruhig. Wir standen unter militärischer Disciplin und dem Commando unseres Gouverneurs, Paczyna. Er war ein Pole, groß und mager und von strengem, grausamen Charakter.

Als es gegen das Frühjahr zu ging, um die Osterzeit, kam mit Einemmale eine ganz seltsame Bewegung unter die Leute. Plötzlich tauchten, Gott weiß woher, Gerüchte von Aufruhr und Mord auf. Das Volk versammelte sich haufenweise und theilte sich flüsternd diese und andre Neuigkeiten mit. Im Dorfe, ja selbst auf dem Schlosse traf man auf ganz unbekannte, verdächtige, wild aussehende Menschen, die in aller Stille überall umherschlichen. Von der andern Seite des Flusses bekamen wir auch Gäste, die anstatt wieder zurückzukehren, es vorzogen, bei uns zu bleiben. Da wurde viel von Kosakenleben, Hetmansregierung, und Wiedergewinnung der Freiheit gesprochen, und daß es jetzt Zeit sei, sich von den Lechen*) und Juden los zu machen.

Im Anfange hörte man solche Aeußerungen nur auf den Märkten, bei Ablässen, in Schenken und Wirthshäusern, wie ein gelindes Sausen vor dem Orkane, bis dieser endlich in seiner ganzen Raserei ausbricht. Die Bewohner von Czerkasy, unsere Ata-

*) Polen.

mane und Aeltesten fingen an, die Nasen hoch zu tragen, die Lechen dagegen bekamen einen Schrecken ins Geblüt, und selbst unser Gouverneur trat nicht ganz so keck, stolz und hochmüthig auf, wie bisher.

Ob wohl ich und Andre meinesgleichen bereits damals eine Ahnung davon hatten, was in Gährung war? Wir merkten nur, daß man uns eher durch die Finger sah, uns größere Freiheit ließ, daß die Aufläufe auf den Straßen größer und größer, das Volk immer lauter wurde, und alles dieß waren Dinge, über die wir uns natürlich freuten. Alle Kennzeichen deuteten darauf hin, daß der Wind aus Saporosche blies. Wir hörten halbverschollene Lieder, die ebenfalls beitrugen, uns zu begeistern. Wir nahmen uns mehr Freiheit in allen unsern Verrichtungen und träumten von allerhand; aber Gottes strafende Hand treffe mich hier, wo ich sitze, wenn wir die geringste Ahnung davon hatten, daß im Ernst die Rede davon war, friedliche Leute in ihren Häusern zu ermorden. Lange aber sollte es nicht an saporogischen Gesängen und halb in der Trunkenheit ausgestoßenen Drohungen bleiben. Es war in der Osterwoche, als man im Dorfe zu murmeln anfing, im Kloster der heiligen Motra habe eine Schwerteinsegnung stattgefunden, und die ganze beim Markte in Medwedowka zusammengeströmte Menge sei von bestimmten Rädelsführern zum Aufstande aufgerufen worden. Dabei ließ man deutlich verlauten, daß die czerkasyschen Kosaken jetzt nicht stille liegen und die Hände in den Schooß legen sollten, jetzt da die Zeit gekommen sei, Spreu von Weizen zu sondern.

Endlich nahmen wir in einer Nacht auf den Höhen am Dniepr einen großen Brand war, es war das Schloß in Kaniew, an das die Aufrührer Feuer gelegt hatten.

Pan Paczyna mußte sicher vorausgesehen haben, welche Gäste nach Czerkasy unterwegs waren und wie weit er sich auf die Kosaken im Schlosse verlassen könne; denn früh Morgens verließ er es mit nur wenigen polnischen Reitern und begab sich in das Innere von Polen. Niemand war da, der seiner Abreise irgend ein Hinderniß in den Weg legte. Selbst die Muthigsten standen in der Ferne und fluchten.

Kaum war er fort, als wir von der entgegengesetzten Seite neue Gäste, die Hajdamaken, bekamen. Sie marschirten, wie ein ganzes Lager, zu Fuß, zu Pferd, und zu Wagen, mit Sensen und Spießen, einige mit Mousquetons und Flinten. Alle waren mit Staub und Schweiß, einige mit Blut bedeckt, da, wie sie erzählten, die Lechen sie am Uebergange über den Irdinj hatten verhindern wollen. Wir erkannten unter ihnen nicht wenige von den Leuten wieder, die in den letzten Monaten so oft in der Dämmerung sich auf den Strassen herumgetrieben oder mitten in entfernt stehenden Haufen Reden gehalten hatten. Unsere und die Dorfobrigkeit empfingen die Hajdamaken als alte Freunde. Sie zerstreuten sich dann im Dorfe umher, tranken und thaten sich gütlich. Einer und der Andere sprach dabei zum Volke und forderte es auf, die Lechen und Juden zu vernichten, erst dann würden sie alle Herren und reiche Leute werden. Als sie sich zum Abmarsche anschickten, riefen sie noch lauter dem Volke zu, sich ihnen anzuschließen; in Folge dessen ging auch ein Theil des bewaffneten und unbewaffneten Pöbels zu ihnen über und mit ihnen wir sämmtliche, von unseren Atamanen dazu aufgemunterten Kosaken.

Auf diese Weise kam ich zur Betheiligung am Aufstande, halb aus Zwang, halb aus Neugierde; denn noch hatte ich keinen Begriff von dem, was im Werke war.

In Czerkasy ging Alles sehr ruhig her. Die Lechen waren dem Beispiel des

Gouverneurs gefolgt und zugleich mit ihm entflohen; die Juden hatten sich in den umliegenden Wäldern versteckt. Nur was in ihren Häusern zurückgelassen worden war, wurde in Besitz genommen. Die Hajdamaken raubten, was sie nur immer konnten, und der Rest wurde von den Nachbarn der Geflüchteten, Einwohnern von Czerkasy nicht verschmäht. Unsere Anführer hatten eine begreifliche Furcht vor dem Starosten in Kaniew, der jeden Augenblick mit seiner Miliz ankommen konnte; auf jeden Fall also machten wir uns nach kurzem Aufenthalt auf den Weg.

Dieselbe Nacht machte ich erst wahrhaft die Augen auf, und sah, was diese Hajdamaken für ein Gesindel waren. Wir steckten einige Wirthshäuser in Brand, doch erst, nachdem die vorhandenen Fäßer mit Branntwein in Sicherheit gebracht worden waren, wogegen es jedoch keinem einzigen der jüdischen Wirthsleute gelang, sich aus den Flammen zu retten, ebensowenig, als ihren Weibern und Kindern. Unsere Leute schlossen einen Kreis um die Brandstätte und jagten Jeden, der zu entfliehen suchte, in die Flammen zurück.

Noch schlimmer wurde es am Tage darauf, als die Reihe an das Schloß kam.

Ich bin kein sonderlicher Freund der Lechen, aber ich war bis auf das Innerste empört über die Abscheulichkeiten und Gräuel, die ich nun mit ansah. Doch — hier galt es gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Die berauschten, bluttriefenden Anführer ermunterten den blutdürstigen Pöbel noch mehr, und dieselben gräßlichen Scenen wiederholten sich in jedem Dorfe, in jeder Schenke, überall, wo ein Leche, ein Jude, ja irgend Jemand der beliebig als lechisch gesinnt bezeichnet wurde, so unglücklich war, in unsere Hände zu fallen. Es ging mir durch Mark und Bein, Augenzeuge solcher Dinge zu sein; wie aus einem langen Rausche wieder zum Bewußtsein gekommen, wurde ich nun gewahr, daß ich mich mitten in einer Bande von Räubern und Mördern befand. Mein erster Gedanke war Flucht, aber selbst Flucht war hier nichts Leichtes.

Unsere schwarze Gewitterwolke zog nun gerade auf Smila los. Ich hörte, wie sich unsere Anführer über ihre Absichten hinsichtlich des Schlosses besprachen. Einige behaupteten, hier sei des „polnischen Natterngezüchtes" Hauptnest, das man dem Grunde und Boden gleichmachen müsse, andern wässerte der Mund nach den Schätzen, die Pan Bejher nach ihrer Meinung gesammelt haben mußte.

Jetzt sagten sie, sei für die Hajdamaken die Zeit gekommen das zurückzuholen, was ihre Väter schon vor Chmielecki besessen, und um was sie von den verdammten Polen betrogen worden seien.

Nachdem wir lange durch den Wald von Bialozor gezogen und überall Blutspuren zurückgelassen hatten, und nun hinter den Wällen Smilas die weißen Kamine des Schlosses erblickten, dachte ich so klar, als ob er mir vor Augen stünde, an den, dessen Brod ich dort gegessen und zu dem ich jetzt in Gesellschaft von Räubern und Mördern zurückkehrte. Es that mir bitterlich leid um die milde und fromme Frau und um das Kind, das so oft seine kleinen Hände nach mir ausgestreckt und um meinen alten Herrn, der ehrlich und rechtschaffen, niemals die von ihm verwalteten großen Güter aussaugte, dagegen aber, vielleicht in Folge des Einflusses böser Geister, schlecht gegen sich selbst wurde, indem er unaufhörlich auf der Steppe umher irrte, wie eine arme Seele, die so ihre Sünden abbüßen muß.

Unser Haufe schlug sein Nachtlager zwischen den Fichten am Irdinj auf. Wachtfeuer wurden angezündet, und der um Schenken und Hütten im Walde lagernde trunkene, rasende Pöbel verrieth seine Gegenwart durch wildes Geheul. Hie und da wurde schallendes Gelächter, mit einem durchdringenden Jammerschrei vernommen: es war ein aufgegriffener Jude oder Adeliger, an dessen Qualen man sich belustigte.

Ich wünschte mich weit, weit fort von diesem Geschrei, dessen Töne mir Dolchstiche durch das Herz waren. Eine Todesangst überfiel mich. Ich ging an den Irdinj hinab. Die Brücke war abgebrannt, was indeß die Einwohner des Dorfes nicht retten konnte. In der trockenen Jahreszeit war der Fluß leicht zu überschreiten, und überdieß hatte man bereits angefangen, die noch übrigen Reste zur Herstellung einer neuen Brücke zu benützen.

In Betrachtungen versunken stand ich am Ufer auf eine dort stehende Birke gestützt, und betrachtete die menschlichen Wohnungen, denen ein so gräßliches Schicksal bevorstand.

Es war ein trauriger Abend. Als die Sonne hinabsank, war es, als ob sie noch einen ängstlichen Blick hierher würfe. Es währte lange bis die mit lichtblauen Linien abwechselnden purpurrothen Streifen, die gleichsam durch das an jenem Tage vergossene Blut gefärbt waren, nach und nach erloschen.

Im Walde um mich wurde es jetzt ganz dunkel.

Unter dem Röhricht und den Erlen am Irdinj hörte man nicht einen Windhauch nicht das Rieseln einer Welle. Desto stärker klangen aus dem Orte die Kirchenglocken. Offenbar hatten die erschreckten Einwohner die Nachricht von dem drohenden Ueberfall erhalten; denn die Glocken der katholischen Kirchen läuteten bald wie Sturm, bald wie bei einem gewöhnlichen Leichenbegängniß. Ich hielt den Athem zurück und lauschte dieser Trauermusik. Es war dieselbe, die ich in meiner Kindheit, zur Zeit der Pest gehört hatte.

Da kam es mir vor, als ob ich in jedem Glockenschlag die Stimmen derjenigen wieder erkannte, welchen ich im Dorfe und auf dem Schlosse nahe stand. Auf das Geläute mit allen Glocken auf einmal, wie es zu einem Begräbnisse läutet, folgten einzelne Schläge, wie wenn die Sturmglocke geht, und es war, als ob sie uns deutlich und laut von oben zuriefe: Rossbojniki! Rossbojniki! Rossbojniki!* Und es war nicht ich allein, auf den es einen solchen Eindruck machte. Einige Schritte von mir stand, ebenfalls unter einem Baum, einer der Hauptanführer der Hajdamaken. Er stand lange da, und horchte auf das Glockengeläute und brach, als ob er verstünde, was sie sagten, plötzlich in die Worte aus: Ihr lügt, Ihr lechischen Glocken! und kehrte in düsterer Stimmung ins Lager zurück.

Das Ergebniß meiner Betrachtungen war, daß die Zeit meine ruchlose Gesellschaft zu verlassen, noch nicht gekommen sei, indem es doch möglich war, daß, wenn ich bis Smila ihr folgte, ich Gelegenheit finden konnte, einen oder den andern von denjenigen zu retten, deren Schicksal mir am Herzen lag. Erst dann wäre der Augenblick, die Flucht zu ergreifen, da gewesen.

Aber so — wo sollte ich hingehen? Nach Allem, was ich gehört hatte, hausten die Hajdamaken in der ganzen Ukraine und überall ermordete das Volk seine früheren Herren, und diejenigen, die ihre Partei ergriffen. Sollte es nicht möglich sein, eher, als

*) Räuber!

die Räuber nach Smila zu gelangen, um die Bewohner zu warnen? — Wahrscheinlich war dieß nicht im geringsten; denn zur selben Zeit, als die Hajdamaken, im Dickicht verborgen, eine Brücke über einige Arme des Irdinj zu schlagen versuchten, gingen starke Wachen auf und ab, um zu verhindern, daß Jemand in dieser Richtung passirte und den Einwohnern Nachricht von der Ankunft der unerwarteten Gäste gäbe. Ich beschloß nun, mich wenigstens, so lange als möglich abseits zu halten, in der Hoffnung, daß Gott der meine Gedanken sah, mir seinen Segen schenken und beistehen werde.

Kaum war es dunkle Nacht geworden, als der Ataman den Befehl gab, mit aller Vorsicht und der größten Ruhe aufzubrechen. Ein Ueberfall Smilas, welches ein volkreiches Dorf mit einem wohlbefestigten Schlosse war, wurde von ihnen, soviel war klar, als ein sehr schwieriges Unternehmen betrachtet, deßhalb stellten sie auch den ganzen Haufen in Schlachtordnung und wählten die kräftigsten und best Bewaffneten zur Bildung der Vorhut aus.

Unter diesen befand ich mich, aber leider nicht soweit vorgeschoben als ich wünschte. Unsere kecken Führer und namentlich die Fremden, die eigentlich den ganzen Aufstand angestiftet hatten, schienen ängstlich darüber zu wachen, daß ja kein Tropfen Blut in ihrer Abwesenheit vergossen würde, gerade als ob sie selbst geglaubt hätten, was sie das Volk zu überreden suchten: daß es ein Gott wohlgefälliges Thun sei, die Ungläubigen auszurotten.

Während wir auf der sumpfigen Wiese längs des Irdinj im Röhricht dahingingen, war es, als ob eine finstere Mauer zu beiden Seiten von uns aufgethürmt sei. Nicht ein einziger Stern glänzte vom Himmel. Ich hatte erwartet, die Lechen würden sich im Hohlwege am Orte zur Gegenwehr setzen, und zwar um so mehr, als in Smila eine zahlreiche Einwohnerschaft und auf dem Schlosse, eine, wenn auch nicht bedeutende Garnison lag, und es leicht gewesen wäre, eine Compagnie von Hulapole herüber zu holen; ich hatte mich getäuscht. Gott hatte in seinem Zorn sie mit Angst geschlagen und in ihrem blinden Schrecken gaben sie sich selbst in die Hände der Räuber. Statt des Widerstandes stießen wir auf Schaaren von Einwohnern, die im Einverständniß mit den Hajdamaken standen. Sie hatten uns ungeduldig auf den dunkeln Gassen erwartet, und kamen uns jetzt, wie Hunde, die Wild wittern, entgegen, um uns die Zufluchtsstätten ihrer erschrockenen Nachbarn oder Herren zu verrathen. Sie führten uns gerade nach dem Schloß.

Ich hegte noch die Hoffnung, es möchte uns schwierig werden, dort einzudringen. Ich kannte die hohen Wälle und tiefen Schloßgräben. Es war auch möglich, daß der Gouverneur selbst zugegen war. Eine Hand voll Leute wäre mehr als hinlänglich gewesen, unsern Angriff abzuschlagen. Leider — war es nicht so.

Ein böser Geist mußte im Spiel gewesen sein und selbst in diesem entscheidenden Augenblick ihn hinaus auf seine nächtlichen Abentheuer getrieben haben. Obgleich ich mich beeilte, so sehr ich konnte, und ungeachtet ich mich ganz vorne unter den Anführern befand, waren wir doch noch ein gutes Stück vom Schlosse entfernt, als ich bereits verzweifelnde Jammertöne von dorther hörte. Es fiel mir nun sogleich ein, es müsse dieß der Pöbel aus dem Dorfe sein, der von der Ankunft der Hajdamaken unterrichtet, die Gelegenheit benützt habe, ihnen beim Eindringen ins Schloß zuvor zu kommen.

Ich und die Anführer setzten jetzt die Sporen ein und eilten aus allen Kräften

nach dem Schlosse, obgleich gerade nicht in derselben Absicht. Alle Lechen im Dorfe, alle Adelige, Geistliche, Juden, Greise, Frauen und Kinder hatten, gerade, daß die Hajdamaken sie eher mit einem Schlage in ihre Gewalt bekamen, alle miteinander sich ins Schloß geflüchtet. Das Blut floß bereits in Strömen.

Was meine Augen beim Scheine der brennenden Gebäude in jener schrecklichen Nacht mit ansahen, soll meine Zunge niemals einem Sterblichen schildern. Es wäre Sünde, die Seele eines Menschen mit einer solchen Schilderung zu betrüben. Man muß diejenigen, welche in einem anderen Zeitalter geboren sind, nicht zu Mitwissern von Verbrechen machen, die lange vor ihrer Geburt begangen wurden, und deren Urheber Gottes strafende Hand bereits getroffen hat und noch trifft.

Der Alte hielt die Hände vor die Augen und schwieg einige Augenblicke; dann fuhr er fort.

Während ich, so rasch ich konnte, nach den Zimmern der Herrschaft eilte, war es mir, als ob das Herz in meiner Brust gefriere, als ob der Kopf berste und als ob es vor meinen Augen immer dunkler werde. Es war klar, Andere hatten den nächsten Weg dahin so gut wie ich gekannt, denn ich fand die Gemächer bereits voll Menschen. Den Herrn sah ich nirgends, dagegen aber eine große Menge Weiber, die knieend, aber nutzlos, um ihr Leben baten. Unter ihnen stand in einer Ecke des Zimmers die Frau des Gouverneurs, todtenbleich, mit aufgelösten Haaren und mehreren tiefen Wunden, aus denen dicht das Blut quoll. Noch drückte sie ihre kleine Tochter fest an sich, und suchte sie mit ihrem Leibe zu decken, denn einige Kosaken am andern Ende des Zimmers hatten sie sich als Scheibe ersehen, nach welcher zu schießen sie sich belustigten. Ich stürzte rasch hinzu und riß das Kind aus den Armen der bereits sterbenden Mutter. Sie athmete noch, heftete ihre Augen auf mich und erkannte mich vielleicht wieder; es war wenigstens, als ob ein leichtes Lächeln sich um ihren Mund zog. Sie sah mich einige Augenblicke mit einem Blick an, den ich in der Tiefe der Seele empfand — und stürzte mit einem tiefen Seufzer auf den Boden. Sie war todt! —

Ich wollte nun das schreiende Kind aus dem Zimmer tragen, aber in diesem Augenblicke murrten einige Stimmen: Wohin? Wohin mit dem Balg? Ich merkte, daß es um Leben und Tod ging, und sammelte meine ganze Kraft.

Meine Freunde! sagte ich, ich war ein ganzes Jahr gezwungen, diesem verdammten Fratzen die Kindsmagd zu machen und will ihm jetzt hinauszahlen, was ich seinetwegen habe ausstehen müssen.

Bravo! Bravo! scholl es von allen Seiten. Laßt ihn nur! Laßt ihm das Vergnügen! —

Ich eilte mit dem Kinde hinaus, aber wegen des dichten Gedrängs währte es noch lange bis ich vor die Wälle kam.

Hier stand gerade ein mit zwei Pferden bespannter und an einige zerschmetterte Pallisaden angebundener Wagen. Ihn losmachen und mit dem Kinde hineinspringen, war Eins. Ich jagte nun auf gut Glück davon. Die Pferde führten mich durch das Dorf. Ueberall, in der ganzen Umgegend längs der Taschmina und ihren Nebenflüssen brannte es bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald näher, bald entfernter. Die Schreckensscenen dieser Nacht beschränkten sich nicht bloß auf das Schloß. Es war, als ob der Wind hie und da Funken vom Schloßbrande hingetrieben, aber das mußte

ein kluger Wind gewesen sein! Wo auf den Straßen der Hof eines Adeligen stand, hatte das Feuer diesen vor andern zu finden gewußt. In der stockfinstern Nacht waren diese Flammen Denkzeichen um anzudeuten, wo die Mörder ihr Handwerk ausübten. Die leeren Straßen, durch die ich fuhr, schlich manchmal ein Flüchtling ab und zu; von Zeit zu Zeit hörte man auch zahlreiche Schritte und den wilden Ruf der Angreifenden, hie und da drang auch ein rasch unterdrückter Jammerschrei zu meinen Ohren.

Als diese Schatten meinen Weg nicht mehr kreuzten, ich keine Jammertöne mehr hörte, und das Feuer nach und nach immer weiter hinter mir sah, konnte ich bemerken, daß ich außerhalb der Dörfer war; ich athmete freier, denn bis jetzt war das Blut fast in meinen Adern vor Schrecken still gestanden. Vom Weinen erschöpft war das Kind auf meinem Schooß eingeschlafen. Ich war nicht gesammelt genug, mich zu irgend etwas entschließen zu können, sondern fuhr fort, die Richtung unseres Weges der Willkür unserer Pferde zu überlassen. Uebrigens habe ich, wenn ich mich entsinne, bereits bemerkt, daß die Nacht stockdunkel war, und ich so nicht einmal sehen konnte, wohin wir fuhren. (Forts. f.)

Die Annonce in London.*)

Es ist eine oft wiederholte Redensart, daß die Engländer das Solide lieben. Die Kehrseite dieser Solidität ist die Plumpheit. Wenn der Engländer versucht, französische Eleganz und Leichtigkeit nachzuahmen, so carrikirt er; und wenn er die Freiheit der geistigen Bewegung, durch welche die deutsche Gesellschaft sich auszeichnet, in die seinige überträgt, so wird er ein hölzerner Copist. Den Engländer, wo er in seiner eigensten, heimathlichen Sphäre ist, erkennt man an seinem unerschütterlichen Pflegma, seinem hartnäckigen Selbstbewußtsein, und seiner abenteuerlichen Vorliebe für riesenhafte Dimensionen und grelle Farben. Selbst in jenem lustigen Reiche, welches wir Deutschen mit einem grundehrlichen Schlusse von der Wirkung auf die Ursache: den „Schwindel", und die Engländer mit einem Worte, das nichts sagt, aber sehr viel bedeutet, „Humbug" nennen, verlieren die letzteren den Gesichtspunkt niemals aus den Augen; sie bleiben auch hier in ihrer Weise praktisch, und wählen so zu sagen die solidesten Mittel zum Zwecke. Nach der Natur der Sache tritt hier freilich in den meisten Fällen die unmaskirte Plumpheit in den Vordergrund; denn, wie gesagt, in ihrer Vorliebe für das Ungeheuerliche, Massenhafte und Bunte, sind die Engländer noch von einer kindlichen Naivetät. Riesen-Versammlungen, Riesen-Concerte, Riesen-Schiffe, sind englische Haushaltsworte; was Eindruck auf sie machen soll, muß es durch die Masse thun, und nichts imponirt ihnen so sehr, als ellenhohe Schaufenster und große Aushängeschilder. Sie lassen sich täuschen wie unerfahrene Landbewohner, und sie schwören auf Alles, was gedruckt ist. Daher die beispiellose Macht, die die Presse daselbst in gutem und zuweilen in schlechtem Sinn ausübt; daher die Herrschaft der Annonce.

Wer in London, und in England überhaupt, nicht annonciren kann, der ist verloren; er geht im Strome des Tages unter, und keine Hand streckt sich aus, um ihn zu retten. Je überraschender, je abenteuerlicher und bunter die Annonce ist, desto besser

---

*) Aus: J. Rodenburg „Alltagsleben in London". Verlag von J. Springer. Berlin 1860.

das Geschäft. Dinge, über welche die Fremden lachen müssen, üben auf das Volk von England ihre Anziehungskraft. Die Londoner Annonce — denn sie gibt den Ton an, und macht ihre Erfindungen für das ganze Land — bedarf nicht immer großer Mittel. Sie weiß sich zu bescheiden, und zieht aus dem Einfachsten und Naheliegendsten ihren Nutzen.

Der arme Käsekrämer aus der Nachbarschaft von Seven Dials commandirt nicht über große Papierballen und vielfach ausgebende Schnellpressen; aber wenn du zu Hause den Penny betrachtest, den er dir auf einen Schilling zurückgegeben hat, so findest du in das schmutzige Kupferstück mit einem Nagel eingekratzt — seine Firma, den Namen seiner Straße und die Nummer seines Hauses. So macht der arme Käsekrämer aus der Nachbarschaft von Seven Dials jeden seiner Kunden zum Colporteur seines Geschäftes, und seine Firma circulirt bis an die Grenzen der Hauptstadt, und wird vielleicht in Newyork und in den Colonien des großen Oceans bekannt. Diese kleinen Leute haben die ganz besondere Neigung, ihre Firmen mit Namen zu schmücken, den größten und höchsten, die zu haben sind. Auf einer ärmlichen Kartoffelpfanne, die sich gegen Mitternacht an der Ecke von Haymarket aufstellt, und deren Inhalt einige Betrunkene sättigt, die sich hungrig vom Straßenpflaster erheben, leuchtet in Goldbuchstaben die Inschrift: „Die Königliche Kartoffelpfanne von Haymarket"; und der Schnapsladen, der sich in den späteren Nachtstunden mit dem polizeischeuen Gesindel von Windmill-Street zu füllen pflegt, trägt das stolze Schild: „Der Ginladen der königlichen Prinzessinnen von England."

Eine Bude von Crambourne-Street, dessen harmloser Bewohner sich dem Berufe gewidmet hatte, die Schuhe derer zu flicken, die von diesem zur Wanderung durch's civilisirte Leben nothwendigen Luxus nur Ein Exemplar besaßen, und deswegen barfuß an der Thüre das Ende der Operation erwarten mußten, — nannte sich in unermeßlichen Metallbuchstaben: „Des Weltalls Schuh- und Stiefelflicker." Eines anderen kleinen Ladens erinnere ich mich; er nahm die Ecke eines der ungeheueren Gebäude ein, die die Seiten von Holborn-Hill bedecken. Auf der Spitze dieses himmelhohen Hauses thronte ein Riesenschirm mit der Umschrift (die man freilich nur durch ein gutes Fernrohr lesen konnte!): „Der Regenschirm der Königin von England." Kam man nun näher, so schwand die ganze königliche Herrlichkeit in ein dunkles Lädchen zusammen, dessen Besitzer Regenschirme reparirte und Stöcke ausbesserte. Aber ein großes Schild hing über der Thür, und zwei Proclamationen bedeckten den Raum neben derselben. Auf dem Schilde las man: „Asyl für invalide Regenschirme", und die beiden Proclamationen enthielten eine Ansprache an die Besitzer „derjenigen Schirme, denen im Kampf mit Regen und Wind ein Leides geschehen", sowie die Reglements, unter welchen „Patienten" angenommen und für geheilt entlassen würden. „Eine gebrochene Rippe einsetzen," kostete so und soviel; „den Kopf zurechtrücken" oder „ein verrenktes Bein curiren", so und soviel. Auch das „Kleid" konnte geflickt werden; kurz es fehlte nichts, um leidende Schirme aufs neue zu jenem oben erwähnten Kampf gegen die Stürme des Lebens geschickt zu machen.

Außer dem Humor spielt jedoch auch die Poesie ihre Rolle in der Annonce von London. So vertheilt ein Barbier von Marylebone-Street, der seine Kunden ohne Messer und Seife mit einer von ihm sogenannten Composition: „Eureka", glättet, eine

dramatische Dichtung auf gelbem Papier, „des Barbiers Selbstgespräch" betitelt, die mit folgenden Worten beginnt:

Rasiren oder nicht — das ist die Frage!
Ob's edler ist an seinem Kinn zu leiden
Täglich auf's Neu die Qual von Seif' und Wasser,
Oder mit Euxesis die Last, die sich auf uns
Vererbt, zu end'gen? . . .

Wie gesagt, die Annonce in London ruft alle freien Künste in Parade. Sogar da, wo nach continentalen Begriffen Alles aufhört, beim Tode noch, entwickelt sie ihre kühnsten Gedanken. Mehr als ein Särgemagazin habe ich mit Aushängschildern geschmückt gesehen, auf welchen der ganze Proceß vom Todtenbett bis zur Grablegung, wobei der Leichenzug namentlich prächtig ausgestattet zu werden pflegt, dargestellt ist. In den Schaufenstern eines Trauermagazins, nahe bei Smithfield, sah ich alle Arten von Särgen auf eine große Leinwand gemalt, den einen mit der Umschrift: „Eines Edelmanns Sarg", einen andern: „Dauerhafter, fester und preiswürdiger Sarg für Jedermann". Ein Sarg, ohne besonderen Standesunterschied, war bezeichnet als „ein niedlicher Sarg".

Die größte Schwierigkeit der Londoner Annonce ist die locale, da es nirgends einen Ort gibt, woselbst sie sich ansiedeln darf. Vielmehr starren von jeder Hauswand oder Mauer, deren breite leere Seite besonders einladend aussieht, die Worte: „stik no bills", was ein deutscher Landsmann für ein Verbot gegen Mord und Todschlag hielt, indem er „Stich keine Wilhelme" übersetzte, was aber nichts weiter heißen soll, als: „Hier dürfen keine Zettel angeklebt werden." Auf diese Weise ist denn die Annonce gezwungen, zu den verschiedensten Mitteln der Verbreitung zu greifen. Die älteste und einfachste ist die, an den frequenten Straßenecken Menschen aufzustellen, die sie den Vorübergehenden einhändigen. Allein die Meisten sind zu bequem oder zu eilig, um sie anzunehmen; und auf diese Weise kommen von hundert immer neunundneunzig in die Hände von Lehrjungen, Vagabunden, und Kindern unter zehn Jahren, die das Lesen daran lernen. Da aber die Londoner Annonce höhere Zwecke verfolgt als unentgeltlichen Volksunterricht zu besorgen, so hat sie auf andere Mittel und Wege gedacht. Wer reich genug ist, um solchen Raum bezahlen zu können, der miethet sich eine Brandmauer, die er mit ungeheueren Placaten beklebt, auf denen jeder Buchstabe zweimal so lang ist als Murphy der Riese, oder weit sichtbare Häusergiebel, die er mit sturm- und wetterfesten Buchstaben bemalt.

Aber nicht alle Gewerbtreibenden in London haben eigene Häuser, um ihre Annoncen darauf malen, nicht alle so viel Geld oder so hohe Leitern, um sie an fremde Giebelseiten heften zu lassen. Da gibt es denn nun andere Auskunftsmittel. Zunächst die Omnibuswände; aber auch dieser haben sich bereits Reynold's Hosen und der Capwein eines Citykrämers monopolisch bemächtigt; in welchen der tausend Omnibusse, die Londons Straßen durchrollen, man auch steigen mag, überall dies elegant gespreitzte Hosenbein, überall die schlechte Copie der Hasenclever'schen Weinprobe, wo der ehrliche deutsche Pfarrer vom rechten Ufer des Rheins seinen Nachbar, den Rheinweinbauer, fragt: „Was? Echter Südafrikaner? Wo kaufen Sie diesen köstlichen Capwein?" . . . Die Hosen und der Capwein haben alle Uebrigen aus den Londoner Omnibussen verdrängt,

und jene müssen sich auf andere Weise ins Leben mischen. Da ist nun ein Hauptmittel: Männer auszusenden, die vorn und hinten große Holztafeln tragen, auf welchen die Annonce gleichsam auf eigenen Füßen durch die Welt wandelt. Wir sind ganze Armeen solcher Annoncen mit Hand und Fuß begegnet, wenn sie um die fashionable Mittagszeit Regentstreet und Oxfordstreet auf- und abspazierten. Von den Menschen war nichts sichtbar, als der Hut; sonst sehen sie aus wie Schildkröten mit bunten Schalen, die auf den Hinterbeinen gehen. Auch Männer, die bei hellem Sonnenschein mit ungeheuren buntfarbigen Regenschirmen in den volkreichsten Theilen der Stadt spazieren gingen, sah ich. Nicht Vergnügungslust hatte sie zum Promeniren veranlaßt; die Schirme, die sie trugen, waren — mit Annoncen bedeckt.

Da man aber alle diese Annoncen nur bei Tag lesen kann, so mußte, da es in London zur Herbst- und Winterszeit früh dunkel wird, und manche von den Londoner ehrbaren Geschäften nur im Dunkeln floriren, auch hier auf Abhilfe gesonnen werden. Man griff zu den erleuchteten Annoncen. Am harmlosesten trieb es Herr Ollendorf, der große Sprachenkünstler, der sein Quartier im Oxfordstreet aufgeschlagen hat. Es ist zwar keineswegs der echte und veritable Ollendorf, aus dessen Grammatiken man die jedesmalige Sprache „in 24 Stunden richtig lesen, sprechen und schreiben" lernt; aber er hat sich seinen Namen auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise angeeignet, und läßt nun Abend für Abend eine rothe Laterne über seiner Hausthüre anzünden, mit den schwarzen Worten: „Mr. Ollendorf. Englisch, französisch, spanisch, italienisch, deutsch und alle Sprachen der Welt".

Da aber nun, wo in den verrufenen Spelunken des Leicester-Squares und mittleren Strandes nächtliche Orgien mit Ale, Porter, Grog und den Frauenzimmern gefeiert werden, die zuvor in den sogenannten „poses plastiques" ihren Körperbau dem prüfenden Blick der Versammlung zur Schau gestellt haben: da wandeln dunkle Gestalten durch den Nebel der Londoner Nacht, und sie tragen leuchtende Hüte, welche dem in einiger Entfernung Vorübergehenden oft wie Irrwische auf und nieder zu tanzen scheinen. Nähert er sich dem Irrwisch und entwischt ihm dieser nicht, so sieht er einen Mann, der eine Laterne mit papiernen Wänden auf dem Kopfe hat, und als Inschrift daran leuchten die Worte: „Just open. Admission free!" (Eben geöffnet. Eintritt frei.) Der Mann beugt sich oft nieder, wenn ein Droschkenkutscher an seinem feurigen Hute sich das Thonpfeifchen anzünden will und händigt den Vorübergehenden Zettel ein, die er bei dem Schimmer desselben lesen kann. Und er liest: „Taverne zum Kohlenloche! Lebende Bilder! Gesang und Tanz"!

Notizen.

*** (Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.) Physiologisches Skizzenbuch. Von Jacob Moleschott. — Beschreibung der Insel Java. Nach holländischen Quellen. Von J. Müller. — Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation. Von Onno Klopp. — Reisen im Orient. Von H. Petermann. — Roderich, eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. 2 Bde. Von Otto Müller. — Salonbilder aus der vornehmen Welt. Von F. Steinebach. — Schwert und Capuze oder König Wenzeslav und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten. 3 Bde. Von W. Grothe. (Forts. f.)

H. Man berichtet aus Norfolk in Virginien, daß das von dem amerikanischen Kriegsdampfer San Jacinto gekaperte Negerschiff Storm King in den dortigen Hafen einlief. Es hatte 619 Neger an Bord gehabt, welche alle in Monrovia an's Land gesetzt wurden. Der Storm King segelte im vergangenen Mai mit Zustimmung der New-Yorker Hafenbeamten ab, welche nun nach eingeleiteter Untersuchung ihrer Stelle entsetzt worden sind. Die gefangene Schiffs-Bemannung wurde den Norfolker Hafenbehörden übergeben und 7 derselben in Ketten gelegt. Der mit der Führung der Prise beauftragte Offizier erzählte, daß der Dampfer Mohican den Dreimaster Erie, an dessen Bord man mehr als 800 Neger fand, gekapert und seine bedauernswürdige Fracht ebenfalls in Monrovia ans Land gesetzt habe.

H. Die Westmoreland-Gazette erzählt, daß ein vom Berg Blackcombe im westlichen Cumberland herabstürzender Wasserstrom, Whitbec genannt, Arsenik in nachweisbarer Menge enthält. Dieser Arsenik stammt ohne Zweifel von den arseniksauren Cobalt enthaltenden Mineraladern des Berges, auf welchem der Whitbec entspringt. Sein Wasser wird von den Bewohnern des anliegenden Dorfes zu allen Bedürfnissen benutzt, ohne daß ihre Gesundheit dadurch litte. Während die benachbarten Bäche Forellen im Ueberfluß ernähren, lebt im Whitbec kein Fisch. Als die Eisenbahn durch diese Gegend geführt wurde, zeigten die dabei beschäftigten Thiere und Menschen die Symptome der Arsenikvergiftung, gewöhnten sich aber, wie die Eingebornen, bald an den Gebrauch des Wassers.

* Man berichtet aus Aachen: Bei dem großen internationalen, von etwa 50 Vereinen (worunter 7 deutsche) besuchten Gesang-Concurs in Lüttich am 28. October errang die „Concordia" aus Aachen den Hauptpreis oder Grand prix d'honneur, um welchen von belgischen Vereinen nur solche concurriren konnten, die bereits im Besitze eines Prix d'excellence waren. Dieser Grand prix d'honneur, bestehend aus einer reichen Krone und 1000 Franken Prämie war eine ganz neue Erscheinung; die höchststehenden belgischen Gesellschaften, wie die Melomanen aus Gent, die Choeurs aus Brügge &c., wetteiferten mit den ausländischen und setzten ihre ganze Kraft ein, um den Preis dem eigenen Lande zu erhalten. Trotzdem entschied die Jury zu Gunsten der Achener „Concordia", und es ist dieser Sieg daher ein neuer Triumph für den deutschen Gesang überhaupt, besonders aber für Aachen und die „Concordia".

— Ein angenehmer Redactionsposten ist so eben in Wicksburg in Nordamerika frei geworden. Der erste Redacteur der Sentinel, ein Dr. Hagan, wurde 1842 nach einer Reihe von Zweikämpfen mit Widersachern des Blattes von seinem Mitarbeiter Dr. Adams getödtet. Dr. Fall, sein Nachfolger, wurde in zahlreichen Conflicten so übel zugerichtet, daß er sich als halber Krüppel zurückzog. J. Ryan passirte die Unannehmlichkeit, von dem Redacteur des „Whig" erschossen zu werden. Dem nächsten Redacteur W. Hickney gelang es, seinen Widersacher, Dr. Maclin, im Duell zu tödten, er selbst kam aber bald darauf in Texas um's Leben. Am glücklichsten war Lavins, der wenigstens das Leben behielt, indem er wegen seiner heftigen Schreibweise eingesperrt wurde. Der folgende, Jenkins, erschoß seinen Collegen Crabbe auf offener Straße, und wurde seinerseits in Canora umgebracht. Der letzte Redacteur endlich, ein Mr. E. Jones, welcher nicht rasch genug aus dem Wege geräumt werden konnte, zog es vor, sich selbst zu beseitigen, und stürzte sich ins Wasser. In Folge dieses Zwischenfalles ist die Redaction nun erledigt, und Liebhaber sind eingeladen, sich zu melden.

§ Das Modell des Standbildes des Malers Ary Scheffer, welches in seiner Geburtsstadt Dordrecht errichtet wird, ist vollendet und gußfertig. Dasselbe ist beinahe 8 Fuß hoch und stellt den Künstler aufrecht in sinnender Stellung dar; die Rechte hält den Pinsel, die Linke mit der Palette ruht auf einem Entwurf der Büste seiner Mutter. Einfache Größe und geistreiche Auffassung der Aehnlichkeit des genialen Künstlers sind die Hauptvorzüge des Standbildes, welches der Bildhauer Mezzara in Paris entworfen hat.

† Das von Franz Kugler und seinem Kreise begründete und einige Jahre hindurch fortgeführte Album „Argo“ wird nicht weiter erscheinen, vermuthlich weil der Absatz mit den großen Ausstattungskosten nicht im richtigen Verhältnisse stand. Die vier Jahrgänge der „Argo“ werden gegen Weihnachten zu ermäßigtem Preise zu haben und manchem Käufer willkommen sein.

†† Ein neues Drama von Hermann Hersch „Maria von Burgund“ geht über die Bühnen, macht aber kein Glück. Ein Schauspiel „Heinrich von der Aue“ von Weilen wird mit ziemlich viel Erfolg an der Wiener Hofburg gegeben.

⁂ (Todesfälle.) Nach schweren Leiden starb am 29. Nov. in Bonn der berühmte Gelehrte Ritter Bunsen, der ehemalige preußische Gesandte in London und Freund des Königs von Preußen, einer der gelehrtesten Männer unserer Zeit. In den letzten Jahren hatte er sich von der diplomatischen Laufbahn zurückgezogen und lebte ganz seinen Studien. Auf die „Zeichen der Zeit“ folgte sein großes Bibelwerk, dessen Vollendung ihm nicht vergönnt war. In seiner schmerzvollen Krankheit zeigte er eine bewundernswürdige Ruhe und Standhaftigkeit. — Auch die Geschichtsforschung hat einen ihrer bedeutendsten Vertreter durch den Tod verloren. In Bonn starb am 4. Dec. Professor Dahlmann. — In Frankfurt ist der Professor Hessemer vom Städelschen Institut gestorben; er hat sich auch als Poet bekannt gemacht, besonders durch das vor etwa vierzehn Jahren erschienene erzählende Gedicht „Jussuf und Nassße.“

Einladung zum Abonnement.

Zum bevorstehenden Beginne eines neuen Halb-Jahres erlaubt sich die unterfertigte Expedition zum weiteren Abonnement ergebenst einzuladen. Die Redaction wird bemüht sein, auch für die Folge eine gediegene Auswahl der neuesten bisher noch nicht in's Deutsche übersetzten **Originalnovellen** der berühmtesten Autoren des Auslandes in flüssigen Uebersetzungen zu bringen. Nachdem in diesem Umfange kein deutsches belletristisches Blatt Mittheilungen aus den Literaturen der gesammten Völkerschaften Europas bietet, wie das „Unterhaltungsblatt zur Neuen Münchener Zeitung,“ so glaubt man sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Gunst der Leser sich für das kommende Jahr erhalten und noch weiter vermehren möge. Den übrigen Raum des Unterhaltungsblattes wird die Redaction von nun ab, (wie sie auch bereits begonnen hat) weniger mit historischen Mittheilungen, dagegen vorzugsweise mit **Reiseschilderungen** aus den neuesten Werken unter Anführung der Verleger ausfüllen, um damit ebenso dem Wunsche unserer Leser als auch der Verlagshandlungen entgegen zu kommen.

Das Unterhaltungsblatt kann ohne die Neue Münchner Zeitung als selbständiges Buch von allen Buchhandlungen und Postexpeditionen des In- und Auslandes bezogen werden, das Abonnement ist halbhährig pränumerando und beträgt für München **1 fl 30 kr.** durch die Post bezogen **1 fl. 45 kr.** was für ein Werk, welches halbjährlich 26 Bogen groß Octav zählt, gewiß äußerst billig genannt werden kann. Mit dem Schluß dieses Jahres erscheint ein Inhaltsverzeichniß des I. Halbjahrbandes.

Die Expedition
des Unterhaltungsblattes zur Neuen Münchener Zeitung.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Roé.

(Fortsetzung.)

Als der Tag graute sah ich theils an den Umgebungen theils an der Richtung des Weges, daß wir uns der Umgegend von Spola während der Nacht genähert hatten. Ich sah mich um, und erkannte nun die Stätte, wo wir uns befanden. Ich kam indeß zu keinem Entschlusse, denn nach zwei schlaflosen Nächten und der Angst und den Schrecken eines ganzen Tages war ich wie berauscht im Kopfe; vor meinen Augen dunkelte es, und ich sah Alles doppelt.

Um Futter für die ermatteten Pferde und Etwas zur Stärkung des erwachten und beständig schreienden Kindes zu erhalten, machte ich in dem ersten Städtchen Halt. Die Leute, welche ich ansprach, oder nur begegnete, starrten mich mit großen Augen an, und flüsterten bald zusammen, bald deuteten sie auf mich und das Kind. Einzelne Weiber und Männer, die an mir vorübergingen, sahen sich um, um zu spähen, ob sie nicht beobachtet seien, und flüsterten mir halblaut zu: Nimm dich in Acht! Die Lechen versammeln sich! — Dieß wunderte mich zwar, gab mir aber keine weitere Aufklärung.

Nachdem ich gebetet, fuhr ich weiter und nahte mich um Mittagszeit dem Kloster von Taczliza. Da ich von der Höhe herab kam, wo sich eine weite Rundsicht eröffnete, merkte ich sogleich an Allem, was ich hier sah, daß etwas Außergewöhnliches sich vorbereitete. Die sonst so todte und öde Steppe wimmelte von Leuten, die aus dem Boden zu steigen schienen.

Ganz ferne am Horizont zeigten sich Gestalten in Bewegung und die Sonnenstrahlen fielen auf etwas Glänzendes. Als sie näher kamen sah ich, daß es bewaffnete Reiter waren, und die Sonne schien auf die Spitzen ihrer Lanzen. Trupp an Trupp zogen sie den Steppenweg und die Feldmarken entlang. Im Mittelpunct war eine dichte Masse gebildet, aus der Pferdegewieher und Trompetenschall herüber tönte.

Aus der wehenden Standarte, an den Mützen und den Farben der Uniformen sah ich sogleich, daß es Polen waren. Die ganze Schaar erschien wie die Wolken beim

gestrigen Sonnenuntergange, halb roth und halb blau. Später erfuhr ich, daß dieß die Adeligen aus der ganzen Umgegend waren, die sich der Streitmacht der Republik angeschlossen hatten, um gegen die Hajdamaken zu fechten, von denen sie sonst einzeln in ihren Schlössern ermordet worden wären.

In jenen Augenblicken war ich noch so ermattet, daß ich Alles nur wie im Schlafe oder nur halbwach sah, und mich über der in so öder Gegend ungewöhnlichen Anblick entsetzte und mir einbildete, es seien dieß keine lebenden Menschen sondern die Geister der seit Jahrhunderten in der Ukraine gestorbenen Polen, die jetzt aus dem Grabe erstanden wären, um ihre Nachkommen, so lange es noch Zeit, zu schützen und zu beschirmen, ehe die Messer des rasenden Pöbels sie bis auf den letzten Mann erwürgt hätten.

Die Haupttruppe setzte sich nun in Bewegung. Staubwolken wälzten sich über den Weg hin. Sie kamen gerade auf mich zu. Die Aussicht auf ein Zusammentreffen machte mir gar nicht bange: im Gegentheile ich freute mich. Der Empfang der mir von den Lechen zu Theil wurde, entsprach übrigens doch nicht ganz meinen Erwartungen.

— Wer bist du? — Woher kommst du? Woher hast du das Kind? schallten drohende Fragen um mich her.

Ich zeigte ihnen meine Livree von Czerkasy, aber das half mir nicht viel. Ich wollte gerade Alles erzählen, was mir begegnet, und wie Alles hergegangen, und wie ich aus den Klauen der Hajdamaken entronnen und wie es mir geglückt sei, das Kind zu retten, als mir die Sprache plötzlich versagte, denn gerade vor mir erblickte ich unseres Gouverneurs, Vejhers, bleiche entstellte Züge. Das Kind erkannte seinen Vater und verlangte schreiend nach ihm; ich erkannte ihn ebenfalls augenblicklich, erblaßte und stotterte. Er stand wie versteinert.

Er griff nicht nach den kleinen Händen, die das Kind im entgegenstreckte, nicht ein Wort kam über seine bleichen Lippen, er blickte uns unverwandt an; aber in seinem Blick war kein Leben.

Als er das Blut an den Kleidern des Kindes, und dieses in meinen Händen sah, ahnte er was vorgefallen sein mochte. Dieses Blut schrie laut zu ihm. Er war zu Pferde und hielt einige Zeit ganz unbeweglich an; kaum aber rührte sich sein Roß, als er, wie ein Stein, zur Erde fiel.

Man eilte ihm zu Hülfe und brachte ihn aus dem Gedränge.

Ich sah, wie er nach langer Ohnmacht wieder zu sich kam; ich sah, wie er, in seiner Verzweiflung sich auf dem Boden wälzend, auf das hörte, was ihm einige vornehme Lechen erzählten.

Später wurde er wieder ruhig, ließ sich wieder auf sein Pferd heben, und ritt, ohne sich nur nach dem Kinde umzusehen, mit der Truppe, die sich wieder in Bewegung setzte, fort. Später erfuhr ich, daß er es war, der zuerst das polnische Commando über den Stand der Dinge unterrichtet und die Adeligen zum nothwendigen Widerstand angetrieben, und dabei gehofft hatte, es würde ihm noch glücken, die Hajdamaken von Smila abzuhalten. Er kam leider zu spät. Gerade zur selben Zeit statteten die Hajdamaken einen Besuch in seiner Behausung ab.

Mich hielt man fest. Die Verwirrung, in der ich mich befand, wurde als Beweis dafür angesehen, daß jeder Verdacht gegen mich begründet sei. Sobald die Trup-

pen sich entfernt hatten, stieg einer der Lechen an meiner Statt in den Wagen und zwei Reiter nahmen mich zwischen sich. So wurde ich nach dem nahen Spola gebracht.

Vergebens erzählte ich, einigermaßen wieder zu mir gekommen, den ganzen Hergang der Sache. Die Lechen lachten mich nur aus und strichen ihre Knebelbärte. Sie glaubten nicht ein einziges Wort von Allem, was ich sagte. Noch vor Abend erreichten wir Spola. Das Kind wurde auf das Schloß, ich in einen Gefängnißthurm gebracht.

Hört Ihr? fragte der Alte, seine Erzählung unterbrechend. Hört Ihr, wie Euer Hengst in Einem fort wiehert? Es muß ein Paar schöne Augen geben, die in der Richtung, die Ihr genommen habt, hin spähen. Ei, ei! Ihr werdet doch wohl die Ruhe unserer Fräulein nicht gestört haben, junger Herr? — Nun, nun, in dem Fall viel Glück! Ihr seid ein wackerer junger Mann und Euer Lugowa ist ein schönes Besitzthum. Aber jetzt müßt Ihr nicht länger da sitzen und Euere Zeit verlieren und dem Alten auf der Steppe zuhören, sondern eilt zu denen, die es nach Euch verlangt. Laßt mich einstweilen nur in meinem Loche in Spola gefangen sitzen. Ihr selbst habt glücklicher Weise Euere Freiheit; und da Eures tüchtigen Hengstes Wiehern verkündet, daß sich eine Dame nach Euch sehnt, darf ich Euch nicht länger aufhalten.

Ich folgte seinem Rathe, da der Mittag nahe war, und ich nicht wünschte, daß man in Orlonicz mit dem Essen auf mich wartete. Nachdem ich dem Alten das Versprechen abgenommen, mir den übrigen Theil seiner Lebensgeschichte zu erzählen, und ihm auf den nächsten Morgen meinen Besuch angekündigt, nahm ich für dießmal Abschied von ihm.

Unterwegs sann ich über das Gehörte nach.

Es war das erste Mal, daß ich in der Ukraine jene lebendige, mündliche geschichtliche Ueberlieferung gefunden, nach der ich bis jetzt vergebens gesucht hatte. Und doch führte mir die Erzählung des Greises, obgleich sie mich 60 Jahre zurück versetzte, die Ukraine wieder so vor, wie sie jetzt ist, noch so, wie ich sie in meinem dichterischen Anachronismus mir von jeher gedacht hatte.

Jetzt sah ich sie, wie sie vor 60 Jahren wirklich war. Ein wohl noch nicht stark bevölkertes aber in stetigem Aufblühen begriffenes Land, in einem zwar im Ganzen gesicherten, aber doch noch dann und wann von Ausbrüchen schrankenloser Anarchie und angestammter Rohheit beunruhigten Dasein.

Aus der Erzählung meines Augenzeugen lernte ich nebenbei, daß der Aufstand weder unmittelbar von dem Drucke des Adels auf seine Untergebenen, noch von dem Streben der Masse nach dem Eigenthum der besseren Classen herrührte. Dieß waren wohl mitwirkende Ursachen, aber bei weitem nicht die einzigen.

Von weit größerem Einflusse waren der Haß der Stämme, die dunkle Erinnerung einer früheren, rein kriegerischen Existenz, und namentlich religiöser Fanatismus. Diese Einflüsse und ihre Wirkungen gaben dem Aufruhr in diesem Lande ein von den sonstigen Kämpfen zwischen begüterter und armer Bevölkerung ganz verschiedenes Gepräge.

Als ich nach Orlonicz zurückgekehrt war, erzählte ich von der auf meinem Ausfluge gemachten Bekanntschaft. Zulynski sagte mir, er habe mir vorsätzlich die Ueberraschung vorbehalten, unerwartet mit dem Manne zusammenzutreffen, der selbst ein Augenzeuge der mich so lebhaft interessirenden Vergangenheit gewesen, deren Zeitgenossen jetzt von Tag zu Tag seltner wurden. Ich erzählte ihm von dem Eindruck, den die

Erzählung des Alten auf mich gemacht und von dem Bilde, das ich mir jetzt von der damaligen Ukraine und dem stattgefundenen Aufruhr schuf. Er war in Allem meiner Meinung.

In einem der neulich von uns gelesenen Dichter, bemerkte Zulynski, findet sich eine Scene, in welcher ein Kosak, auf seinen Herrn erbittert, das Volk zum Aufruhr entflammt und ihm alle Unterdrückungen, die es vom Adel zu erdulden hat, schildert. Ungeachtet alles unverkennbaren Talentes des Dichters ist doch dieser Auftritt nicht in die ächten Farben geschichtlicher Wirklichkeit gekleidet. Die Vorstellung, daß zwischen dem Herrn und seinen Untergebenen kein anderes Verhältniß Platz greifen kann, als das der Unterdrückung, des Unrechts, ist einer der trivialen Lieblingsſätze der jetzigen Civilisation, den der ächte Dichter ganz und gar geistlosen Declamatoren überlassen sollte. Man hat allerdings auch in der Ukraine Beispiele von Unterdrückung und Gesetzlosigkeit erlebt; diese waren jedoch weder ein Hauptmerkmal der polnischen Herrschaft, noch Wirkung eines allgemeinen Unterdrückungssystems. Im Gegentheil hat die Abgelegenheit der ukrainischen Güter, der Mangel an Handelsverbindungen, die einen Weg zum Absatze der Landesproducte eröffnen könnten, und an Fabriken, die eine Menge Hände erfordern, in Verbindung mit der Leichtigkeit, einen überflüssigen Vorrath von Lebensbedürfnissen zu erzeugen, bewirkt, daß nicht die geringste Aufforderung für die hiesigen Gutsbesitzer vorlag, ihre Untergebenen mit unbilligen Frohndiensten oder dergleichen zu quälen. Ein hinlänglicher Beweis dafür ist der unter den Leuten in der Ukraine allgemein herrschende Wohlstand. In einem Lande, wo der Adel einem andern Volk, einer andern Religion angehört, als der gewöhnliche Mann, entzündet sich der Zwist zwischen Herrschaft und Unterthanen aus anderen Ursachen.

Einen bedeutsamen Einfluß auf die Unruhen der polnischen Provinzen in den späteren Zeiten übte die Nachbarschaft der unruhigen Kosaken aus; da ist Kleinrußland, das unter den Hetmans stand und Polen, gleich einem feindlichen Lager, an der Grenze lag; Saporosche, ein Brennpunct, wo alles Gesindel aus den umliegenden Gegenden eine Zufluchtsstätte suchte und sich bewaffnete; endlich die Hajdamaken, deren Schwärme immerwährend über die schlecht bewachten Gränzen der Republik zogen. Die Richtung der nationalen und religiösen Neigungen und die hiervon stammenden Erinnerungen der früheren geschichtlichen Zustände hielten beständig eine unruhige Stimmung in den polnischen Provinzen wach, deren gesellschaftlicher Zustand noch heut zu Tage nicht geordnet oder gesichert genannt werden kann.

Daher kommen diese häufigen Ausbrüche, diese Rückfälle, wenn man so sagen darf, von der ungewohnten bürgerlichen Staatsform in die früher so beliebte kriegerische, jene Sehnsucht nach wilder Unabhängigkeit, die das Volk geneigt machte, willig sein Ohr allen Ruhestörern zu leihen, und Vergehen, selbst Verbrechen zu verüben. Dieser Fanatismus allein ist Schuld an den Strömen vergossenen Blutes der polnischen Adeligen.

Ich beklage indeß, sagte ich, daß ich meinen Bericht über den Aufstand von einem Anhänger der Polen erhalte. Im Munde eines ächten Hajdamaken müßte er weit interessanter, vollendeter sein. Da erst müßte die Erzählung das ächte Gepräge der Ukraine tragen, während die meines Alten zu eintönig und parteiisch ist.

Es wäre so leicht nicht für Sie, Pan Eduard, bemerkte Zulynski lächelnd, einen Hajdamaken zu erwischen, der frank und frei bekennen wollte, wie viele Seelen er in die andre Welt expedirt hat.

Sie dürfen übrigens nicht glauben, fügte Herr N*, ein Freund der Familie hinzu, Ihr Alter sei ein einzig dastehendes Beispiel. Im Gegentheile: der ganze anständigere und wohlhabendere Theil der Bevölkerung hielt sich 1768 vom Aufstande fern. Manche retteten ihre adeligen Herrn oder Nachbarn. Ich selbst bin ein Beweis dafür. Mein Wirth in Humanj rettete mich, der ich damals noch ein kleiner Knabe war, und die Schule dort besuchte, indem er mich auf seinem Speicher in einem Fasse unter alten Lumpen versteckte.

So können Sie sich noch an den Aufstand erinnern?

Ich selbst, war, wie gesagt, damals noch ein kleiner Knabe, aber ich habe die Erzählung vieler Augenzeugen über jene Zeit gehört. Mangel an Vorsicht und Wachsamkeit in Verbindung mit Mangel einer hinlänglichen militärischen Macht, bewirkten, daß der Aufstand festen Fuß gewann, später immer zäher wurde und so unmenschlich wüthete. Nur hin wieder sah man Adelige und etwas Militär, die überdieß nichts anderes als ihre Säbel gegen Lanzen und Sensen hatten.

Die Leute ließen sich ganz und gar aus der Fassung bringen, wußten kein anders Rettungsmittel, als feige Flucht und fielen so wehrlos in die Hände des ersten besten Pöbelhaufens. Die wenigen kleinen, unorganisirten Cavalerieabtheilungen waren so gut wie nicht zu rechnen. Bevor Stemkowski zuletzt als Unterdrücker des Aufstandes auftrat, hätten wir leicht alle zusammen bis auf den letzten Mann ausgerottet werden können.

Jeder, der damals lebend davon kam, verdankte sein Leben dem Mitleiden und der Aufopferung des gemeinen Volks und unter diesem verstehe ich nicht allein Bauern sondern auch Städter, denn die größere Anzahl der Bevölkerung schloß sich nicht allein nicht an die Hajdamaken an, sondern setzte noch seine Freude darein, ihre Opfer zu verbergen und zu retten.

Ja, man sah auch Beispiele eines seltenen, wenn auch rohen Rechtssinnes und wirklicher Seelengröße selbst unter den Hajdamaken. Seien Sie doch so gefällig, Herr N* und erzählen Sie Pan Eduard, wie es Ihren Verwandten Osieczynski erging. Ich habe die Erzählung sowohl von Ihnen, als von ihm selbst gehört.

Mit größtem Vergnügen. — Die Sache trug sich in Jarowaty zwischen Lysianka und Tarasitscha zu. Es war gegen das Ende des Aufstandes, als die Einwohner von Jarowaty sich bei der Nachricht vom Anmarsche der Hajdamaken versammelten, um sie an der Verwüstung ihrer Felder und der Stadt zu hindern. Sie nahmen bei dieser Gelegenheit auch einige der benachbarten adeligen Familien auf, und erst nachdem sie den Hajdamaken einen hochheiligen Eid abgenommen, daß sie ihnen kein Leid zufügen wollten, erlaubten sie ihnen den Eintritt in die Stadt, um dort einen Rasttag zu halten. Die Hajdamaken marschirten nun ein und zerstreuten sich in die Schenken. —

In Jarowaty wohnte damals ein Verwandter von mir, Osieczynski, ein armer adeliger Pächter. Sein Sohn Jan war gerade auf dem Heimwege aus der Schule, als er erfuhr, daß die Hajdamaken in der Stadt seien. Er wartete deßhalb den Anbruch der Nacht ab, schlich sich dann durch die Gräben in die Stadt ein und begab sich alsbald zu einem jungen Bauernburschen, mit dem er von früher her auf sehr vertraulichen Fuße gestanden war, und bei dem er deßhalb eine Zuflucht zu finden hoffte.

Unser Mann nahm wirklich den jungen Osieczynski auch sehr freundlich auf, be-

merkte ihm jedoch, daß wenn er den Hajdamaken entkommen wolle, es kein anderes Mittel als schleunige Flucht gebe, und dazu erbot er sich, ihm behülflich zu sein. Unter diesem Vorwande trank er zuerst mit ihm einen Theil der Nacht und führte ihn zuletzt in ein abseits gelegenes Wirthshaus.

Erst, als sie dort angekommen waren, stellte er sich, als ob er rein verzweifelt wäre, erzählte, er habe ganz und gar den Weg verfehlt und sie seien hier gerade in einen Haufen von Hajdamaken gerathen. Indeß sprach er ihm Muth zu und sagte ihm, es sei wohl nichts Anderes zu thun, als ihnen entgegen zu gehen, er stehe ihm übrigens dafür, er wolle ihn retten. Wie gesagt, so gethan; aber kaum befanden sie sich unter den Hajdamaken, als der Bauer den jungen Adeligen an sie verrieth. Sie beschlossen, ihn umzubringen, vorher aber sollte er noch mit ihnen trinken und zechen.

Nachdem er einige Gläser geleert, wurde die Zunge des jungen Adeligen, der anfangs vor Angst ganz und gar versteinert war, wieder geläufig, und nun erzählte er den Hajdamaken, auf welche verrätherische Weise sein angeblicher Freund gegen ihn verfahren war; dieß empörte sie in dem Grad, daß sie ihm das Leben schenkten, doch erst nachdem sie ihn gezwungen hatten, den gebunden auf der Erde zu seinen Füßen liegenden Verräther mit einer Lanze zu durchbohren. —

Frühe am nächsten Morgen begab ich mich wieder zu meinem Alten. Obgleich die Sonne noch kaum ihr volles Licht über die Steppe warf, fand ich ihn doch schon auf dem Grabhügel sitzen. Er hieß mich „in Gottes Namen" willkommen, und begann, nachdem ich ihn gebeten hatte, seine übrigen Erlebnisse zu erzählen, folgendermaßen:

Im Anfange meiner Gefangenschaft in Spola hoffte ich, die Wahrheit würde doch noch an den Tag kommen und ich auf freien Fuß gesetzt werden, aber im Gegentheil der Schein trat immer stärker und stärker gegen mich auf.

Man untersuchte meinen Mantelsack und fand darin mehrere beim Gottesdienst gebräuchliche Silbergeräthe. Als ich dieß hörte, sah ich ein, daß ich verloren war.

Nur kurze Zeit schmachtete ich allein in meinem Gefängniß, bereits drei Tage später erhielt ich Gesellschaft und am vierten war die Thüre so gut wie nicht zu, da jeden Augenblick ein neuer Gefangener eingebracht wurde.

Vor dem Gefängnißthurme hatten einige Schmiede vom frühen Morgen bis späten Abend vollauf zu thun, den Gefangenen Fesseln um Hände und Füße zu legen, und am fünften Tage lag bereits ein großer Theil derjenigen, die am Aufstande Theil genommen, in Banden und Eisen. Unter uns waren nicht wenige, die, wie ich, aus reiner Dummheit und Unwissenheit sich an die Hajdamaken angeschlossen hatten und ihnen gefolgt waren, ohne zu plündern oder zu morden; andere dagegen hatten ihre Lanzen und Sensen recht lustig gebraucht, so lange sie glaubten, die ganze Welt sei in ihrer Gewalt, jetzt aber verloren sie den Muth ganz und gar und jammerten, wie alte Weiber, andere beobachteten ein düsteres Stillschweigen, und wenn sie, was selten geschah, den Mund öffneten, so war es nur, um laut und mächtig mit den vielen Polen zu prahlen, die sie aus der Welt geschafft, und um zu beklagen, daß sie mitten in der Arbeit gestört worden seien. Auch riefen sie trotzig den Märtyrertod für ihren Glauben an. Gott allein konnte unter uns scheiden, die Menschen schoren uns alle über einen Kamm.

Von einem meiner Bekannten erfuhr ich, wie es mit dem Blutbad in Smila weiter gegangen. Frühe am Morgen war die Nachricht eingetroffen, es sei polnisches

Militär im Anmarsch. Die Hajdamaken zogen sich über den Irdinj zurück, aber die Unordnung und das Durcheinander der Massen hinderte sie an einem geordneten Rückzug. Als sie aus dem Eichenwalde von Dubijawka herauskamen, erwartete sie eine sehr traurige Ueberraschung, sie hatten geglaubt, den Feind im Rücken zu haben, und jetzt versperrte er ihnen den Weg.

Es war gerade dieselbe Abtheilung, wahrscheinlich Leute von den Kaniew'schen Milizen, von welchen sie schon neulich bei der Mühle am Irdinj, die dem Kloster von Moschin gehörte, angegriffen worden waren.

Die Aufständischen machten nun eine Flankenbewegung gegen Swiduwko. Die Lechen folgten ihnen auf der Ferse.

Die Nacht zwang beide Parteien, Halt zu machen, aber erst nachdem der Dniepr einige Schußweiten hinter den sich Flüchtenden lag Die Hajdamaken suchten sich mittelst einer Wagenburg gegen die verfolgende Reiterei zu schützen; aber im Laufe der Nacht wurde diese durch die von Spola herankommenden Truppen verstärkt.

Von tüchtigen Anführern geleitet, kamen sie in der größten Stille an und besetzten beide Wege, den nach Smila und den nach Medweduwka.

Bei Tagesanbruch wurden die Hajdamaken gewahr daß sie umringt seien, und daß die Lechen gerade diesen Augenblick abgewartet hatten, um Allen auf einmal den Garaus zu machen. Es war ihr Ende.

Ihre Wagenburg deckte sie nicht gar lange. Die Reiterei griff an und durchbrach sie in wenigen Augenblicken. Das Treffen entwickelte sich, auf jenen weitausgedehnten sandigen Strecken, die der Dniepr, wenn er seine Ufer überschreitet, unter Wasser setzt. Da die Hajdamaken außer Stand waren, das regelmäßige Feuer der Polen und das gewaltige Einhauen ihrer festgeschlossenen Glieder auszuhalten, dehnten sie sich vorsätzlich so weit wie möglich aus, um auf diese Weise das Treffen in eine Menge Einzelnkämpfe aufzulösen.

Es glückte ihnen.

Jeder Reiter ersah sich einen oder den andern Flüchtling, und setzte ihm nach; dieser aber hielt plötzlich Stand und setzte sich zur Wehre. Obgleich auf der einen Seite die militärische Disciplin und Waffentüchtigkeit der Polen ihnen einen bedeutenden Vortheil über ihre Gegner einräumte, waren diese doch auf der andern Seite an Anzahl überlegen. Jeder Reiter hatte gegen mehrere Feinde, alle zu Fuß zu kämpfen.

Flinte und Büchse stand gegen den Karabiner. Die Sense der Hajdamaken und die Lanze der Saporogen parirten die Hiebe des Pallasch und hinderten die Reiterei, ihren Angreifern auf den Leib zu kommen, und während einer der Berittenen sich schlug, kroch oft ein anderer Fußgänger unter sein Pferd, und schlitzte ihm den Bauch auf.

So begann ein förmliches Gemetzel, in welchem die Stärke den Ausschlag gab. —

Die ganze Strecke war in Rauch und Staub von den Schüssen und dem aufgewirbelten Sand eingehüllt. Das Treffen zog sich unterdessen mehr und mehr zusammen. Die polnischen Glieder schlossen sich wieder und nachdem dieß geschehen, war keine Rettung mehr für die Hajdamaken. Diese ergriffen jetzt die Flucht, aber der Dniepr lag gerade in ihrem Rücken.

Die Verzweiflung trieb sie in die Fluthen, aber die Polen besetzten das Ufer, von wo sie ein starkes, gut unterhaltenes Feuer eröffneten. Vergebens suchte sich der

Eine und der Andere durch Untertauchen zu retten; die Nothwendigkeit wieder Luft zu schöpfen, zwang sie bald wieder auf die Oberfläche zu kommen, wo sie nur durch ein Wunder dem Kugelhagel entgehen konnten, der unaufhörlich über den Fluß hin spielte, dessen Wasser er mit Blut färbte. Viele ertranken, andere wurden erschossen, andere wurden verwundet ans Ufer geworfen. Obgleich die Anzahl der im Fluß schwimmenden sowohl Lebenden als Todten jeden Augenblick abnahm, wichen die Polen doch an jenem Tage vom frühen Morgen bis späten Abend nicht vom Ufer, von wo sie unaufhörlich zu feuern fortfuhren.

Einigen wenigen, soll es, wenigstens nach dem was erzählt wird, geglückt sein, sich mit Hülfe einiger Schilfrohre, durch welche sie Luft einathmeten, zwölf volle Stunden, oder noch länger theilweise unter Wasser zu halten, und diese waren auch die einzigen welche davon kamen; die Gebeine der übrigen spült vielleicht heute noch die Strömung des Dniepr gegen die Felsenwände. Einige von denen die als Verwundete ans Ufer gezogen wurden, erzählten mir diese furchtbare Niederlage meiner früheren Kameraden.

Einige Wochen später wurde ich mit vielen Andern, sämmtlich in Ketten und Banden nach Zytomiez gebracht. Ich war ganz verwundert über den traurigen Zustand, worin die Städte, durch die wir zogen, sich befanden, um so mehr, als sie, einen schreienden Gegensatz gegen ihr Aussehen vor einem Jahre bildeten.

Ich hatte in der Einbildung gelebt, nur in meinen Gefängniß sei es dunkel und traurig, aber jetzt war es unter Gottes freiem Himmel, weit und breit umher ebenso! Der Frühling wurde nun vom Sommer abgelöst, und die Menschen verwelkten wie das Steppengras, unter der verderblichen Dürre. Im vorigen Jahre war die Ukraine betrunken gewesen, jetzt hatte sie den Rausch ausgeschlafen und schämte sich und büßte.

In jedem Städtchen waren Galgen aufgestellt. Die Gegenden, in welchem sich der Aufstand zuletzt gezeigt, wurden zuerst von der Strafe getroffen.

Wir waren manchmal Zuschauer von Hinrichtungen.

Entsetzen herrschte überall.

Man flüsterte von den Bewegungen der Truppenabtheilungen und von den strengen Strafen, mit denen der Oberbefehlshaber Pan Stemkowski die Ukraine heimsuchte, und hierüber hatte ich auf meinem Wege von Spola nach Zytomiez hinlänglich Gelegenheit, mich zu überzeugen. Aus der letztgenannten Stadt wurden wir nach Zubowsczyna abgeführt. Hier befand sich damals ein Mann, den die Lechen Castellan Dubrawski nannten.

Es war eine sonderbare Stadt und ein seltsamer Mann. Seht nur einmal!

Auf den Gassen wimmelt es von Menschen, so dicht wie Ameisen in ihrem Haufen, nur mit dem Unterschiede, daß kaum einer von Zehn sich auf freiem Fuß befand, die Uebrigen in Fesseln, womit sie rasseln und sich fortschleppen, lauter Gefangene und Wächter. Aus der ganzen Gegend, welche damals die Wojewodschaft Kijew hieß, wurde jeder der Betheiligung an einem Verbrechen Beschuldigte nach Zytomiez und alle Gefangenen von Zytomiez nach Zubowsczyna gebracht.

Pan Dubrawski war von den Lechen als oberster Gerichtshalter dort eingesetzt. Sowie Gefangene ankamen, wurden sie von ihm mit Arbeiten belegt; sie mußten Gräben graben, Wälle um das Schloß aufwerfen, die Gassen in der Stadt kehren, mit Schubkarren fahren. Jeden Tag wurde eine Anzahl, größer oder kleiner, auf das Schloß gebracht, wo sie nach und nach das aushalten mußten, was man Untersuchung nennt.

Pan Dubrawski ließ sie auf die Folterbank legen und ergötzte und freute sich teuflisch an ihren Leiden. Wenn sie endlich durch Graben und Erdeführen ganz und gar erschöpft waren, ließ er sie wieder nach Zytomiez zurückbringen, wohin Pan Dubrawski ihnen folgte, und dort wurden sie in seinem Beisein hingerichtet, gehängt, gerädert.

Wie ein ungeheurer Kerker lag jene Stadt zwischen den dunkeln Fichten. Ich verstehe nicht, wie es für einen Menschen, der auf freiem Fuß steht, es möglich ist, dort auszuhalten.

Pan Dubrawski hingegen hatte jenen Aufenthalt bereits sehr lieb gewonnen. Das Gerücht ging, daß bei seiner zweiten Verheirathung seine Frau ihm das Versprechen abgenommen habe, keine Gefangenen mehr in der Stadt halten zu wollen; er hielt es aber natürlich nicht, da all seine Freude, sein Leben durchaus zernichtet gewesen wäre. Er war so daran gewöhnt, Leute zu verurtheilen, daß es ihm ordentlich zum Bedürfniß geworden war. Die Bauern auf seinen eignen Gütern ließ er in Fesseln schmieden, die mit Spitzen besetzt waren, und verurtheilte sie zum Tode, wenn sie das geringste sich zu Schulden kommen ließen, doch glaube ich nicht, daß er soweit ging, ein Urtheil vollstrecken zu lassen. In der Stadt und rings um das Schloß hatte er feste, dick gemauerte Kerkerthürme bauen lassen, in welche wir Nachts eingetrieben wurden.

(Forts. f.)

Die Markesas-Inseln.

Nach dem Französischen von Venanz Müller.

„Die Markesas- oder Mandana-Inseln, auch zum Theil die Washingtons-Inseln genannt, 13 an der Zahl, im Jahre 1595 von Mandana entdeckt, haben schroffe Felsenklüfte, aber dennoch höchst fruchtbare Thäler und sehr milde Luft. Die 20—25,000 Bewohner, fast von europäischer Hautfarbe, die sich auf sehr künstliche Weise tätowiren, zeichnen sich wohl durch körperliche Schönheit aus, sind aber dabei die wildesten Menschenfresser." Diese kurze Notiz ertheilt uns Cammerer's geographisches Handbuch, das wir nur als alten Bekannten von den Schulbänken her in einer Anwandlung von Pietät zu Rathe zogen. Indessen beabsichtigen wir nicht, eine genauere geographische Beschreibung von den Markesas-Inseln unsern Lesern zu geben, sondern nur eine mit wenigen Strichen entworfene Scizze über Sitten und Leben der Insulaner, welche man häufig als bluttriefende Menschenfresser irriger Weise sich vorzustellen geneigt ist. Treten wir also frisch weg in die so wenig bekannte Welt ein, indem wir einer bewährten Führerin, der Revue des deux mondes, folgen.

Die Gesellschaft auf den Markesas-Inseln bewegt sich noch in den uranfänglichsten Formen; sie theilt sich in zwei streng gesonderte Classen. Die erste Classe der Akaïki, kann man als die Aristokratie des Landes, der Geburt, dem Besitzthum und der Intelligenz nach betrachten; sie begreift die Häuptlinge und Priester in sich. Die zweite Classe umfaßt den Rest der Bevölkerung, die Kikino. Das Ansehen des Akaïki hat sehr beschränkte Gränzen und hängt hauptsächlich von seiner individuellen Thatkraft ab. Der Akaïki hat das Recht, von dem Kikino den Zehent der Ernte zu verlangen, ihm eine Abgabe aufzulegen, ihn von seinen Gründen wegzujagen, wenn er Ursache hat, sich über

ihn zu beklagen, und endlich verkündigt er die strengen, unter dem Namen Tapu bekannten Verbote. Seine Pflichten scheinen sich einzig auf Beobachtung der Tapu und auf Bestrafung derjenigen zu beschränken, welche die Tapu verletzen. Aeußerlich unterscheidet sich in Nichts der Akaïki von dem Kikino, welcher überhaupt der Diener und Soldat der Häuptlinge ist; seine gewöhnliche Beschäftigung besteht darin, die Nahrung der Familie zuzubereiten und aufzutragen. Uebrigens ißt er mit seinem Herrn aus derselben Schüssel, schläft auf der nämlichen Matte, und ist zuweilen auch der Gatte desselben Weibes. An keinen Herrn gebunden, kann er denselben verlassen und einem andern dienen. Der Akaïki ist dies durch das Recht der Geburt; aber auch der Kikino tritt durch glänzende Waffenthaten im Kriege, durch die Heirath mit einer Atapeiu (Häuptlingsfrau), sowie durch Adoptirung von Seite eines Häuptlings in die aristokratischen Reihen der Akaïki ein. Hat ein Akaïki mehrere Kinder, so erbt das erstgeborne, Knabe oder Mädchen, Titel und Vermögen; die übrigen bleiben Kikino's. Oft nehmen die Akaïki den Titel „Oberpriester" an, heißen alsdann tahuna's und assistiren den eigentlichen Oberpriestern, den tahua's bei den Opferungen und religiösen Gauklereien. Die Oberpriester werden fast alle nach ihrem Tode Götter und genießen bei Lebzeiten das Privilegium, Eingebungen von den Gottheiten zu erhalten, deren Beschlüsse sie der Bevölkerung verdollmetschen. Ferner heilen sie die Krankheiten der Seele und des Körpers, die immer eine Folge von dem Zorne der Gottheiten sind, und erfüllen dieses Geschäft in der doppelten Eigenschaft als Aerzte und Hexenmeister. Da sie sich mit einer Art von Mysterien zu umgeben wissen, die Verkündigung der Tapu (Verbote) beherrschen und Menschenopfer fordern können, so sichern sie sich eine furchtbare Macht. Anfänglich gab sich der Wille der Götter in den Tapu dem Volke durch die Vermittlung der Priester kund. Bald aber erkannten diese, welche Macht ihnen die furchtbare Waffe der Tapu über leichtgläubige, unwissende und schwache Geister verschaffen würde. Sie verbanden sich mit den Häuptlingen zu wechselseitigem Schutze und die Tapu wurden nun Ketten, in welchen der Despotismus mit all seinen Leidenschaften und Launen die Einfältigen gefangen hält.

Die Menschenfresserei herrscht allerdings im ganzen Archipel, allein die Gelegenheiten abgerechnet, wo das Fieber des Hasses und der Rache, die Wuth des Kampfes und der Taumel des Sieges die Eingebornen berauschen und außer sich bringen, nähren nur wenige Graubärte den leidenschaftlichen Geschmack für diese widernatürlichen Schmausereien. —

Eines Tages beschuldigte der Oberpriester Veketu, außer sich vor Zorn, die Vaïs irgend einer Schandthat und sagte, daß dieser Stamm mehrere große Vahi tapu (Heiligthümer, deren Betreten verboten ist) besäßen, während die Teïs nur ein einziges hätten. Der französische Commandant Collet fragte ihn, wo jene mysteriöse Hütte sich befinde, und erhielt von ihm das Versprechen, dahin geführt zu werden.

„Seit acht Tagen folgten starke Regengüsse einer langen Trockenheit. Die Thalvegetation öffnete ihre Blüthenkelche dem jungen Tage. Ueberall auf unserm Wege sendeten uns die Weiber von ihrer Hütten Schwelle die freundlichsten Grüße nach. Bald öffnete sich vor uns ein breiter Fußpfad, von ungeheuern Felsblöcken eingesäumt. Erstaunt betrachteten wir diese Cyclopenmauer, ohne zu begreifen, mit welchen Mitteln die Insulaner sie hatten errichten können. Am Ausgang dieses Passes befanden wir uns vor

dem sanft aufsteigenden Abhang eines Berges, dem geweihten Grunde. Hundertjährige Baumriesen verzweigten weithin ihre starken Aeste, die, nie von frevelnder Hand verstümmelt, im weiten Ringe Schatten und Kühle ausbreiteten. Kein Pfad, keine Spur auf dem blühenden Rasen verrieth den Fußtritt irgend eines Menschen. Nichts trauriger und erhabener als diese Ruhe, Unbeweglichkeit und Grabesstille, welche unter diesen Bäumen mit dem dunklen Laubwerk herrschte. Nach einer Strecke Weges befanden wir uns vor einer Hütte, die für die widernatürlichen Gastereien bestimmt schien. Im Innern waren einige Kopfzierrathen von Federn und dazwischen die Hirnschalen der letzten Opfer aufgehangen. Der hintere Theil der Hütte war mit den Stoffen des Landes ausgeschlagen und ein ungeheurer Schweinskopf, in ein Büschel welker Zweige festgebunden, starrte aus dem Hintergrunde nach der Eingangsthüre. In den vier Ecken standen Götzenbilder, hohe Trommeln, große Mulden von Rosenholz, oranggelbe Kürbisse lagen zerstreut auf dem Boden. Betrachtete man die Baufälligkeit dieser Hütte und die darin herrschende Unordnung, so blieb kein Zweifel übrig, daß sie nach einem Mahle verlassen worden war, das schon vor mehreren Monaten stattgefunden.

„In der Nähe befand sich ein anderes viel kleineres Gebäude, das leibhafte von den Eingebornen gefürchtete vahi tapu. Hieher kamen die Götter, um die Nacht zu durchschwärmen und inmitten von Opfernden und Geopferten ihre Orgien zu feiern.

„Nichts verrieth indessen die Wichtigkeit dieses armseligen Gebäudes, welches aus vier durch Querbalken verbundene Pfosten gebildet wurde, worüber die Cocospalme ihre Blätter und Zweige als Dach ausbreitete. Der Eingang war durch zwei gräuliche Götzenbilder vertheidigt und zwei andere schienen die Opfergaben zu bewachen, welche herumlagen und aus Stoffen, Armbändern und dergleichen harmlosen Dingen bestanden. Nirgends deutete das geringste Ueberbleibsel von einem Menschen auf die Bestimmung dieses schrecklichen Ortes. Wir bezeugten deßhalb dem Tahua unser Erstaunen, welcher sorgenvoll unsere Physiognomie zu studiren schien, und dann nach einigen Augenblicken Ueberlegung wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat, uns zu zwei ungeheuren aus röthlichem Steine gehauenen Götzenbildern führte, hinter denen er uns einen dicken Baumstummel zeigte, der zwei Ellen über dem Boden abgeschnitten und ganz ausgehöhlt war. Hier fand sich unter einer Schichte trockner Blätter ein ganzes Beinhaus. Wir verließen diesen Ort sehr zufrieden über die deutlichen Merkmale, daß er seit lange verödet und außer Gebrauch war. Wenn man dem Oberpriester Veketu glauben darf, so fressen die Insulaner die Menschen blos aus Rache. Im Allgemeinen wendet man, um Menschen abzuthun, dieselben Mittel wie bei den Thieren an. Den Kriegern gehören die Augen, das Herz wird roh gespeist; der Körper wird, mit Tiblättern gespickt, auf ein Lager rothglühender Steine gelegt, mit Blättern umwickelt und mit Erde überdeckt, am ersten oder zweiten Tage gebraten und am dritten und dem darauf folgenden Tage verzehrt. Die Häuptlinge, Oberpriester und Greise dürfen allein an dem scheußlichen Mahle theilnehmen; in Kriegszeiten werden auch die Kikino's zugelassen. Mit einem scharfen Rohre zergliedert man den Körper: Füße, Hände und Rippen gebühren den Häuptlingen, die Hinterbacken den Oberpriestern. Die Weiber sind von diesen Schmäusen ausgeschlossen, die ihnen übrigens den tiefsten Abscheu einflößen, und mehrere Tage lang fliehen sie mit Eckel alle eines solchen Mahles verdächtigen Theilnehmer."

Der Nukahivier*) ist hoch und schlank gewachsen, den Kopf trägt er stolz und zuweilen anmassend, sein Gang ist leicht, aber sicher und kühn. Er scheint weniger für den Kampf, als für Laufen und Klettern gebaut zu sein. Seine Gesichtszüge sind rein und regelmäßig, mit einer Adlernase und proportionirtem Munde.

Wenn der Nukahivier mit Aufregung spricht, so funkelt sein großes schwarzes Auge wie Perlmutter in wechselndem Glanze und wie Silberglanz bricht das blendende Weiß seiner Zähne aus dem bemalten Gesichte. Er ist sehr reizbar, unruhig, ungeduldig. Und die Reizbarkeit seines Nervensystems erklärt das Aufwallen seiner Leidenschaften und fieberhaften Erregung durch das Gefühl der Rache. Er hat alle Fehler und Vorzüge seiner Natur und wenn man ihn nach Umständen grausam bis zur Wildheit nennt, so ist diese Beschuldigung entweder übertrieben oder wenigstens mehr seinen religiösen Uebungen als seinem Charakter zur Last zu legen.

Die Weiber sind von mittlerer Statur, aber unübertrefflicher Reinheit der Formen. Ihre Haut ist äußerst fein und namentlich sind ihre mit Sorgfalt gepflegten Hände von überraschender Schönheit. Wenige Weiber der Welt entfalten eine größere Anmuth, wenn nicht in ihren Bewegungen, doch wenigstens in ihrem Gliederbaue, und ihre nächsten Nachbarinnen im Archipel, die vielgerühmten Tahitierinnen sinken zu schwerfälligen, dicken, sonneverbraunten Bäuerinnen herab, neben den Mädchen von Nukahiva, so leicht und elastisch von Kopf bis zu Fuß.

Die Eingebornen sind im Allgemeinen sehr schweigsam und wortkarg, und oft theilen sie sich ihre Gedanken nur durch ein Physiognomiespiel mit, was für den Europäer schwer zu verstehen ist. Mit dem Rücken an einen Stein gelehnt, sitzen sie einander gegenüber, und schauen sich, den Kopf in beide Hände gestützt, ganze Stunden lang an, ohne ein einziges Wort zu wechseln. Faul, unempfindlich und unvermögend sich einer geregelten Arbeit zu unterziehen, bringen sie den größten Theil des Tages im Schatten eines Baumes auf Matten ausgestreckt zu, schlafen, singen und winden Blumenkränze. Obwohl sehr sinnlich, Feinschmecker, unbekümmert um Morgen, haben sie doch einen schnellfassenden Geist, gesundes Urtheil und eine sehr richtige Anschauung von gut und recht.

Die Ehe zu Nukahiva ist keine für die Ewigkeit genietete Kette, sie ist eine Guirlande, die man trägt, so lange sie leicht, und zerreißt, wenn sie schwer scheint. Nichts macht sich leichter als eine Heirath. Wenn sich zwei junge Leute nur einigermaßen anstehen, verlangen sie von ihren Familien die Erlaubniß zusammen zu leben. Ist die Einwilligung ertheilt, so macht man den Verlobten Geschenke mit Kleiderstoffen, Waffen und Kriegsvorräthen, und man versammelt bei dieser Gelegenheit die Verwandten um ein geschlachtetes Schwein. Die Hütte einer der beiden Familien nimmt alsbald das junge Paar auf, und die Heirath ist ohne weitere Ceremonien vollzogen. Legen jedoch die Eltern Hindernisse in den Weg, so suchen gewöhnlich die Liebenden anderswo ein Obdach und die Heirath findet doch statt. Wenn nach einer gewissen Probezeit die Gatten finden, daß sie zu einem harmonischen Eheconcert nicht gleich gestimmt sind, so gehen sie freiwillig wieder auseinander und die Sache ist beendigt. Verläßt aber das Weib aus Laune die Hütte ihres Gatten, um einem andern Liebhaber zu folgen, so lauert ihr der beleidigte Ehemann auf und unterwirft sie wiederholten scharfen Züchtigungen. Natür-

*) Nach der Hauptinsel Nukahiva pflegt man zuweilen die Eingebornen der ganzen Inselgruppe „Nukahivier“ zu nennen.

lich eilt der Nebenbuhler zum Schutze seiner in Thränen schwimmenden Geliebten herbei, ein Streit entspinnt sich, die Beile treten ins Mittel und der Handel endigt sich häufig mit dem Morde eines der Gegner. Einige Weiber haben mehrere Gatten, allein das Recht, mehrere Männer zu besitzen, gebührt nur den Häuptlingsfrauen. Das Verlangen Kinder zu haben, gründet sich auf zwei ernste Beweggründe, wobei das persönliche Interesse eine ebenso große Rolle spielt als das Bedürfniß nach Liebe; in erster Linie die Nothwendigkeit, sich für das Alter eine Stütze zu schaffen, die außerdem sicherlich in einem Lande fehlen würde, wo man so zu sagen nur das Recht des Stärkeren anerkennt; zweiter Grund ist die Furcht einsam und verlassen sterben zu müssen. In der That, auf den Markesas-Inseln umgiebt nur die Familie den Sterbenden mit den nöthigen Ceremonien, um seiner Seele den Eintritt in die andere Welt zu erleichtern, nur sie allein erweist dem Todten die letzten Pflichten. Ist eine Familie nicht vorhanden, so laufen die sterblichen Ueberreste Gefahr, ohne weitere Umstände verscharrt oder ins Meer geworfen zu werden, in welchem Falle die Seele weder ins Paradies, noch in die Unterwelt gelangen kann, und ewig in den Leichnam eingeschlossen bleibt. Von diesem Glauben stammt eine auf den Inseln sehr verbreitete Gewohnheit her: Familien mit reichem Kindersegen treten einen Theil davon an kinderlose Familien ab. Hier also auf den Markesas-Inseln findet das Sprichwort, daß viele Kinder ein Segen Gottes sind, gerechte Würdigung. Die eingebornen Kinder thuen fast, was ihnen beliebt, Niemand beleidigt, Jedermann liebt sie. Nach Gefallen schweifen sie umher, überlassen sich mit sanfter Fröhlichkeit ihren Spielen, bei denen der Lärm und die Schlägereien unserer civilisirten Kinder ein unerhörtes Schauspiel abgeben würde. Ueberhaupt sind diese Kinder sehr sanft und scheinen die glücklichsten der Welt zu sein. Wenn ein Knabe soweit im Alter vorgeschritten ist, daß er sich mit dem nöthigen Lebensunterhalte versehen kann, so baut er sich just da, wo es ihm gefällt, aus Zweigen und Blättern eine lustige Hütte, und kümmert sich nicht weiter um seine Familie bis zum reiferen Alter, mit dem erst seine Anhänglichkeit an dieselbe sich zu entwickeln scheint, während dagegen seine Eltern mit Sorgfalt über ihn wachen.

Die tägliche Beschäftigung der Eingebornen ist sehr leicht. Das Einsammeln der Brodfrucht und der Fischfang sind ihre Arbeiten, worunter letzterer die beschwerlichere ist. Im Mai, Juni, Juli und August besuchen unzählige Züge eines kleinen Kuavena genannten Fisches die Baien des Archipels. In den mondlosen Nächten nun sieht man ein halb hundert Piroguen mit einer gewaltig flammenden Fackel im Vordertheil bis zur Einfahrt der Baien hinauslaufen, wo sie sich in Gestalt einer feurigen Kette, eine hinter der andern, aufstellen und so wieder umkehren, indem ihnen die Fische zu verschiedenen Uferstellen nachfolgen, wo sie von der Bevölkerung mit Netzen gefangen werden. Dieser kleine Fisch ist roh gegessen sehr schmackhaft; die Leute machen sich auch gleich über ihn her und essen nach Herzenslust; der Rest wird in hölzerne Gefäße oder in Säcke gepackt, um in den folgenden nächsten Tagen gleichfalls roh verzehrt zu werden.

Die Arbeit der Weiber beschränkt sich auf das Abschälen und Rösten der Brodfrucht und auf Zubereitung einiger anderen Speisen, Beschäftigungen, die nur einige Stunden der Woche in Anspruch nehmen. Die übrige Zeit bringen sie zu mit Schlafen, Singen, Baden, Winden von Blumenkränzen und mit Musik. In der That ein beschauliches Leben, die Insel der Kalypso ohne Mentor! Sie spielen auf der Flöte mit

der Nase, indem sie ein Nasenloch mit dem Finger zuhalten und vertrauen ihre geheimen Liebesseufzer den äolischen Vibrationen eines Instrumentes an, welches man prosaisch eine Maultrommel nennt. —

Die Ankunft eines Schiffes setzt die Eingebornen in die größte Aufregung, jeder eilt an den Strand, es zu erwarten, und die Weiber erhalten von ihren Gatten und Eltern Anempfehlungen ohne Zahl. Man bezeichnet ihnen, was sie Alles für ihre Gunstbezeugungen, die sie den Ankömmlingen im ausgedehntesten Maße zu schenken bereit sind, fordern sollen; man ermahnt sie sogar zu stehlen, wenn's gelegentlich geschehen kann. Endlich kommt das Schiff am Hafeneingang in Sicht, und von allen Seiten wälzen sich ihm lawinenartig dichte Weiberknäuel entgegen; eine letzte Anempfehlung — gesalzener Fisch! Pulver! rothe Zeuge! Halsbänder! rc. — folgt den Dahineilenden. Und all' diese Weiber spalten mit einer Hand die Wellen, mit der andern schwingen sie über ihren Köpfen ihre an Stöcke befestigten Gürteltücher, stoßen ein gellendes Geschrei aus, und jede strengt sich aus Leibeskräften an, zuerst das Schiff zu erreichen. Aber das Ziel ihrer Anstrengungen ist beweglich und je nach dem Winde nähert es sich jetzt oder entfernt sich wieder, um den Ankergrund zu suchen.

Doch da heißt es sich eilen, denn die Schiffsmannschaft trifft ihre Wahl ohne Aufschub und den Säumigen wird das Betreten des Deckes unbarmherzig oder wenigstens nicht ohne den größten Aufwand unwiderstehlicher Verführungskünste verweigert. Niedergeschlagen kehren die Letztangekommenen zum Strande zurück, verfolgt von den gemeinen Witzen und dem schallenden Hohngelächter ihrer an Bord aufgenommenen Gefährtinnen. Diese Scene wiederholt sich beim Erscheinen jedes Schiffes. Am folgenden Tage werden die Weiber in Wallfischfängerbooten wieder an den Strand gesetzt. Ankern mehrere Schiffe zugleich auf der Rhede und genügt die Anzahl Weiber, welche gewöhnlich an Bord gehen, nicht, so erläßt man einen Aufruf an die entfernteren Stämme, und allabendlich nehmen die Schiffsboote eine neue lebendige Ladung ein.

Von malerischem Gesichtspuncte aus betrachtet, ist es ein reizendes buntes Schauspiel, diese Wallfischfänger, gerudert von stämmigen Matrosen in scharlachrothen und hellgestreiften Hemden, über das Wasser, welches im Widerscheine der untergehenden Sonne schillert, sorglos dahin gleiten zu sehen. An allen Matrosen zerren schäkernd blumenbekränzte, mit Guirlanden umschlungenen Weiber im malerischen Faltenwurfe der weißen Tapa; einige sitzen niedergekauert und lassen ihre Arme im Kielwasser nachschleifen, andere stehen aufrecht mit der Flöte an den Nasenlöchern, die Maultrommel an den Lippen oder mit den Händen klatschend vor ungebundener Lust. Doch leider verwandelt sich schnell diese malerische Scene! Die Nacht senkt ihren Schleier tiefer auf die Erde — aber das wilde Geschrei zügelloser Lustbarkeit, die aus der Dunkelheit herüberschallenden heisern Hurrah's verrathen uns bald die scandalösen Mysterien dieser nächtlichen Orgien. Und dann kommt uns der schmerzliche Gedanke, daß die Erzeugnisse unserer Civilisation: starke Liqueure, Tabak, Stoffe, Geräthschaften und Waffen die Triebfeder dieser Verirrungen und die Ursache dieser beklagenswerthen Scenen sind, und man begreift, daß die Leichtigkeit, mit welcher man sich die so heiß ersehnten Dinge verschafft, ein ernstliches Hinderniß jeder geregelten Arbeit, und der häufige Verkehr mit ausgelassenen, rohen Menschen ein weiterer Grund der Sittenverderbniß dieser unglücklichen herrlichen Menschenrace ist.

Notizen.

*** **(Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.)** Briefwechsel und Gespräche Alexanders von Humboldt mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856. — Der Hohenstaufen und seine Fernsicht. Von E. Keller. — Hermann der Prämonstratenser oder die Juden und die Kirche des Mittelalters. Von F. W. Weber. — Der Prairie-Teufel. Roman aus dem amerikanischen Leben. Von O. Ruppius. — Meeresstille und hohe See. Neue Seegeschichten. Von H. Smidt (Forts. f.)

... Meteorsteine. Nach den „Blättern für Handel und Gewerbe, I. Js." fiel am 1. Mai d. J. ein gewaltiger Schauer von Meteorsteinen zu New-Concord, unweit Zanesville in Nordost-Ohio in Nordamerika. Mehr als 30 Steine sind schon aufgefunden, einer derselben 103 Pfund schwer, mehrere 50 Pfund und kleinere Ein Stein von 55 Pfund wurde im Falle gesehen und noch so warm aus der Erde gegraben, daß man ihn mit der Hand nicht fassen konnte. Der größte Stein wurde erst 3 Wochen nach dem Ereignisse gefunden. Er hatte am Fuße einer Esche 3' tief in die Erde geschlagen. Er wird als nahezu fünfseitig, sehr flach und ganz überrundet beschrieben. Zerbrochene Steine sind grau, feldspathartig mit Kügelchen. Das Ereigniß fand am hellen Tage statt, um 12 Uhr 46 Minuten. Man hörte auf 50 Meilen Entfernung zu Marietta am Ohio einen so lauten Schall, daß die Häuser erbebten und die Aufmerksamkeit der Bewohner gebannt war. In New-Concord wurden 3 Explosionen gehört, einige zählten 23 derselben, die sich rasch wie Peletonfeuer folgten. Zwischen den drei Explosionen waren Pausen von 10 und 3 Secunden. Als die letzte Explosion stattfand, zeigte sich ein Schauer schwarzer Gegenstände, wie eine Flucht schwarzer Vögel, die aus einem Gewölke sich rasch zur Erde stürzten. Die Steine fielen auf einen Raum von 10 Meilen lang und 3 Meilen breit, in der Richtung von Nordost nach Südwest. In allem hat man etwa 700 Pfund Steine als Ergebniß des gewaltigen Falles aufgesammelt.

... Eine Naturmerkwürdigkeit, welche wohl Aufmerksamkeit verdient, ist ein bei der Beltz'schen Oelmühle unter dem Hammerrasen in Nordhausen stehender Pappelbaum, ein Riese in seinem Geschlechte. Derselbe hat unten an der Erde nicht weniger als 27' 6" an Umfang, 3' über der Erde circa 22' 6", über der Erde 21' 4". Bei 22' Höhe hat der Schaft noch 20' 8" Umfang; dort verzweigt er sich in 6 Aeste, von denen der stärkste 8' 9", der schwächste 6' im Umfang hat. Die Höhe mag gegen 120' betragen.

*** **(Todesfälle.)** Vor einigen Tagen starb in Berlin der bekannte Schriftsteller und Kritiker Ludwig Rellstab. Man fand ihn Morgens todt vor seinem Bette; am Abend vorher schon hatte ihn der Schlag getroffen. Der Verstorbene war in der preußischen Hauptstadt eine allbekannte Persönlichkeit, gleichsam ein Stück von Berlin; wenigstens das vormärzliche Berlin war ohne ihn nicht zu denken, und auch in das heutige ragte er noch mit seiner Thätigkeit für die Vossische Zeitung, mit der Unzahl seiner Recensionen über Opern und Concerte, mit seinen berühmt gewordenen Weihnachtswanderungen herein. Rellstab war ein Mann von fabelhafter Arbeitskraft; er schrieb mit fast unglaublicher Leichtigkeit, freilich auch mit großer Leichtfertigkeit, Werke aller möglichen Art, Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, Biographieen, Charakteristiken. Das alles leistete er noch neben seiner täglichen Thätigkeit für die Vossische Zeitung, neben dem Besuch des Theaters und des Concertsaales, neben Gesangstunden und dem geselligen Leben im eignen oder im fremden Hause. In musikalischen Dingen war er vor langen Jahren eine gewichtige Persönlichkeit und hat, — seine Feinde mögen dagegen noch so sehr eifern — viel Gutes geleistet. Er war es, der in der Presse Weber gegen die Mißgunst und Verfolgungssucht des maßlos eitlen Spontini schützte; in den Angriffen auf diesen letzten Meister ging er freilich viel zu weit. In jüngeren Jahren, als er noch einen freieren Blick und mehr Elasticität des Geistes hatte, ist manche treffliche Monographie, z. B. über Berger, die Schröder-Devrient, von ihm

geschrieben werden. Auf dem Gebiete der Erzählung hat er stets mehr Glück als Verdienst gehabt. Wer aber hätte nicht in jungen Jahren den Roman 1812, der bis heute immer neue Auflagen erlebt, verschlungen, den Brand von Smolensk, die Schlacht von Borodino, die Katastrophe in Moskau mit Spannung verfolgt. Für seine zahlreichen Novellen fand er stets Verleger und Leser; sie sind im Grunde alle Mittelgut, aber doch nicht ohne Talent, das allerdings niemals Mühe und Zeit an die eigne Ausbildung gewandt hat. Als Dramatiker hatte er geringe Erfolge; nur die Bearbeitung des „Eugen Aram" machte zu der Zeit, als dieser Roman Bulwers zu den Lieblingsbüchern gehörte, einiges Glück. Seine letzte Arbeit war die Abfassung der Denkwürdigkeiten aus seinem bewegten Leben. Eine neue Ausgabe seiner gesammten Schriften in 20 Bänden ist gerade im Erscheinen begriffen. — Rellstab war 1799 in Berlin geboren; er machte den Feldzug von 1815 als Freiwilliger mit, war einige Zeit Lieutenant in der Artillerie und widmete sich dann ganz der Schriftstellerei.

In Frankfurt starb am 5. Dec. die Frau Geheimerath Willemer; es war eine der letzten hier lebenden Personen, die in regem, geistreichem Verkehr mit Goethe gestanden, und welche sich dessen Achtung und Freundschaft im hohen Grade erworben. Ihre Liebe für Kunst und Literatur, und ihr liebenswürdiger, lebensfrischer Geist, der so wohlthuend und ermuthigend auf alle, die ihr nahe kamen, wirkte, verließen sie bis zu ihrem friedlichen Entschlummern keinen Augenblick. Sie erreichte ein Alter von 76 Jahren.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

30. December 1860.

I. Jahrgang. Nro. 29.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Noë.

(Fortsetzung.)

In ein solches Loch war ich jetzt eingesperrt. Ich muß hinzusetzen, daß Pan Dubrawski viel erbitterter auf mich, viel blutdürstiger gegen mich gesinnt war, als gegen alle Räuber und Verbrecher die am Aufstande Theil genommen, und mit deren bleichenden Knochen er die Umgegend von Zytomiez besäet hatte. Die Frau des Gouverneurs von Smila war eine leibliche Schwester seiner Frau. Das Kind das ich von dem Loose, den Kugeln der Kosaken zum Opfer zu fallen, gerettet hatte, war nach Zubowsczyna gebracht worden, wo ich es einmal mit einigen Frauenzimmern aus dem Schlosse kommen sah, ohne daß ich ihm mich nähern konnte.

Pan Dubrawski betrachtete mich als seinen Entführer und als den Mörder seiner Mutter und eiferte nach nichts mehr, als mich zum Danke für meine gute That am Leben strafen zu können. Er verhörte mich in höchst eigener Person. Während seine Schreiber an der langen Tafel beschäftigt waren, saß Dubrawski in einem vergoldeten Lehnstuhl und vor ihm stand ich in Ketten.

Er suchte bald durch Drohungen, bald durch Ueberredung auf mich einzuwirken und heftete einen so durchbohrenden Blick auf mich, daß es mir durch Mark und Bein ging.

Kastellan Dubrawski war ein schwerer, baumstarker Mann mit rothen Rinnaugen, vielleicht rannen sie von all dem Blut, das er vergoß. Er hatte keinen Zahn mehr im Mund.

So vor ihm zu stehen, war bereits an und für sich furchtbar genug, und besonders wenn man sein brennendes Verlangen kannte, Einen an den Galgen zu schicken. Aber, obgleich er mich einen ganzen Tag im Verhör behielt, war es ihm doch nicht möglich, mich irgend eines Verbrechens zu überführen.

Doch war er soweit entfernt, daran zu denken, mich in Freiheit zu setzen, daß er im Gegentheile Befehl gab, mich noch strenger in den Fesseln zu halten und mich

hungern zu lassen, dabei drohte er, mich auf die Folterbank spannen zu lassen, worauf ich, wie er sagte, bald ein anderes Liedlein pfeifen würde.

Und wirklich — nachdem ich es so einen Monat, zwei Monate ausgehalten, kam ich auf den Gedanken, eine falsche Anklage gegen mich selbst vorzubringen. Das Leben zu verlieren, dachte ich, müsse doch dieser langen, schrecklichen Qual bei weitem vorzuziehen sein.

Wenn ein Mensch seiner Freiheit beraubt ist, gleicht er sich selbst im freien Zustand so wenig, als eine Schwalbe im Winterschlaf derjenigen, die im Sommer frei unter dem Dache des Landmannes nistet. Die Gefangenschaft brachte dieselbe Wirkung auf mich hervor, wie eine schwere Krankheit; ich wurde an einem Tage älter, als sonst in einem Jahr. Ich, der im Anfange meiner Gefangenschaft über diejenigen gespottet hatte, die ihrer Verzweiflung in weibischen Klagen Luft machten, ich brach nun selbst mehrmals des Tags in heftiges Weinen aus.

Wenn ich mich nur an meine Familie, an die Zeit, in der ich frank und frei war, erinnerte, wenn ich meine Gedanken den mir auferlegten, unverschuldeten Leiden zuwandte, stürzte ein Thränenstrom mir aus den Augen. Es schnitt mir in's Herz, daß gerade diejenigen, denen ich den größten Dienst erwiesen, die Werkzeuge meines Untergangs sein sollten; ja, ich kam so weit, in manchen Augenblicken zu bedauern, daß ich die mir auferlegte Strafe nicht besser verdient habe. Und so jung und so schrecklich zu sterben, ohne den Segen meines Vaters, ohne die Thränen meiner Mutter!

Ich fühlte Mitleid mit mir selbst.

Als ich so eines Nachts da lag und über mein Schicksal weinte, — es mochte um Mitternacht sein, und der Vollmond schien klar durch die Gitter meines Kerkers — mußte ich eingeschlummert sein, denn ich träumte, ich sei draußen, auf der öden stillen Steppe und suche mit Pan Vejher nach Schätzen. Ich kämpfte gegen die heftigen Windstöße, die jeden Augenblick das Licht in meiner Laterne, bei deren Schein wir einen Hügel durchgruben, auslöschten, bis es zuletzt schien, als ob eine unsichtbare Hand die Flamme schütze, die jetzt hell brannte und die Grube bis auf den Grund erleuchtete.

Mit einem Male verwandelte sich mein Traum.

Es kam mir vor, als ob man mich durch eine große Volksmenge an einen mir unbekannten Ort führte. In meinen Schmerzen und meiner Angst stieß ich einen Schrei aus und erwachte.

Ich sehe mich um, und was erblicke ich? Meinen Kerker in der stärksten, hellsten Beleuchtung. Entsetzt sprang ich von meinem Lager auf; aber meine Kniee schwankten mir, als ich mit einemmale mitten im Glanz ganz deutlich vor mir stehen sehe — die Frau von Emila, die Mutter des von mir geretteten Kindes. Wenige Schritte von mir stand sie in bleudendem Lichte; drei rothe Streifen liefen vom Herzen nach den Füßen, und sie betrachtete mich mit so engelreinem, verklärten Blick, daß ich, Anfangs halbtodt vor Schrecken, wieder zu mir kam und fühlte, daß ich mich in der Nähe eines seligen Geistes befand. Ich stammelte ein Gebet.

Ich hörte jetzt ganz deutlich die Worte: „Ich werde Zeugniß für dich ablegen!"

Das Gesicht währte ungefähr so lange wie das Evangelium bei der heiligen Messe. Das Licht nahm nun immer mehr und mehr ab, als ob es sich entferne. Die

Mondstrahlen drückten den erbleichenden Schimmer nieder, und auf ihnen, wie auf einer Treppe von Silber, verließ die selige Gestalt meinen Kerker. —

Als Alles vorbei war, kam eine eisige Angst über mich; mein Herz schlug heftig und ich schloß die Augen, denn ich fühlte, ich würde eine solche Erscheinung nicht wieder ertragen können.

Ein solches Wunder bewirkte Gott, der meine Unschuld kannte. Ihr glaubt vielleicht, ich betrüge Euch oder mich selbst? — Nein! — Gott, der in nicht langer Zeit mich zu sich rufen wird, der Heilige, der zu seiner Rechten tritt in dem furchtbaren Augenblicke, in dem die Seele vor ihrem Schöpfer steht, sind meine Zeugen, daß ich des Herren Namen nicht leichtsinnig anrufe, und daß ich mich nicht vor Menschen dadurch erhöhen will, daß ich von einer Gnade erzähle, die mir einst zu Theil geworden ist. Nein, die Erscheinung, die ich Euch erzählte, habe ich wirklich in meinem Kerker gehabt, zur Nachtzeit, und es war nicht im Traume, sondern im Wachen, daß die Folgen, die ewig denkwürdigen Folgen davon, sich mir augenscheinlich zeigten.

Es ist einen lebenden Menschen schwer, die Nähe eines Geistes auszuhalten. Die ganze Nacht konnte ich vor Angst kein Auge zuthun; erst, als das Tageslicht durch meine Gitter graute, fielen meine müden Augenlider zu. Es währte indeß nicht lange, bis ich über dem Oeffnen der Thüre und bei den lauten Schritten einiger Eintretenden erwachte. Ich glaubte, sie kämen, mich zum Tod zu führen; aber es war eine ganz andere Nachricht, die sie mir brachten. Sie lösten mir die Ketten ab, und sagten mir, ich solle zum Herrn geführt werden. Dabei erzählten sie mir, seine Frau habe heute Nacht eine Erscheinung gehabt. Sie habe nämlich ihre verstorbene Schwester gesehen, die ihr versicherte, ich habe das Kind aus den Händen der Hajdamaken gerettet, und ihr auferlegt, mich in Freiheit zu setzen und gut zu behandeln.

Die Frau habe sich alsbald am Morgen vor ihrem Manne auf die Kniee geworfen und sei nicht eher aufgestanden, bis er versprochen habe, mir die Freiheit zu schenken.

Ich dankte Gott und den Heiligen, die mir zu Hülfe gekommen, und folgte meinen Führern auf das Schloß. Mit dem Kind ihrer Schwester auf dem Arm kam die Frau mir im Zimmer entgegen. Verzeihe uns, sprach sie zu mir, verzeihe uns, daß wir ungerecht dich als Schuldigen behandelt haben! Jetzt bin ich überzeugt, du bist unschuldig und der Retter dieses Kindes, denn ich habe es von ihren, unserer Todten, Lippen gehört die mir heute Nacht so deutlich erschienen ist, wie ich dich hier sehe.

Nimm dieß, fuhr sie fort, während sie mir ein Päckchen übergab, damit du etwas zu leben hast, wo du hin kommst, denn hier zu bleiben wird man dir nicht erlauben. Und nimm auch dieß Zeichen, sagte sie und nahm ein goldenes Kreuz vom Halse des Kindes, nimm das, damit wir einst daran dich oder die deinigen zu erkennen vermögen, wenn jemals ich oder sie — hier zeigte sie auf das Kind — in den Stand gesetzt sein werden, dir besser zu danken.

Mehr sprach sie nicht, denn in diesem Augenblicke trat Jemand in das Zimmer bei dessen Ankunft sie aus Angst verstummte.

Es war der Herr!

Sein eigenes Weib zitterte vor ihm. Er trat herein, stellte sich mitten ins Zimmer, kreuzte seine Arme übereinander, heftete seine kleinen, rothen Katzenaugen auf mich

und — sprach kein Wort. Es bedurfte dessen nicht! Dieser Schlangenblick sagte mir deutlich genug, wie viel es ihm kostete, mich entschlüpfen zu lassen, und wie hart es ihm fiel, um eine einzige Christenseele zu kommen, an der er seine Mordlust kühlen konnte.

Nachdem er mir noch einen düsteren Blick zugeworfen, verließ er das Zimmer durch die entgegengesetzte Thüre, zu welcher sogleich zwei seiner Soldaten herein kamen.

Sie führten mich in den Hof hinab, wo für mich und sie Pferde gesattelt standen, nahmen mich zwischen sich und sprengten davon.

Als wir Zubowszyna hinter uns hatten, sagten sie mir, ihr Befehl laute, mich über Balta nach der Gränze zu führen, und mir einzuschärfen, daß ich, sofern mir mein Leben lieb wäre, mich niemals mehr unterstehen solle, meinen Fuß auf das Gebiet der Republik zu setzen. Was ihnen befohlen war, vollbrachten sie.

Wir eilten ohne Rast Tag und Nacht hindurch fort, bis sie mich endlich wie Kehricht über die Grenze gefegt hatten. So schenkte mir der Schreckensmann zwar das Leben, trieb mich aber zum Ersatze dafür aus dem Vaterland. —

In seinem eigenen Leben ist doch noch viel größeres Elend über ihn gekommen, als das, wozu er dich verurtheilt hat, sagte ich, den Alten in seiner Erzählung unterbrechend. Der Tyrann mußte selber im Gefängniß schmachten und versank später in die bitterste Armuth. Seine großen Güter gingen in fremde Hände über. An seiner eigenen Hausthüre mußte er als Bettler stehen, den Niemand kennen wollte, verhöhnt und verspottet von den Dienstleuten, die früher seine Untergebenen gewesen waren.

Ach, seufzte der Alte. Wirklich? Ja, Gottes unergründliche Strafe trifft die Menschen doch einmal! Erst in jenem Leben wird es klar vor uns werden, wer hier in Wahrheit glücklicher war, als sein Bruder. Hier ist es ungewiß, wer mehr zu beklagen sei, dieser oder Jener. —

Fahre fort in deiner Erzählung! bemerkte ich.

Ich habe nicht mehr viel übrig, antwortete der Greis. In Balta riethen mir meine Begleiter, ich solle, wenn ich anders irgend mit Geld versehen sei, mir Lebensmittel kaufen, da es auf der bessarabischen Steppe gerade nichts Leichtes sei, solche zu bekommen. Ich folgte ihrem Rath.

Frau Dubrawski hatte mir in dem Päckchen, das sie mir beim Abschiede zuschob, viel Geld mitgegeben.

Für einen Ducaten kaufte ich mir auf dem Markt übergenug Brod, Käse, geräuchertes Fleisch und Branntwein.

So machte es, erzählte man mir, Jeder, der im Begriffe stand, sich auf die Steppe, dieses ungeheure, öde Meer zu begeben. Ich belud mich deßhalb tüchtig und führte Lebensmittel auf mehrere Wochen bei mir.

Eines Morgens endlich kamen wir über Sieniucha, und wir befanden uns ausserhalb des polnischen Cordons. Meine Führer wandten sich um, und ich befand mich mutterseelenallein auf der todesstillen, unermeßlichen Steppe.

Ich wanderte in gleicher Richtung fort, ohne mir die vergebliche Mühe zu nehmen, nach irgend einem Wege zu spähen. So ritt ich einen Tag, zwei Tage, drei Tage fort, ohne auf einen einzigen Menschen zu stoßen.

Für uns in der Ukraine hier hält es eben nicht schwer, sich satt an der Steppe zu sehen, und doch haben unsere Steppen mit den dortigen jenseits Sieniucha und längs

des Bug gerade so viel Aehnlichkeit, wie ein schmächtiges Füllen mit einem ausgewachsenen Hengst, wie der seichte Tykicz mit dem Dniepr, wenn er im Frühjahre über die Ufer tritt.

Mir, der ich fast die Hälfte meines Lebens auf der bessarabischen Steppe zugebracht, kommt es oft vor, als befinde ich mit meinem stillen, einsamliegenden Hause mich mitten in einer großen Stadt. Und, wie kann denn im Grunde die Rede von Einsamkeit und Oede sein, wo man vom ersten besten Grabhügel Aussicht auf ein Paar Kirchen, mehrere Dörfer, mehrere Gemeindeheerden hat, die auf ihren Gemarkungen weiden? — Nein! Wollt Ihr wissen, was eine Wüste, eine wirkliche Wüste zu bedeuten hat, so begebt Euch jenseits des Bug!

Als ich dorthin kam, verschwand jede Spur unserer Eichenwälder, unserer Haine, unserer Sträucher; vor mir erstreckte sich nach allen Richtungen die einförmige, glatte, flache Oede, ohne die mindeste Erhöhung oder Vertiefung, ohne Wasser, ohne eine Spur irgend eines menschlichen Wesens.

Als ich mich am ersten Tage noch umwandte und gegen Polen zurückschaute, war der Himmel an jenem Rande noch blau, vor mir aber verlor sich der Horizont der Steppe in gelbliche Farben, als ob die öde Fläche und die Luft selbst, die über ihr hängt, ganz und gar von der Sonnengluth verbrannt wären.

Die folgenden Tage zeigte sich dieser Anblick auf allen Seiten. Selbst der Himmel schien mir einen schwermüthigeren Eindruck zu machen, als hier bei uns. Er war so vollkommen wolkenlos, daß es fast unbegreiflich war, wie hier jemals Regen oder Sturm statt finden könne.

Die Sonne zog ebenso einsam am glänzenden Himmelsgewölbe hin, wie ich auf der öden Steppe.

Der Durst peinigte mich. Bis jetzt hatte ich keinen Fluß, keine Quelle gesehen. Nur hie und da hatte ich ein wenig von dem Wasser getrunken, das sich in irgend einem Loche angesammelt, von dem bei uns hier kein Thier trinken möchte.

Am dritten Tag schien es mir, als ob ich in weiter Ferne sich einen schwarzen Punct von dem flammenden westlichen Horizont abheben sähe. Als ich näher kam, entdeckte ich zu meiner größten Freude, daß da, mitten in einem Melonengarten, eine Hütte stand.

An der Thüre saß ein Mann, mit einem Bart so lang und weiß, wie der meinige jetzt ist. Ich grüßte ihn; er grüßte mich wieder und starrte mich mit einem Blicke an, der zu verrathen schien, daß er des Anblicks von Menschen ganz und gar entwöhnt war.

Als er hörte, ich sei durstig, bewirthete er mich mit einer vortrefflichen Melone aus seinem Garten und ich ihn mit einem Glas Branntwein und einem Stücke noch unverdorbenen Brodes. Beides schien ihm noch willkommener zu sein, als die Anwesenheit eines anderen menschlichen Wesens auf seiner Steppe.

Ich blieb bei ihm über Nacht, und bis Mitternacht saßen wir bei einander und plauderten. Ich erzählte ihm, wer ich sei, und er mir dagegen seine Geschichte.

Er war ein polnischer Adeliger und hatte bereits einige Jahre auf dieser ihm gehörigen Steppe verlebt. Alle seine Pläne bezüglich des Anbaues dieser Gegend waren am Mangel an Wasser gescheitert. Er hatte sich durch Brunnengraben fast aufgerieben,

ohne die geringste Wasserader aufgefunden zu haben. Jetzt lebte er von seinem Melonengarten und einem kleinen Maisfelde. Aus letzterem machte er Mehl. Die Melonen löschten seinen Durst.

Wie es nun möglich ist, daß diese wässerige, zuckerhaltige, bald schneeweiße, bald blutrothe Frucht in einer Erde wachsen kann, die vor Dürre fast zu Asche verwandelt war, das weiß allein Gott, der selbst in der wasserlosen Oede den vor Durst verschmachtenden Wanderer zu letzen weiß!

Höre, weißt du was? sagte mein Wirth zu mir. Wenn du Geld dazu hast — und viel braucht es eben nicht zu sein — so kaufe diese Steppe mir ab! Du bist jung, vielleicht glückt es dir, eine Wasserader irgendwo aufzufinden; bist du nur erst einmal zu Wasser gelangt, so bist du in kurzer Zeit ein reicher Mann. Nur ein Tropfen Wasser, und Heerden und Pferde in Menge.

Ich bin schon ein alter Mann; Gott hat mir in meinem Beginnen seine Gnade nicht geschenkt; ich habe jetzt nur den Wunsch bei den Meinigen zu sterben. Gibst du mir nur so viel, als ich brauche, um nach Polen zurückzukehren und einige Monate leben zu können, so übertrage ich dir als Eigenthum ein größeres Steppenland, als bei Euch drei große Gemeinden besitzen.

Nachdem ich über diesen Vorschlag nachgedacht, willigte ich ein.

Hierauf begaben wir uns zur Ruhe.

Am Tage darauf schlossen wir den Handel ab. Ich gab dem Polen die Hälfte der Summe, die ich bei mir hatte, wogegen er alle Rechte und Privilegien bezüglich der Steppe auf mich übertrug. Er übergab mir ein Document auf Pergament, mit großen Wachssiegeln versehen, worauf sie alle geschrieben standen.

Hierauf ging er mit mir hinaus, um mir zu zeigen, wie weit sich die Gränzen meines Eigenthums erstreckten. Diesen folgten wir nun und brauchten nicht weniger als drei geschlagene Tage, von Morgens bis Abends dazu.

Einige in ziemlichem Abstand von einander aufgeworfene Gränzhügel, einige alte Heldengräber, einige nicht sonderlich tiefe Klüftungen waren die Merkzeichen, die angaben, wie weit mein Besitzthum ging. In diesem ganzen Umfange war nur ein einziger Ort, eine kleine Höhlung oder Vertiefung im Boden, wo sich Wasser vorfand, und dieß war nur aufgefangenes Regenwasser.

Als wir nach der Umwanderung der Steppe in die Hütte zurückgekehrt waren, blieb mein Wirth noch einen Tag lang bei mir, worauf er mit den wenigen Lebensmitteln, die noch von meinem Einkaufe in Balta übrig waren, und die ich ihm für den Melonengarten und die heurige Maisernte überließ, sich auf demselben Wege, den ich gekommen war, fort begab.

Ich setzte mich auf die Schwelle der Hütte und folgte ihm mit meinen Blicken, so lange ich ihn sehen konnte. Niemals hatte ich eine solche Sehnsucht nach dem Lande, zu welchem er jetzt zurückeilte, und das mir nicht vergönnt war, zu betreten, empfunden.

Als ich ihn nicht mehr sehen konnte, war es mir, als ob ich in die Erde sinken müßte. Ich ging hinein und setzte mich in die Hütte, wie um auf einige Augenblicke vor mir selbst zu verbergen, daß ich mich auf dieser unermeßlichen Steppe so ganz allein und verlassen befand.

Niemand ist im Stand, sich einen Begriff davon zu machen, an welchem Heimweh ich mehrere Tage lang litt.

Endlich hörte ich eines Nachts, daß die Erde in der Ferne dröhnte. Das Geräusch kam näher und näher, und jetzt konnte ich unterscheiden, daß es Hufschlag war. Ganz richtig! Kurz darauf waren sie vor der Thüre, und ich hörte einige Stimmen rufen, der Wirth möge herauskommen. Ich sah nun hinaus und gewahrte zwei Reiter auf athemlosen Pferden draußen halten.

Hast du nicht ein wenig Brod? riefen sie.

Warum? antwortete ich.

Ach, gib uns nur, wenn auch noch so wenig. In Gottes Namen, schlage uns das nicht ab.

Ich gab ihnen ein großes, rundes Stück Brod und jedem einen Schluck Branntwein.

Du bist ein tüchtiger Bursche, sagten sie. Man merkt gleich, daß der alte Pole nicht mehr da ist. Er hatte niemals etwas Anderes, als seine verfluchten Melonen. Dich soll die Herzensstärkung nicht verdrießen, die du uns gereicht hast.

Mit diesen Worten wendeten sie ihre Pferde und sprengten wieder über die Steppe dahin.

Und wirklich! einige Tage später hörte ich um dieselbe Zeit wieder Pferdegestrampf, nur etwas langsamer und stiller. Es waren meine nächtlichen Gäste wieder, die brachten mir einige Stücke schönes, großes Rindvieh und einige Schafe.

Ich bewirthete sie mit frisch gebacknem Maiskuchen und Branntwein.

Sie dankten mir und sagten, es solle nicht dabei bleiben, sondern sie wollten mich noch reichlicher belohnen.

Nach Verlauf einiger Zeit kamen sie wieder und brachten mir eine ganze Koppel Pferde.

Ich wußte nicht woher, oder wer sie waren, vielleicht Burlaken*) oder Kosaken vom schwarzen Meer, oder Diebe, die das Vieh jenseits der Gränze stahlen.

Aber was war wohl der Grund, daß sie mich so reichlich bedachten? —

Brod schien ein wahrer Schatz für sie zu sein. Ihre Gesichtszüge sah ich nie, denn sie kamen immer bei der Nacht, wenn es stockfinster war.

Ich habe später manchmal gedacht, ob es nicht vielleicht der Teufel selbst war, der so mitten auf der Steppe in eigner Person mir seinen Besuch abstattete und Geschenke überbrachte; aber da fiel mir wieder ein, daß sie mich ja „in Gottes Namen" um Brod gebeten hatten.

In jedem Falle müssen es schlimme Leute gewesen sein, denn es war kein Segen in dem, was sie mir brachten. Der Wohlstand, den ich dadurch erwarb, zerstreute sich wie der Nebel vor dem Wind.

Im Anfange war es indeß gerade, als ob das Glück mich zu seinem Liebling ausersehen hätte. Alles ging nach Wunsch.

Der gefallene Herbstregen und die vermehrten Wasserbehälter in den Höhlungen waren mehr als hinlänglich für meine kürzlich erworbene kleine Besatzung. Der Winter

*) Herumziehende Krämer, Verbannte, oder Nomaden aus Leidenschaft, wie es deren im gemeinen Volke in der Ukraine viele giebt. A. d. U.

ist in jener Gegend gewöhnlich außerordentlich mild, und der erste, den ich dort zubrachte, war es in einem so ungewöhnlichen Grade, daß die Rinder fort auf die Weide gehen konnten. Im Frühjahre kamen einige Burlaken zu mir, die ich bei mir behielt, daß sie mir an die Hand gehen und die Thiere hüten sollten. Mit diesen fing ich jetzt auch an, nach lebendigen Quellen auf meinem Grunde zu suchen.

Ich hatte mir die Stellen gemerkt, wo in der trockenen Jahreszeit das frischeste Gras, das üppigste Haidekraut wuchs, und dort grub ich nach. Ungefähr um die Mitte des Sommers entdeckte ich endlich eine zwar tiefliegende, aber frische und reichliche Quelle. Ein gefundener Schatz hätte mich nicht so glücklich gemacht, und hätte mich auch nicht schneller bereichern können.

Aus allen Ecken und Enden der Welt trieben die Leute ihr Vieh nun an den „Kurenny-Brunnen" und für das Tränken nahm ich etwas Gewisses auf das Stück, entweder in Geld oder in Thieren.

Mit dieser Einnahme und mit dem, was meine kleine Besitzung eintrug, war ich bald in den Stand gesetzt, Heerden von Ochsen, Kühen und Pferden zu halten. Ich begann zu pflügen und zu säen. Der Sommer war feucht, und mein türkischer Weizen gedieh vortrefflich.

Durch einige Burlaken schickte ich eine Botschaft an meine Aeltern, welche Polen verließen und zu mir zogen. Ich verheirathete mich, bekam mehrere Kinder, und nahm Jeden, der Lust zur Ansiedlung auf meiner Steppe hatte, auf.

Es währte nicht lange, so hatte sich eine bedeutende Anzahl von Leuten hier gesammelt.

Wir gruben ihnen Erdhütten, stellten Oefen aus gestampftem Lehm darin auf, und lebten in Wohlstand und Zufriedenheit. Bis zum Schwarzen Meer, bis zu den Salzseen der Krim, bis zum Dniestr war „Kurenny's Haus auf der bessarabischen Steppe" überall bekannt.

So lebte ich siebenundzwanzig Jahre dahin. Ich begrub meinen Vater und meine Mutter, nachdem sie ihr Alter in Gemüthlichkeit und Ruhe verlebt hatten, und es war mein Gedanke, daß meine Kinder einmal, wenn die Reihe an mich käme, auch mich auf der stillen Steppe begraben sollten, aber — Gott hat es anders bestimmt. Es war sein Wille, daß ich vor meinem Tode alle die Leiden erdulden sollte, wodurch er in seinem Zorne, vielleicht auch in seiner Barmherzigkeit die Menschen heimsucht. Und so geschah es.

Auf gegen dreißig glückliche Jahre folgten drei so entsetzliche, daß nicht die mindeste Spur von Allem, was ich mein genannt hatte, übrig blieb. Ach, ach! was ist das auch für ein Glück, das ein wenig Dürre, ein wenig Frost, einige Heuschrecken zu vernichten mehr als hinlänglich sind? — Wenn Ihr einmal so alt sein werdet, als ich jetzt, werdet Ihr auch gelernt haben, daß wir erst in jenem Leben finden können, was wir hier vergeblich suchten.

Während ich so in Bessarabien war, erlebte Alles bei Euch seltsame Veränderungen. Ab und zu brachte ein Auswanderer ein dunkles Gerücht davon zu uns, aber wir waren von einer so unermeßlichen Steppe umgeben, daß wir niemals gewiß erfahren konnten, was draußen vorging. Von unserer Ebene aus sahen wir, daß hie und da in der Ferne ein Gewitter heraufzog; bei uns blieb es immer still und klar.

Endlich näherte sich der Krieg auch unserer Gegend. Mein ältester Sohn mußte unter die Soldaten. Er fiel im Sturm auf Otschakoff.

In demselben Jahre war der Winter so streng, daß man seit Menschengedenken nicht dergleichen gesehen. Man nennt ihn noch bis auf den heutigen Tag den otschakoff'schen. Unsere kleine Colonie verlor die Hälfte ihrer thierischen Einwohnerschaft. Der unaufhörlichen Kälte und des tiefen Schnees, die von St. Annä Empfängniß bis Mariä Verkündigung anhielten, ungewohnt, fiel der größte Theil unseres Viehes

Die Leute waren ganz verwirrt über das Unglück, das erste, das sie nach langem Wohlergehen traf. Mein Weib, die wie die andern von diesem Schlage stark angegriffen wurde, und überdieß über den Verlust unseres ältesten Sohnes untröstlich war, sank zuerst ins Grab. Sie sollte das Unglück, das uns bevorstand, nicht mehr sehen.

Es kam indeß nicht auf einmal. Es vergingen noch einige Jahre, die wir weder schlechte noch gute nennen konnten. Es war, als sollte auf den ersten Schlag ein Stillstand folgen. Aber es waren sichere Zeichen da, daß die Welt in die Gewalt böser Mächte gerathen war. Die Luft schien ungewöhnlich schwer. Mehrere Monate lang sah man einen Haarstern am Himmel. Gerüchte von seltsamen Vorbedeutungen verbreiteten sich unter den Leuten. Einige berichteten, sie hätten bei der Nacht zwei weibliche Gestalten in der Höhe gesehen, die stritten und sich bei den Haaren zerrten. Es waren die zwei Pestschwestern, von denen die eine die Menschen, die andere das Vieh würgt, und die stritten sich, welche ihren Willen haben solle.

Andere hatten die Eine bemerkt, wie sie herbeikam, wenn Hausmütter, nachdem Mann und Kinder schon schlafen, noch dasitzen und beim Scheine des herabgebrannten Lichtes noch spinnen, und zu den niedrigen Fenstern der Erdhütten hineinlugte, und an den Fingern die Schlafenden und die Wachenden abzählte; das war die Pest. Ich selbst sah ein wildes Pferd über die Steppe dahin eilen. Mit gegen den Wind weit aufgerissenen Nüstern schien es Wasser zu suchen. Doch stand es bei keinem Wasserbehälter still, sondern sprengte bei seinem Anblick weiter. Gleich sagten die Leute, das sei der Vorläufer von Heuschreckenschwärmen, und das traf zu.

Im Herbste kam die Landplage. Sie fraßen oder verdarben Alles und kamen in so dichten Haufen, daß sie wirklich die Sonne verfinsterten, und daß es am lichten Tag so düster bei uns war, wie in der Dämmerung. Ihr Flug machte einen Lärm, wie ich ihn noch nie auf der Steppe gehört, und wie es nur vernommen wird, wenn durch große Wälder ein schweres Gewitter wüthet.

Unsere jungen Leute stiegen zu Pferde und schossen und knallten in der Hoffnung sie dadurch fort zu schrecken. Die Weiber weinten, wir Aelteren sahen nur zu. Wir standen unter freiem Himmel, todtenbleich und mit gefalteten Händen, erschreckt über dieses Zeichen von Gottes Zorn.

Die Ernte des ganzen Jahres ging verloren, und doch war dieß nur der geringste Theil des Unglücks. Was noch schlimmer war, die Hoffnung, den Verlust im nächsten Jahr ersetzt zu erhalten, mußte ganz und gar aufgegeben werden, weil die Heuschrecken sich in unserer Gegend festsetzten.

Die Leute säten keine Wintersaat. Die Burlaken fingen an, meine kleine Kolonie zu verlassen. Ich war genöthigt, auszuhalten und säte auf alle Gefahr hin den Samen eines älteren Vorrathes.

Nur ein starker Frost, der die Heuschreckenschaaren vertilgen würde, konnte unsere Aussaat retten.

Es ging indessen nicht, wie wir wünschten.

Der Winter war mild und das Frühjahr kam zeitlich. An dem sonnverbrannten Aussehen der Fluren war es gleich zu ersehen, daß die Heuschrecken gediehen. Die Verwüstung war um so schrecklicher, als sie sich bei uns dauernd niedergelassen hatten, und nicht, wie sonst irgendwo eine vorübergehende Plage waren.

Nicht ein Halm blieb verschont.

Selbst das Steppengras wurde vernichtet. Der Hungertod stand vor der Thüre. Das Vieh stürzte wegen des verdorbenen Wassers zusammen. Das Getreide, das ich noch besaß, mußte ich für spätere Aussaaten aufbewahren, und so waren wir genöthigt, nur mit Fleisch unser Leben zu fristen. Jetzt zeigten sich Krankheiten. Zwei meiner Kinder starben. Alle Fremden verließen mich und zogen fort, ihr Brod in der Weite zu finden. Ich blieb allein zurück mit meiner ältesten Tochter und meinem jüngsten Sohne.

Jetzt sammelte ich meine letzten Kräfte und bestellte meine spärliche Wintersaat. Mein Herz klopfte heftig, als ich das letzte Korn in die Erde legte.

Der Winter und der Frühling, welche den zwei so schrecklichen Jahren folgten, waren nicht ohne beunruhigende Vorzeichen. Jeden Tag bei Sonnenaufgang war es, als ob lichte Säulen oben an den Himmel stießen, und darauf folgte starker Frost. Das ganze Frühjahr hindurch war es gerade so und wir hatten alle Aussicht, eine Dürre zu bekommen. Dieß war indeß ein Gedanke, den ich mir niemals ernst vorzustellen wagte.

Im April fiel zwar ein milder Regen und alles wurde wieder grün und frisch aber dieser Regen war zum Unglück der erste und letzte in diesem Frühjahr.

Bis Juni fiel kein einziger Tropfen. Es dauerte demnach nicht lange, und alles Grün auf Flur und Steppe war verwelkt. Im Mai und Juni wurde die Hitze unerträglich, die Brunnen trockneten aus, die Erde barst, und die Sonne ging strahlenlos unter.

Die Aussicht auf Regen neckte uns nur, und es war, als ob alles angelegt sei, uns in Verzweiflung zu stürzen. Jeden Morgen sah man große, weiße Wolkenhaufen, aber um Mittagszeit fingen sie wieder an, sich zu zerstreuen.

Am Abend war es ganz stille. Die untergehende Sonne stand am Rande der Steppe wie ein glühender Hüttenofen.

An den Halmen zeigten sich jetzt einige kleine, ärmliche Aehren, gerade so voll, daß sie sich kümmerlich gegen die glühende Sonne halten konnten.

Es gibt doch nichts, was solchen Jammer und solches Elend verursachen kann, als eine Dürre! Jetzt war es nicht mehr der Hunger, sondern der Tod, der leibhaftige Tod selbst, der Menschen, wie jedem lebenden Wesen bevorstand.

Mein Korn war längst verbraucht. Gras und Wasser waren nicht vorhanden.

Gott mag wissen, was aus den armen Vögeln geworden war; ich hörte nicht das Mindeste von ihnen.

Das Vieh, was ich noch übrig hatte, wurde nun ebenfalls ein Opfer der Krankheiten und des Hungers.

Als meine letzte Milchkuh, die uns noch mit ihrer wenigen Milch erquickt hatte, endlich auch verendete, stürzte auch ihre Melkerin — meine älteste Tochter — auf den Boden der Hütte hin, von dem sie sich nicht mehr erhob.

Seit dem Heimgange meines Weibes und meiner übrigen Kinder hatte sie allein mich aufrecht erhalten. Sie war Hausfrau in meiner baufälligen Hütte, mein Trost, meine einzige Hoffnung.

Dort sah ich sie, wie eine Mutter, um mich Alten und um ihren kleinen Bruder geschäftig, den bittersten Hunger und Durst ausstehen, und doch Alles verrichten, was früher meinen Kindern und allen Dienenden obgelegen hatte. Da dachte ich, Gott würde doch gegen sie gewiß barmherzig sein.

Und — er war auch barmherzig, nur nicht so, wie ich armer blinder Mensch mir es vorgestellt hatte, er rief sie zu sich aus dieser Welt des Jammers und des Elends.

Beim Tode dieses Kindes dunkelte es vor meinen Augen. Jetzt erst zählte ich meine Verluste und fühlte sie alle auf einmal. Nur mein Körper verblieb hier auf der Erde; meine Gedanken folgten ihr ins Grab, zu den Lieben, die ich verloren, und bei ihnen blieben sie, und dort werden sie immer bleiben.

Noch einige Zeit lang schleppte ich mich in unserer verlassenen, ausgestorbenen Niederlassung umher. Wie in der ersten Zeit nach meiner Ankunft, lebte ich jetzt wieder nur von Mais, und das Kind mit mir.

Vom frühen Morgen bis späten Abend wankte ich zwischen den Erdhütten, zwischen den Gräbern derjenigen umher, die noch vor kurzer Zeit da gelebt hatten.

Oft, wenn ich so in der Dunkelheit da saß, und mein Kind vor mir nicht sehen und wegen der wachsenden Finsterniß die einzelnen Vertiefungen und Erhöhungen auf der Steppe nicht unterscheiden konnte, fragte ich mich selbst, wie viele Tage jetzt wohl verflossen sein könnten, seitdem der Leche mir diese Steppe übergab, und seit dem Herbsttage, der so klar in meiner Erinnerung da stand, wo er mich verließ und Polen zuwanderte. Hätte mir Einer geantwortet, es seien dreißig Jahre verflossen, hätte ich es nicht geglaubt. War ich doch, wie am Tage nach seinem Abgehen, ganz allein und verlassen, unglücklich, ohne Familie, nur mit dem Unterschiede, daß ich jetzt die ungeheure Last einiger sechszig Jahre auf den Schultern hatte, und daß mein Herz litt und unsägliche Sehnsucht empfand.

Damals ging die Sonne über der unermeßlichen Steppe auf, und jetzt — jetzt ging sie unter. Zwischen Aufgang und Niedergang war der Tag spurlos dahin geschwunden. (Schluß f.)

Palermo.*)

Der architektonische Gesammteindruck Palermo's ist bei weitem ernster und edler, charakteristischer, als der Neapels; Stahr vergleicht Letzteres mit einer Maitresse, Palermo mit einer Fürstin!

Die Einwohnerzahl läßt sich bei den ziemlich ungenauen statistischen Berechnungen, wie sie in Süditalien üblich, nicht bestimmt angeben, doch kann man wohl einhundertfünfundsechzig bis einhundertsiebenzig Tausende rechnen.

Selbst wenn diese noch so eng zusammen wohnen, wie dies, namentlich in der

---

*) Aus: Andreas Oppermann. „Erinnerungen an Palermo." Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1860.

inneren Stadt, der Fall ist, bedürfen sie doch eines bedeutenden Raumes, und so macht denn Palermo schon den Eindruck einer imposanten größeren Stadt.

Sie bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, welches durch zwei Straßen, den Toledo oder Cassaro und die Macqueda, in vier kleinere Vierecke getheilt wird.

Der Cassaro führt vom Meere aus nach dem königlichen Schlosse, welches nebst dem Palaste des Erzbischofs, einer großen Caserne, dem Spedale grande und mehreren Palais sicilianischer Großen den am südlichen Ende der Stadt gelegenen Königsplatz umschließt.

Unmittelbar von ihm aus eröffnet das „neue Thor" mit seinem von Säulchen getragenen, zum Theil mit Mosaiken verzierten Thurme, welches halb den Eindruck eines Triumphbogens macht, den Weg in die Vorstadt und auf die breite belebte Straße nach Monreale und dem Süden der Insel.

Der Königsplatz ist imposant, schon durch den sich hoch aufthürmenden, altnormannischen Bau, welcher den älteren Theil des Schlosses bildet.

Schaut man unter dem „neuen Thor" zurück in den Cassaro, so thut sich dem Auge ein im höchsten Grade malerisches Bild auf.

Eine lange Reihe grandioser Paläste mit ihren ausbauchenden Balconen, mit den eigenthümlichen Zinnenkränzen, welche häufig die glatte Bedachung umschließen, mit den gewaltigen, in die Ferne sehr großartig wirkenden Ornamenten, dazwischen Kirchen im Prunke überladener Renaissance, bilden den größeren Theil der Straße. Diese selbst ist mit Marmorquadern belegt und zu beiden Seiten mit erhöhten Trottoirs eingefaßt. Damit das Regenwasser schneller abfließe, senkt sich die Straße gegen die Mitte zu etwas. In den Parterrelocalen der Häuser reiht sich Laden an Laden; Cafe's und Casino's, Apotheken mit bunten Schildern geben dem Cassaro den Anstrich der Belebtheit, und da, wo in nicht überwölbten Halbbogenansätzen die Porta Felice die Straße schließt, sieht man über das bewegte Treiben, über die Paläste von rothbraunem Tuffstein, über den blendenden Marmor hinweg in die blaue Meereslinie!

In rechtem Winkel wird der Cassaro von der Macquedastraße durchschnitten. Sie ist fast noch breiter und gewährt jedenfalls einen noch mannigfaltigeren Anblick.

Hier sind die ältesten Häuser, riesige, von der Zeit halbverwitterte Paläste mit normannischen Spitzbogenfenstern, mit gewaltigen Balconen, neben luftig in die Höhe gebauten Baracken, welche über die Palastmauern hinwegragen; hier gewährt ein zierlich gebautes, mit köstlichem Erker versehenes, einstöckiges Haus durch seine Pforte den Einblick in ein reizendes Atrium mit einem von Blumen und Schlinggewächsen umgebenen, hochplätschernden, Kühlung verbreitenden Springbrunnen.

Hier erscheint auch das Leben und Treiben fast noch bewegter, die Fruchthändler haben ihre Waaren auf der Straße ausgebreitet, die Bettler sich ungenirter etablirt, überdies gewährt diese Straße bei weitem mehr und mannigfaltigere Einblicke in die hohen engen Nebenstraßen, in welchen sich Alles zusammendrängt, um ihnen den farbigsten Anstrich zu verleihen. Aus ihnen erschallt in vielfachem Klange das tosende Leben!

Die Fortsetzung der Macquedastraße, vom Thore aus Strada nuova genannt, führt in denjenigen Theil der Campagne, welche von dem Monte Pellegrino, und dem Capo di Gallo, dem Monte Cuccio eingeschlossen, vorzugsweise die Conca d'oro genannt wird.

Nach dieser Richtung hin scheint sich Palermo vergrößern zu wollen. Hier ist die einzige Vorstadt, in welcher Neubauten entstanden sind und noch entstehen; wenigstens wurden während der Zeit meines Aufenthaltes mehrere Landhäuser hier gebaut, unter Anderem eine von dem Architekten Cavallari in arabischem Style aufgeführte Villa.

Die Strada nuova ist von unvergleichlicher Schönheit. Anfangs zwischen stattlichen Palästen, vor denen sich kleine Plätze mit Bosquets der duftendsten Blumen befinden, hinlaufend, gewährt sie dann, höher als die umliegende Campagne gelegen, einen Blick über die Orangengärten, über die daraus hervor sich hebenden Casino's, auf das höchst malerisch gelegene Kloster San Giorgio, auf die Gärten des Fürsten Villafranca mit ihren Cypressen und Pinien, hinter welchen der Pellegrin majestätisch emporsteigt, während die große Meereslinie das Bild nach dieser Seite hin abschließt.

Links ragt über der üppigen Ebene, über den Oelbaumpflanzungen von Grazia und Mortellaro und über den reichen Gefilden des Klosters Baeda die vulcanische Form des dreitausend Fuß hohen Monte Cuccio herein.

Diese Straße ist zur Winterszeit der gewöhnliche Spaziergang der Palermitaner. Den Wandelnden begleitet stets der Blick auf das glänzende blaue Meer hinaus und der Anhauch der von dorther wehenden frischen Luft.

Hier sammelt sich täglich die gute Gesellschaft und schöpft nach dem Mittagessen Athem, genießt das Vergnügen zu sehen und gesehen zu werden. Die Frauen mittleren Standes lassen sich gern auf den Steinsitzen, welche zu beiden Seiten der Straße angebracht sind, nieder, während die Vornehmeren in der Carosse sitzen.

Ist der Nachmittag schön, so ist das Gewimmel auf den zu beiden Seiten des Weges befindlichen Trottoirs ziemlich groß. Dazwischen wird geritten und gefahren mit Maulthieren, Pferden und buntaufgezäumten Eseln, welche fast flüchtiger noch als jene sind.

Die Geistlichkeit ist stark vertreten. In langen Zügen sieht man sie einherschreiten, Augustiner, Franciscaner, Benedictiner, Jesuiten und Liguorianer, Weltgeistliche, in den verschiedensten Talaren, mit den verschiedensten Kopfbedeckungen und einer wirklich unglaublichen Variation der Aufkrempelung des Hutes. Die Zöglinge der Schulen sind entweder in geistlicher oder in weltlicher Uniform. Dandys mit schön gebügelten Hüten und mit Vernisstiefelchen, Facchins, Campagnesen, verhüllte Frauen, deren leisem Winke zu folgen nicht räthlich, Soldaten mit Kindern auf dem Arme — denn man dingt hier geradezu Soldaten als Kinderwärter!

Hier fährt der reiche Principe di Valguarnera mit vier raschen Hengsten, dort bewegt sich zwischen den schnelleren Fuhrwerken langsamer eine alte, einstmals in Goldverzierung prunkende, nunmehr gebleichte, von alten Maulthieren gezogene Kutsche von unbeschreiblich großer Dimension, mit einem eben solchen verwitterten Kutscher, einem dergleichen Jäger, dem die Hutfedern zum großen Theile schon ausgegangen, dessen Tressen ebenso roth wie seine Nase sind.

Es ist die Duchessa di San S., welche darin sitzt.

Sie wohnt in einem halbverfallenen Hause in einer engen Nebenstraße. Eine schmutzige, sehr schief im Winkel liegende Treppe führt aus dem kleinen Hofe bei zum Theil mit Papier verklebten Fenstern und an mit Spinngeweben überzogenen Wänden hinauf in das vierte Stockwerk.

Die Wohnung besteht aus drei Piecen, dem Conversationszimmer, in welchem

ärmliche Rohrstühle an den vier Wänden aufgestellt das einzige Meublement bilden, einem Wohn- und Schlafzimmer und einem Raume für die Domestiken, in dem auch gekocht, gebraten, gewaschen wird. Kommt Besuch, so wird die fleischfarbene, verschossene Atlasrobe angezogen, denn Frau Duchessa befindet sich außerdem den ganzen Tag über in einem zweifelhaften Negligé. Sie ist sehr arm — die Frau Duchessa aus spanischem Geblüte — im vierten Stocke mit der Aussicht auf Dächer und Höfe, ihre Revenüen trocknen nach und nach ein, sie muß manchmal mit einer Orange statt eines fetten Arrosto vorlieb nehmen, aber die Carosse behält sie bei und den Kutscher, vor Allem den Jäger mit dem ausgegangenen Federstutz und den rothgewordenen Borten; aus ihnen glänzt den unsicheren Augen der alternden Frau noch das alte Glück und der alte Reichthum an der Seite eines jungen, schönen, verschwenderischen Gemahls entgegen!

Eher sterben, als die Carosse lassen!

Und mit welchem vornehmen, fürstlichen Anstand grüßt die Frau Duchessa, und dabei wie überschwenglich gnädig und heiter!

Ueberall wird auf der Strada nuova geplaudert, gelacht, gescherzt, hier hält ein Wagen voll dicker Damen an, und ein Paar Dandys parliren am Schlage, Alles so harmlos und naiv eitel, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren kann!

Der Palermitaner hat viel Vettern und Basen, hier trifft er Alle, den Keiner versäumt so leicht den Corso.

Mit vieler Gründlichkeit und großer Importenz, ja einem Aufwande von eleganter Gelehrsamkeit erklärte mir Don Gaudentio, ein junger Geistlicher, mit dem ich öfter hier zusammentraf, daß gerade in dieser Straße die beste Luft für die Verdauung sei, sie demnach auch bei weitem der Marina, dem ursprünglich einzigen Spaziergange der Palermitaner, vorzuziehen sei.

Trotzdem wird die sogenannte Marina vor der Porta Felice wegen des größeren Schattens, welchen die dort angepflanzten immergrünen Eichen gewähren, und wegen der unmittelbaren Nähe des Meeres, welches zur Mittags- und Abendstunde eine frische Brise wehen läßt, in der Sommerszeit vorzugsweise als Corso benutzt, während sie im Winter allerdings nicht so belebt ist.

Die Marina von Palermo dürfte wohl eine der schönsten Promenaden der Erde sein!

Sie ist längs des Golfs hin gelegen. Eine hohe schön gebaute Untermauer mit Ballustraden schützt gegen das heranbrandende Meer. Ueberall sind hier an dem Mauergeländer Ruhebänke angebracht. Ein breites Trottoir führt unmittelbar am Ufer hin. Drei Fahrstraßen bilden die Breite dieser Marina, in deren Mitte ganz nach Art der spanischen Alameden eine schattige Allee angepflanzt ist. Dann erhöht sich der Weg wieder zu einer niedrigen Terrasse, auf welcher viele Marmorsitze angebracht sind. Eine Reihe der schönsten Paläste umschließt die Marina nach der Stadtseite zu. Nach Westen zu wird dies Marinebild von dem Hafencastelle und der Sanità, dem von Schiffsmasten und Wimpeln belebten Hafen, dem darüber hinragenden Monte Pellegrino, nach Osten von dem weit in's Meer hinausgeschobenen Cap von Zaffarano abgeschlossen.

Am östlichen Ende des schattigen Spazierganges steht ein zierlicher Marmortempel, in welchem zur Sommerszeit von einer Militairmusikbande die weichen Melodieen italienischer Opern gespielt werden, daß die Töne in den Abendstunden schmeichelnd über das spiegelnde Meer hingleiten.

Aus dem Cassaro gelangt man nach der Marina durch die Porta Felice.

Der Eindruck, welchen dieser Schritt in's Freie gewährt, ist nicht zu beschreiben, nicht die Schönheit und Milde der Natur, dieser ambrosischen Luft, welche hereinweht von dem tiefblauen Meere, welches ich noch nirgend in so classischer Majestät habe prangen sehen, dieser schönen Bergform des Monte Pellegrino im Sonnenglanze mit seinen mathematisch scharf abgeschnittenen tiefen Schatten, dieser duftigen Ferne der Eilande und der schönen Küste!

Mit einer gewissen ängstlichen Hast prägte ich meiner Seele dies Bild ein, damit es ja darin haften bleibe — und wenn es heute in trüber Stunde wieder vor die Erinnerung tritt, diese selige Schönheit vor dem seelischen Auge sich entfaltet, dann ist alles Leid vergessen, jeder Mißmuth geschwunden!

Ja, mit Recht heißt dieses Thor, welches an die Marine von Palermo führt — Felice — Glück eröffnend, von ihm aus überschaut man mit Einem Blicke Deine volle Schönheit und Größe, herrliche Trinacria!

Nach dem Spaziergange wird in der Regel noch im Vorbeigehen vor irgend einem Caffee ein Glas Eis genossen, dann in die im Cassaro gelegenen, geschlossenen Gesellschafts- und Conversationslocale geeilt, denn der Palermitaner liebt es nicht, sich längere Zeit in öffentlichen Caffe's aufzuhalten — aus leicht zu errathenden Gründen, da die Polizei überall Spione ausstellt.

Die Damen und ein Theil der männlichen Gesellschaft, welche ihnen gern Gesellschaft leistet, eilen in die Conversationen, der gewöhnliche Mann in irgend eine Trattorie, um nunmehr sein Pranzo zu halten.

Die Seminare und Klosterleute kehren wieder in die Clausur zurück.

Wagen und Reiter suchen in eiligstem Schritte mit Ave Maria wieder zu Hause einzutreffen.

In Zeit von einer Viertelstunde ist die Promenade abgestorben, dagegen entsteht in der Stadt ein Drängen und Wogen, eine Erscheinung — dem Fremden um so auffälliger — als er den Grund nicht kennt.

Noch sind nur die Thürme und hohen Dachspitzen von der Sonne beleuchtet.

Es erhebt sich plötzlich eine kühle Luft von den Bergen her! Endlich versinken die Strahlen, es ertönt allerwärts das Ave Maria-Läuten — die Nacht tritt ein!

Wem an einem milden Sommerabende der Anblick einer deutschen Reichsstadt, wie des edlen Nürnberg im Schmucke seiner Thürme und Zinnen, seiner Mauerkrone von der schönen alten Veste aus zu Theil geworden — wer sich im Schatten des herrlichen Baumes, welcher dort auf der Freiung vor dem mit dem deuschen Adler auf güldnem Felde geschmückten Thore angepflanzt ist, an dem lieben Städtebild länger ergötzt hat, als es sonst Fremde zu thun pflegen — wem einmal im Niederblicke auf dies echte, freie, stolze Bürgerleben und auf diese rührige und doch nicht rastlose, auf diese betriebsame und doch nicht gewinnhastige, auf diese volkreiche und doch nicht überfüllte Stadt das volle deutsche Herz aufgegangen ist, — wem die vielen Denkmale und Erinnerungen an eine blüthen- und entwickelungsreiche Vergangenheit unseres deutschen Städtethums, welche darum überaus wohlthuend wirken, weil sie einem ebenso regen und gesunden gegenwärtigen Leben nur zur Zierde dienen, von ihm gleichsam neu belebt worden, Nichts von elegischer Wehmuth, sondern nur frische historische Freude erwecken, — wer beim

Anblicke der die Stadt umgebenden Auen, von Natur nicht reich bedacht, durch den redlichen Fleiß eines der tüchtigsten deutschen Volksstämme in blühende Gefilde mit reichem Ertrage umgewandelt, der zahlreichen Bauwerke, die keines Fürsten hoher Sinn, nicht die Prachtliebe der Großen, sondern eine Gesammtheit deutscher Bürger geschaffen hat, um sich ihr Haus wohlig und schön zu bereiten — wer, sage ich, bei solchem Anblicke sich glücklich preist, in einem Lande mit gesegneten Zuständen leben zu können — den stimmt wohl das harmonische, in allen herrlichen Accorden anhebende Geläute zur Andacht, das wie ein melodisches Glockengebet zum stillen Abendhimmel hinaufsteigt — so leidenschaftslos und mild, und doch so liebewarm und inbrünstig, tiefergreifend um die Stunde — der entblößt wohl unwillkürlich sein Haupt und schickt ein Gebet hinauf zu dem, der die Geschicke der Völker in seiner Hand hält, und einen Segenswunsch hinab auf die deutsche Stadt, auf das theure geliebte Vaterland.

Oder — wer in einem der kleinen Theile Deutschlands aus grünem Haag die Dorfglocke gehört — wem es geschienen, als ob die reinen zitternden Töne mit dem durch das frische Waldesgrün hindurch schimmernden Abendrothe verschmolzen — wer dann vom Bergeshange aus unter sich das friedliche Dorf mit den rauchenden Schornsteinen erblickt hat — über den ist gewiß ein unsagbares Gefühl des Friedens gekommen, und in seinem Herzen ist's so still und abendselig geworden, wie da drunten im grünen Gefilde!

Von derlei Empfindungen erregt das Ave Maria-Läuten in Palermo Nichts!

Es ist weniger ein Läuten, als ein nicht zu beschreibendes, in den raschesten Tempo's erfolgendes Glockengerassel, welches in wilden unharmonischen Schlägen ertönt.

Es entsteht dadurch, daß an den Thürmen der vielen Kirchen und Klöster ein ganzes System von zwölf bis vierundzwanzig Schellen und Glocken angebracht ist, an welche in rascher Aufeinanderfolge die Hämmer, durch ein einziges Seil angezogen, anschlagen. So wird eine Art von Glockenspiel, das sich in großer Schnelligkeit wiederholt erzeugt. Alle diese Spiele zusammen aber geben ein unbeschreibliches Geklingel.

Es ist ein in rasender Leidenschaft ertönender Ruf, daß wieder ein Tag zu Ende und die Nacht eingebrochen — gleichsam das in hastigen Schlägen auspulsirende Leben des rast- und ziellosen Tages! Es endet in plötzlichem Abbruche mit einem Mißklange!

Es liegt keine weich nachhallende Versöhnung in diesem Abendläuten, und wie es in seinem betäubenden Lärme blos die Sinne verwirrt, kann es die Tausende, welche mit entblößtem Haupte ruckweise in ihrem Treiben innehalten, wohl zu einem sclavisch kirchlichen Dienste des Gebetes zwingen, aber keine freie religiöse Empfindung erregen!

Auch folgt auf dies Ave Maria-Läuten kein stilldämmernder Abend mit seinem Aushauchen, seinem Abkühlen, seiner bezaubernden Frische, sondern schnell und plötzlich rollt die Nacht ihr sternendurchwebtes Gewand über der noch soeben in flammendem Golde glänzenden Erde auf! (Schluß f.)

*** (**Neue literarische Erscheinungen im Jahre 1860.**) Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik. Von A. Reißmann. — Die Aesthetik des Klavierspiels. Von A. Kullack. — Bilder aus dem Jägerleben. — Von D. von Winterfeldt. — Karl Hildebrand Freiherr von Canstein. Zum Theil nach handschriftlichen Quellen Von C. H. C. Plath. — Neue Goethestudien. Von Heinrich Düntzer. (Forts. f.)

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.

6. Januar 1861.

I. Jahrgang. Nro. 30.



Das Unterhaltungsblatt erscheint jeden Samstag als Beilage zur Neuen Münchener Zeitung. Auf dasselbe ist jedoch auch bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement eröffnet. Die einzelne Nummer 6 kr. Ein literarischer Anzeiger hiezu erscheint in zwanglosen Zeiträumen.

Auf der Steppe.

Historische Novelle von Grabowski.

Aus dem Polnischen von H. Noë.

(Schluß.)

Als ich sah, daß der Alte in Nachsinnen verfiel und in der Erzählung nicht weiter ging, schwieg auch ich einige Augenblicke; darauf sagte ich: Aber wie kamst du aus Bessarabien in dieses Land zurück?

Als es gegen den Herbst zuging und ich sah, daß für mich und mein einziges übriges Kind keine andere Aussicht war, als der drohende Hungerstod, verließ ich endlich die Steppe und begab mich auf den Weg hierher.

Da nun alle diejenigen, mit welchen ich ein ganzes Menschenalter durchlebt, todt oder ferne waren, erwachte die Erinnerung an meine Jugend lebendig in meiner Seele, und ich beschloß, mich nach Lugowa zurückzubegeben.

Und kehrtest du dahin zurück?

Nein, ich setzte mich hierher zur Ruhe.

Aber was wurde aus dem Besitzthum, das du dir auf der Steppe gekauft hattest?

Wenn es Niemand in Besitz genommen hat, wird es, wie vor meiner Zeit, mit Disteln und Unkraut überwachsen sein und Feldhühnerschwärme und wilde Pferde ernähren. Auf jeden Fall ist es mir ganz gleichgültig. So lange mein Sohn lebte war mein Gedanke, er solle, wenn er älter wäre, es einmal selbst übernehmen oder einem Andern übertragen.

Als auch er starb, übergab ich die Papiere, die meine Ansprüche auf das Eigenthumsrecht darüber enthielten an den Herrn von Orlonicz, von dessen Güte ich jetzt schon eine Reihe von Jahren lebe, und zwar in weit größerem Ueberfluß, als ein Mensch meines Standes braucht. Er wollte jedoch, obwohl er beim Durchsehen die Gültigkeit der Papiere erkannte, mein Geschenk nicht annehmen.

So ging ich einmal ohne sein Wissen zum Ortsrichter und ließ protokolliren, daß ich das Besitzthum an die älteste Tochter der Herrschaft, Fräulein Julie abtrete. Vielleicht kann ihr Mann einmal einen Vortheil daraus ziehen. Könnte nur die Einwohnerzahl

dort vermehrt und ein Mittel gegen die schrecklichen Folgen der dort so häufigen Dürre gefunden werden, so könnte die Steppe eine Goldmine werden.

Aus dem, was du mir jetzt erzählst, sagte ich, und aus verschiedenen andern Einzelnheiten im Laufe deiner Erzählung, bin ich auf die Vermuthung gekommen, Zulynskis müssen mit der Familie verwandt sein, der du durch die Rettung ihres einzigen Kindes aus den Händen der Hajdamaken einen so großen Dienst erwiesen hast. Ist nicht vielleicht gar Frau Zulynski das kleine Mädchen, das du im Blutbade von Emila beschütztest.

Nein, sie ist ihre Tochter. Die jetzige Frau auf Orlonicz ist eine Enkelin des Pan Vejher, der Gouverneur der Lubomirschen Güter war, und Fräulein Julia — auf die Ihr, wenn ich anders nicht sehr fehl gehe, ein Aug geworfen habt — ist eine Enkelin der kleinen Julka, die ich rettete.

Obgleich es jetzt schon so sehr lange her ist, hat die gute Herrschaft dem alten Hajdamaken doch seine Hingebung an ihre Familie nicht vergessen.

Sie nahmen mich, als ich ein halbverhungerter Bettler war, auf, und überhäuften mich mit Wohlthaten. Sie halfen meinem Sohne fort. Gern hätten sie mir alle meine Sorgen abgenommen, wenn es möglich gewesen wäre. Gott lohne Ihnen für alles Gute, was sie mir gethan und thun wollten!

Aber auf welche Weise bist du zu Ihnen gekommen? Woran erkanntest du Sie und Sie dich?

Vielleicht durch einen Zufall und doch vielleicht durch keinen Zufall, antwortete der Greis lächelnd. Es gibt mehr Wunder auf dieser Welt, als es Einem vielleicht scheinen möchte.

Es ist lange Zeit, daß ich ganz von der Welt zurückgezogen lebe, und doch habe ich sie nie aus dem Gesicht verloren. Ja, Ihr könnt es glauben, im Laufe dieser vielen Jahre habe ich sogar nähere Einsicht in eines und das Andere bekommen! Ja, Ihr lacht darüber, daß ein einfacher Mann auch nachdenken soll. In seiner Jugend arbeitet man mit seinen Händen, fühlt mit seinem Herzen, und wird sich schwerlich ein einziges Mal bewußt, daß man einen Kopf auf seinen Schultern trägt. Wenn aber die Haare anfangen grau zu werden, und die Kniee schwach, so ists als ob im Kopfe etwas aufwachte, mancherlei Gedanken fliegen wie Bienenschwärme aus ihm hervor; sie summen um ihn, sprechen mit ihm in seinen müßigen Stunden und schlaflosen Nächten. Darum sagt das Sprüchwort: „Auf seinem Schicksal reitet Niemand spazieren." —

Ja es gibt Etwas, was den Menschen an der Hand führt? Du siehst dich um, und meinst, es sei Niemand da — glaube das nicht! Es hört und sieht dich und leitet deinen Schritt, nicht nach deinem, sondern nach Seinem Willen. Und wer ist es wohl, der das thut?

Gott und seine Engel, wenn du gut bist; der Teufel, wenn durch etwas Böses du deine Seele an ihn verkauft hast. — Ihr wollt wissen, auf welche Weise ich hieher gekommen bin. Nun wohl, so hört, ich will es Euch sagen. Ich schleppte mich durch die Steppen. In Polen war der Winter uns schon zuvorgekommen. Gute Menschen ließen es weder mir noch meinem Kinde an Speise und Trank fehlen, aber die Kälte peinigte uns. Ich meinte nicht, bei dieser Jahreszeit Lugowa erreichen zu können.

Eines Nachmittags verließ ich eine Stadt. Es schneite stark und im Westen

zog böses Wetter herauf. Der dicht fallende Schnee nahm uns alle Aussicht. Nirgends wo war die geringste Wegspur zu sehen. Ich wußte keine Wegrichtung in der Gegend und es hätte mir das auch nicht im Geringsten geholfen, da Alles rund herum wie in Schnee begraben lag. Der eiskalte Wind machte Gesicht und Hände meines kleinen Sohnes erstarren; ich mußte in kurzen Zwischenräumen stehen bleiben, sie ihm durch Reiben aufzuwärmen. Aber auch mich fing die Kälte an zu packen und ich sah ein, daß unsere Lage verzweifelt war.

In meiner Angst sah ich mich nach allen Seiten um, ob ich nicht ein Städtchen, ein Wirthshaus, ja nur einen Schuppen erspähen könnte — aber nein, es war nichts, gar nichts. —

Ab und zu klärte es sich ein wenig auf, wie um mir noch deutlicher zu zeigen, daß ich mich auf der todten, einsamen Steppe befand.

Ein einziges Mal warf die ihrem Untergang nahe Sonne ihre schieffallenden Strahlen auf die weiße Erde, und jetzt wurde ich gewahr, daß seitwärts weit am Horizont irgend Etwas glänzte.

Anfangs glaubte ich, es sei nur der Abglanz der Sonnenstrahlen auf dem Schnee; aber nein: es war ein Kreuz, das uns entgegen schimmerte, und von mir und dem Kinde freudig begrüßt wurde. Neue Hoffnung erwachte in uns.

Wir vermutheten, es sei das Kreuz irgend einer Dorfkirche und richteten unsere Schritte gerade nach dem willkommnen Zeichen, obgleich ich für meinen Theil das Vorgefühl hatte, meine Kräfte würden mich verlassen und die Kälte das Blut in meinen Adern gefrieren lassen, ehe wir im Stande wären, soweit zu kommen. Das einzige, was mich aufrecht erhielt, war der Gedanke, das Kreuz sei uns durch ein Wunder erschienen. Mitten in dem uns umgebenden Dunkel glänzte es unablässig vor uns. Durch die schneeerfüllte Luft schien es, als ob es sich verdoppele und vergrößere. Der untergehenden Sonne gegenüber stand es gerade, als ob es eine zweite untergehende Sonne wäre. Als der Abend kam, gingen klare Sterne auf und verwebten es mit ihrem Glanze.

Wo wir zuerst ein goldenes Kreuz erblickt hatten, sahen wir jetzt ein solches von Silber uns durch das Dunkel entgegen glänzen. Ich wanderte unablässig weiter.

Der Glaube und die Zuversicht in meinem Herzen waren lebendig, aber die Kräfte begannen zu schwinden. Von Zeit zu Zeit mußten wir ganz und gar ermattet und erfroren stehen bleiben. In solchen Augenblicken war es, als ob das Kreuz, unser Leitstern, seine Strahlen noch klarer durch die Nacht sende, wie um uns zur Ausdauer zu ermuntern, und wir rafften uns aus unserer Ermattung, hinter welcher der Tod lauerte, wieder empor. Da das Kind nicht im Stande war, weiter zu gehen, nahm ich es bei der Hand und half ihm. Etwas waren wir nach langwierigem Kampfe gegen den Schneesturm doch näher gekommen.

Das glänzende Kreuz konnte ich nicht mehr sehen, aber ich erblickte ein hohes Gebäude auf der Spitze eines verschneiten Hügels.

Nicht ohne große Beschwerde klimmten wir hinan, und kamen in den Schutz einer Mauer, die uns gegen den gewaltsamen Sturm schützte. Ich setzte mich nun hin, um vor Allem zu Athem zu kommen, aber eine unwiderstehliche Schläfrigkeit überfiel mich und ich hörte ganz auf, Frost zu empfinden. Das Letzte, was ich that, war, das Kind noch enger an mich zu drücken. Darauf verlor ich jegliches Bewußtsein.

In diesem Zustand fanden Leute aus dem nahen Städtchen mich und das Kind, brachten uns in ein Haus und riefen uns ins Leben zurück. Ihr habt vielleicht bereits eine Ahnung, daß der Hügel und das Gebäude, hinter welchem ich Schutz fand, der Hügel und die Kapelle von Orlonicz waren, die wir von hier aus sehen. Aber das wißt Ihr vielleicht nicht, daß diese Kapelle über ihrem Grabe erbaut ist, über dem Grabe derjenigen, die ich, da sie noch ein Kind war, aus dem Blutbade von Emila gerettet, und über den sterblichen Ueberresten derjenigen gebaut ist, die mir im Gefängniße erschien?

Muß es nicht eine Schickung Gottes gewesen sein, daß gerade das Kreuz über ihrem Grabe mir den Weg weisen sollte, als ich mitten im Schneesturm bereits so gut wie verloren war? —

Und was sagt Ihr dazu, daß mein Sohn, der damals erst sieben Jahre alt war, später erzählte, es sei bald, nachdem ich das Bewußtsein verloren, über uns eine von Strahlenglanz umflossene weibliche Gestalt erschienen, die uns mit ihrem Gewande beschützte, hinter welchem es weder Sturm noch Kälte empfand?

Es mag nun sein, wie es will; die Leute die später dazukamen, fanden mich halb erfroren, das Kind dagegen vollkommen unbeschädigt.

Wie gesagt. Ihr könnt nun glauben, was Ihr wollt! Ich wiederhole nur, was mein Sohn erzählte.

Nachdem man mich wieder zum Leben gebracht, mit Speise und Trank gelabt und zur Wiedererlangung meiner Kräfte hatte ausschlafen lassen, führte man mich auf das Schloß, da, wie sie sagten, die Herrschaft einen auf ihrem Grund und Boden gefundenen erfrorenen Bettler nicht ohne ein Geschenk würde fortziehen lassen.

Das Schloß stand damals auf derselben Stelle wie noch jetzt, nur war es noch das alte niedre und düstere Gebäude.

In dem Zimmer, wohin man mich führte, war es fast finster. Ein kleines Mädchen brachte mir ein Almosen.

Bei ihrem Anblick brach ich unwillkürlich in einen Schrei der Ueberraschung aus; denn sie stand hier vor mir, ein leibhaftiges Bild des kleinen Mädchens, das ich einst auf meinen Armen aus dem Gewühle der Hajdamaken getragen.

Das Kind erschrack.

Julka! flüsterte ich. Woher kennst du mich? antwortete es.

In diesem Augenblicke kam ihre Mutter herein.

Mein Name und das Zeichen der Rettung, das ich auf der Brust trug und noch fortwährend trage, klärten Alles auf, und ich, der armselige Bettler, wurde auf dem Schlosse aufgenommen, wie ein Vater. —

In einer Reihe von Jahren erwiesen sie mir unermüdet eine Reihe von Wohlthaten, und so hat eine einzige gute Handlung in meiner Jugend mich nicht allein in jeder Gefahr des Lebens errettet, sondern wird vielleicht, trotz aller meiner Sünden, mich vielleicht auch im zukünftigen zum Heile führen. Ich habe Euch jetzt meine ganze Geschichte erzählt; was ist Eure Meinung über mich?

Meine Meinung über dich ist, antwortete ich, daß du ein guter Mensch bist, und dich um gute Menschen wohlverdient gemacht hast. Herren und Diener, Lechen und

Kosaken sind, wenn sie sich gegenseitig helfend und wohlwollend die Hände reichen, ein wohlgefälliger Anblick vor Gott und den Menschen. —

Auf dem Rückwege nach Orlonicz konnte ich meinen Blick nicht von der gothischen Capelle wenden, deren durchsichtige Formen sich in der Ferne malerisch von dem lichtblauen Grunde abhoben. Die Erzählung des Alten, die gewiß durch mein Wiedergeben viel verloren hat, stand im verklärten Glanze des Wunders vor mir.

Nach meiner Ankunft erkundigte ich mich, ob man Kurreny's Erzählung vollkommenes Vertrauen schenken dürfe.

Daß Kurreny's Unschuld, antwortete Frau Zulynski, und seine edle Handlung bei dem Blutbade von Smila wirklich durch eine wunderbare Erscheinung bekräftigt wurden, ist eine Thatsache, die wenigstens weder meine Mutter oder Tante Dubrawski im geringsten bezweifelten — ja selbst Dubrawski nicht, der, im Vorbeigehen gesagt, nach einen beim gemeinen Manne allgemein herrschenden Vorurtheil, daß ein Gerichtshalter am Austheilen von Strafen Vergnügen finde, beständig als der ärgste Tyrann, als ein Ezzelino oder Castruccio Castracani ausgeschrieen wurde. Pan Dubrawski war ein strenger, vielleicht ein harter Mann; aber unter den Bauern in den weitausgedehnten Gegenden seiner Gerichtsbarkeit hat sein Nachruf unförmliche, riesige Proportionen angenommen. — Doch — um auf die besprochene Erscheinung zurückzukommen — so ist dieß eine Sache, über die in der Familie hier noch Niemand einen Zweifel gehegt hat.

Meine Mutter berichtete sie auch in ihrem Testament und legte uns ausdrücklich auf, wir sollten uns ja bestreben, Hryczek Kurreny oder seine Familie aufzufinden, und sie reichlich für die Errettung ihres Lebens aus dem Aufruf zu belohnen. Wir waren deßhalb sehr erfreut, als der Zufall, günstiger, als alle unsere Bemühungen, uns in den Stand setzte, ihren letzten Willen zu erfüllen.

Sie sehen also, sagte Zulynski, es gibt keinen so entlegenen Winkel, keine noch so stille Familie, ohne ihre Sagen, ihre Erinnerungen, ihre Vergangenheit, die mehr oder weniger mit der gesammten Vorzeit des Landes verknüpft sind. So ist für uns der ukrainische Bauernaufstand von 1768 oder die sogenannte „Koliszczyzna" merkwürdig durch ein wichtiges und trauriges Familienereigniß, die Ermordung der Ahne meiner Frau; aber das Andenken ihrer Tugenden hat sie überlebt, und das Volk bewahrt noch den Eindruck ihrer seltnen Frömmigkeit. Und hierin liegt eine geheimnißvolle Poesie, die ihren verklärenden Glanz über unser triviales Alltagsleben wirft, über jene Prosa, die unser gemeinsames Loos in dieser Welt geworden. —

So lautete die erste Sage, die ich in der Ukraine fand.

Wenn der Leser nun einiges Interesse für denjenigen fühlen sollte, der sie hier wieder zu geben versucht hat, kann ich mehreres bereits in dem vorliegenden Auszuge aus meinem Tagebuch Mitgetheilte leicht dadurch ergänzen, daß ich hinzufüge, wie in dem Augenblicke, in dem ich diese Worte niederschrieb, Jemand hinter mir steht und über meine Schultern hinweg sie so schnell, als ich sie hinwerfe, liest. Es ist gerade dieselbe Jemand, auf welche mein plötzliches Eintreten in das Gesellschaftszimmer von Orlonicz einen so mächtigen Eindruck hervorbrachte, damals Fräulein Julia, jetzt mein geliebtes Weib.

In den zwei Jahren meines Freiens besuchte ich, so oft ich in Orlonicz war, auch Kurreny in seiner Hütte und vertiefte mich mit ihm im Gespräche über die alten Zeiten. Ich glaube nicht, daß es eine einzige Begebenheit, an die er sich erinnern konnte,

gibt, die er mir nicht ausführlich mitgetheilt hätte. Seine Erzählungen über die Ukraine weckten bei mir ein lebhaftes Interesse und die Lust, einen tiefern Einblick in das geschichtliche und sittliche Leben dieses Volkes zu gewinnen.

Jetzt ruht er auch schon einige Jahre unter dem Hügel, auf welchem er so gerne und so oft saß, und wo ich immer sicher war, ihn, wie einen Astronomen auf seinem Observatorium, zu treffen. Was mich anlangt, habe ich mir mehr als einmal gedacht, daß wir erst, wenn wir Alle, die unter den Grabhügeln der Ukraine schlafen, von ihrer Zeit und ihrem Leben erzählen hören könnten, daß wir, sage ich, erst dann bis auf den Grund die Vorzeit dieses Landes erforschen würden, von der wir bis jetzt nur Weniges oberflächlich und in Bruchstücken zu wissen vermögen.

Palermo.

(Schluß.)

Unmittelbar mit dem Eintritte der Nacht entwickelt sich, weniger in den zwei Hauptstraßen, in welchen es verhältnißmäßig bald still wird, als in den engen Nebenstraßen und kleinen Plätzen, das munterste, heiterste, bilderreichste Leben, ebenso wie es hier auch am Morgen zuerst beginnt!

Es dämmert die Nacht, der Morgen ruht noch im Schooße des Meeres! Fast noch finster ist es in den engen Straßen, deren hohe Häuser mit ihren eisernen Balconen, ihrer zum Theil altnormännischen Architektur finster in den kalten Morgenhimmel hinaufragen. Noch ist kein Mensch zu sehen. Schlaf deckt dies sonst so geräuschvolle leidenschaftliche Leben zu, die Alles bezwingende Macht der Ermüdung übt noch ihren Einfluß. Nur ein einsames Licht flimmert hier und dort vor einem kleinen Bilde der Maria oder eines Heiligen.

Die Kirche wacht allein! —

Ein Ordensbruder, gegen die Morgenkühle durch die über den Kopf gezogene Capuze geschützt, öffnet die Pforte zur Kirche. Siehe, da wird hastig die Thüre eines der großen Häuser auf einem kleinen Platze geöffnet, ein Mann schlüpft daraus hervor, während ein Mädchenkopf ihm flüchtig nachschaut, und dann eilig die Thüre wieder geschlossen wird. Es ist der Inamorato, der sich den Lohn einer schönen Serenade bei seinem Liebchen geholt. Die armen jungen Leute haben ja sonst gar keine Gelegenheit, sich zu sehen; in den Conversationen erscheinen meist nur Verwandte, und so bleibt nur der Corso, das Theater und die Serenade, deren zweiter Theil freilich manchmal oben in der Schönen Kammer fortgesetzt wird. Doch — wehe dem Armen, der dabei in die Hände des Vaters oder der furiosen Brüder fällt!

Hier liegen auf den Stufen des Marmorpalastes oder an dem Eingange zur Kirche menschliche Gestalten, so gut es geht, in Capuzen gehüllt!

Es sind Glückliche, welche nicht mit der Last einer Wohnung beschwert sind, sie stärken auf dem harten Pflasterboden die müden Glieder, um dann den Tag in Heiterkeit und Frohsinn zu verbringen, wie es ihre südliche Natur ihnen gestattet. Dieser gebräunte Bursche mit dem trotzigen Munde und der schönen Nase weiß beim Erwachen sicher

nicht, ob er frühstücken wird. Und doch — wenn er sich den Schlaf aus den Augen gerieben, möchte man sich fast freuen über diesen Anblick Murillo'scher Bettlersouveränetät!

Freuen? — Nein!

Dort liegt ein armes blasses Weib mit unaussprechlichem Wehe im Gesichte, ihr zur Seite, die kleinen Beinchen eingezogen, um sich in der feuchten Nacht mehr zu wärmen, nur dürftig mit Lumpen bedeckt, ein Kind! Auf seinem im Schlafe noch unglücklichen Gesichte ist das muojo di fame — ich sterbe vor Hunger, das es den Tag über und oft wahrlich mit Recht gerufen — gleichsam versteinert zu lesen!

Dies junge Antlitz — ein blutiges Brandmal der sicilianischen Zustände — schreit zum Himmel empor, welcher keine Rettung zu kennen scheint!

Jetzt ertönt von den Kirchen das Schlagen der Glocken, der Ruf zum Gebete, die während der Nacht in der Stadt vertheilten Wachen kehren mit dröhnendem Schritte und dem Geklirre der Waffen in ihre Casernen zurück.

Am Hafen, im Quartier von Piedigrotta regt sich's zuerst; der Schiffer, der Matrose rüstet sich zum Tagewerk, vom Lande herein kommt der Paësano mit seinem Vieh, die Trattorien öffnen sich, Alles bereitet sich zu den Bedürfnissen des Tages vor.

Die Sonne ist aus ihrem schimmernden Wasserbette aufgetaucht, — in den kühlen Straßen, noch feucht von dem Niederschlage des Nachtthaues, das Leben erwacht!

Der Klempner setzt sich vor seinem Laden zurecht und fängt an zu hämmern.

Die öffentlichen Schreiber sind aus ihren elenden Quartieren, den Schlupfwinkeln der Kuppelei, herabgestiegen. Sie bilden originelle Figuren in der palermitanischen Gesellschaft mit ihren langgeschwänzten Fracks und gefährlich spitzen stehenden Hemdkragen, ihren kurzen Unaussprechlichen und unaussprechlich gewaltigen Hüten. Das Tischchen wird zurecht gerückt, die Cigarre angebrannt und die Schreibbedürftigen erwartet.

Wie sich das Gefühlsleben des Südländers offener dem Auge darstellt, als im Norden, so sind diese Tische der öffentlichen Schreiber eine reiche Quelle psychologischer Studien!

Der Antiquar legt ernsthaft den Schatz seiner literarischen Reichthümer auf dem Straßenpflaster aus, unbekümmert, ob darüber auch einmal ein Eselchen mit seiner Ladung von Oel stolpert. Ein wissensdurstiger Käufer knieet sich gemüthlich vor den Büchern hin und hält Auslese seines Bedarfs.

Ein Paar rüstige Capuziner schlendern mit Säcken auf dem Rücken, um ihre Einkäufe zu besorgen oder milde Gaben zu erbitten.

Auf den verschiedenen Marktplätzen in der Stadt werden die reichen Erzeugnisse der See ausgelegt; was nicht etwa gleich auf der Straße Piedigrotta, im Quartier der Schiffer, am kleinen Hafen verkauft wird, das wird in die Stadt gebracht; riesige Fische, manchmal so groß, daß sie zwei Männer an einer über die Schulter gelegten Stange tragen müssen, werden gleich auf dem Markte geschlachtet und häufig stückweise verauctionirt, wobei es ohne Scherz und komische Scenen nicht abgeht.

In keiner Stadt Italiens sieht man solche reiche Fülle von Gemüsen und Früchten. Die Größe und Schönheit derselben ist ganz außerordentlich — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der Palermitaner auf den Gemüsebau großen Fleiß verwendet und ihn hierbei die ausgezeichnete Bewässerungsmethode der Campagne, sowie eines der glücklichsten Klimate der Erde unterstützt.

Jetzt öffnet auch der Pizzicaroul, der Maccaroniverkäufer seinen Laden. An kleinen zierlichen Herden fängt man an zu kochen, dort werden Kastanien gebraten, hier Fische geschmort, Maccaroni alla Napolitana und alla Siciliana zubereitet, hier duftet der Bratgeruch von Fribdo in der Luft, dort dreht sich ein fetter Capaun am Spieße.

Der Fremde scheut sich in der Regel, hier Etwas zu genießen, wo gerade die beste Controle der Reinlichkeit möglich.

Ein höchst deliciöses Frühstück von einem saftigen Stück Capaun mit Carviol oder sonst welchem Gemüse ist hier für zwei bis drei Silbergroschen zu genießen, noch dazu in so lustiger, origineller Umgebung; der Forestiere aber giebt lieber das Fünffache, um dasselbe allein in einer dunklen Unterstube seines Hotels „einzunehmen."

Wer in Italien nicht leichtlebig ist, hat keinen Genuß, wer es nicht dort wird, keinen Beruf zum Reisen und sollte lieber innerhalb seiner vier Pfähle bleiben.

Ich hatte, da ich den Einkauf häuslichen Bedarfs selbst besorgte, oft Gelegenheit, den Markt zu besuchen.

Adolfo Braga, ein palermitanischer Kleinbürger, der sich jedoch zeitweilig auch als Diener vermiethete, folgte mir und machte freilich tausenderlei Einwendungen, wenn er irgend Etwas tragen sollte, was nicht mit Papier wohlverwahrt und verbunden war. Körbe tragen nur Facchins oder — Soldaten.

Der Palermitaner, selbst aus niederem Stande, will immer Gentleman sein. Adolfo war darin das Urbild eines palermitanischen Kleinbürgers. Er hatte gute Manieren, wie sie in Deutschland nur sehr gebildete Kammerdiener besitzen, war von ziemlichem Nationalstolze besessen und sah mit einem gewissen Bedauern auf seinen barbarischen Herrn. Er war der liebenswürdigste, sanfteste Mensch, wenn man mit ihm gemüthlich plauderte und scherzte; wenn man ihn als Gentlemen behandelte, war er es wirklich, und dann fiel es ihm gewiß nicht ein, in irgend Etwas Vortheil zu ziehen. Aber wehe! wenn man sich — wie es denn doch manchmal nicht anders ging — hinreißen ließ, ihn grob anzufahren. Wie war er da im Innersten alterirt, der Zorn, den er verschluckte, griff ihn nur um so mehr an. Man mußte Mitleid mit ihm haben, aber man konnte auch gewiß sein, daß er aus Rache bei nächster Gelegenheit Einen tüchtig prellte.

Er ging stets höchst anständig gekleidet und hielt auf sein Exterieur bei Weitem mehr, als ich, über dessen saloppen Anzug er sich mehr als einmal verwundernd aussprach. Er trug einen blauen, wohlgebürsteten, darum an den Näthen etwas fahl gewordenen Rock, einen glattgestrichenen Hut, war stets glatt rasirt — man muß den Bart auf vierundzwanzig Stunden unter der Haut wegnehmen, war seine stehende Redensart — und sah mit seinem hagern und blaßen Gesichte, mit den schwarzen fixen Augen in seinem dunkeln Anzuge mehr einem Gelehrten, wie einem Diener ähnlich. Er sprach leise und fein, nur der Zorn konnte seinem sonst lispelndem Munde gewaltige, weithin schallende Töne entlocken.

Er ging täglich in die Messe, schien überhaupt fromm zu sein. Im Anfange versuchte er zu übervortheilen, als er aber sah, daß man wache Blicke hatte, war er ein ziemlich treuer, redlicher Diener, der ein gewisses Interesse an seinem Herrn nahm und nicht ohne innere Bewegung ihn scheiden sah.

Der Hauptfehler des Palermitaners — die Eitelkeit — war auch der seinige!

Er gab manchen Bajocco aus, um nur nicht selbst gewisse Dinge über die Straße tragen zu müssen. Mindestens vier bis fünf Leute waren ihm stets zur Hand, denen er kleine Unteraufträge zu geben hatte. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihn wegen seiner Klugheit oder seines Hutes, Palermo wegen seiner Schönheit lobte. Mit bedauerndem Blicke antwortete er dann in der Regel: Ein sehr armer Teufel, der nicht in Palermo wohnen kann!

Doch ich verlasse das Marktgewühl und den schmächtigen Adolfo und wende meine Schritte durch den Cassaro nach dem Domplatze.

Die Morgensonne hat sich schon freundlich bis tief in die Straßen niedergelassen, den feuchten Niederschlag bereits verdunstet, sie wirkt mit malerischem Zauber auf die phantastischen, sich nun in Licht und Schatten scharf markirenden Ornamente der Paläste, auf die zum Theil kecken Gliederungen, wie auf die hoch zwischen den Häusern sich aufbauenden Altane mit schattigem Weindache und sich wiegenden Ranken, ein frisches luftiges Wehen geht über die Balcone und Dächer, bewegt dort blühende Büsche von Eschholzien und Rosen, dort sich blähende weiße Wäsche auf dem blauen Himmelshintergrunde.

Wir sind zur Stelle!

Der Dom zeigt sich in vollem Glanze der Sonne und seines eigenen leuchtenden Gesteines dem überraschten Blicke! Dieses für die Geschichte der Kunst höchst wichtige Baudenkmal mit seiner üppig decorativen Entfaltung macht von dem weiten, freien, von herrlichen Palästen umgebenen, mit Statuen gezierten Platze aus gesehen eine bei weitem mehr malerische, als architektonische Wirkung. Pracht, Entwickelung und Reichthum der Phantasie müssen hier die organische Einheit eines Gedankens ersetzen, ja lassen diesen Mangel auf Augenblicke vollständig vergessen. Vorherrschend erkennbar ist das arabische Bauelement, in dem reichen Ergusse einer glücklichen, südlichen Phantasie, fein und prächtig zugleich in der Mannigfaltigkeit verschlungener Bogen, den zierlichen Zackenzinnen, den mit Gold, Blau, Grün und Roth gemalten Mustern, in der Laune und der übermüthigen Gestaltung des Details, während dagegen in der Anlage und dem eigentlich architektonischen Gedanken byzantinischer Styl sich geltend macht.

Dazu kommt noch ein drittes, von den Normannen herrührendes Element, sichtbar in den sich keck und frei in die Höhe erhebenden beiden Thürmen, welche sich hier mit dem Körper des eigentlichen Kirchenbaues verbinden, sichtbar ferner in einzelnen Theilen des Baues, wie z. B. den unter dem Zinnenkranze hervorragenden Bogenpfeilerchen, den durchschneidenden Spitzbogen der Außendecoration, welche die Araber freilich auch sich zu eigen gemacht hatten.

Der Gesammteindruck ist ein heiterer, ja festlicher. In wechselndem Spiele gaukeln hier die Gedanken und Gebilde dreier verschiedener Kunstepochen, haschen, fliehen sich, um dort in liebender Umarmung sich zu vereinigen.

Wer freilich die Majestät und den Gedanken ernst gothischer Tempel, die Energie des hochstrebenden, sich frei und leicht lösenden Gedankens in dem Dombaue sucht, der wird sich enttäuscht fühlen, der arabische Geist und seine lachende, übersprudelnde Phantasie haben — für den Deutschen fast allzusehr — der Mutterkirche Palermo's den Stempel einer verführerischen Schönheit aufgeprägt.

Das Innere der Kirche ist im Sinne der geistlichen Geschmacklosigkeit des vorigen Jahrhunderts restaurirt und decorirt — kalt und frostig bei aller hier und da aufgewendeten Pracht.

In einem abgeschiedenen Theile der Kirche stehen gewaltige Sarkophage von antikem Marmor und dunklem Porphyrstein.

In ihnen ruhen die Gebeine Heinrich's VI. und seiner Gemahlin Constance, — ruhen die Friedrich's II.!

Schauer der Ehrfurcht ergreifen das Gemüth bei dem Gedanken, dem Irdischen des unsterblichen Hohenstaufen so nahe zu sein!

Als man am Ende des vorigen Jahrhunderts den Sarkophag geöffnet, hatte man den großen Kaiser wohlerhalten gefunden, mit offener, reich mit Perlen verzierter Krone auf dem Haupte, neben ihm den goldenen Reichsapfel, ein rothseidener Mantel mit goldgestickten Adlern fiel von den Schultern, an welchen er durch eine kunstvoll gearbeitete goldene Spange festgehalten war. An seiner rechten Hand hatte er einen Ring von funkelndem Smaragd, an der linken Seite das Reichsschwert, die seidenen Untergewänder waren verblichen.

Die Palermitaner nehmen den großen Todten als den ihrigen in Anspruch, nicht so ganz mit Unrecht, als es auf den ersten Augenblick erscheinen mag!

In der unter dem Dome befindlichen Krypta habe ich manche Stunde verweilt.

Auf kurzen, dicken Marmorsäulen ruht das imposante Gewölbe mit den hochgespannten Spitzbogen, dessen aufgeklebte Ornamentik zwar nicht architektonisch, aber darum nicht minder malerisch wirkt.

Das Licht fällt nur durch ein paar kleine Oeffnungen von oben herein. Während die unmittelbar im herabfallenden Tagesscheine stehenden Sarkophage in der Weiße des Marmors erglänzen, verlieren sich die im Hintergrunde befindlichen in nächtlichem Dunkel. Es sind zum Theil antike Särge von guter Arbeit, zum Theil rohe Sculpturen und Reliefs aus der Zeit der Normannen oder geschmacklos überladene Grabsteine aus neuerer Zeit.

Wer würde beim Anblicke dieses Grabgewölbes mit seinen Denkmalen vergangener Zeiten, verrauschter Stürme und gebrochener Leidenschaften, in Staub zerfallenen Glanzes nicht mächtig ergriffen? Hier webt in magischem Dämmerlichte der Geist der Geschichte Palermo's jenes Bild, welches uns durch den Reichthum der Farben anzieht, durch das dämonische Düster seiner Schatten abstößt, jenes Bild, das eher dem Schaffensübermuthe eines phantastischen Dichters, als den strengen Gesetzen der sittlichen Weltordnung seine Entstehung zu verdanken scheint.

Rührend schaut dem das Gewölbe Verlassenden das Steinbild des schönen Friedrich's von Antiochien nach, und schimmernd geht in seinen idealen Zügen noch einmal das Zeitalter der Hohenstaufen an der Seele vorüber!

Historisches Schatzkästlein.

I. Wr. Das Bubengericht zu Berngau in der Oberpfalz. Berngau, eine Hofmark, hatte den Schultheiß von Neumarkt, oder einen eignen Richter, der die Geschäfte in dem Orte vornahm. Die Schöppen wurden aus den Edelleuten oder Ehrbarn (Bürgern) gewählt, bei einem solchen Gericht kam nun einmal folgender Fall zur Verhandlung: „Als einer allhier einst in einem Wasser fast ertrunken wäre, wann

ihn nicht ein Nachpar mit einer Mistgreil herausgezogen; der aber beklagt darnach den andern, er hett imme mit dem Greil ein Aug verderbt durch das Herausziehen, da wußten die die Urtheiler daß nicht, was sie vor ein Urtheil sprechen sollten; spricht einer aus der Urtheiler umstehenden Söhnen, man soll ihn wieder in das Wasser fallen lassen, werde ihm der Andere beim Herausziehen mit dem Greil wieder in's Aug greiffen, soll er's ihm büßen, wo nicht, so habe der Kläger nichts zu klagen; darauf ist der Kläger von der Klag abgestanden. Hierauf hat der Pfalzgraf dieß Recht also befreiet, daß auch die Buben alda, neben den Alten etliche Dinge zu verthätigen haben, das wird also das Bueben-Recht genannt." (Löwenthal Schultheißen-Amt Neumarkt.)

R./B. Ein uns gedruckt vorliegender Münchner Neujahrwunsch von 1781 lautet folgendermaßen:

Gut bairisch Bier, gros bairisch Brod,
Ein Herz voll alter Ehrlichkeit,
Laß werden uns, o Herre Gott!
Genädig, dise Jahreszeit!

Notizen.

, Richard Wagner hat sich bemüssigt gefunden das französische Publicum vor der Aufführung seines „Tannhäuser" durch eine in Briefform gehaltene Broschüre aufzuklären, damit die Ueberraschung nicht allzuheftig wirken möge Er hat jedoch diese Gelegenheit auch benützt, um seine neueste, noch nirgends aufgeführte Oper „Tristan und Isolde" zu charakterisiren. Und da stoßen wir u. a. auf folgenden üppigen Karfunkelstyl: „Spanne deine Melodie kühn aus, daß sie wie ein ununterbrochener Strom sich durch das ganze Werk ergieße, in ihr sage du (hier spricht nemlich der Dichter zum Componisten), was ich verschweige, weil nur du es sagen kannst, und schweigend werde ich Alles sagen, weil ich dich an der Hand führe" — In Wahrheit ist die Größe des Dichters danach zu ermessen, was er verschweigt, um uns das Unaussprechliche selbst schweigend nur sagen zu lassen; der Musiker ist es nun, der dieses Verschweigen zum hellen Ertönen bringt, und die untrügliche Form seines laut erklingenden Schweigens ist die unendliche Melodie." — Wie weit hat dieser Mann noch zum Irrenhause?

§ Wir haben bereits früher über die Administration der Times, dieses Welt-Blattes, das seine Nachrichten aus allen 5 Erdtheilen erhält, um sie sofort wieder in alle Welttheile hinauszuschicken, geschrieben, müssen aber zur Ergänzung noch folgendes hinzufügen. Wer als Schriftsetzer aufgenommen werden will, muß eine Prüfung bestehen, daß er stündlich 40 Zeilen mit 56 Buchstaben setzen kann, für jedes Tausend Buchstaben werden circa 22 Kreuzer bezahlt und kann sich ein guter Arbeiter täglich 25—30 Fr. verdienen Im Ganzen werden 124 Schriftsetzer beschäftigt, 50 für die Nachrichten, 46 für das Parlament, ingleich 5—6 Stenographen, die alle Viertelstunde ihre Arbeiten in die Druckerei abgeben müssen. Der Saal der Compilatoren ist groß und gut beleuchtet, an den reiht sich das Archiv, worin sämmtliche Artikel, welche in die Zeitung von deren Gründung an aufgenommen wurden, aufbewahrt sind. Jeder Redacteur hat stets Cartelle mit dem Redactionsstempel bei sich, um überall und sogleich die nöthigen Artikel aufzunehmen, die dann sofort durch einen Courier an die Direction eingesendet werden. Die Druckerei consumirt wöchentlich 4000 Maß Schwärze. Die Administration selbst nimmt kein Abonnement an, sondern übergibt 30,000 Exemplare an das Haus Smith gegen einen Vorschuß von 75,000 Fr. per Woche, das dann die Zeitung sofort in alle Gegenden Englands, nach Europa und in alle Welttheile versendet.

** (Spanisches.) Wir haben von unserm in Spanien weilenden Landsmann Eibner weitere Briefe erhalten, aus denen wir nicht umhin können, auch ein und die andere Curiosität anzuführen. Originell ist das Recept für grünen Salat, wie man ihn in Sevilla bereitet. Eibner schreibt nämlich: Der Salat ist schlecht. Man schneidet bei der Zurichtung alles Grüne weg und behält nur die Rippen. Diese sind gallbitter, dazu nimmt man ganz ungenirt vor allen Gästen das Oel aus der Lampe die von der Decke hängt, und Nachts zur Beleuchtung des Zimmers diente. Auch alle übrigen Speisen werden mit Oel gekocht, aber es muß ranzig sein, sonst ist es für den spanischen Geschmack nicht pikant genug. Butter wird im Lande selbst nicht erzeugt; sie wird aus England bezogen und ist enorm theuer. Ausgenommen die Trauben, Orangen und Rebhühner, wenn sie nicht mit Oel gekocht sind, wüßte ich nichts das besonders gut wäre in Spanien, ausgenommen das Brod und — die Zündhölzchen. — „Ueber die Bettelei schreibt Eibner:" Der Bettel ist so groß, daß man sich gar keine Vorstellung machen kann. Wenn man auf der Straße geht, strecken Hunderte die Hände nach Dir aus und Du kannst in die Lage kommen, Dich durch Hände und Hüte, welche Dir entgegengehalten werden, förmlich durchwinden zu müssen. Du bist vor Niemanden sicher, daß er Dich nicht anbettelt, außer vor dem, der zu Pferde sitzt; die auf Eseln reiten, betteln auch noch."

,.. Ein Regenbogen vor Sonnenaufgang. In einem Schreiben S. A. Roswell's aus Oxford im „Athenäum" liest man: „Ich glaube, daß ein Phänomen, wie ich es zu schildern im Begriffe bin, eine große Seltenheit ist. Am 23. Juni Morgens 3 Uhr bekam der ganze Himmel die glühende Färbung, welche man so oft bei Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang sieht. Die einzige mir sichtbare Wolke war eine nicht sehr dicht aussehende; sie strich von Süden nach Westen und besaß eine einförmige röthliche Färbung. Um 25 Minuten nach 3 Uhr beobachtete ich zuerst einen Regenbogen auf der Wolke, dessen eines Ende, in ungefähr südwestlicher Richtung, sehr schwach, aber gut abgezeichnet war und die gewöhnlichen Regenbogenfarben hatte, jedoch so zu sagen, gestützt von einer Reihe von Bögen in ähnlicher Farbe, wie die Wolke; sie wurden allmälig minder deutlich, je mehr sie von dem Hauptbogen abstanden. Das andere Ende des Regenbogens in ungefähr gerade westlicher Richtung, war ebenfalls gut abgezeichnet, hatte aber keine prismatischen Farben, es bildete eine helle Lichtlinie an seinem äußeren Rande, und verlor sich allmälig durch eine Breite von 6 oder 7 Grad in die allgemeine Farbe der Wolke. Die Spitze des Bogens war undeutlich, aber ganz sichtbar. Die Erscheinungen verminderten sich allmälig von der Erde aufwärts."

.... Sommereiskeller. Wie nach A. Pleischl in der Nachbarschaft der Kaiserin-Elisabethquelle bei Rodisfurth natürliche Sommereiskeller vorkommen, so fand auch Hofrath Spengler zu Ems im Herzogthume Nassau ein solches unterirdisches Eisfeld, und zwar bei der Dornburg im Amte Hadamar. Die Dornburg ist ein Bergkegel aus Basalt, mit Basaltgerölle, woraus 3 klare, süße, wohlschmeckende Quellen entspringen. Einige Fuß unter dem Basaltgerölle findet man im Juni Eisstöcke, oder vielmehr ein Stein- und Eisconglomerat, das 18 — 20 Fuß tief verfolgt wurde und welches das ewige Eis genannt wird. Im Winter dagegen beobachtet man, daß an vielen Stellen der Dornburg niemals Schnee liegen bleibt; man nimmt daselbst bei empfindlicher Kälte triefende Felsen wahr, die aus ihren Spalten Luft und Wasserdämpfe aushauchen, an welchem sich Menschen und Thiere wärmen.

. (Todesfälle.) Am 5. Dezember ist in der hessischen Landesirrenanstalt Hofheim der einst so berühmte Tenorist Hermann Breiting gestorben. Er ist 52 Jahre alt geworden und befand sich seit 1856 in der genannten Anstalt. Mannheim, München, Berlin, Wien, Petersburg, London 2c. haben ihn einst als Stern ihrer Oper besessen und bewundert.

Verlag und Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München. Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wolf.





